


EX LIBRIS
WOJEWÓDZKIEJ
I MIEJSKIEJ
BIBLIOTEKI
PUBLICZNEJ
IM. EMANUELA SMOŁKI
W OPOLU

GUSTAV FREYTAG

# SOLL UND HABEN

GUSTAV FREYTAG
SOLL UND HABEN

GUSTAV FREYTAG

# Soll und Haben

Roman in sechs Büchern




po 1854

Berlin

Deutsche Buch-Gemeinschaft G.m.b.H.

4090 Ś

ZBIORY ŚLĄSKIE

830-3

Akc. V Nr 278/70/Ś

Es war ein lachender Maiabend auf dem Kallenberg. Oben um das Schloß blühte und duftete der Frühling, und die Blätter der roten Akazie warfen gezackte Schatten auf den tauigen Rasen. Unten im Dunkel des Tals sprangen die zahmen Rehe aus dem Gehölz und schauten begehrlich nach der hellen Gestalt der Herrin, welche den holden Segen des Gastrechts jedem erteilt, der in den Bannkreis des Schlosses tritt, dem Menschen, wie dem Vogel und dem Wild. Die Ruhe des Abends lag auf Hügel und Tal, nur aus weiter Entfernung klang zuweilen das Rollen des Donners in die lichtreiche, glückliche Landschaft. An diesem Abend sah Eure Hoheit, an die Steine der alten Schloßmauer gelehnt, sorgenvoll über die fruchtbaren Felder hinein in die dämmrige Ferne. Was mein edler Fürst damals sprach: über die Verwirrung der letzten Jahre, über die Mutlosigkeit und müde Abspannung der Nation, und über den Beruf der Dichter, die gerade in solcher Zeit dem Volke einen Spiegel seiner Tüchtigkeit vorhalten sollen zur Freude und Erhebung, — das waren goldene Worte, in denen sich ein großer Sinn und ein warmes Herz offenbarten, und sie werden lange nachklingen in dem Herzen des Hörers. Seit diesem Abend habe ich den Wunsch, mit Eurer Hoheit Namen das Buch zu schmücken, dessen Plan ich damals mit mir herumtrug.

Fast zwei Jahre sind seitdem vergangen, ein furchtbarer Krieg ist entbrannt, und mit finsterer Sorge sieht der Deutsche in die Zukunft seines Vaterlandes.

In solcher Zeit, wo die stärksten politischen Leidenschaften in das Leben jedes einzelnen dringen, weicht die heitere Ruhe, welche der Schaffende zur künstlerischen Gestaltung

braucht, leicht von seinem Arbeitstisch. Ach! sie hat dem deutschen Dichter seit langem gefehlt. Nur zu sehr fehlt das Behagen am fremden und eigenen Leben, die Sicherheit fehlt und der frohe Stolz, mit welchem die Schriftsteller anderer Sprachen auf die Vergangenheit und Gegenwart ihres Volkes blicken, im Überfluß aber hat der Deutsche Demütigungen, unerfüllte Wünsche und eifrigen Zorn. Wer in solcher Zeit Poetisches gestaltet, dem fließt nicht die freie Liebe allein, auch der Haß fließt leicht aus dem schreibenden Rohr, leicht tritt an die Stelle einer dichterischen Idee die praktische Tendenz, und statt freier Laune findet der Leser vielleicht eine unschöne Mischung von plumper Wirklichkeit und gekünstelter Empfindung.

Bei solchen Gefahren hat der Dichter doppelt die Pflicht, die Umrisse seiner Bilder rein zu halten von Verzerrung, und seine eigene Seele frei von Ungerechtigkeit. Dem Schönen in edelster Form den höchsten Ausdruck zu geben, ist nicht jeder Zeit vergönnt, aber in jeder soll der erfindende Schriftsteller wahr sein gegen seine Kunst und gegen sein Volk.

Diese Wahrheit zu suchen, und wo ich sie fand, zu vertreten, halte ich für die Aufgabe meines Lebens.

Und so sei meinem ritterlichen Herrn ehrfurchtsvoll das leichte Werk gewidmet. Glücklich werde ich sein, wenn Eurer Hoheit dieser Roman den Eindruck macht, daß er wahr nach den Gesetzen des Lebens und der Dichtkunst erfunden und doch niemals zufälligen Ereignissen der Wirklichkeit nachgeschrieben ist.

Leipzig, im April 1855.

**Gustav Freytag.**

# Erſtes Buch

## 1.



Oſtrau iſt eine kleine Kreisſtadt unweit der Oder, bis nach Polen hinein berühmt durch ihr Gymnaſium und ſüße Pfefferkuchen, welche dort noch mit einer Fülle von unverfälſchtem Honig gebacken werden. In dieſem altväteriſchen Orte lebte vor einer Reihe von Jahren der königliche Kalkulator Wohlfahrt, der für ſeinen König ſchwärmte, ſeine Mitmenſchen — mit Ausnahme von zwei Oſtrauer Spitzbuben und einem groben Strumpfwirker — herzlich liebte und in ſeiner ſauren Amtstätigkeit viele Veranlaſſung zu heimlicher Freude und zu demütigem Stolze fand. Er hatte ſpät geheiratet, bewohnte mit ſeiner Frau ein kleines Haus und hielt den kleinen Garten eigenhändig in Ordnung. Leider blieb dieſe glückliche Ehe durch mehrere Jahre kinderlos. Endlich begab es ſich, daß die Frau Kalkulatorin ihre weißbaumwollene Bettgardine mit einer breiten Krauſe und zwei großen Quaſten verzierte und unter der höchſten Billigung aller Freundinnen auf einige Wochen dahinter verſchwand, gerade nachdem ſie die letzte Falte zurechtgeſtrichen und ſich überzeugt hatte, daß die Gardine von untadelhafter Wäſche war. Hinter der weißen Gardine wurde der Held dieſer Erzählung geboren.

Anton war ein gutes Kind, das nach der Anſicht ſeiner Mutter vom erſten Tage ſeines Lebens die ſtaunenswerteſten Eigenheiten zeigte. Abgeſehen davon, daß er ſich lange Zeit nicht entſchließen konnte, die Speiſen mit der Höhlung des Löffels zu faſſen, ſondern hartnäckig die Anſicht feſthielt, daß der Griff dazu geeigneter ſei, und abgeſehen davon, daß er eine unerklärliche Vorliebe für die Troddel auf dem ſchwarzen Käppchen ſeines Vaters zeigte und das Käppchen mit Hilfe des Kindermädchens alle Tage heimlich

vom Kopf des Vaters abhob und ihm lachend wieder aufſetzte, erwies er ſich auch bei wichtigerer Gelegenheit als ein einziges Kind, das noch nie dageweſen. Er war am Abend ſehr ſchwer ins Bett zu bringen und bat, wenn die Abendglocke läutete, manchmal mit gefalteten Händen, ihn noch herumlaufen zu laſſen; er konnte ſtundenlang vor ſeinem Bilderbuch kauern und mit dem roten Göckelhahn auf der letzten Seite eine Unterhaltung führen, worin er dieſen wiederholt ſeiner Liebe verſicherte und dringend aufforderte, ſich nicht dadurch ſeiner kleinen Familie zu entziehen, daß er ſich vom Dienſtmädchen braten ließe. Er lief zuweilen mitten im Kinderſpiel aus dem Kreiſe und ſetzte ſich ernſthaft in eine Stubenecke, um nachzudenken. In der Regel war das Reſultat ſeines Denkens, daß er für Eltern oder Geſpielen etwas hervorſuchte, wovon er annahm, daß es ihnen lieb ſein würde. Seine größte Freude aber war, dem Vater gegenüber zu ſitzen, die Beinchen übereinanderzulegen, wie der Vater tat, und aus einem Holunderrohr zu rauchen, wie ſein Herr Vater aus einer wirklichen Pfeife zu tun pflegte. Dann ließ er ſich allerlei vom Vater erzählen, oder er ſelbſt erzählte ſeine Geſchichten. Und das tat er, wie die Frauenwelt von Oſtrau einſtimmig verſicherte, mit ſo viel Gravität und Anſtand, daß er bis auf die blauen Augen und ſein blühendes Kindergeſicht vollkommen ausſah, wie ein kleiner Herr im Staatsdienſt. Unartig war er ſo ſelten, daß der Teil des weiblichen Oſtrau, welcher einer düſteren Auffaſſung des Erdenlebens geneigt war, lange zweifelte, ob ein ſolches Kind heranwachſen könne; bis Anton endlich einmal den Sohn des Landrats auf offener Straße durchprügelte und durch dieſe Untat ſeine Ausſichten auf das Himmelreich in eine behagliche Ferne zurückhämmerte. Kurz, er war ein ſo ungewöhnlicher Knabe, wie nur je das einzige Kind warmherziger Eltern geweſen iſt. Auch in der Bürgerſchule und ſpäter im Gymnaſium wurde er ein Muſter für andere und ein Stolz ſeiner Familie. Und da der Zeichenlehrer behauptete, Anton müſſe Maler werden, und der Ordinarius von Tertia dem Vater riet, ihn Philologie ſtudieren zu laſſen, ſo wäre der Knabe ſeiner zahlreichen An-

lagen wegen wahrſcheinlich in die gewöhnliche Gefahr ausgezeichneter Kinder gekommen, für keine einzige Tätigkeit den rechten Ernſt zu finden, wenn nicht ein Zufall ſeinen Beruf beſtimmt hätte.

An jedem Weihnachtsfeſt wurde durch die Poſt eine Kiſte in das Haus des Kalkulators befördert, worin ein Hut des feinſten Zuckers und ein großes Paket Kaffee ſtanden. Gewöhnlichen Zucker ließ der Hausherr durch ſeine Frau kleinſchlagen, dieſen Zuckerhut zerbrach er ſelbſt mit vielem Kraftaufwand in einer feierlichen Handlung, und freute ſich über die viereckigen Würfel, welche ſeine Kunſt hervorzubringen vermochte. Der Kaffee dagegen wurde von der Frau Kalkulatorin eigenhändig gebrannt, und ſehr angenehm war das Selbſtgefühl, mit welchem der würdige Hausherr die erſte Taſſe dieſes Kaffees trank. Das waren Stunden, wo ein poetiſcher Duft, der ſonſt durch die Seelen der Kinder zieht, das ganze Haus erfüllte. Der Vater erzählte dann gern ſeinem Sohne die Geſchichte dieſer Sendungen. Vor vielen Jahren hatte der Kalkulator in einem beſtäubten Aktenbündel, das von den Gerichten und der Menſchheit bereits aufgegeben war, ein Dokument gefunden, worin ein großer Gutsbeſitzer in Perſon erklärte, einem bekannten Handelshauſe der Hauptſtadt mehrere tauſend Taler zu ſchulden. Offenbar war der Schuldſchein in kriegeriſcher und ungeſetzmäßiger Zeit in ein falſches Aktenheft verlegt worden. Er hatte den Fund am gehörigen Orte angezeigt, und das Handelshaus war dadurch inſtand geſetzt worden, einen verzweifelten Rechtsſtreit gegen die Erben des Schuldners zu gewinnen. Darauf hatte der junge Chef der Handlung ſich angelegentlich nach dem Finder des Dokuments erkundigt und demſelben einen artigen Brief geſchrieben, der Kalkulator hatte, wie ſeine Art war, ſehr beſtimmt allen Dank abgelehnt, weil er nur ſeine Amtspflicht erfüllt habe. Von da ab erſchien an jeder Weihnacht die erwähnte Sendung mit einem kurzen herzlichen Begleitſchreiben und wurde jedesmal umgehend durch ein kalligraphiſches Kunſtwerk des Kalkulators erwidert, worin dieſer unermüdlich ſeine Überraſchung über die unerwartete Sendung aus-

drückte und der Firma zum neuen Jahr aus voller Seele Gutes wünschte. Selbst seiner Frau gegenüber behandelte der Herr die Weihnachtsendung als einen Zufall, eine Kleinigkeit, ein Nichts, welches von der Laune eines Kommis der Firma T. O. Schröter abhänge, und jedes Jahr protestierte er eifrig, wenn die Frau Kalkulatorin die zu erwartende Kiste bei ihren Wirtschaftsplänen in Rechnung brachte. Aber im stillen hing seine Seele an diesen Sendungen. Es waren nicht die Pfunde Raffinade und Kuba, es war die Poesie dieser gemütlichen Beziehung zu einem ganz fremden Menschenleben, das ihn so glücklich machte. Er hob alle Briefe der Firma sorgfältig auf, wie die drei Liebesbriefe seiner Frau, ja er heftete sie mit dem Ehrwürdigsten, was er kannte, mit schwarz und weißem Seidenfaden in ein kleines Aktenbündel; er wurde ein Kenner von Kolonialwaren, ein Kritiker, dessen Geschmack von den Kaufleuten in Ostrau höchlich respektiert wurde; er konnte sich nicht enthalten, den billigen Meliszucker und den Brasilkaffee als untergeordnete Erzeugnisse der Schöpfung mit einer entschiedenen Verachtung zu behandeln; er fing an, sich für die Geschäfte der großen Handlung zu interessieren und studierte in den Zeitungen regelmäßig die Marktpreise von Zucker und Kaffee, welche mit merkwürdigen und für Nichteingeweihte ganz unverständlichen Bemerkungen hinter den politischen Nachrichten standen; ja er spekulierte in seiner Seele mit als Associé seines Freundes, des großen Kaufmanns, er ärgerte sich, wenn der Kaffee in den Zeitungen flaute, und war vergnügt, wenn der Zucker als angenehm notiert war.

Das war ein unscheinbares, leichtes Band, welches den Haushalt des Kalkulators mit dem geschäftlichen Treiben der großen Welt verknüpfte; und doch wurde es für Anton ein Leitseil, wodurch sein ganzes Leben Richtung erhielt. Denn wenn der alte Herr am Abend in seinem Garten saß, das Samtkäppchen in dem grauen Haar und seine Pfeife im Munde, dann verbreitete er sich gern mit leiser Sehnsucht über die Vorzüge eines Geschäftes, welches die Fülle der herrlichsten Sachen gewähre, und fragte dann scherzend seinen Sohn, ob er auch Kaufmann werden wolle. Und in

der Seele des Kleinen ſchoß augenblicklich ein hübſches Bild zuſammen, wie die Strahlen bunter Glasperlen im Kaleidoſkop, zuſammengeſetzt aus großen Zuckerhüten, Roſinen und Mandeln und goldenen Apfelſinen, aus dem freundlichen Lächeln ſeiner Eltern und all dem geheimnisvollen Entzücken, welches ihm ſelbſt die ankommende Kiſte je bereitet; bis er begeiſtert ausrief: „Ja, Vater, ich will!“ — Man ſage nicht, daß unſer Leben arm ſei an poetiſchen Stimmungen, noch beherrſcht die Zauberin Poeſie überall das Treiben der Erdgebornen. Aber ein jeder achte wohl darauf, welche Träume er im heimlichſten Winkel ſeiner Seele hegt, denn wenn ſie erſt groß gewachſen ſind, werden ſie leicht ſeine Herren, ſtrenge Herren!

So lebte die Familie ſtill fort durch manches Jahr. Anton wuchs heran und lief mit ſeiner Büchermappe durch alle Klaſſen des Gymnaſiums bis in die ſtolze Prima. Wenn die Frau Kalkulatorin ihren Mann bat, über Antons Zukunft einen feſten Entſchluß zu faſſen, erwiderte der Hausherr mit einem ſiegesfrohen Lächeln: „Der Entſchluß iſt gefaßt, er will ja Kaufmann werden. Erſt muß er mit dem Gymnaſium fertig ſein, dann ſteht ihm die ganze Welt offen.“ Und dann tat der Kalkulator, als ob das Abiturientenzeugnis ein Schlüſſel zu allen Ehren der Welt ſei. Im geheimen aber bangte ihm ein wenig davor, den Familientraum der Ausführung näherzubringen.

Unterdes kam ein ſchwarzer Tag, wo die Fenſterladen des Hauſes lange geſchloſſen blieben, das Dienſtmädchen mit roten Augen die Treppe auf und ab lief, der Arzt kam und den Kopf ſchüttelte, und der alte Herr am Lager ſeiner Frau das Samtkäppchen in den gefalteten Händen hielt, während der Sohn ſchluchzend vor dem Bette kniete und ſeinen Lockenkopf darauf legte, welchen die Hand der ſterbenden Mutter noch zu ſtreicheln verſuchte. Drei Tage nach dieſem Morgen wurde die Frau Kalkulatorin begraben, und der alte Herr und Anton ſaßen am Abend nach dem Begräbnis bleich und einſam einander gegenüber. Anton ſchlich von Zeit zu Zeit hinter die Stachelbeeren, ſich dort in der Stille auszuweinen, und der alte Herr ſtand häufig von ſei-

nem Stuhle auf und ging in die Schlafſtube, wo die weiße Gardine mit den beiden Quaſten hing, und weinte ebenfalls. Der Jüngling erhielt nach langem Weinen die roten Backen wieder, der alte Herr kam nicht wieder zu Kräften. Er klagte über nichts, er rauchte ſeine Pfeife wie immer, er ärgerte ſich noch immer, wenn der Kaffee flaute; aber es war kein rechtes Rauchen und auch kein rechter Ärger mehr. Oft ſah er ſeinen Sohn nachdenklich und traurig an, und der junge Geſell konnte nicht erraten, was den Vater ſo beſorgt mache. Als der Vater aber an einem Sonnabend den Sohn wieder gefragt hatte, ob er noch Kaufmann werden wollte, und Anton zum hundertſten Male verſichert hatte, daß er gerade dies gern wolle und nichts anderes, da ſtand der alte Herr entſchloſſen auf, rief das Dienſtmädchen und beſtellte zum nächſten Morgen eine Fuhre nach der Hauptſtadt. Er geſtand dem fragenden Sohne nicht, weshalb er die unerhörte Expedition vornahm. Und er hatte wohl Grund zum Schweigen, der arme alte Herr! Denn wenn er auch ſeit zwanzig Jahren ſtolz geweſen war auf ſeinen großen Handelsfreund, ſo hatte ihm doch immer der Mut gefehlt, ſelbſt vor den Kaufmann zu treten und für ſeinen Sohn einen Platz im Kontor zu erbitten. Sein Wunſch kam ihm ſehr verwegen vor, und ſeine Anſprüche unermeßlich gering. Oft hatte er ſich's vorgenommen und ſtets hatte er's wieder aufgeſchoben, bis die Sorge um ſeinen Sohn größer wurde als ſeine Scheu.

Als er den Tag darauf ſehr ſpät aus der Hauptſtadt zurückkehrte, war er in ganz anderer Stimmung, glücklicher als je nach dem Tode der Frau Kalkulatorin. Er begeiſterte ſeinen Sohn, der ihn in ahnungsvoller Spannung erwartete, durch ſeinen Bericht von der unglaublichen Annehmlichkeit des großen Geſchäftes und der Freundlichkeit des großen Kaufmanns gegen ihn. Er war zu Mittag geladen worden, er hatte Kiebitzeier gegeſſen, er hatte griechiſchen Wein aus den Kellern ſeines Freundes getrunken, einen Wein, gegen welchen der beſte Wein im Gaſthofe zu Oſtrau nichtswürdiger Eſſig war; er hatte das Verſprechen erhalten, daß ſein Sohn nach Jahresfriſt in das Kontor eintreten könne,

und einige Wünſche über die Vorbildung, die dafür wünſchenswert ſei. Schon am nächſten Tage ſaß Anton vor einem großen Rechenbuch und disponierte mit unbeſchränkter Vollmacht über Hunderttauſende von Pfunden Sterling, welche er bald in rheiniſche Gulden verwandelte, bald in Hamburger Mark Banko umſetzte, als braſilianiſche Milreis in die Welt flattern ließ, und zuletzt ruhig in mexikaniſchen Staatspapieren anlegte, an denen er mit größter Sicherheit alle möglichen Intereſſen bis zu zehn vom Hundert zog. Hatte er auf dieſe Weiſe ein koloſſales Vermögen zuſammengeſcharrt, ſo ging er in den Garten, ein kleines dünnleibiges Buch in der Hand, welches auf dem Titel verſprach, ihn in vier Wochen zu einem fertigen Engländer zu machen. Dort bemühte er ſich zum Entſetzen der deutſchen Sperlinge und Finken, das A und andere ehrliche Buchſtaben auf jede Weiſe auszuſprechen, welche dem Menſchen möglich iſt, wenn er einen Buchſtaben anders ausſpricht, als ſich mit der Natur und dem Charakter desſelben verträgt.

So ging wieder ein Jahr hin, Anton war gerade achtzehn Jahre alt und hatte ſeine Abiturientenprüfung beſtanden; da wurden wieder einmal an einem Morgen die Fenſterladen des Kalkulators nicht zu gehöriger Zeit geöffnet, wieder rannte das Dienſtmädchen mit verweinten Augen durch das Haus, und wieder ſchüttelte die Nachtlampe unzufrieden und kummervoll ihre feurige Mütze. Diesmal lag der alte Herr ſelbſt im Bett, und Anton ſaß vor demſelben, beide Hände des Vaters haltend. Der alte Herr aber ließ ſich nicht feſthalten, ſondern ſtarb ſo eilig als möglich, nachdem er ſeinen Sohn vielmal geſegnet hatte. Nach einigen Tagen lauten Schmerzes ſtand Anton allein in der ſtillen Wohnung, eine Waiſe, im Anfange eines neuen Lebens.

Der alte Herr war nicht umſonſt Kalkulator geweſen: ſein Haushalt war in muſterhafter Ordnung, ſeine ſehr geringe Hinterlaſſenſchaft in der geheimen Schublade des Schreibtiſches war auf dem gehörigen Blatt Papier zu Heller und Pfennig aufgezeichnet; alles, was im letzten Jahre durch

das Dienſtmädchen zerſchlagen oder verwüſtet worden war, fand ſich an der betreffenden Stelle bemerkt und abgerechnet, über jedes war Dispoſition getroffen; auch ein Brief an den Kaufherrn fand ſich vor, den der Verſtorbene noch in den letzten Tagen mit zitternder Hand geſchrieben hatte; ein treuer Hausfreund war zum Vormund Antons beſtellt und mit dem Verkauf des Hauſes und Gartens und ſeines ganzen Inhalts beauftragt; und Anton trat, vier Wochen nach dem Tode des Vaters, an einem frühen Sommermorgen über die Schwelle des väterlichen Hauſes, legte den Schlüſſel desſelben in die Hand des Vormundes, übergab ſein Gepäck einem Fuhrmann und fuhr durch das Tor des Städtchens auf die Hauptſtadt zu, den Brief ſeines Vaters an den Kaufmann in der Taſche.

## 2.

Schon welkte das friſch gemähte Wieſengras in der Mittagsſonne, als Anton dem Nachbar aus Oſtrau, der ihn bis zur letzten Station vor der Hauptſtadt mitgenommen hatte, die Hand ſchüttelte und dann rüſtig auf der Landſtraße vorwärts ſchritt. Es war ein lachender Sommertag, auf den Wieſen klirrte die Senſe des Schnitters am Wetzſtein und oben in der Luft ſang die unermüdliche Lerche. Vor dem Wanderer ſtrich die Landſchaft in hügelloſer Ebene fort, am Horizont hinter ihm erhob ſich der blaue Zug des Gebirges. Kleine Bäche, von Erlen und Weidengruppen eingefaßt, durchrannen luſtig die Landſchaft, jeder Bach bildete ein Wieſental, das auf beiden Seiten von üppigen Getreidefeldern begrenzt wurde. Von allen Seiten ſtiegen die hellen Glockentürme der Kirchen aus dem Boden auf, jeder als Mittelpunkt einer Gruppe von braunen und roten Dächern, die mit einem Kranz von Gehölz umgeben waren. Bei vielen Dörfern konnte man an der ſtattlichen Baumallee und dem Dach eines großen Gebäudes den Ritterſitz erkennen, welcher neben den Dorfhäuſern lag, wie der Schäferhund neben der wolligen Herde.

Anton eilte vorwärts, wie auf Sprungfedern fortgeſchnellt. Vor ihm lag die Zukunft, ſonnig gleich der Flur, ein Leben voll ſtrahlender Träume und grüner Hoffnungen. Nach langer Trauer in der engen Stube pochte heut ſein Herz zum erſtenmal wieder in kräftigen Schlägen; in der Fülle der Jugendkraft ſtrahlte ſein Auge und lachte ſein Mund. Alles um ihn glänzte, duftete, wogte wie in elektriſchem Feuer, in langen Zügen trank er den berauſchenden Wohlgeruch, der aus der blühenden Erde aufſtieg. Wo er einen Schnitter im Felde traf, rief er ihm zu, daß heut ein guter Tag ſei, und einen guten Tag rief jeder Mund dem ſchmucken Jüngling zurück. Im Getreidefelde neigten ſich die Ähren am ſchwanken Stiel auf ihn zu, ſie nickten und grüßten, und in ihrem Schatten ſchwirrten unzählige Grillen ihren Geſang: „Luſtig, luſtig im Sonnenſchein!“ Auf der Weide ſaß ein Volk Sperlinge, die kleinen Barone des Feldes flüchteten nicht, als er vor dem Stamm ſtehenblieb, ja ſie beugten die Hälſe herunter und ſchrien ihn an: „Guten Tag, Wandersmann, wohin, wohin?“ Und Anton ſagte leiſe: „Nach der großen Stadt, in das Leben.“ „Gutes Glück,“ ſchrien die Sperlinge, „friſch vorwärts!“

Anton durchſchritt auf dem Fußpfad einen Wieſengrund, ging über eine Brücke und ſah ſich in einem Wäldchen mit gut erhaltenen Kieswegen. Immer mehr nahm das Gebüſch den Charakter eines gepflegten Gartens an, der Wanderer bog um einige alte Bäume und ſtand vor einem großen Raſenplatz. Hinter dieſem erhob ſich ein Herrenhaus mit zwei Türmchen in den Ecken und einem Balkon. Wer auf dem Balkon ſtand, konnte über den Grasplatz hinüber durch eine Öffnung in den Baumgruppen die ſchönſten Umriſſe des fernen Gebirges ſehen. An den Türmchen liefen Kletterroſen und wilder Wein in die Höhe, und unter dem Balkon öffnete ſich gaſtlich eine Halle, welche mit blühenden Sträuchern ausgeſchmückt war. Es war kein prunkender Landſitz, und es gab viel größere und ſchönere in der Umgegend; aber es war doch ein ſtattlicher Anblick, ſehr imponierend für Anton, der, in einer kleinen Stadt aufge-

wachsen, nur selten den behaglichen Wohlstand eines Gutsbesitzers in der Nähe gesehen hatte. Alles erschien ihm sehr prächtig und großartig! Die zierlich geformten Blumenbeete in dem geschorenen Samt des Rasens, die bunten Gruppen der Glashauspflanzen, der fröhliche Schmuck, den die Hand des Gärtners um das Herrenhaus herum angebracht hatte, das alles sah ihm in dem reinen Lichte und der Ruhe des Sonnentages aus wie ein Bild aus fernem Lande. Der glückliche Jüngling geriet in ein so träumerisches Entzücken, daß er sich in den Schatten eines großen Fliederstrauches am Wege setzte und hinter dem Busche verborgen lange Zeit auf das anmutige Bild hinstarrte. Wie glücklich mußten die Menschen sein, welche hier wohnten, wie vornehm und wie edel! Auf dieser Seite schöne Blüten und große Bäume, auf der andern Seite wahrscheinlich ein weiter Hofraum mit Scheuern und Ställen, viele Pferde darin, große Rinder und unzählige feinwollige Schafe. Denn schon vor dem Eintritt in den Park hatte Anton auf eingehegtem Wiesenraum eine Anzahl Füllen gesehen und ihre lustigen Sprünge beobachtet. Der Respekt vor allem, was stattlich, sicher und mit Selbstgefühl in der Welt auftritt, war ihm, dem armen Sohn des Kalkulators, angeboren, und wenn er jetzt in der reinen Freude über die Pracht, welche ihn umgab, an sich selbst dachte, erschien er sich als höchst unbedeutend, als gar nicht der Rede wert, als eine Art gesellschaftlicher Däumling, winzig, kaum sichtbar im Grase. Unwillkürlich fuhr er in die Rocktasche, seine Handschuhe herauszuholen. Sie waren von gelbem Zwirn, und noch seine gute Mutter hatte gesagt, sie sähen ganz aus wie seidene, und seidene Handschuhe galten in Ostrau für den höchsten Luxus. Der arme Junge zog mit ihnen die Überzeugung an, daß er durch sie seiner jetzigen Umgebung doch um einige Gran würdiger werde.

Lange saß er in tiefer Einsamkeit; endlich kam Bewegung in das stille Bild. Auf den Balkon des Hauses trat durch die geöffnete Tür eine zierliche Frauengestalt im hellen Sommerkleide mit weiten Spitzenärmeln und einer liebenswürdigen Frisur, wie sie Anton von alten Rokokobil-

dern her kannte; er konnte deutlich die feinen Züge ihres Geſichts erkennen und den klaren Blick des Auges, welcher auf dem Raſenplatz unter ihren Füßen ruhte. Die Dame ſtand auf das Geländer geſtützt bewegungslos wie eine Statue, und Anton ſah ehrerbietig zu ihr hinauf. Endlich flog aus der offenen Tür hinter der Dame ein bunter Papagei, ſetzte ſich auf ihre Hand und ließ ſich von ihr liebkoſen. Dies glänzende Tier ſteigerte Antons Bewunderung. Und als dem Papagei ein faſt erwachſenes Mädchen folgte, welches ſchmeichelnd den Hals der ſchönen Frau umſchlang, und als die Dame zärtlich die Wange des Mädchens an die ihre drückte, und als der Papagei auf die Köpfe der beiden Damen flog und laut ſchreiend von einer Schulter zur andern ſprang, da wurde das Gefühl der Verehrung in Anton ſo lebhaft, daß er vor innerer Aufregung errötete und ſich tiefer in den Schatten des Gebüſches zurückzog.

Er dachte an die beiden ſchönen Frauengeſtalten auf dem Balkon und ging mit elaſtiſchem Schritt wie einer, dem etwas Fröhliches begegnet iſt, den breiten Weg zurück, um einen Ausgang aus dem Garten zu finden. Da hörte er hinter ſich das Schnauben eines Pferdes. Auf einem ſchwarzen Pony kam die jüngere der beiden Damen in ſeinem Wege geritten, die ſchlanke Geſtalt ſaß ſicher auf dem Pferde und gebrauchte einen Sonnenſchirm als Reitgerte. Die Damenwelt von Oſtrau hatte nicht die Gewohnheit, auf kleinen Pferden umherzureiten. Nur einmal hatte Anton eine Kunſtreiterin geſehen mit ſehr roten Wangen und einem langen roten Kleide, welche, begleitet von einem großen ſchwarzbärtigen Herrn, hinter dem luſtigen Bajazzo durch die Straßen ritt und an jeder Straßenecke anhielt, wo ihr Pferd einen Sprung machte und Bajazzo unerhört lächerliche Worte zu der verſammelten Jugend ſprach. Schon damals hatte er mit unſäglicher Bewunderung die ſchöne Reiterin betrachtet, und jetzt war er ganz der Mann, dasſelbe Gefühl womöglich in ſtärkerem Grade zu empfinden. Er blieb ſtehen und machte der Reiterin eine ehrfurchtsvolle Verbeugung. Dieſe erwiderte die Huldigung mit graziöſem Kopfnicken, worauf ſie plötzlich ihr Pferd an-

hielt und freundlich fragte: „Suchen Sie jemand hier? Vielleicht wünschen Sie meinen Vater zu ſprechen?“

„Ich bitte um Verzeihung“, ſagte Anton mit tiefſter Ehrerbietung. „Wahrſcheinlich bin ich auf einem Wege, der Fremden nicht erlaubt iſt. Ich kam den Fußſteig über die Wieſen und ſah kein Tor und keinen Zaun.“

„Das Tor iſt auf der Brücke, es ſteht am Tage offen“, belehrte das Fräulein, gnädig auf Anton ſehend; denn da Ehrfurcht nicht gerade das gewöhnliche Gefühl iſt, welches vierzehnjährige Fräulein einflößen, ſo war ihr die maſſenhafte Anhäufung dieſer Empfindung bei Anton außerordentlich wohltuend.

„Da Sie im Garten ſind, wollen Sie ſich nicht darin umſehen? Es wird uns freuen, wenn er Ihnen gefällt“, fügte ſie mit Würde hinzu.

„Ich habe mir die Freiheit genommen,“ erwiderte Anton wieder mit einer Verbeugung, „ich war bis dort oben am Raſenplatz vor dem Schloß. Er iſt prächtig!“ rief der ehrliche Junge begeiſtert aus.

„Ja,“ ſagte die Dame, immer noch den Pony anhaltend, „Mama hat ſelbſt dem Gärtner alles angegeben.“

„Alſo die gnädige Frau, welche vorhin auf dem Balkon ſtand, iſt Ihre Frau Mutter?“ fragte Anton ſchüchtern.

„Ah! Sie haben uns belauſcht“, rief die Kleine und ſah ihn vornehm an. „Wiſſen Sie, daß das nicht hübſch war?“

„Seien Sie mir deshalb nicht böſe“, bat Anton demütig; „ich trat ſogleich zurück, aber es ſah wunderſchön aus. Die beiden Damen nebeneinander, die Büſchel blühender Roſen und das zackige Weinlaub um Sie herum. Ich werde das nicht vergeſſen“, fügte er ernſthaft hinzu.

„Er iſt allerliebſt!“ dachte das Fräulein. „Da Sie ſo viel von unſerm Garten geſehen haben,“ ſagte ſie herablaſſend, „ſo müſſen Sie auch auf die Punkte gehen, wo Ausſichten ſind. Ich reite dahin — wenn Sie mir folgen wollen.“

Anton folgte in der glücklichſten Stimmung. Das Fräulein redete ihrem Pferde zu, im Schritt zu gehen, und machte den Erklärer. Sie zeigte ihm große Baumgruppen und

freundliche Ausſichten auf die Landſchaft, legte dabei einen Teil ihrer Majeſtät ab und wurde geſprächig. Bald plauderten beide ſo ungezwungen wie alte Bekannte. Endlich ſtieg das Fräulein ab, als ihr einige Stufen eine ſchickliche Veranlaſſung gaben, und führte das Pferd am Zügel; darauf wagte Anton den Hals des Schwarzen zu ſtreicheln, was der Pony wohlwollend aufnahm und ſeinerſeits dem Fremdling die Rocktaſchen beroch.

„Er hat Zutrauen zu Ihnen," ſagte das Fräulein, „er iſt ein kluges Tier." Sie warf ihm die Zügel über den Kopf und gab ihm einen Schlag, worauf der Pony in kurzen Sprüngen davonrannte. „Wir kommen in den Blumengarten, da darf er nicht hinein; er läuft zum Stall zurück, er iſt's gewöhnt."

„Dieſer Pony iſt ein Wunder von einem Pferde", rief ihm Anton nach.

„Ich bin ſein Liebling," ſagte das Fräulein beiſtimmend, „er folgt mir aufs Wort." Anton fand die Anhänglichkeit des Ponys natürlich, ſetzte dieſelbe Empfindung beim Pagagei voraus und war geneigt zu behaupten, daß alle übrige Kreatur der Erde eine ähnliche Stimmung gegen ſeine Führerin haben müſſe.

„Ich denke, Sie ſind von Familie?" fragte die junge Dame plötzlich, ſtemmte ihren Schirm gegen einen Baumaſt und ſah Anton mit altklugem Blick an.

„Nein," ſagte der Sohn des Kalkulators traurig, „mein Vater ſtarb vor vier Wochen, es iſt ein Jahr, daß meine gute Mutter tot iſt, ich bin allein, ich gehe nach der Hauptſtadt." Seine Lippen zuckten bei der Erinnerung an den jüngſten Verluſt.

Erſchrocken ſah das Fräulein den Schmerz im Geſicht des Fremden. „Sie armer, armer Herr!" rief ſie gerührt und verlegen. „Kommen Sie ſchnell, ich will Ihnen noch etwas zeigen. Hier ſind die Frühbeete; hier iſt das Beet mit Erdbeeren, es ſind noch einige darin. — Franz, bringen Sie den Teller mit Beeren", rief ſie dem Gärtner zu. Franz eilte damit herbei. Eifrig ergriff das Fräulein den Teller und bot die Beeren unſerm Helden mit gütigem Lächeln:

„Hier, mein Herr! Haben Sie die Güte, dies von mir anzunehmen. Vom Hauſe meines Vaters darf kein Gaſt ſcheiden, ohne von dem Beſten zu koſten, das uns die Jahreszeit gibt. Bitte, nehmen Sie", bat ſie dringend.

Anton hielt den Teller in der Hand und ſah aus feuchten Augen herzlich nach der jungen Dame.

„Ich eſſe mit Ihnen", ſagte das Fräulein und faßte zwei Beeren. Darauf leerte Anton gehorſam den Teller.

„Jetzt führe ich Sie noch aus dem Garten", ſprach die Dame. Der Gärtner öffnete reſpektvoll eine kleine Seitentür, und das Fräulein geleitete den Reiſenden bis an einen Teich, auf dem alte und junge Schwäne ruderten.

„Sie kommen heran", rief Anton freudig.

„Sie wiſſen, daß ich etwas für ſie in der Taſche habe", ſagte ſeine Begleiterin und löſte die Kette eines Kahns. — „Steigen Sie ein, mein Herr, ich fahre Sie hinüber, dort drüben iſt Ihr Weg."

„Ich darf Sie nicht ſo bemühen", ſagte Anton und zauderte einzutreten.

„Ohne Widerſpruch," befahl das Fräulein, „es geſchieht gern." Sie ſetzte ſich auf die Steuerbank und drückte das Waſſer mit dem leichten Ruder geſchickt hinter den Kahn. So fuhr ſie langſam über den Teich, die Schwäne zogen ihr nach, ſie hielt von Zeit zu Zeit an und warf ihnen einige Biſſen zu.

Anton ſaß ihr ſelig gegenüber. Er war wie verzaubert. Im Hintergrund das dunkle Grün der Bäume, um ihn die klare Flut, welche leiſe an dem Schnabel des Kahns rauſchte, ihm gegenüber die ſchlanke Geſtalt der Schifferin, die ſtrahlenden blauen Augen, das edle Geſicht, gerötet durch ein liebliches Lächeln, und hinter ihnen her das Volk der Schwäne, das weiße Gefolge der Herrin dieſer Flut. Es war ein Traum, ſo lieblich, wie ihn nur die Jugend träumt.

Der Kahn ſtieß an das Ufer, Anton ſtieg heraus und rief: „Leben Sie wohl!" und unwillkürlich ſtreckte er ihr die Hand entgegen. „Leben Sie wohl", ſagte die Kleine und berührte ſeine Hand mit den Fingerſpitzen. Sie wandte den Kahn und fuhr langſam zurück. Anton ſprang über den

Rasen bis auf den erhöhten Weg und sah von dort auf das Wasser. Der Kahn landete an einer Baumgruppe, das Fräulein wandte sich noch einmal nach ihm um, dann verschwand sie hinter den Bäumen. Durch eine Öffnung des Parkes sah Anton das Schloß vor sich liegen, hoch und vornehm ragte es über die Ebene. Lustig flatterte die Fahne auf dem Türmchen, und kräftig glänzte im Sonnenschein das Grün der Schlingpflanzen, welche den braunen Stein der Mauern überzogen.

„So fest, so edel!“ sagte Anton vor sich hin.

„Wenn du diesem Baron aufzählst hunderttausend Talerstücke, wird er dir doch nicht geben sein Gut, was er hat geerbt von seinem Vater“, sprach eine scharfe Stimme hinter Antons Rücken. Dieser wandte sich zornig um, das Zauberbild verschwand, er stand in dem Staube der großen Landstraße. Neben ihm lehnte an einem Weidenstamm ein junger Bursche in ärmlichem Aufzuge, welcher ein kleines Bündel unter dem Arme hielt und mit ruhiger Unverschämtheit unsern Helden anstarrte.

„Bist du's, Veitel Itzig?“ rief Anton, ohne große Freude über die Zusammenkunft zu verraten. Junker Itzig war keine auffallend schöne Erscheinung; hager, bleich, mit rötlichem krausen Haar, in einer alten Jacke und defekten Beinkleidern sah er so aus, daß er einem Gendarmen ungleich interessanter sein mußte als andern Reisenden. Er war aus Ostrau, ein Kamerad Antons von der Bürgerschule her. Anton hatte in früherer Zeit Gelegenheit gehabt, durch tapfern Gebrauch seiner Zunge und seiner kleinen Fäuste den Judenknaben vor Mißhandlungen mutwilliger Schüler zu bewahren und sich das Selbstgefühl eines Beschützers der unterdrückten Unschuld zu verschaffen. Namentlich einmal in einer düstern Schulszene, in welcher ein Knackwürstchen benutzt wurde, um verzweifelte Empfindungen in Itzig hervorzurufen, hatte Anton so wacker für Itzig plädiert, daß er selbst ein Loch im Kopfe davontrug, während seine Gegner weinend und blutrünstig hinter die Kirche rannten und selbst die Knackwurst aufaßen. Seit diesem Tage hatte Itzig eine gewisse Anhänglichkeit an Anton gezeigt, welche er



Biblioteka Publiczna Opole

dadurch bewies, daß er ſich bei ſchweren Aufgaben von ſeinem Beſchützer helfen ließ und gelegentlich ein Stück von Antons Butterſemmel zu erobern wußte; Anton aber hatte den unliebenswürdigen Burſchen gern geduldet, weil ihm wohltat, einen Schützling zu haben, wenn dieſer auch im Verdacht ſtand, Schreibfedern zu mauſen und ſpäter an Begüterte wieder zu verkaufen. In den letzten Jahren hatten die jungen Leute einander wenig geſehen, gerade ſo oft, daß Itzig Gelegenheit erhielt, die vertraulichen Formen des Schulverkehrs durch gelegentliche Anreden und kleine Spöttereien aufzufriſchen.

„Die Leute ſagen, daß du gehſt nach der großen Stadt, um zu lernen das Geſchäft", fuhr Veitel fort. „Du wirſt lernen, wie man Tüten dreht und Sirup verkauft an die alten Weiber; ich gehe auch nach der Stadt, ich will machen mein Glück."

Anton antwortete unwillig über die freche Rede und über das vertrauliche du, das der Kamerad aus der Elementarſchule immer noch gegen ihn wagte: „So gehe deinem Glück nach und halte dich nicht bei mir auf."

„Es hat keine Eil'," entgegnete Veitel nachläſſig, „ich will warten, bis auch du gehſt, wenn dir meine Kleider nicht ſind zu ſchlecht." Dieſe Berufung auf Antons Humanität hatte die Folge, daß Anton ſich ſchweigend die Gegenwart des unwillkommenen Gefährten gefallen ließ. Er warf noch einen Blick nach dem Schloſſe und ſchritt dann ſtumm auf der Landſtraße fort, Itzig immer einen halben Schritt hinter ihm. Endlich wandte ſich Anton um und fragte nach dem Eigentümer des Schloſſes.

Wenn Veitel Itzig nicht ein Hausfreund des Gutsbeſitzers war, ſo mußte er doch zum wenigſten ein vertrauter Freund ſeines Pferdejungen ſein; denn er war bekannt mit vielen Verhältniſſen des Freiherrn, der in dem Schloſſe wohnte. Er berichtete, daß der Baron nur zwei Kinder habe, dagegen eine ausgezeichnete Schafherde auf einem großen ſchuldenfreien Gut. Der Sohn ſei auswärts auf einer Schule. Als Anton mit lebhaftem Intereſſe zuhörte und dies durch ſeine Fragen verriet, ſagte Itzig endlich: „Wenn

du willſt haben das Gut von dieſem Baron, ich will dir's kaufen."

„Ich danke", antwortete Anton kalt; „er würde es nicht verkaufen, haſt du mir eben geſagt."

„Wenn einer nicht will verkaufen, muß man ihn dazu zwingen", rief Itzig.

„Du biſt der Mann dazu", ſprach Anton.

„Ob ich bin der Mann, oder ob es iſt ein anderer: es iſt doch zu machen, daß man kauft von jedem Menſchen, was er hat. Es gibt ein Rezept, durch das man kann zwingen einen jeden, von dem man etwas will, auch wenn er nicht will."

„Muß man ihm einen Trank eingeben," fragte Anton mit Verachtung, „oder ein Zauberkraut?"

„Tauſendgüldenkraut heißt das Kraut, womit man vieles kann machen in der Welt," erwiderte Veitel, „aber wie man es muß machen, daß man auch als kleiner Mann kriegen kann ſo ein Gut wie des Barons Gut, das iſt ein Geheimnis, welches nur wenige haben. Wer das Geheimnis hat, wird ein großer Mann wie der Rothſchild, wenn er lange genug am Leben bleibt."

„Wenn er nicht vorher feſtgeſetzt wird", warf Anton ein.

„Nichts eingeſteckt!" antwortete Veitel. „Wenn ich nach der Stadt gehe zu lernen, ſo gehe ich zu ſuchen die Wiſſenſchaft, ſie ſteht auf Papieren geſchrieben. Wer die Papiere finden kann, der wird ein mächtiger Mann: ich will ſuchen dieſe Papiere, bis ich ſie finde."

Anton ſah ſeinen Reiſegefährten von der Seite an, wie man einen Menſchen anſieht, deſſen Verſtand in der Irre luſtwandelt und ſagte endlich mitleidig: „Du wirſt ſie nirgend finden, armer Veitel."

Itzig aber fuhr fort, ſich vertraulich an Anton drängend: „Was ich dir ſage, das erzähle keinem weiter. Die Papiere ſind geweſen in unſrer Stadt, einer hat ſie gekriegt von einem alten ſterbenden Bettler, und iſt geworden ein mächtiger Mann; der alte Schnorrer hat ſie ihm gegeben in einer Nacht, wo der andere hat gebetet an ſeinem Lager, ihm zu vertreiben den Todesengel."

„Und kennſt du den Mann, der die Papiere hat?“ fragte Anton neugierig.

„Wenn ich ihn weiß, ſo werde ich es doch nicht ſagen,“ antwortete Veitel ſchlau, „aber ich werde finden das Rezept. Und wenn du haben willſt das Gut des Barons, und ſeine Pferde und Kühe und ſeinen bunten Vogel, und den Backfiſch, ſeine Tochter, ſo will ich dir's ſchaffen aus alter Freundſchaft und weil du ausgehauen haſt die Bocher in der Schule für mich.“

Anton war entrüſtet über die Frechheit ſeines Gefährten. „Hüte dich nur, daß du kein Schuft wirſt, du ſcheinſt mir auf gutem Wege zu ſein“, ſagte er zornig und ging auf die andere Seite der Straße.

Itzig ließ ſich durch dieſen guten Rat nicht anfechten, ſondern pfiff ruhig vor ſich hin. So ſchritten die beiden Reiſenden in langem Schweigen, welches Itzig unbefangen beim nächſten Dorfe unterbrach, indem er ſeinem Begleiter wieder Namen und Vermögensverhältniſſe des Rittergutes angab. Und dieſe belehrende Unterhaltung wiederholte ſich bei jedem Dorf, bis Anton ganz betroffen wurde über die ausgebreiteten ſtatiſtiſchen Kenntniſſe ſeines Gefährten. Endlich verſtummten beide und legten die letzte Meile ohne ein Wort zu ſprechen nebeneinander zurück.

## 3.

Der Freiherr von Rothſattel gehörte zu den wenigen Menſchen, welche nicht nur von aller Welt glücklich geprieſen werden, ſondern auch ſich ſelbſt für glücklich halten. Er ſtammte aus einem ſehr alten Hauſe. Ein Rothſattel war ſchon in den Kreuzzügen nach dem Morgenlande geritten. Wenigſtens wurde in der Familie ein Rokoko-Flakon von buntem Glas als orientaliſches Fläſchchen aufbewahrt, zum Beweis für die Exiſtenz des Ahnherrn und zur Erinnerung an die fromme Zeit der Kreuzzüge. Ein anderer Rothſattel hatte einen Haufen Bergleute gegen die Huſſiten geführt und war mit dem ganzen Haufen zu ſeiner und des

Herrn Ehre erſchlagen worden. Wieder einer war Fähnrich in dem Heere des Moritz von Sachſen geweſen, er galt für den Stifter der Linie Rothſattel-Steigbügel, und ſein kriegeriſches Bildnis hing noch im Turmzimmer des Schloſſes. Ein anderer hatte ſich im Dreißigjährigen Kriege bei verſchiedenen Armeen und auf eigene Fauſt gerührt; die Familienſage meldete von ihm, er ſei ein ſehr dicker Herr und ein großer Trinker geweſen, von kräftiger Suade und etwas freien Sitten. Er war als erſter des Geſchlechts in die Gegend gekommen, in welcher dieſe Erzählung verlaufen ſoll, und hatte eine Anzahl Landgüter auf irgendeine Weiſe in Beſitz genommen. Unter den Kinderfrauen der Familie beſtand ſeit alter Zeit die düſtere Überzeugung, daß dieſer dicke Herr zuweilen im Keller auf einer großen Krauttonne zu ſehen ſei, wo er als ruheloſer Geiſt ſitze und ächze, zur Strafe für ſchauderhafte Vergehungen gegen die Tugend ſeiner weiblichen Zeitgenoſſen. Wieder ein anderer Vorfahr war kaiſerlicher Rat zu Wien geweſen; der Urgroßvater des gegenwärtigen Beſitzers war von dem großen König der Preußen ſtarr angeſehen und darauf mit Wohlwollen angeredet worden. Auch der Großvater war zu ſeiner Zeit ein unternehmender und vielbeſprochener Kavalier geweſen, der in der Armee keine Lorbeeren gefunden und ſich reſigniert hatte, dieſelben im Boudoir galanter Damen und am grünen Tiſch zu ſuchen. Leider waren ihm dabei ſeine Güter läſtig geworden und aus den Händen geglitten. Sein Sohn endlich, der Vater des gegenwärtigen Beſitzers, war ein einfacher Landedelmann von mäßigem Geiſte, der nach langen Prozeſſen das eine ſtattliche Gut aus den Trümmern des Familienvermögens rettete und ſein Leben damit zubrachte, dasſelbe für ſeine Nachkommen ſchuldenfrei zu machen. Die Rothſattel haben von je in dem Rufe geſtanden, ſtarke Nachkommenſchaft zu hinterlaſſen, und alle ältern Damen aus der Familie erklärten dieſe Eigenheit — ſo höchſt achtungswert ſie auch ſonſt ſei — doch für den einzigen Grund, daß das berühmte Haus nicht dazu gekommen war, die neunzinkige Graſenkrone oder gar den geſchloſſenen Reif eines Titularfürſtentums auf dem Wappenhelm

seines Seniors zu sehen. Gegenüber dem alten Brauch seines Hauses erwies der Vater auch dadurch seinen bescheidenen Sinn, daß er nur einen Sohn hinterließ.

Der gegenwärtige Besitzer des Gutes hatte in einem Garderegiment gedient, wie dem Sproß eines so kriegerischen Hauses ziemte. Er hatte dort den Ruf eines vollendeten Edelmanns erworben. Er war brauchbar im Dienst und ein vortrefflicher Kamerad gewesen, wohlbewandert in allen ritterlichen Übungen, zuverlässig in Ehrensachen. Er hatte bei Hofbällen stets schicklich dagestanden, und sooft er von einer Prinzeß befohlen wurde, mit guter Haltung getanzt. Auch als Mann von Charakter hatte er sich gezeigt, da er aus wirklicher Neigung ein armes Hoffräulein heiratete, eine liebenswürdige junge Dame, deren Abgang aus den Quadrillen des Hofes lebhafte Betrübnis in allen Männerherzen hervorrief. Mit seiner Gemahlin hatte sich der Freiherr als verständiger Mann in die Provinz zurückgezogen, hatte durch eine Reihe von Jahren fast ausschließlich für seine Familie gelebt und dadurch den Vorteil errungen, daß seine Regimentsschulden sämtlich bezahlt und seine Ausgaben nicht größer waren als seine Einnahmen. Sein Haus war vortrefflich eingerichtet; die geringe Aussteuer seiner Frau war dazu benützt worden, ihr durch Einrichtung des Parks eine große Freude zu machen. Der Freiherr hielt einen Weinkeller von guten Tischweinen, hatte zwei prächtige Wagenpferde und zwei elegante Reitpferde, ging jeden Morgen durch die Wirtschaft und ritt jeden Nachmittag aufs Feld, hielt viel auf seine Schafherde und setzte einen Stolz darein, seine feine Wolle gut waschen zu lassen. Er war ein durchaus ehrlicher Mann, noch jetzt eine imponierende schöne Gestalt, verstand würdig zu repräsentieren und einen gastfreien Wirt zu machen, und liebte seine Frau womöglich noch mehr als in den ersten Monaten nach seiner Vermählung. Kurz er war das Musterbild eines adligen Rittergutsbesitzers. Er war kein übermäßig reicher Herr, ungefähr das, was man einen Fünftausendtalermann nennt, und hätte sein schönes Gut in günstigen Zeiten wohl um vieles höher verkaufen können, als der scharfsinnige Itzig

annahm. Er hätte das aber mit Recht für eine große Torheit gehalten. Zwei geſunde und fähige Kinder vollendeten das Glück ſeines Haushaltes, der Sohn war im Begriff als Militär die Familienkarriere zu beginnen, die Tochter ſollte noch einige Jahre unter den Flügeln der Mutter leben, bevor ſie in die große Welt trat.

Wie alle Menſchen, welchen das Schickſal Familienerinnerungen aus alter Zeit auf einen Schild gemalt und an die Wiege gebunden hat, war auch unſer Freiherr geneigt, viel an die Vergangenheit und Zukunft ſeiner Familie zu denken. An ſeinem Großvater war die trübe Erfahrung gemacht worden, daß ein einziger ungeordneter Geiſt hinreicht, das auseinanderzuſtreuen, was emſige Vorfahren an Goldkörnern und Ehren für ihre Nachkommen geſammelt haben. Er hätte deshalb gern ſein Haus für alle Zukunft vor dem Herunterkommen geſichert, hätte gern ſein ſchönes Gut in ein Majorat verwandelt und dadurch leichtſinnigen Enkeln erſchwert, zwar nicht Schulden zu machen, aber dieſelben zu bezahlen. Doch die Rückſicht auf ſeine Tochter hielt ihn von dieſem Schritte ab, es kam ſeinem ehrlichen Gefühl ungerecht vor, dies geliebte Kind wegen künftiger ungewiſſer Rothſattel zu enterben. Und er empfand mit Schmerz, daß ſein altes Geſchlecht in der nächſten Generation in dieſelbe Lage kommen werde, in der die Kinder eines Beamten oder eines Krämers ſind, in die unbequeme Lage, ſich durch eigene Anſtrengung eine mäßige Exiſtenz ſchaffen zu müſſen.

Er hatte oft verſucht, von ſeinen Erträgen zurückzulegen, indes die Gegenwart war dazu wirklich nicht geeignet: überall fing man an mit einer gewiſſen Reichlichkeit zu zu leben, mehr auf elegante Einrichtung und den zahlloſen kleinen Schmuck des Daſeins zu halten. Und was er in günſtigen Jahren etwa geſpart hatte, das war auf kleinen Badereiſen, welche die zarte Geſundheit ſeiner Frau nach der Behauptung des Arztes notwendig machte, immer wieder ausgegeben worden. Der Gedanke an die Zukunft ſeiner Familie beſchäftigte den Freiherrn auch heute, als er auf ſeinem Halbblut durch die große Kaſtanienallee dem

Schlosse zusprengte. Es war eine sehr kleine Wolke, welche unter dem Sonnenschein seiner Seele dahinfuhr, sie verschwand im Nu, als er Gewänder vor sich flattern sah und seine Gemahlin erkannte, welche mit der Tochter ihm entgegeneilte. Er sprang vom Pferde, küßte sein Lieblingskind auf die Stirn und sagte vergnügt zu seiner Frau: „Wir haben vortreffliches Wetter zur Heuernte, es wird nach Kräften eingefahren, der Amtmann behauptet, wir hätten noch nie so viel Futter gemacht."

„Du hast Glück, Oskar", sagte die Baronin, zärtlich zu ihm aufblickend.

„Wie immer seit siebzehn Jahren, seit ich dich heimgeführt habe", antwortete der Gemahl mit einer Artigkeit, die vom Herzen kam.

„Heut sind es siebzehn Jahr," rief die Baronin, „sie sind vergangen wie ein Sommertag. Wir sind sehr glücklich gewesen, Oskar." Sie schmiegte sich an seinen Arm und sah dankend zu ihm auf.

„Gewesen?" fragte der Freiherr; „ich denke, wir sind's noch. Und ich sehe nicht ein, weshalb es nicht weiter so fortgehen soll."

„Berufe es nicht", bat die Baronin. „Mir ist manchmal, als könnte soviel Sonnenschein nicht ewig währen; ich möchte demütig entbehren und fasten, um den Neid des Schicksals zu versöhnen."

„Nun," sagte der Freiherr gutmütig, „das Schicksal läßt uns auch nicht ungezaust. Die Donnerwetter fehlen uns nicht, aber diese kleine Hand erhebt sich zur Beschwörung, und sie ziehn vorüber. Hast du nicht Ärger genug mit dem Haushalt, den Tollheiten der Kinder und zuweilen mit deinem Tyrannen, daß du dir mehr ersehnst?"

„Du lieber Tyrann!" rief die Baronin. „Dir danke ich dies Glück. Und wie fühle ich es! Nach siebzehn Jahren bin ich immer noch stolz darauf, einen so stattlichen Hausherrn zu haben, ein so schönes Schloß und ein so großes Gut, wo jeder Fußtritt des Bodens auch mir gehört. Als du mich, das arme Fräulein, mit meinen Fähnchen und dem Schmuckkästchen, das ich der Gnade der Herrschaften verdanke, in

dein Haus führteſt, da erſt lernte ich erkennen, welche Seligkeit es iſt, im eigenen Hauſe als Herrin zu regieren und dem Willen keines andern zu gehorchen, als dem des geliebten Mannes.“

„Du haſt doch vieles aufgegeben um meinetwillen“, ſagte der Freiherr. „Oft habe ich gefürchtet, daß unſer Landleben dir, dem Günſtling der verſtorbenen Prinzeß, zu einſam und klein erſcheinen würde.“

„Dort war ich Dienerin, hier bin ich Herrin“, ſagte die Baronin lachend. „Außer meiner Toilette hatte ich nichts, was mir ſelbſt gehörte. Immer in den langweiligen Stuben der Hoffräulein umherziehen, an allen Abenden zu der letzten Rolle verurteilt ſein und dabei die Angſt haben, daß das immer ſo fortgehen ſoll, bis man alt wird in ewigen Zerſtreuungen, ohne eigenes Leben! Du weißt, daß mich das oft traurig gemacht hat. Hier ſind die Überzüge unſerer Möbel nicht von ſchwerem Seidenſtoff, und in unſerm Saal ſteht keine Tafel aus Malachit, aber was im Hauſe iſt, gehört mir.“ Sie ſchlang ihren Arm um den Freiherrn: „Du gehörſt mir, die Kinder, das Schloß, unſere ſilbernen Armleuchter.“

„Die neuen ſind nur Kompoſition“, warf der Freiherr ein.

„Das ſieht niemand“, erwiderte ſeine Gemahlin fröhlich. „Und wenn ich das Porzellan anſehe und am Rande dein und mein Wappen erblicke, ſo ſchmecken mir unſere zwei Schüſſeln zehnmal ſo gut, als die vielen Gänge der Hofküche. Und vollends die großen Hoftage und unſere Marſchallstafel, wo jeder den andern zum Verzweifeln genau kannte, und jeder dem andern zum Verzweifeln gleichgültig war.“

„Du biſt ein glänzendes Beiſpiel von Genügſamkeit“, ſagte der Freiherr. „Um deinetwillen und wegen der Kinder wollte ich, dies Gut wäre zehnmal ſo groß, und unſere Einnahme ſo, daß ich dir einen Pagen halten könnte, Frau Marquiſe, und außer der Wirtſchafterin ein paar Hoffräulein.“

„Nur kein Fräulein,“ bat die Baronin, „und was den Pagen betrifft, ſo braucht man keinen, wenn man einen Kavalier hat, der ſo aufmerkſam iſt wie du.“

So ſchritt der Freiherr behaglich zwiſchen den beiden Frauen dem Schloſſe zu. Lenore hatte ſich unterdes der Zügel ſeines Reitpferdes bemächtigt und redete dem Pferde freundlich zu, ſowenig Staub als möglich zu machen.

„Dort hält ein fremder Wagen, iſt Beſuch gekommen?“ fragte der Freiherr, als ſie ſich dem Hofe näherten.

„Es iſt nur Ehrenthal,“ antwortete die Baronin, „er wartet auf dich und hat bereits ſeinen ganzen Vorrat von ſchönen Redensarten an uns verſchwendet; Lenore ließ ihrem Übermut die Zügel ſchießen, und es war hohe Zeit, daß ich ſie wegführte; dem drolligen Manne wurde angſt bei der Koketterie des unartigen Kindes.“

Der Freiherr lächelte. „Mir iſt er immer noch der liebſte aus dieſer Klaſſe von Geſchäftsleuten,“ ſagte er; „ſein Benehmen iſt wenigſtens nicht abſtoßend, und ich habe ihn in dem langen Verkehr ſtets zuverläſſig gefunden. — Guten Tag, Herr Ehrenthal, was führt Sie zu mir?“

Herr Ehrenthal war ein wohlgenährter Herr in ſeinen beſten Jahren, mit einem Geſicht, welches zu rund war, zu gelblich und zu ſchlau, um ſchön zu ſein; er trug Gamaſchen an den Füßen, eine diamantene Buſennadel auf dem Hemd, und ſchritt mit großen Bücklingen und tiefen Bewegungen des Hutes durch die Allee dem Baron entgegen.

„Ihr Diener, gnädiger Herr,“ antwortete er mit ehrerbietigem Lächeln; „wenn mich auch nichts herführt von Geſchäften, ſo werde ich Sie doch bitten, Herr Baron, daß Sie mir manchmal erlauben, herumzugehen in Ihrer Wirtſchaft, damit ich in meinem Herzen eine Freude habe. Es iſt mir eine Erholung von der Arbeit, wenn ich komme in Ihren Hof. Alles ſo glatt und wohlgenährt, und alles ſo reichlich und gut eingerichtet in den Ställen und in den Scheunen. Die Sperlinge auf dem Dache ſehen bei Ihnen luſtiger aus, als die Sperlinge von andern Leuten. Wenn man als Geſchäftsmann ſo vieles erblicken muß, was einen nicht erfreut, wo die Menſchen durch ihr Verſchulden in Unordnung kommen und Verfall, da tut's einem wohl, wenn man ein Leben ſieht wie das Ihre; keine Sorgen, keine großen Sorgen zum wenigſten, und ſo vieles, was das Herz erfreut.“

„Sie ſind ſo artig, Herr Ehrenthal, daß ich glauben muß, etwas recht Wichtiges führt Sie her. Wollen Sie ein Geſchäft mit mir machen?“ fragte der Freiherr gutmütig.

Mit einem Kopfſchütteln, wie es dem biedern Mann anſteht, wenn er einen ungerechten Verdacht von ſich abweiſen will, antwortete Herr Ehrenthal: „Nichts vom Geſchäft, Herr Baron! Die Geſchäfte, die ich mit Ihnen mache, ſind ſolche, wo man ſagt keine Artigkeiten. Gute Ware und gutes Geld, ſo haben wir es immer gehalten, und ſo wollen wir's mit Gottes Hilfe auch ferner halten. Ich kam nur herein im Vorbeifahren“ — dabei bewegte er nachläſſig die Hand, um pantomimiſch zu bekräftigen, daß er nur im Vorbeifahren ſei —, „ich wollte fragen wegen des Pferdes, das der Herr Baron zu verkaufen haben. Es iſt einer im Dorfe daneben, dem ich habe verſprochen zu fragen nach dem Preis. Ich kann's ebenſogut mit dem Amtmann abmachen, wenn der Herr Baron keine Zeit haben für mich.“

„Kommen Sie mit, Ehrenthal,“ ſagte der Freiherr, „ich führe mein Pferd ſelbſt in den Stall.“

Herr Ehrenthal machte den Frauen viele Bücklinge, welche von Lenore durch ebenſo viele Knickſe erwidert wurden, und folgte dem Freiherrn zur Stalltür. Dort blieb er reſpektvoll ſtehen und beſtand darauf, daß das Pferd des Barons und der Baron ſelbſt vor ihm eintraten. Nach kurzer Beſichtigung und den üblichen Reden und Gegenreden führte der Freiherr Herrn Ehrenthal auch in den Kuhſtall, worauf Herr Ehrenthal den leidenſchaftlichen Wunſch ausſprach, auch die Kälber zu ſehen, und endlich die Bitte zufügte, auch bei den Zuchtböcken zur Audienz zugelaſſen zu werden. Er war ein erfahrener Geſchäftsmann, und wenn das Entzücken, welches er ausſprach, auch etwas handwerksmäßig und überſchwenglich klang, ſo war das, was er lobte, doch wirklich lobenswert, und der Freiherr hörte das Lob mit Wohlgefallen an.

Nach Beſichtigung der Schafe mußte eine Pauſe gemacht werden, denn Ehrenthal war zu ſehr ergriffen von der Feinheit und Dichtigkeit ihres Pelzes. „Nein, dieſer Stapel!“ ſeufzte er in träumeriſcher Begeiſterung; „ſchon jetzt kann

man ſehen, was er ſein wird im nächſten Frühjahr.“ Er wiegte den Kopf hin und her und zwinkerte mit den kleinen Augen nach der Sonne. „Wiſſen Sie, Herr Baron, daß Sie ſind ein glücklicher Mann? Haben Sie gute Nachrichten von Ihrem Herrn Sohn?“

„Danke, lieber Ehrenthal, er hat geſtern geſchrieben und ſeine Zeugniſſe geſchickt“, antwortete der Freiherr.

„Er wird werden wie ſein Herr Vater,“ rief Herr Ehrenthal aus, „ein Kavalier von erſter Qualität, und ein reicher Mann, der Herr Baron weiß zu ſorgen für ſeine Kinder.“

„Ich erſpare nichts, lieber Ehrenthal“, erwiderte der Baron nachläſſig.

„Was erſparen!“ rief der Händler mit Verachtung gegen eine ſo plebeje Tätigkeit; „was wollen Sie ſparen? Wenn ich mir erlauben darf, das zu bemerken als ein Geſchäftsmann, der ſchon lange die Ehre hat, Sie zu kennen. Was brauchen Sie zu ſparen? Sie werden doch dereinſt, wenn der alte Ehrenthal nicht mehr ſein wird, auch ohne Sparen hinterlaſſen dem jungen Herrn das Gut, welches unter Brüdern wert iſt ein und ein halbes Hunderttauſend, und dem gnädigen Fräulein Tochter außerdem eine Ausſteuer von — was ſoll ich ſagen — von fünfzigtauſend Taler bar.“

„Sie irren,“ ſagte der Freiherr ernſt, „ich bin nicht ſo reich.“

„Nicht ſo reich?“ rief Herr Ehrenthal mit ſittlicher Entrüſtung gegen jeden Menſchenſohn (den Baron ausgenommen), der ſo etwas behaupten könnte. „Es hängt doch nur von Ihnen ab, jeden Augenblick ſo reich zu ſein. Wer ein Vermögen hat wie der Herr Baron, der kann in zehn Jahren verdoppeln ſein Kapital ohne Gefahr. — Warum wollen Sie nicht Pfandbriefe der Landſchaft auf Ihr Gut nehmen?“

Die „Landſchaft“ der Provinz war damals ein großes Kreditinſtitut der Rittergutsbeſitzer, welches Kapitalien zur erſten Hypothek auf Rittergüter auslieh. Die Zahlung erfolgte in Pfandbriefen, welche auf den Inhaber lauteten und überall im Lande für das ſicherſte Wertpapier galten. Das Inſtitut ſelbſt zahlte die Intereſſen an die Beſitzer der Obligationen und erhob von ſeinen Schuldnern außer den

Zinſen noch einen geringen Zuſchlag für Verwaltungskoſten und zu allmählicher Tilgung der aufgenommenen Schuld.

„Ich mache keine Geldgeſchäfte“, antwortete der Freiherr ſtolz, aber in ſeiner Bruſt klang die Saite fort, welche der Händler angeſchlagen hatte.

„Die Geſchäfte, welche ich meine, ſind ſo, wie ſie heutzutage macht jeder Fürſt“, fuhr Herr Ehrenthal mit Feuer fort. „Wenn der gnädige Herr Pfandbriefe der Landſchaft aufnimmt auf ſein Gut, ſo kann er jede Stunde erhalten fünfzigtauſend Taler in gutem Pergament. Sie zahlen dafür der Landſchaft vier vom Hundert, und wenn Sie die Pfandbriefe liegenlaſſen in Ihrer Kaſſe, ſo erhalten Sie davon Zinſen dreiundeinhalb vom Hundert. Dann zahlen Sie ein halbes Prozent zu an die Landſchaft, und durch das halbe Prozent wird noch amortiſiert das Kapital.“

„Das heißt Schulden machen, um reich zu werden“, warf der Gutsherr achſelzuckend ein.

„Verzeihen Sie, Herr Baron, wenn ein Herr wie Sie fünfzigtauſend Taler liegen hat, welche ihn jährlich koſten ein halbes Prozent, ſo kann er damit kaufen die halbe Welt. Immer gibt es Gelegenheit, Güter zu erwerben zu einem Spottpreiſe, wenn man bar Geld oder Pfandbriefe hat zu rechter Zeit. Da ſind Rittergüter, da ſind Waldungen, die man kann kaufen, oder Anteile von Bergwerken, oder Aktien von einer ſoliden Sozietät. Oder der Herr Baron können ſelbſt anlegen ein Etabliſſement auf Ihrem Gut, wenn Sie wollen ſchaffen Zucker aus Rüben wie der Herr v. Bergen am Gebirge, oder amerikaniſches Mehl wie der Herzog von Löbau, oder bayriſches Bier wie Ihr Nachbar, der Graf Horn. Was iſt dabei für eine Gefahr? Sie werden einnehmen zehn, zwanzig, ja fünfzig Taler vom Hundert des Kapitals, das Sie geliehen haben von der Landſchaft zu vier vom Hundert.“

Der Freiherr ſah nachdenklich vor ſich hin. Was ihm der Händler ſagte, war durchaus nichts Neues und Unerhörtes, er ſelbſt hatte oft Ähnliches gedacht. Es war gerade die Zeit, wo eine Menge von neuen induſtriellen Unternehmungen aus dem Ackerboden aufſchoſſen, wo durch die hohen

Schornſteine der Dampfmaſchinen, durch neuentdeckte Kohlen- und Erzlager, durch neue landwirtſchaftliche Kulturen große Summen erworben und noch größere Reichtümer gehofft wurden. Die vornehmſten Grundbeſitzer der Landſchaft ſtanden an der Spitze ausgedehnter Aktienunternehmungen, welche auf einer Verbindung moderner Induſtrie und des alten Ackerbaues beruhten. Es war nichts Neues und Auffallendes in den Worten des Händlers, und doch ſchlugen ſie als zündender Blitz in die Seele des Freiherrn. Sie kamen im rechten Augenblick. Herr Ehrenthal bemerkte die Wirkung, welche er hervorgebracht hatte, und ſchloß mit der Gemütlichkeit, welche ſeine Lieblingsſtimmung war: „Wo habe ich das Recht, einem Herrn, wie Sie ſind, einen Rat zu geben? Aber jeder Gutsbeſitzer muß ſagen dasſelbe, daß ein ſolches Geſchäft mit Pfandbriefen in unſerer Zeit die ſolideſte Art iſt, wie ein vornehmer Herr kann ſorgen für ſeine Kinder. Wenn einſt das Gras wachſen wird über dem Grabe des alten Ehrenthal, dann werden Sie an mich denken und bei ſich ſagen: der Ehrenthal war nur ein einfacher Mann, aber er hat mir geraten, was gut war und ein Segen für die Familie.“

Der Freiherr ſah immer noch vor ſich hin. Was er lange in ſich herumgetragen hatte, das war auf einmal zum feſten Entſchluß geworden. Dem Händler ſagte er mit einer Leichtigkeit, die ihm nicht vom Herzen kam: „Ich will mir's überlegen.“ Ehrenthal war damit zufrieden und bat um die Erlaubnis, ſich den Damen empfehlen zu dürfen, was er als Mann von Welt und Gemüt ſelten unterließ.

Es war ſchade, daß der Freiherr nicht das Geſicht des Geſchäftsmannes ſah, als dieſer in ſeinen Wagen ſtieg und mechaniſch die Bourbonroſe ins Knopfloch ſteckte, welche ihm Lenore beim Abſchiede mit ſchalkhafter Artigkeit überreicht hatte. Auch Herr Ehrenthal machte ein luſtiges Geſicht, aber nicht aus Freude über die volle Roſe. Er ließ den Kutſcher langſam durch die Feldmark fahren und ſah wohlgefällig auf die Ackerſtücke, welche mit reifender Frucht zu beiden Seiten des Weges lagen. In langem Zuge kamen die Heuwagen des Gutes ihm entgegen. Sooft er ſtillhielt,

um einen Rieſenwagen vorbeizulaſſen, berupften ſeine Pferde das Heu, und ſein Kutſcher drehte ſich um und rief ſchnalzend: „Schönes Futter!“

„Ein ſchönes Gut“, ſagte dann Herr Ehrenthal in tiefem Nachdenken.

Unterdes ſaß die Baronin in einer Gartenlaube und blätterte in den neuen Journalen, welche der Buchhändler aus der nächſten Kreisſtadt zugeſchickt hatte. Sie betrachtete prüfend die Modekupfer und genoß die kleinen Nippes der Tagesliteratur: Geſchichten von Menſchen, welche auf außerordentliche Weiſe reich geworden, und von andern, welche auf ſchauderhafte Weiſe ermordet ſind, Tigerjagden aus Oſtindien, ausgegrabene Moſaikböden, rührende Schilderungen von der Treue eines Hundes, hoffnungsreiche Betrachtungen über die Unſterblichkeit der Seele, und was ſonſt das flüchtige Auge eleganter Damen zu feſſeln vermag. Die ſchöne Gemahlin des Freiherrn ſchaukelte während des Leſens die geſtickte Fußbank, ihre Seele war nur halb in den Blättern, ſie ſah oft über den Raſenplatz nach ihrer Tochter, welche wieder mit dem Pony beſchäftigt, dieſem aus Blumen und Zeitungspapier eine groteske Halskrauſe und eine gehörnte Mütze zurechtmachte, was der Pony vergebens dadurch zu vereiteln ſuchte, daß er ſo viel Blüten und Zeitungspapier wegfraß, als er mit dem Maul erreichen konnte. Als die junge Dame, ſtolz auf ihr Werk, den Kopf nach der Laube wandte und das Auge der Mutter auf ſich gerichtet ſah, überließ ſie das Pferd dem herzueilenden Bedienten und flog wie eine Libelle zu den Füßen der Mutter. Sie ſetzte ſich auf die Fußbank, zog die Journale auf das Knie der Baronin und fing an, ſich poſſenhaft mit den Herren und Damen der Modekupfer zu unterhalten. Da die Geſichter dieſer Ideale, wie bekannt, den Vorzug haben, allen Menſchen ähnlich zu ſehen, von denen ſie ſich durch einzelne charakteriſtiſche Eigenheiten, durch merkwürdig kleine Lippen und zuweilen durch ein auf der Stirn oder den Wangen ſitzendes Auge unterſcheiden, ſo wurde der jungen Dame nicht ſchwer, zahlreiche Ähnlichkeiten mit Bekannten des

Hauſes aufzufinden und die Bilder danach zu behandeln. Die Mutter lächelte über die kindiſchen Scherze der Tochter und ſagte endlich, ihre Gedanken laut fortſetzend: „Lenore, du wirſt jetzt ein großes Mädchen und biſt noch ſo ſehr Kind. Wir haben dich aufwachſen laſſen bei dem Unterricht der Bonne und des Kandidaten; es wird Zeit, daran zu denken, daß du etwas Ordentliches lernſt, mein armes Kind.“

„Ich dachte, das Lernen ſollte jetzt aufhören“, antwortete Lenore ſchmollend.

„Deine franzöſiſche Ausſprache iſt noch ſchlecht, und dein Vater will, daß du dich im Zeichnen übſt, du haſt Anlage dazu.“

„Ich zeichne nur Karikaturen,“ rief Lenore, „die ſind am leichteſten, man macht eine lange Naſe oder kurze Beine, und das Kerlchen ſieht lächerlich aus.“

„Du ſollſt nicht Karikaturen zeichnen,“ ſprach die Mutter, „das verdirbt deinen Geſchmack und macht dich ſpöttiſch.“ Lenore ließ das Köpfchen hängen. „Und wer war der junge Mann, mit dem du vorhin durch den Garten gingſt?“ fuhr die Mutter ſtrafend fort. „Du haſt ihm die Erdbeeren des Vaters gegeben.“

„Schilt nur nicht immer, liebe Mutter“, rief die Tochter errötend. „Der Fremde war ein hübſcher, artiger Junge, er geht nach der Hauptſtadt; er hat weder Vater noch Mutter, das tat mir leid. Und ſo beſcheiden war er! Sei mir nicht böſe“, ſchmeichelte ſie und flog an den Hals der Mutter, in deren Augen mehr Liebe als Zorn zu leſen war.

Die Mutter küßte das Kind auf den Mund und ſagte gütig: „Du biſt mein gutes, wildes Mädchen, ſuche mir jetzt den Vater, ſein Kaffee wird kalt.“

Als der Freiherr in die Laube trat, noch voll von ſeiner Unterredung mit Ehrenthal, legte die Baronin ihre Hände in die ſeinen und ſagte: „Oskar, ich habe Sorge um Lenore!“

„Iſt ſie krank?“ fragte der Vater betroffen.

„Sie iſt geſund und von Herzen gut, aber ſie iſt kecker und ungebundener, als ſich für ihre Jahre paßt.“

„Sie iſt auf dem Lande aufgewachſen und eine tüchtige Dirne geworden“, erwiderte der Freiherr beruhigend.

„Es fehlt ihr aber an Form und an Zartgefühl im Umgange mit Fremden“, fuhr die Mutter fort. „Ich fürchte, ſie iſt in Gefahr, ein Original zu werden.“

„Nun, das Unglück wäre nicht ſo groß“, ſagte der Freiherr lachend.

„Es gibt kein größeres für ein Mädchen aus unſerem Kreiſe. — Was in der Geſellſchaft auffällt, wird auch lächerlich; ein kleiner Zug von bizarrem Weſen kann ihre ganze Zukunft verderben. Sie muß genötigt werden, mehr auf ſich zu achten, und ich fürchte, hier auf dem Lande wird ſie das nicht lernen.“

„Wir ſollen das Kind von uns tun, vielleicht auf Jahre, und unter fremden Menſchen aufblühen laſſen?“ ſagte der Freiherr unwillig.

„Und doch muß es ſein,“ ſagte die Baronin ernſt, „und es koſtet mich viel, dir das zu ſagen. Sie iſt unartig gegen Mädchen ihres Alters, rückſichtslos gegen Frauen, und Männern gegenüber viel zu dreiſt. — Kannſt du dir ein Mädchen von Lenorens Weſen am Hofe denken?“ fragte die Baronin nach einer Pauſe.

Der Gemahl konnte ſich das nicht denken, vielleicht deshalb nicht, weil ein Fürſtenhof überhaupt nicht der Ort iſt, wo ſchnell aufgeſchoſſene Fräulein die Schulbücher umhertragen und Katze und Maus ſpielen.

„Sie wird ſich ändern“, warf er endlich ein.

„Sie wird ſich nicht ändern,“ entgegnete die Baronin ſanft, die Hand auf ſeine Schulter legend, „ſolange der Liebling mit ſeinem Vater zu Pferde über Gräben ſetzt und ihn ſogar auf den Pürſchgang begleitet.“

„Ich kann mich nicht darein finden, beide Kinder zu entbehren“, ſprach der Vater gutmütig. „Das wäre ſehr hart für uns, am ſchwerſten für dich, du ſtrenge Hausfrau.“

„Vielleicht!“ ſagte die Baronin leiſe, und ihre Augen wurden feucht. „Aber wir dürfen nicht an uns denken, nur an die Zukunft der Kinder.“

Der Freiherr ſah die Bewegung der geliebten Frau, er zog ſie an ſich und ſprach entſchloſſen: „Höre, Elsbeth, wenn wir in früheren Jahren von dieſer Zeit ſprachen, da dachten

wir uns Lenorens Erziehung anders. Wir wollten die Winter über ſelbſt in der Stadt leben; unter deinen Augen ſollte das Kind den letzten Unterricht erhalten und in die Geſellſchaft treten. Du ſollſt dich nicht von ihr trennen. Wir ziehen ſchon dieſen Winter nach der Hauptſtadt."

Überraſcht erhob ſich die Baronin. „Guter Oskar!" rief ſie gerührt aus. „Aber — verzeih die Frage, würde ein ſolcher Aufenthalt nicht in anderer Hinſicht für dich ein großes Opfer ſein?"

„Nein," ſagte der Freiherr fröhlich, „ich habe Pläne, die auch für mich wünſchenswert machen, den Winter in der Stadt zuzubringen."

Er erzählte; der Umzug nach der Hauptſtadt wurde beſchloſſen.

## 4.

Schon ſtand die Sonne niedrig am Himmel, als die beiden Wanderer bei den erſten Häuſern der Hauptſtadt ankamen. Erſt einzelne kleine Gebäude, dann zierliche Sommerwohnungen mitten in blühenden Gärten; dann rückten die Häuſer dichter zuſammen, die Straße ſchloß ſich auf beiden Seiten, und mit dem Staube und dem Wagengeraſſel legte ſich bange Sorge um die Bruſt unſeres Helden. In dem Geflecht großer und kleiner Straßen wäre Anton ratlos geweſen, wenn ihn nicht ſein Begleiter, der aus Achtung vor dem beſſern Rock Antons hinter ihm geblieben war, durch laute Rechts und Links an den Straßenecken gelenkt hätte. Veitel Itzig aber hatte eine merkwürdige Vorliebe für krumme Seitengaſſen und ſchmale Trottoirs. Hier und da winkte er hinter dem Rücken ſeines Reiſegefährten mit frecher Vertraulichkeit geputzten Mädchen zu, die an den Türen ſtanden, oder jungen Burſchen mit krummer Naſe und runden Augen, welche, die Hände in den Hoſentaſchen, auf der Straße lungerten. Zuweilen wurde ſein Gruß mit nachläſſigem Kopfnicken erwidert, welches ungefähr bedeutete: „er iſt ein gutes Geſchöpf, aber er hat kein Geld"; in der Regel ward ſeine Zuvorkommenheit mit kalter Ver-

achtung hingenommen, welche der Pflastertreter der ſchmutzigen Nebenſtraße da, wo nichts zu gewinnen iſt, ebenſogut zu äußern weiß, als der ſchnurrbärtige Held der Granitplatten im eleganten Stadtteil. Endlich bogen die jungen Männer in eine Hauptſtraße, wo große Häuſer mit Säulenportalen, elegante Kaufläden und ein Gewühl gutgekleideter Menſchen verrieten, daß hier der Wohlſtand einen entſchiedenen Sieg über die Armſeligkeit davongetragen hatte. In dieſer Straße hielten ſie vor einem hohen Hauſe an. Itzig wies auf das Tor mit einer gewiſſen ſcheuen Achtung und ſagte kurz: „Hier wohnt er, hier wirſt du werden bald ſo ſtolz, wie dieſe Gojim ſind; wenn du willſt wiſſen, wo ich zu finden bin, ſo kannſt du nachfragen im Geſchäft bei Ehrenthal auf der Gerbergaſſe. Gute Nacht!“ Er pfiff vor ſich hin und ſchlenderte die Straße hinab, ohne ſich umzuſehen.

Anton trat mit klopfendem Herzen in den Hausflur und lockerte den Brief ſeines Vaters in der Bruſttaſche. Er war ſehr kleinmütig geworden, und ſein Kopf war ſo ſchwer, daß er ſich am liebſten einen Augenblick hingeſetzt hätte, um auszuruhen. Aber wie Ruhe ſah es in dem Hauſe nicht aus. Vor der Tür ſtand ein großer Frachtwagen, in dem Hauſe mächtige Fäſſer und Ballen, und rieſengroße, breitſchultrige Männer mit Lederſchürzen und kurzen Haken im Gürtel trugen Leiterbäume, klirrten mit Ketten, rollten die Fäſſer und ſchnürten dicke Stricke durch künſtliche Knoten zuſammen; dazwiſchen eilten Kommis, die Feder hinter dem Ohr, Papiere in der Hand, ab und zu, und Fuhrleute in blauen Bluſen nahmen die Papiere, die Ballen und die Fäſſer mit der geſchäftlichen Würde in Empfang, welche die Tätigkeit aller verantwortlichen Menſchen zu bezeichnen pflegt. Hier war kein Ort der Ruhe, Anton ſtieß an einen Ballen, fiel beinahe über einen Hebebaum und wurde durch das „Vorgeſehen“, welches ihm zwei Enaksſöhne mit Lederſchürzen zuriefen, noch mit Mühe vor dem Schickſal bewahrt, unter einer großen Öltonne plattgedrückt zu werden.

Im Zentrum der Bewegung, gleichſam als Sonne, um welche ſich die Fäſſer und Arbeiter und Fuhrleute herum-

drehten, ſtand ein junger Herr aus dem Geſchäft, ein Herr mit entſchloſſener Miene und kurzen Worten, welcher als Zeichen ſeiner Herrſchaft einen großen ſchwarzen Pinſel in der Hand hielt, mit dem er bald rieſige Hieroglyphen auf die Ballen malte, bald den Aufladern ihre Bewegungen vorſchrieb. Dieſen Herrn fragte Anton mit klangloſer Stimme nach dem Prinzipal des Geſchäftes und wurde durch eine kurze Bewegung des Pinſelſtiels in den hintern Teil des Hausflurs nach dem Kontor gewieſen. Zögernd trat er an die Tür, es koſtete ihn einen großen Entſchluß, den Griff mit der Hand zu drehen — er hat ſich ſpäter oft daran erinnert —, und als die Tür geräuſchlos aufging und er in das Dämmer der großen Arbeitsſtube ſah, da wurde ihm ſo angſt, daß er kaum über die Schwelle ſchreiten konnte. Sein Eintritt machte wenig Aufſehen. Ein halbes Dutzend Schreiber fuhr haſtig mit den Federn über die blauen Briefbogen, um noch die letzten Züge vor dem Schluß des Kontors und der Poſt zu tun. Nur einer der Herren, welcher zunächſt der Tür ſaß, erhob ſich und fragte in kühlem Geſchäftston: „Was ſteht zu Ihren Dienſten?“

Auf die ſchüchterne Erklärung Antons, daß er Herrn Schröter zu ſprechen wünſche, trat aus dem zweiten Kontor ein großer Mann mit faltigem Geſicht, mit ſtehendem Hemdkragen, von ſehr engliſchem Ausſehen. Anton ſah ſchnell auf das Antlitz, und dieſer erſte Blick, ſo ängſtlich, ſo flüchtig, gab ihm einen guten Teil ſeines Mutes wieder. Er erkannte alles darin, was er in den letzten Wochen ach ſooft erſehnt hatte, ein gütiges Herz und einen redlichen Sinn. Und doch ſah der Herr ſtreng genug aus, und ſeine erſte Frage klang kurz und entſchieden. Anton faßte ſchnell nach ſeinem Brief, nannte ſeinen Namen und erzählte haſtig und mit ſtockender Stimme, daß ſein Vater geſtorben ſei, und daß er den Herrn von ſeinem Totenbette grüßen laſſe.

Wie ein freundliches Licht flog es über das Auge des Kaufmanns, er öffnete den Brief ſchweigend, las ihn langſam durch, reichte dem bewegten Anton die Hand und ſagte: „Seien Sie mir willkommen.“ Darauf wandte er ſich zu einem von den ſchreibenden Herren, welcher einen grünen

Rock trug und einen grauen Überziehärmel um den rechten Arm gebunden hatte: „Herr Anton Wohlfart tritt von heute in unſer Geſchäft.“ Einen Augenblick hörten die ſechs Federn auf zu rennen, und ihre Lenker ſahen im Tempo nach Anton hin; der Chef aber fuhr zu Anton gewandt fort: „Sie werden müde ſein, Herr Jordan wird Ihnen Ihr Zimmer anweiſen; ruhen Sie heute aus, morgen das Weitere.“

Nach dieſen Worten wandte er ſich mit leichtem Kopfnicken ab und ging nach dem zweiten Kontor zurück, wo ebenfalls ſechs Federn über das blaue Papier fuhren, und jetzt mit ſolcher Schnelligkeit, daß ſich der Federbart vor Aufregung ſträubte, denn die alte Wanduhr hatte zum Schlage bereits ausgehoben.

Nur der Herr im grünen Rock ſtreifte den grauen Ärmel ab, ſtrich ihn ſorgfältig glatt, ſchloß ihn mit einem Haufen Papiere in das Pult und lud Anton ein, ihm auf das Zimmer zu folgen. Wieder ſchritt Anton durch die Tür des Kontors, in welchem er nur zehn Minuten geweſen war; aber er war ein anderer Mann geworden, ſein Schickſal war entſchieden, er hatte jetzt eine Heimat, er gehörte in das Geſchäft. Deshalb ſchlug er im Vorbeigehen herzhaft auf einen großen Ballen, wie man auf die Schulter eines guten Bekannten ſchlägt, wobei der grüne Herr ſich umwandte und mit wohlwollender Herablaſſung zu ihm ſagte: „Baumwolle“; und drei Schritte weiter klopfte Anton Einlaß fordernd an ein rieſiges Faß, welches wohlhäbig in einer Ecke ſtand wie ein dicker Pächter in ſeinem hellen Sommerrock, worauf ſich wieder der grüne Herr umwandte und ebenſo wohlwollend ſagte: „Korinthen“. Jetzt ſtieß unſern Anton kein Hebebaum mehr, ja er ſelbſt ſchob den einen mit kräftiger Fußbewegung beiſeite, und einen Rieſen mit lederner Schürze, der ihm begegnete, grüßte er mit ſicherer Vertraulichkeit und fühlte ſich behaglich, als der Rieſe ihm artig dankte, beſonders als der grüne Herr wieder herablaſſend äußerte: „der oberſte Auflader“.

Durch den Hofraum gingen ſie auf gewundenen Pfaden in ein Hintergebäude und ſtiegen drei ausgetretene Treppen hinauf. Dort öffnete Herr Jordan ein Zimmer und

bemerkte gegen Anton, daß dies wahrſcheinlich ſeine künftige Wohnung ſein werde, es ſei die frühere Behauſung eines guten Freundes von ihm, der aus dem Geſchäft geſchieden ſei und ſich ſelbſt etabliert habe. Es war ein ſehr kleines Zimmer, die Möbel einfach und nicht neu, aber ſaubere weiße Gardinen und weiße Rouleaus vor den Fenſtern, und auf dem Schreibtiſch eine ſchöne Katze von Gips, mit gelblicher Lederfarbe lackiert, ſo daß ſie ausſah wie eine lebende. Dieſe Katze hatte der etablierte Kollege zum Beſten ſeines Nachfolgers in der Stube zurückgelaſſen.

Herr Jordan eilte in das Kontor zurück, in dem er der erſte und letzte ſein mußte, weil ihm ein Teil der Schlüſſel anvertraut war, und Anton blieb allein. Mit Hilfe eines freundlichen Bedienten, welcher ihm ſchnell das Zimmer wohnlich zu machen ſuchte, ordnete er ſeinen Anzug und war eben damit fertig, als zahlreiche Tritte auf den Treppen verkündeten, daß ſeine Kollegen aus dem Geſchäft in ihre Zimmer eilten.

Wieder erſchien der grüne Herr und teilte ihm mit, Herr Schröter ſei zu einer Konferenz und heute nicht mehr zu ſprechen. Dagegen ſei ſeine Anſicht, daß der Ankömmling den einzelnen Herren Beſuch machen müſſe, um die Bekanntſchaft mit ihnen auf anſtändige Weiſe einzuleiten. Ein Frack ſei nicht nötig.

Anton ſtieg mit ſeinem Begleiter einige Treppen herunter, und Herr Jordan war im Begriff, an eine Tür anzuklopfen, als der Bewohner des Zimmers ihm entgegentrat, ein ſchöner ſchlanker Mann, von mäßiger Größe und einem Weſen, welches unſerm Helden ſehr imponierte. Er hatte ſeinen Anzug gewechſelt, trug kurze Beinkleider und Stulpenſtiefel, eine Jockeimütze auf dem Kopf und eine Reitgerte in der Hand, die er unternehmend ſchwenkte.

„Führen Sie Ihr Füllen ſchon an der Leine?“ ſagte der Junker in den Stulpenſtiefeln lächelnd zu dem Führer. Herr Jordan ſtellte ſich feierlich auf und präſentierte: „Herr Wohlfart, der neue Lehrling, ſoeben angekommen. — Herr von Fink, Sohn der großen Firma Fink & Becker in Hamburg.“

„Erbe des größten Tranvorrats von der Welt und ſo weiter“, unterbrach ihn Herr von Fink nachläſſig. „Jordan, geben Sie mir zehn Taler, ich will den Reitknecht bezahlen. Schreiben Sie's zu dem übrigen.“ Jordan holte bereitwillig ein Kaſſenbillett aus ſeiner Brieftaſche und überreichte es dem Jockei, der es zuſammenknitterte und in die Weſtentaſche ſteckte, worauf er mit einiger Höflichkeit zu Anton ſagte: „Wenn Sie mich beſuchen wollen, wie ich aus dem feſtlichen Geſicht Ihres Merkurs merke, ſo bedaure ich, heute nicht zu Hauſe zu ſein, ich will ein neues Pferd kaufen. Ihren Beſuch nehme ich als geſchehen an, ich danke Ihnen in aller Feierlichkeit dafür und gebe Ihnen meinen Segen zu Ihrem Eintritt.“ Er nickte gleichgültig mit dem Kopf und ſchritt klirrend die Stufen hinab und über die Steinplatten des Hofes.

Antons Behagen erlitt durch das kühle Benehmen des Herrn einen großen Stoß, und er dachte verſchüchtert, wenn die andern Herren vom Geſchäft ebenſo ſind, ſo wird es mir ſehr ſchwer werden, mit ihnen umzugehen. Auch Herr Jordan fand nötig, das auffallende Benehmen des Jockeis zu erklären, und ſagte mit vertraulicher Wichtigkeit: „Fink gehört nur halb in unſer Geſchäft, er iſt erſt ſeit kurzer Zeit hier, von ſeinem Vater aus Neuyork gezogen und hierher verſandt worden, um bei uns vernünftig zu werden.“

„Iſt er denn nicht vernünftig?“ fragte Anton neugierig.

„Nur zu wild, liebt den Sport, iſt aber ſonſt ein guter Geſellſchafter“, ſagte Herr Jordan. „Die andern Herren habe ich zu mir auf die Stube gebeten, um Sie mit allen bekannt zu machen; wir werden dort eine Taſſe Tee trinken. Morgen machen Sie den einzelnen Beſuch auf ihren Zimmern.“

Die Stube des Herrn Jordan war die größte unter den kleinen Wohnungen des Hinterhauſes, in welchem die Herren vom Kontor einzeln oder zu zweien hauſten, und wurde deshalb und wegen der anſprechenden Gemütsart ihres Bewohners zuweilen als Salon benutzt; ſie genoß die Auszeichnung, ein Fortepiano und einige Armſtühle zu be-

ſitzen. An den Fenſtern hingen zahlreiche Biskuitbilder, in denen edle Weiblichkeit durch mittelalterliche Kirchengängerinnen, Loreleis und Madonnen vertreten war. In dieſem Zimmer ſaßen und ſtanden die Herren und erwarteten die Ankunft des Neulings. Anton machte die Maſſenvorſtellung mit Erfolg durch, indem er jedem einzelnen die Hand ſchüttelte und hinterdrein alle zuſammen um ihr Wohlwollen und freundliche Hilfe bat, weil er im Geſchäft ganz unerfahren und noch gar nicht in der Welt und wenig unter Menſchen geweſen ſei. Dieſe Offenheit verfehlte nicht, einen guten Eindruck hervorzubringen. Darauf ging eine friedfertige Unterhaltung an, gewürzt mit kleinen Scherzen und Anſpielungen, welche für einen Neuling ſo unverſtändlich als möglich waren. Anton verhielt ſich ſchweigend und mühte ſich, das Weſen der einzelnen Herren zu erkennen. Da war der Buchhalter, Herr Liebold, ein ältlicher kleiner Mann mit einer feinen Stimme und einem beſcheidenen Lächeln, durch welches er die Welt um Vergebung bat, daß er ſich die Freiheit nehme vorhanden zu ſein. Er ſprach wenig, hatte aber die Eigenſchaft, im Nachſatz das zurückzunehmen, was er im Vorderſatz behauptete; z. B.: „ich glaube faſt, daß dieſer Tee zu ſchwach iſt, aber freilich iſt ſtarker Tee ſehr ungeſund“. Ferner war da Herr Pix, der tyranniſche Führer des ſchwarzen Pinſels in dem Hausflur, ein entſchloſſener Mann, welcher geneigt ſchien, alle menſchlichen Verhältniſſe wie Detailgeſchäfte zu betrachten, vielleicht reſpektabel, aber kleinlich. Als ein Stuhl im Zimmer fehlte, rückte er verächtlich einen kleinen Tiſch in die Nähe des Tees, ſchwang ſich darauf und blieb den ganzen Abend rittlings darauf ſitzen. Ferner war da ein Herr Specht, welcher viel ſprach und ſtark in Behauptungen war, die von jedermann beſtritten wurden. Er behauptete, China werde durch eine Konſtitution regiert, die von der engliſchen nur wenig verſchieden ſei, und verfocht mit Leidenſchaft die Anſicht, daß Schneckenſuppe das Lieblingsgericht des ſeligen Kaiſers Napoleon geweſen ſei. Ferner war da ein ſchmächtiger Herr Baumann mit kurzgeſchorenem Haar und ſinnigem Weſen, welcher jeden Sonntag

in die Kirche ging, allen Miſſionsvereinen Beiträge zahlte und, wie ſeine Kollegen ihm auf den Kopf zuſagten, die Abſicht hatte, ſpäter einmal Miſſionar zu werden. Er ſchob das noch auf aus einer gewiſſen kindlichen Gewöhnung an Deutſchland und die Firma, zu deren Nutzen er gegenwärtig arbeitete. Anton bemerkte mit Freuden, daß im ganzen ein artiger und rückſichtsvoller Ton unter den Herren herrſchte. Da er ermüdet war, empfahl er ſich in kurzem, und weil er niemand widerſprochen hatte und gegen alle zuvorkommend geweſen war, ſo wurde nach ſeinem Abgange erklärt, er verſpreche ein guter Kollege zu werden.

Unterdes ſchritt Veitel Itzig mit der Gleichgültigkeit eines Herumtreibers und der Sicherheit eines Eingeborenen durch das Gewirr der Menſchen und Straßen. Das rötliche Licht der Abendſonne war von den Steinen der Straße an den Häuſern hinaufgeſtiegen, von einem Fenſterſims zu dem andern bis hoch auf die Dächer, und das Dunkel des Abends erfüllte die engen Gaſſen des alten Stadtteils, welcher am Fluſſe liegt. In einer ſolchen Gaſſe ſtand ein großes Haus mit breiter Front. Die unteren Fenſter waren durch Eiſenſtäbe vergittert, im erſten Stock glänzten die weißen Rahmen, welche große Spiegelſcheiben einfaßten, unter dem Dach waren die Fenſter blind, ſchmutzig, hier und da eine Scheibe zerſchlagen. Es war kein guter Charakter in dem Hauſe, wie eine alte Zigeunerin ſah es aus, die über ihr bettelhaftes Koſtüm ein neues buntes Tuch geworfen hatte.

In dieſes Haus trat Veitel Itzig, indem er einem geputzten Dienſtmädchen an der Tür ſchnalzend einen Kuß zuwarf, den dieſe wie eine heranfliegende Weſpe pantomimiſch mit der Hand fortſcheuchte. Die unſaubere Treppe führte zu einer weißlackierten Entreetür, auf welcher in großem Meſſingſchild der Name: „Hirſch Ehrenthal“ zu leſen war. Veitel faßte den dicken Porzellangriff der Klingel und ſchellte, ein ältliches Frauenzimmer mit zerknitterter Haube öffnete einen ſchmalen Spalt und fragte, die Naſe hinausſteckend, nach ſeinem Begehr, dann riß ſie die Stubentür auf und rief in das Zimmer: „Es iſt einer da, Itzig

Beitel heißt er, aus Oſtrau, er will den Herrn Hirſch Ehrenthal ſprechen.“ Aus der Stube ſcholl die Stimme des Hausherrn: „Warten ſoll er!“ und das Geklirr von Tellern verriet, daß der Geſchäftsmann erſt das Familienglück des Abendeſſens genießen wollte, bevor er dem künftigen Millionär Audienz gab. Die aufwartende Perſon warf mit mißtrauiſchen Blicken auf den Ankömmling die Tür wieder zu und ſperrte ihn aus.

Beitel ſetzte ſich auf die Treppe und ſah mit ſtarrem Auge auf das Meſſingſchild und die weiße Tür, bewunderte die abgeſchrägten Ecken der Meſſingplatte und verſuchte ſich vorzuſtellen, wie der Name Itzig auf einer ebenſolchen Platte an einer ähnlichen weißen Tür ausſehen würde. Darauf kam er auf geradem Wege zu der Betrachtung, wieviel ihm noch fehle, um ſo reich zu ſein wie Hirſch Ehrenthal; er fühlte nach einem halben Dutzend Dukaten, welche ihm ſeine alte Mutter mit einem Lederfleck in das Futter ſeiner Weſte eingenäht hatte, und überlegte, wieviel er alle Tage dazu ſparen könnte, vorausgeſetzt, daß ihm der reiche Mann Gelegenheit ließe, etwas zu verdienen. Er war tief in Betrachtungen verſunken über den Wert von zwei Phantaſieſtiefeln, welche er ſich auf den Beinen eines jungen Elegants vorſtellte, und welche nach ſeiner Annahme den dreifachen Wert des Viergroſchenſtücks haben mußten, das er dem eleganten Herrn dafür bieten wollte; da wurde die Entreetür mit ſtarker Hand aufgemacht, und Herr Ehrenthal ſtand vor dem armen Bocher. Das war nicht mehr der Mann von heute nachmittag, die anſchmiegende Freundlichkeit war verſchwunden, wie der Duft einer Roſe am Ende des heißen Tages, er war ganz Majeſtät, Selbſtgefühl, Deſpotismus; kein aſiatiſcher Kaiſer kann ſo ſtolz auf die Kreatur vor ſeinen Füßen herunterſehen, als er auf das Kind von Oſtrau zu blicken verſtand. Itzig fühlte das Bedeutende in der Stellung des großen Mannes und ſeine eigene Nichtswürdigkeit trotz der ſechs Dukaten im Lederſäckchen, er ſchnellte in die Höhe und ſtand demütig vor ſeinem Meiſter. „Hier iſt ein Brief von Baruch Goldmann, bei welchem der Herr Ehrenthal mich hat verſchrie-

ben für ſein Geſchäft", begann Veitel und hielt dem großen Mann einen Brief entgegen.

„Ich habe dem Goldmann geſchrieben, er ſoll mir einen Menſchen ſchicken, den ich mir anſehe, ob ich ihn brauchen kann; abgemacht iſt noch nichts", ſprach Ehrenthal vornehm und öffnete das Schreiben.

„Ich bin doch gekommen, damit Sie mich anſehen", entgegnete Veitel.

„Und was kommſt du ſo ſpät, junger Itzig? Es iſt keine Zeit mehr zur Rede vom Geſchäft", ſchnarrte ihn der Hausherr an.

„Ich wollte mich melden bei meinem Herrn Hirſch Ehrenthal zum Dienſt noch heute abend, wenn er mir hat zu geben einen Auftrag für morgen früh."

„Davon iſt zu reden morgen früh", antwortete gereizt der Herr, welcher es für vorteilhaft hielt, dem Neuling zu zeigen, wie wenig ihm an ſeiner Perſon gelegen ſei. Itzig begriff vollkommen das Zweckmäßige dieſes Benehmens, und da er ſah, daß ſeine Stellung bei dem abzuſchließenden Geſchäftsvertrage bis jetzt keine günſtige war, ſuchte er ſie dadurch zu verbeſſern, daß er tiefer auf die Sache einging und entgegenwarf: „Ich kann vielleicht leiſten einen Dienſt morgen früh, wo Markttag iſt, weil ich kenne die meiſten Kutſcher von den Herren, welche hereinkommen mit Raps."

„Was Raps! Was tue ich mit Raps? Was will er reden vom Geſchäft?" ſchleuderte ihm Hirſch Ehrenthal noch grimmiger entgegen.

Aber unerſchüttert fuhr Veitel fort ſich herauszuſtreichen wie ein ſeidenes Halstuch: „Ich bin auch ſonſt bekannt in der Stadt, ich kenne die Makler und die kleinen Leut', und kann dem Herrn helfen bei jedem Geſchäft, das er machen will im Haus und außer dem Haus." Und um ſeinen Selbſtverkauf dem Abſchluß näherzubringen, fügte er mit reſignierter Miene hinzu: „Ich bin nicht ſo ſtolz, daß ich will wohnen in dem Hauſe bei Herrn Hirſch Ehrenthal; wenn der Herr Ehrenthal für mich nicht hat ein Bett

in ſeinem Hauſe, ſo will ich mir ſuchen mein Lager in der Nähe bei einem Wirt.“

Herr Ehrenthal wurde durch dieſe Anſpruchsloſigkeit ſo weit gerührt, daß er den Burſchen noch einmal von oben bis unten anſah und mit mehr Herablaſſung fragte: „Sind deine Papiere in Ordnung, daß du mich in keine Unannehmlichkeiten bringſt mit der Polizei?“

Veitel beruhigte ihn über dieſen wichtigen Punkt; eine uralte große Brieftaſche flog plötzlich auf geheimnisvolle Weiſe aus den Falten ſeiner ſchlottrigen Jacke; aus ihr ſuchte er ſeine Legitimation heraus.

Herr Ehrenthal faßte das Papier mit einem geſchickt angenommenen Widerwillen gegen die gelbliche Farbe desſelben und ſah es genau durch, Unterſchrift, Siegel und alles, indem er es ſogar gegen das Licht hielt. Veitel wartete geſpannt, ob er das Dokument behalten würde; wenn er es in der Hand behielt, ſo war das Geſchäft zum Abſchluß reif.

Als Herr Ehrenthal das Dokument nachläſſig in der Hand wiegte, verſuchte Itzig mit unterwürfiger Vertraulichkeit zu lächeln. „Wenn ich dich in meinen Dienſt nehme,“ ſprach der Hausherr, „ſo wirſt du machen alles in meinem Hauſe, was ich dir werde auftragen, oder Madame Ehrenthal, oder mein Sohn Bernhard Ehrenthal; du wirſt putzen die Stiefel am Morgen und die Schuhe meiner Frau, du wirſt holen in die Küche, was dir die Köchin ſagen wird, in meinem Geſchäft wirſt du machen alle Gänge, die ich habe zu machen, und wirſt ausrichten alle Beſtellungen.“

„Ich will, Herr Ehrenthal,“ ſagte Veitel demütig, „ich will alles tun, daß Sie ſeien zufrieden mit mir.“

„Frühſtück und Mittageſſen wird dir geben die Köchin, am Abend von ſieben Uhr kannſt du ſein dein eigener Herr.“ — Veitel nahm mit derſelben Bereitwilligkeit auch dieſe Bedingung an und bemerkte nur: „Kann ich nicht haben am Morgen ein bis zwei Stunden für mich?“

„Nein“, ſprach Ehrenthal ungnädig; „ich kann es nicht leiden, wenn einer in meinen Dienſten iſt und macht Geſchäfte für eigene Rechnung.“

Da Veitel beſchloſſen hatte, unter allen Umſtänden Geſchäfte für eigene Rechnung zu machen, und Herr Ehrenthal das ebenſogut wußte wie Veitel, ſo wurde auf dieſen zarten Punkt nicht weiter eingegangen.

„Dafür ſollſt du erhalten alle Monat zwei Taler, und wenn ich mit deiner Hilfe ein Geſchäft mache, erhältſt du deinen Anteil davon.“

„Wie groß ſoll ſein dieſer Anteil?“ rief Veitel ſchnell.

„Wie groß er ſoll ſein?“ fragte Herr Ehrenthal unwillig, „was ich dir werde geben, wird ſein groß genug.“

„Groß genug für den Herrn, aber nicht für mich“, antwortete Veitel dreiſt, denn er fühlte, daß bei dieſem Hauptpunkt Entſchloſſenheit nötig ſei.

„Das wird ſich finden, wenn du wirſt abgedient haben deine Probezeit. Vier Wochen dienſt du auf Probe, nach der Zeit werde ich mit dir reden über deinen Verdienſt.“

Das war alles, was Veitel billigerweiſe verlangen konnte, er hob ſein Bündel von den Treppenſtufen auf und ſagte unterwürfig: „Ich bin's zufrieden, wenn der Herr Ehrenthal mir noch will ſchenken eine alte Hoſe und Rock, daß ich ihm keine Schande mache vor den Leuten.“

„Keinen Rock und keine Hoſe“, antwortete der Herr entſchieden.

„Dann geben Sie mir Hoſe und Rock in vier Wochen, wenn meine Probezeit zu Ende iſt.“ Dieſe Forderung war nach dem Kurs der Trödlerbörſe gleich einem Geſchenk von drei bis vier Talern, und Ehrenthal fand die Forderung mit Recht hoch; er warf noch einen prüfenden Blick auf den Burſchen, auf die Demut ſeiner Stellung und die ungewöhnliche Frechheit ſeiner Augen, er ſchloß, daß der Menſch brauchbar ſein werde, und fühlte ſich bewogen, Großmut zu zeigen. „So mag es ſein,“ ſchloß er, „in vier Wochen. Dein Nachtquartier kannſt du nehmen bei Löbel Pinkus an der Ecke, damit ich weiß, wo du biſt zu finden.“ Darauf öffnete Herr Ehrenthal die Entreetür und rief hinein: „Frau, Bernhard, Roſalie, kommt heraus.“ Zwei Stubentüren und die Küchentür öffneten ſich, und die Familie

des Hausherrn wurde ſichtbar, dahinter die zerknitterte Köchin.

Madame Ehrenthal war eine volle Frau in ſchwarzer Seide, mit ſtarken Augenbrauen und rabenſchwarzen Hängelocken; ſie machte noch große Anſprüche zu gefallen und gefiel auch. Wenigſtens verſicherten ihr das mit mehr oder weniger Anſtand junge Herren vom Adel, welche zuweilen in den Morgenſtunden Herrn Ehrenthal beſuchten, um mit ihm Geſchäfte zu machen; und obgleich dieſe Verſicherungen um ſo wärmer zu ſein pflegten, je kühler ſich Ehrenthal gegen das abzuſchließende Geſchäft verhielt, ſo galt doch, die Wahrheit zu ſagen, Madame Ehrenthal auch bei ſolchen Leuten, welche keine Solawechſel zu prolongieren wünſchten, für eine ſehr ſtattliche Dame. Ihre Tochter aber war in der Tat eine Schönheit, eine große, edle Geſtalt mit glänzenden Augen, dem reinſten Teint und einer nur ſehr wenig gebogenen Naſe. Wie aber kam der Sohn in dieſe Familie? Er war faſt klein, mit einem bleichen, faltigen Geſicht und gebückter Haltung; daß er noch ein Jüngling war, ſah man nur an ſeinem Munde und dem hellen Blick; auch war er nachläſſiger gekleidet, als einem Sohn des Herrn Ehrenthal geziemte, und in dem braunen Haar hingen noch jetzt am Abend einige Federn. Die Familie und Veitel ſahen einander ſtumm an, während Herr Ehrenthal mit Selbſtgefühl bemerkte: „Dieſes iſt der Veitel Itzig, ich habe ihn genommen in unſern Dienſt.“ Der vornehme Stolz der Mutter, der mißfällige Blick der Tochter und das zerſtreute Auge des Sohnes wurden von dem armen Bocher ebenſo gewandt aufgefangen, wie die bunten Strahlen eines Prismas von einem beobachtenden Naturforſcher; er beſchloß auf der Stelle, gegen die Mutter ſehr, ſehr unterwürfig zu ſein, ſich in die Tochter zu verlieben und Bernhards Stiefel ſchlecht zu putzen und in den Rocktaſchen desſelben beim Ausbürſten nachzuſehen, ob nicht ein Geldſtück durch Nachläſſigkeit des Beſitzers in den Falten ſitzengeblieben.

Nach dieſer Vorſtellung erklärte Herr Ehrenthal, Veitel könne gehen und ſolle am nächſten Morgen um ſechs Uhr

im Hauſe ſein. Die Entreetür ſchloß ſich hinter dem Burſchen, auch er ſtand auf der Treppe, ins Geſchäft aufgenommen, ein angehender Kaufmann. Er lächelte vergnügt, als er die Treppe hinunterging, offenbar war er mit ſeinem Handel zufrieden. Hatte er ſich doch gemeſſen mit dem großen Herrn im Geſchäft und hatte einen Vorteil davongetragen. Denn da er ſich auf jede Bedingung auch ohne Garderobenzulage engagiert haben würde, ſo betrachtete er den alten Rock und Hoſe, zahlbar in vier Wochen, mit Recht als eine angenehme Übervorteilung ſeines neuen Prinzipals. Die Überlegung: „Es wird nur ein Sommerrock ſein," flog wie ein düſterer Schatten über ſeine Seele: „aber die Hoſe wird ſein von ſeinem Bernhard, welcher trägt Tuchhoſen auch heut am heißen Sommertage." So trug er beruhigt ſein Bündel um die Ecke zu Löbel Pinkus.

Löbel Pinkus war Hausbeſitzer und hielt zu ebener Erde einen kleinen Branntweinladen, welcher zahlreiche Kunden hatte. Doch war erſichtlich, daß weder die ſtarke, wie fettig glänzende Figur des ehrſamen Pinkus ſelbſt, noch die dicke Halskette ſeiner Frau ihre ſolide Pracht aus dem Branntweingeſchäft allein herleiteten, und die Nachbarn zerbrachen ſich manchmal den Kopf darüber, wie Frau Pinkus es durchſetzen könne, immer die teuerſten Gänſe zu braten, ja zuweilen ſogar Truthühner. Indes da ihr Gemahl ein Mann von Charakter war, in allen ſeinen Reden grob und entſchieden, da er Branntwein verkaufte, was immer für ein Zeichen volkstümlicher Geſinnung gelten wird, und da er außerdem Geld gegen ungewöhnliche Prozente auszuleihen wußte, ſo war er unter den kleinen Handwerkern in der Nachbarſchaft doch ſehr reſpektiert und gefürchtet. Sein Leumund war gut. Die Straßenpolizei trank im Vorbeigehen gern in ſeinem Laden einen Likör, für den er das Geld zu nehmen ſtets verweigerte, er zahlte ſeine Abgaben pünktlich und galt für einen Freund, ja Vertrauten der exekutiven Macht. In Wahrheit aber war Herr Pinkus eine von den glücklichen Naturen, welche Honig aus allen Blumen zu ſaugen wiſſen, auch aus übelriechenden. Er hielt in dem erſten Stock ſeines Hauſes eine ſtille Herberge für Männer mit

und ohne Bart, welche einen Haß gegen alles, was von dem Geſchlecht der Schweine ſtammt, nicht überwinden konnten. Dieſe Männer von uralter Familie ſchätzten zuweilen ein billiges und verborgenes Nachtlager, bei welchem der Wirt keine hohen Rechnungen machte und keinen Paß abforderte; ſie kamen in der Regel am ſpäten Abend in die Herberge und ſchlichen am frühen Morgen wieder hinaus in die Gaſſen der Stadt oder auf die Landſtraße, beſcheidene Trödler und Schacherer, welche ihren Gewinn nach Groſchen und Pfennigen berechneten. Außer dieſen Gäſten erſchienen ab und zu noch andere, unregelmäßig wie Kometen, von jedem Alter, Geſchlecht und Glauben, ſie verhandelten in größter Stille mit dem Hausherrn und konnten es nicht vertragen, wenn man bei Nacht in der Nähe ihres Geſichtes ein Schwefelholz anzündete. Alte Gaſtfreunde des Pinkus hatten über ſolche Eigentümlichkeit allerdings ihre Anſichten, aber ſie fanden es nicht geraten, darum viele Worte zu verlieren.

In dieſem Hauſe tappte Itzig im Finſtern eine Treppe hinauf und unſaubere Wände entlang, ſtieß an eine ſchwere eichene Tür mit großem Schloß und trat, als er dieſe durch einen ſtarken Druck geöffnet hatte, in einen wüſten Raum, der faſt die ganze Länge des Hauſes einnahm. In der Mitte ſtand ein alter Tiſch mit einer ſchlechten Öllampe, einige Schemel darum; gegenüber der Türſeite war ein großer Wandverſchlag mit vielen kleinen Türen, welche zum Teil offen ſtanden und verrieten, daß der ganze Verſchlag aus ſchmalen, voneinander getrennten Abteilungen mit hölzernen Kleiderhaken und Fächern beſtand. Vor den kleinen Fenſtern, welche auf die Straße führten, waren verblichene Rouleaus heruntergelaſſen, auf der gegenüberliegenden Langſeite fiel durch eine offene Tür das Abendlicht in das Zimmer, dieſe Tür führte auf eine hölzerne Galerie, welche längs der Gaſtſtube an der Außenſeite des Hauſes fortlief.

Itzig warf ſein Bündel in einen Wandſchrank und trat auf die Galerie hinaus. Da er auch hier keinen zweiten Gaſt vorfand, fing er an von der Galerie die Ausſicht zu bewundern mit demſelben Grad von Teilnahme, welchen ein niederländiſcher Architekturmaler gehabt haben würde, nur

nicht ganz in derſelben Abſicht. Unten am Fuß des Hauſes wälzte ein Fluß ſein lehmiges Waſſer eilig vorwärts und bildete eine ſchmale Waſſerſtraße, welche auf beiden Seiten mit verfallenen hölzernen Häuſern eingefaßt war. Faſt an jedem Hauſe, an jedem Stockwerk waren ähnliche hölzerne Galerien herausgebaut und durch gebräunte Balken geſtützt. Manchmal liefen drei, vier Galerien übereinander, dann war der Fußboden der obern das Regendach der untern. In alter Zeit hatte die achtbare Zunft der Gerber dieſe Straße bewohnt, damals war das Holzwerk glatt und neu geweſen, und helle Lämmer- oder Ziegenfelle hatten an den Geländern gehangen, bis ſie weich und geſchmeidig geworden waren, um Handſchuhe für die Patrizier und Ledertaſchen für ihre Frauen zu geben. Jetzt waren die Gerber nach entfernteren Stadtteilen hinabgezogen, und ſtatt der Tierfelle hing die Wäſche armer Leute an den hölzernen Balkonen, über dem zerbrochenen Schnitzwerk und den wurmſtichigen Balkenköpfen. Noch ſtach die weiße, rote und blaue Farbe der Wäſche im Abendlichte ſeltſam ab von dem ſchwarzen Holzwerk, und das Licht brach ſich auf wunderliche Weiſe an den Säulen und Vorſprüngen der Galerien, an rohen Arabesken der Einfaſſung und an den dunkeln Pfählen, welche hier und da aus dem Waſſer hervorragten. Es war ein unheimlicher Aufenthalt für jedes Geſchöpf, außer für Maler, Katzen oder arme Teufel.

Junker Itzig war ſchon früher ein und das andere Mal in dem Hauſe geweſen, aber immer in größerer Geſellſchaft. Heut bemerkte er, daß eine lange bedeckte Treppe vom Ende ſeiner Galerie bis hinunter an das Waſſer führte; er ſah, daß unweit von dieſer Treppe eine ähnliche am Nachbarhauſe hinablief, und ſchloß daraus, daß es möglich ſein müſſe, die eine Treppe hinunter- und die andere hinaufzuſteigen, ohne ſich mehr als die Schuhe naß zu machen; er entdeckte ferner, daß es bei dem niedrigen Waſſerſtand des Sommers möglich war, längs der Häuſerreihe am Waſſer weithin fortzugehen, und er überlegte, ob es Menſchen geben könnte, welche bei Tag oder Nacht einen ſolchen Spaziergang für nützlich hielten. Nachtwächter und Polizei-

diener wenigſtens waren dort nicht zu befürchten. Durch dieſe Betrachtungen wurde ſeine Phantaſie ſo aufgeregt, daß er in das Gaſtzimmer zurücklief, in die Wandſchränke kroch, welche offen ſtanden, und die Holzwände derſelben durch Klopfen und Schütteln unterſuchte. Mit Erſtaunen entdeckte er, daß auch die Rückwand von Holz war und hohl klang. Da an dieſer Seite die Mauer laufen mußte, welche dies Haus vom Nachbargebäude trennte, ſo fand er den hohlen Ton auffällig und nicht in der Ordnung, und war eben im Begriff, einen verſchloſſenen Wandſchrank anzugreifen und zu ſehen, ob nicht ein Riß in dem Holze der Rückwand weiteren Aufſchluß gäbe, als ein dumpfes Knurren ſeine Hand von der Schranktür zurückhielt. Er ſah ſich um und erkannte — ohne große Beſchämung —, daß er nicht mehr allein war. In einer Ecke des Zimmers lag in ſeinen Kaftan gewickelt, das ſchwarze Käppchen im Haar, ein galiziſcher Handelsmann zuſammengekauert auf dem Strohſack. Er hatte ſeine Sachen in dem angegriffenen Wandſchrank verſchloſſen und hielt für nötig, gegen die Unterſuchung des Wißbegierigen zu proteſtieren. Itzig verſuchte ein Geſpräch mit dem Fremden anzuknüpfen; da dieſer aber mehr Luſt zum Schlafen als zur Unterhaltung zeigte, ſetzte ſich Itzig in die gegenüberliegende Ecke auf einen andern Strohſack und ſaß dort mit ſeinem raſtloſen Geiſte rechnend und Geſchäfte ausdenkend, wobei er zuweilen in lebhaftem Sinnen mit Händen und Beinen ſchlenkerte, bis die Dunkelheit der Nacht durch die Tür eindrang und die kleine Ollampe zu kniſtern anfing und Miene machte auszugehen. Nun kam Pinkus, der Wirt, ſelbſt herauf, ein Licht in der Hand; er unterſuchte den Beſtand ſeiner Gäſte, ſetzte einen Krug Waſſer auf den Tiſch und ſchloß beim Hinausgehen die Tür von außen ab. Im Finſtern holte Itzig ein Stück trockenes Brot aus der Taſche und ſchlief endlich unter dem Schnarchen ſeines Stubengenoſſen ein, den Strohſack unter ſich, zugedeckt mit ſeiner alten Jacke.

Zu derſelben Stunde wickelte ſich ſein Reiſegefährte im Patrizierhauſe in die geſteppte Decke ſeines Lagers, ſah

noch einmal mit müden Augen in der Stube umher und bemerkte ſchlaftrunken, daß die gelbe Katze auf dem Schreibtiſch ihre Beinchen bewegte, ſich mit der Pfote zu ſtrählen anfing und ihm zuletzt ſogar mit beiden Pfoten Kußhändchen zuwarf. Bevor er Zeit hatte, über dieſe ungewöhnliche Freundlichkeit des Gipſes nachzudenken, war er eingeſchlafen. Vor beiden Jünglingen ſenkte ſich das Gewebe von grauem Flor herab, auf welchem die Traumgöttin ihre bunten Bilder zu zeigen pflegt. Anton ſah ſich ſelbſt auf einem großen Warenballen ſitzen und durch die Luft fliegen, während eine gewiſſe junge Dame die Arme nach ihm ausſtreckte; und Veitel Itzig entdeckte mit Behagen, daß er ein Baron geworden war, welcher von Hirſch Ehrenthal um ein Almoſen angeredet wurde. Er ſah, wie er dem alten Ehrenthal ſeine ſechs Dukaten als Geſchenk gab, und wie dieſer ſich kläglich bedankte. Aber dieſe Großmut erſchrak er im Traume ſo, daß er mit Händen und Beinen um ſich ſchlug.

Am nächſten Morgen begann jeder der beiden Jünglinge ſeine Tätigkeit. Anton ſaß auf ſeinem Platze im Kontor und kopierte Briefe, und Veitel ſtand, nachdem er ſämtliche Stiefel und Schuhe der Familie Ehrenthal gebürſtet und die Kleidertaſchen Bernhards unterſucht hatte, als Aufpaſſer vor dem größten Hotel der Stadt, um einen fremden Herrn vom Lande zu beobachten, welcher mit Herrn Ehrenthal unzufrieden geworden war und im Verdacht ſtand, ſich andere Geſchäftsfreunde auf ſein Zimmer beſtellt zu haben. Anton bekam durch das Kopieren der Briefe Einſicht in Stil und Sprache ſeines Geſchäfts, und Veitel hatte während ſeines Lauerns vor dem Gaſthofe das Glück, die Adreſſe eines vorübergehenden Studenten zu erhalten, welcher es für zeitgemäß hielt, ſeine ſilberne Uhr zu verkaufen.

In ſeinen erſten Mußeſtunden zeichnete Anton das Schloß, die Kletterpflanzen, den Balkon und die Türmchen aus dem Gedächtnis auf das beſte Papier, das ihm die große Stadt liefern konnte. Er ließ das Bild in einen Goldrahmen faſſen und hing es über ſeinem Sofa auf.

Anton hatte in den erſten Wochen Mühe, ſich in der neuen Welt zurechtzufinden, in die er verſetzt war. Das Gebäude, der Haushalt, das Geſchäft waren ſo altertümlich ſolid und großartig, daß ſie auch einem Weltbürger von mehr Erfahrung imponieren mußten.

Das Geſchäft war ein Warengeſchäft, wie ſie jetzt immer ſeltener werden, jetzt, wo Eiſenbahnen und Telegraphen See und Inland verbinden, wo jeder Kaufmann aus den Seeſtädten durch ſeine Agenten die Waren tief im Lande verkaufen läßt, faſt bevor ſie im Hafen angelangt ſind, ſo ſelten, daß unſere Nachkommen dieſe Art des Handels kaum weniger fremdartig finden werden, als wir den Marktverkehr zu Timbuktu oder in einem Kaffernkral. Und doch hatte dies alte weitbekannte Binnengeſchäft ein ſtolzes, ja fürſtliches Anſehen, und, was mehr wert iſt, es war ganz gemacht, bei ſeinen Teilhabern feſte Geſinnung und ein ſicheres Selbſtgefühl zu ſchaffen. Denn damals war die See weit entfernt, die Konjunkturen waren ſeltener und größer, ſo mußte auch der Blick des Kaufmanns weiter, ſeine Spekulation ſelbſtändiger ſein. Die Bedeutung einer Handlung beruhte damals auf den Maſſen der Waren, welche ſie mit eigenem Gelde gekauft hatte und auf eigene Gefahr vorrätig hielt. Auf den Packhöfen am Fluſſe lag in langen Speichern ein großer Teil der fremden Waren aufgeſtapelt, ein kleinerer Teil in den Kellern und Gewölben des alten Hauſes ſelbſt, viele Vorräte in Speichern und Remiſen der Nachbarſchaft. Zahlreiche Kaufleute in der Provinz verſorgten ſich aus den Magazinen der Handlung mit Kolonialwaren und den tauſend guten Erzeugniſſen der Fremde, welche uns ein tägliches Bedürfnis geworden ſind. Aber auch über die Grenzen des Landes hinaus, nach dem Süden und Oſten, bis an die türkiſche Grenze, ſaßen die Agenten des Hauſes, und dieſer Teil des Geſchäftes, vielleicht weniger regelmäßig und ſicher, galt zurzeit für die gewinnreichſte Tätigkeit der Handlung.

So bot der Verkehr des Tages dem neuen Lehrling eine

Menge der verſchiedenſten Eindrücke, Menſchen und Verhältniſſe aller Art. Außer den Agenten der Seeplätze, welche faſt täglich Warenproben brachten, und außer den Senſalen der Börſe, welche die Geldgeſchäfte des Hauſes vermittelten, Wechſel anboten und verkauften, zog durch das vordere Kontor vom Morgen bis zum Abend eine bunte Prozeſſion von allerlei Volk. Da kamen Materialhändler aus der Provinz, altväteriſche Männer mit jeder Art von Mützen und jedem Grade von Bildung und Zuverläſſigkeit; ſie kauften, drückten die Hände und verlangten, als alte Freunde des Geſchäftes behandelt zu werden; ferner Gutsbeſitzer jedes Standes aus der Landſchaft, welche die angebauten Handelsgewächſe, Farbekräuter, Gewürze uſw. anboten; dann polniſche Juden, ſchwarzlockige Geſellen im langen ſeidenen Kaftan, die zuweilen einkauften, gewöhnlich aber die Erzeugniſſe ihrer Länder, Wolle, Hanf, Pottaſche, Talg verkaufen wollten. Mit ihnen war der Verkehr am wenigſten geſchäftsmäßig, ihr Kommen erregte jedesmal unter den jüngeren Leuten des Kontors ſtille Heiterkeit. Dazwiſchen kamen Bettler, Hilfeſuchende aller Art, Geſchäftsfreunde des Hauſes, Fuhrleute, welche ihre Frachtbriefe forderten, Auflader und Hausknechte, welche Aufträge erhielten oder die Aufträge anderer Geſchäfte ausrichteten. Anton fand es ſehr ſchwer, bei dieſem ewigen Türöffnen und Durcheinanderſprechen ſeine Gedanken zuſammenzuhalten und die einfache Arbeit, welche ihm aufgetragen war, zu vollenden.

Eben war Herr Braun eingetreten, der Agent eines befreundeten Hauſes in Hamburg, und hatte aus ſeiner Taſche eine Anzahl Kaffeeproben hervorgeholt. Während dieſe vom Prinzipal beſichtigt wurden, geſtikulierte der kleine behende Agent mit ſeinem goldenen Stockknopf in der Nähe von Antons Augen umher und berichtete von einem Seeſturme und dem Schaden, den er angerichtet haben ſollte. Da knarrte die Tür, und eine ärmlich gekleidete Frau trat herein. Herr Specht erhob ſich und fragte: „Was wollen Sie?“ Man hörte klägliche Töne, welche mit dem Gepiep eines kranken Huhns Ähnlichkeit hatten, der Kaufmann griff

ſchnell in die Taſche, und das Piepen verwandelte ſich in ein behagliches Gluckſen. „Haushohe Wellen“, ruft der Agent — „Gott vergelt' es tauſendmal“, gluckſt die Frau. — „Macht 550 Mark zehn Schilling“, ſagt Herr Baumann zum Prinzipal.

Jetzt wird die Tür heftig aufgeriſſen, ein ſtarker Mann, mit einem Geldſack unterm Arm, tritt ein, er ſetzt den Geldſack triumphierend auf den Marmortiſch und ruft mit dem Ausdruck eines Mannes, der eine gute Tat vollbringt: „Hier bin ich, und hier iſt Geld!“ Sogleich erhebt ſich Herr Jordan und ſagt vertraulich: „Guten Morgen, Herr Stephan, wie geht's in Wolfsburg?“ — „Ein furchtbares Loch“, klagt Herr Braun. — „Wo?“ fragt Fink. — „Es iſt keine ſchlechte Stadt, aber wenig Nahrung“, ſagt Herr Stephan. — „Natürlich im Rumpfe des Schiffes“, antwortete Herr Braun. — „Fünfundſiebzig Sack Kuba“, bemerkt der Prinzipal als Antwort auf die Frage eines Kommis.

Während nun Herr Stephan die Neuigkeiten ſeiner Stadt erzählt, darunter die traurige Geſchichte eines Lehrjungen, der ſich mit Hilfe einer Schlüſſelbüchſe erſchoſſen hat, und während Jordan dieſe notwendige Einleitung zu dem bevorſtehenden Einkauf geduldig durchmacht, öffnet ſich wieder die Tür, ein Bedienter tritt ein und ein Jude aus Brody. Der Diener bringt dem Kaufmann die Einladung zu einem Diner, und der Jude ſchleicht an die Ecke, wo Fink ſitzt.

„Wozu kommt Ihr wieder, Schmeie Tinkeles?“ fragt Fink kalt, „ich habe Euch ſchon geſagt, daß wir kein Geſchäft mit Euch machen wollen.“

„Kein Geſchäft?“ ruft der unglückliche Tinkeles krächzend in abſcheulichem Deutſch, ſo daß Anton ihn nur mit Mühe verſteht. „Solche Wolle, wie ich bringe, iſt noch nicht geweſen im Lande.“

„Wie hoch der Zentner?“ fragt Fink ſchreibend, ohne den Juden anzuſehen.

„Was ich doch habe geſagt“, antwortet der Jude.

„Ihr ſeid ein Narr,“ ſagt Fink, „fort mit Euch!“

„Kein Lotſe kann ihm helfen“, ſagt Herr Braun.

„Meine Empfehlung an Herrn Kommerzienrat“, ſagt der Kaufmann.

„Mit einem Schwefelhölzchen hat er den Schlüſſel angezündet“, ruft Herr Stephan zum Himmel blickend.

„Wai!“ ſchreit der Mann im Kaftan, „was iſt das: fort mit Euch? Mit fort kann man machen keine Geſchäfte.“

„Was wollt Ihr alſo haben für Eure Wolle?“

„41⅔“, ſagt Tinkeles.

„Hinaus!“ bemerkt Fink.

„Sagen Sie doch nicht immer hinaus!“ bittet der Jude in Verzweiflung, „ſagen Sie, was wollen Sie geben?“

„Wenn Ihr ſo unverſchämt fordert, gar nichts“, ſagt Fink, eine neue Seite ſeines Briefes beginnend.

„Sagen Sie doch nur, was wollen Sie geben?“ bittet der Jude wieder.

„Nur wenn Ihr wie ein anſtändiger Mann redet“, antwortet Fink den Juden anſehend.

„Ich bin anſtändig,“ ſagt der Jude leiſe, „was wollen Sie geben?“

„39“, ſagt Fink.

Jetzt gerät Schmeie Tinkeles außer ſich, ſchüttelt ſeine ſchwarzen Locken und verſchwört ſich bei ſeiner Seele Seligkeit mit lautem Geſchrei, er könne nicht unter 41; worauf Fink ihm bedeutet, er werde ihn von einem Hausknecht hinausführen laſſen, wenn er ſolchen Lärm mache. Darauf geht der Jude entrüſtet vor die Tür, ſteckt den Kopf wieder herein und ruft: „Alſo was wollen Sie geben?“

„39“, ſagt Fink und ſieht der aufgeregten Mimik des Händlers ungefähr mit demſelben Intereſſe zu, mit dem ein Phyſiker die galvaniſchen Zuckungen eines Froſches betrachtet. Die Zahl 39 bewirkt in der Seele des Juden eine neue Exploſion, er tritt wieder vor, verſchwört ſeine Seele in den tiefſten Abgrund der Hölle und erklärt ſich ſelbſt für das nichtswürdigſte Scheuſal der Welt, wenn er für weniger als 41 ablaſſen könne. Als er ſich auf wiederholte Ermahnungen Finks, ruhig zu werden, dazu nicht entſchließen kann, wird der Hausknecht gerufen. Das Erſcheinen desſelben wirkt ſo weit beruhigend, daß Herr Tinkeles erklärt, er könne

allein gehen und werde allein gehen, worauf er ſtillſteht und 40½ ſagt. Der Agent, der Provinziale und das Kontor ſind ſtill und hören der Verhandlung neugierig zu, während Fink dem armen Schmeie mit einer gewiſſen Herzlichkeit den Vorſchlag macht, er ſolle ſich ohne weiteres entfernen, er ſei völlig Narr und mit ihm kein Geſchäft zu machen. Darauf wendet ſich der Jude trotzig ab und geht hinaus. Und wieder fährt Herr Braun fort: „Dieſer Sturm war ein ſeltenes Unglück, der Kaffee muß ſteigen“; und Herr Stephan beweiſt, daß die Selbſtmorde und andere Untaten ſeit Erfindung der Schwefelhölzer zugenommen haben; und Fink ſagt zum Prinzipal, der einen unterdes erhaltenen Brief durchlieſt: „Er wird's laſſen, wenn ich ihm noch einen halben Taler zulege. Wollen Sie mit 39½ abmachen?“

„Wieviel?“ fragt der Kaufmann.

„120 Zentner“, ſagt Fink.

„Nehmen Sie“, ſagt der Kaufmann und lieſt weiter.

Von neuem wird die Tür aufgeriſſen, das Geſchwirr geht fort, und Anton müht ſich vergebens zu verſtehen, wie man die Wolle kaufen könne, nachdem der Verkäufer in ſo entſchiedener Weiſe gegangen iſt. Da öffnet ſich, gerade als wieder drei bis vier Stimmen durcheinander ſprechen, ganz leiſe die Tür, Tinkeles ſchleicht auf den Zehen herein bis hinter Finks Platz und ſagt, dieſem die Hand auf die Schulter legend, wehmütig und vertraulich: „Was wollen Sie noch geben?“

Fink wendet ſich um und ſagt ebenfalls mit vertraulichem Lächeln: „Weil Ihr es ſeid, Tinkeles, 39½, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr kein Wort weiter ſprecht, ſonſt nehm' ich das Gebot zurück.“

„Ich ſpreche nichts,“ antwortet der Jude, „ſagen Sie 40.“

Fink macht eine Bewegung der Entrüſtung und weiſt ſchweigend nach der Tür. Der Händler geht und dreht an der Tür um.

„Jetzt kommt's“, ſagt Fink. Darauf kehrt der Händler zurück und ſpricht mit mehr Haltung: „39½, wenn Sie es dafür wollen nehmen.“

Nach einigem Zögern bemerkt Fink wie gelegentlich: „Es mag ſein.“ Worauf Schmeie Tinkeles ganz umgewandelt iſt, ſich als liebenswürdiger Freund der Handlung erweiſt und angelegentlich nach dem Befinden des Prinzipals erkundigt.

Und wieder knarrte nach dieſem Intermezzo die Tür, neue Käufer und Verkäufer kamen, die Menſchen ſprachen, und Federn kniſterten, das Geld rollte unaufhörlich.

Auch der Haushalt, dem Anton jetzt angehörte, erſchien ihm ſehr fremdartig und mächtig.

Das Haus ſelbſt war ein altes unregelmäßiges Gebäude mit Seitenflügeln, kleinen Höfen und Hinterhäuſern, voll von Mauern und kleinen Treppen, von geheimnisvollen Durchgängen, wo kein Menſch welche vermutete, von Korridoren, Niſchen, tiefen Wandſchränken und Glasverſchlägen. Es war ein durchaus künſtlicher Bau, an dem Jahrhunderte gearbeitet hatten, um ihn für ſpäte Enkel ſo ſchwierig und unverſtändlich als irgend möglich zu machen. Und doch ſah er im ganzen betrachtet behaglich aus und umfaßte mit ſeinen Mauern eine große Welt voll Menſchen und Intereſſen. Der ganze Raum unter dem Gebäude und unter ſeinen Höfen war zu Kellern gewölbt und bis an die Gewölbgurte mit Waren gefüllt; das ganze Parterre gehörte der Handlung und enthielt außer den Kontorzimmern faſt nichts als Warenräume. Darüber lagen im Vorderhauſe die Säle und Zimmer, in denen der Kaufherr ſelbſt wohnte. Herr Schröter war nur kurze Zeit verheiratet geweſen, in einem Jahre hatte er Frau und Kind verloren; ſeit dem Tode ſeiner Eltern war eine Schweſter alles, was er von Familie beſaß.

Streng hielt der Kaufmann auf den alten Brauch ſeiner Handlung. Alle Herren des Kontors, welche nicht verheiratet waren, wohnten in ſeinem Hauſe, gehörten ſeinem Haushalt an und aßen alle Mittage Punkt ein Uhr an dem Tiſche des Prinzipals. Am Morgen nach Antons Eintritt hatte Herr Schröter nur wenige Worte mit ihm gewechſelt und ihn darauf Herrn Jordan und dem Provinzialgeſchäft

übergeben. Jetzt, einige Minuten vor der Mittagsſtunde, war Anton in die Zimmer des erſten Stocks beſtellt, um der Dame des Hauſes vorgeſtellt zu werden. Erwartungsvoll ſtieg er die Teppichſtufen der breiten Treppe hinauf, der Bediente öffnete und führte ihn durch eine Reihe von Gemächern in das Empfangzimmer. Anton ſah auf ſeinem Wege mit Erſtaunen den ruhigen und ſoliden Glanz der Einrichtung, die großen Wandſpiegel, ſchwere Stoffe, Gemälde, Blumentiſche, zahlreiche Vaſen und Fruchtſchalen von Stein und gemaltem Porzellan. Der Diener ſchlug eine Portiere zurück, und Anton machte auf dem glatten Parkettboden eine tiefe Verbeugung, als der Prinzipal ihn einer jungen Dame vorſtellte und dazuſetzte: „Meine Schweſter Sabine.“

Fräulein Sabine zeigte über dem eleganten Sommerkleide ein feines, bleiches Geſicht, von rabenſchwarzem Haar eingefaßt. Sie war nicht älter als Anton, aber ſie hatte die Würde und Haltung einer Hausfrau. Sie nötigte, Platz zu nehmen und fragte teilnehmend, wie er ſich eingerichtet habe, und ob er noch irgend etwas vermiſſe.

„Meine Schweſter regiert uns alle,“ ſagte der Kaufmann mit einem freundlichen Blick auf die Dame, „machen Sie hier Ihre Bekenntniſſe, wenn Sie irgendeinen wirtſchaftlichen Wunſch haben; ſie iſt die gute Fee, welche den Haushalt in Ordnung hält.“

Anton ſah zu der Fee auf und antwortete ſchüchtern: „Ich habe bis jetzt alles weit glänzender gefunden, als ich von Hauſe aus gewöhnt bin.“

„Ihr Leben wird Ihnen bei alledem mit der Zeit einförmig erſcheinen,“ fuhr der Kaufmann fort, „es iſt eine ſtrenge Regelmäßigkeit in unſerm Hauſe, Sie haben viele Arbeit und wenig Zerſtreuung zu erwarten; meine Zeit iſt ſehr in Anſpruch genommen, auch nach dem Schluß des Kontors. Wenn Sie aber in irgendeiner Angelegenheit Rat oder Hilfe wünſchen, ſo bitte ich, ſich vor allem an mich zu wenden.“

Nach dieſer kurzen Audienz erhob er ſich und führte Anton nach dem Speiſezimmer. Auf dem Wege ſetzte er

ihm die Stellung eines Lehrlings im Geſchäft auseinander. Anton fand ſeine Kollegen bereits aufgeſtellt und in beſcheidener Toilette das Mahl erwartend; Sabine trat ein und mit ihr eine ältliche Dame, eine entfernte Verwandte der Familie, welche dem Fräulein in der Wirtſchaft half und ſehr gutmütig ausſah. Die Herren vom Kontor machten den Damen ihre Verbeugung, und Anton erhielt ſeinen Platz am Ende einer langen Tafel, zwiſchen den jüngſten ſeiner Kollegen. Ihm gerade gegenüber ſaß Sabine, neben dieſer ihr Bruder, auf der andern Seite die Verwandte, neben dieſer Herr von Fink, und dahinter alle übrigen genau nach Rang und Alter im Geſchäft. Es war im ganzen ein ſtilles Diner, welches eingenommen wurde, Antons Nachbarn ſprachen nur wenig und mit gedämpfter Stimme, das Geſpräch wurde faſt ausſchließlich von dem Prinzipal geleitet. Nur der Jockei von geſtern benahm ſich mit größter Unbefangenheit, erzählte kleine lächerliche Geſchichten, wußte andere Leute vortrefflich in Stimme und Haltung nachzuahmen und bewies ſeiner Nachbarin, der gutmütigen Tante, eine faſt übertriebene Aufmerkſamkeit. Kurz, Anton, deſſen Herz bereits voller Pietät und Ehrfurcht war, ſah mit einer Art von frommem Entſetzen, daß Fink den ganzen Tiſch ſo behandelte, als wäre die Tafel nur ſeinetwegen gedeckt, und als hätte der Kaufherr nur deshalb ein Geſchäft, damit Fink, ſein Volontär, leichtſinnige Scherze machen und alle Anweſenden dreiſt anreden könnte. Dabei glaubte er wahrzunehmen, daß der Kaufherr ſelbſt den jungen Herrn mit Kälte behandelte, und ferner, daß Fink ſich ſehr wenig um dies zurückhaltende Weſen des Kaufmanns kümmerte. Der Diener im ſchwarzen Frack ſervierte mit größter Akkurateſſe, und als ſich die Herren vom Geſchäft mit einer Verbeugung erhoben und ihre Stühle wegrückten, nahm Anton aus dem Speiſeſaal die Überzeugung mit hinaus, daß er noch nie ſo vornehm und feierlich ſein Mittagbrot verzehrt habe.

„Mit allen werde ich zurechtkommen, nur mit dieſem Herrn Fink nicht," ſagte ſich Anton den Tag über, „er iſt zu dreiſt und zu ſtolz. Auch ſitzen blieb er, als alle von unſerem Geſchäft aufſtanden. Er paßt nicht hierher", entſchied der

neue Ankömmling mit einer Weisheit, in welcher mehr Inſtinkt als Erfahrung war. Seit der Zeit ſah Anton mit einiger Scheu auf Herrn von Fink, er mußte aber oft nach ihm hinſehen und ſich viel um ihn kümmern, denn das Weſen des Gentlemans imponierte ihm doch ſehr; der edel geformte Kopf, ein ſchmales Geſicht mit feinen Zügen, die ſichere Haltung und die kurze Entſchloſſenheit in Bewegungen und Worten. Anton getraute ſich kaum ihn anzureden, und Fink gab ihm keine Veranlaſſung dazu, denn er ſchien von der Anweſenheit des neuen Lehrlings nichts mehr zu wiſſen. Nur einmal, als Anton zufällig vor Fink die Treppe des Hinterhauſes hinaufging, redete ihn dieſer an: „Nun, Maſter Wohlfart, wie gefällt es Ihnen in dieſem Hauſe?“

Anton blieb ſtehen und ſagte, wie ſich für einen guten Jungen ſchickt: „Ausgezeichnet! Ich ſehe und höre ſo viel Neues, daß ich noch gar nicht zu mir ſelbſt kommen kann.“

„Sie werden das alles gewohnt werden,“ lachte Fink; „wie an einem Tage geht es das ganze Jahr ohne Veränderung fort. Am Sonntage ein Gericht mehr und ein Glas Wein vor jedem Kubert, und Sie werden guttun, dazu Ihren Leibrock anzuziehen. Sie ſind jetzt als Rad eingefügt in die Maſchine, und es wird von Ihnen erwartet, daß Sie das ganze Jahr regelmäßig abſchnurren.“

„Ich weiß, daß ich fleißig arbeiten muß, um das Vertrauen Herrn Schröters zu erwerben“, antwortete der kleine Philiſter gereizt durch die rebelliſche Geſinnung des Volontärs.

„Eine tugendhafte Bemerkung,“ ſpottete dieſer; „in wenigen Wochen werden Sie ſehen, mein armer Junge, welch ein himmelweiter Unterſchied iſt zwiſchen dem Herrn des Geſchäfts und den Leuten, welche ſeine Briefe ſchreiben und ſeine Kunden abfertigen. Kein Fürſt auf Erden lebt ſo ſtolz und einſam unter ſeinen Vaſallen, als dieſer Kaffeebeherrſcher in ſeinem Reiche. Laſſen Sie ſich übrigens durch meine Rede nicht ſtören,“ fügte er mit etwas Gutmütigkeit zu, „das ganze Haus wird Ihnen ſagen, daß ich unzurechnungsfähig bin. Da Sie mir aber ausſehen wie ein hoffnungsvoller Kontoriſt, ſo will ich Ihnen noch einen ehrlichen

Rat geben. Kaufen Sie ſich einen engliſchen Sprachlehrer und machen Sie, daß Sie fortkommen bevor Sie hier einroſten. Alles, was Sie hier lernen, wird Sie noch nicht zu einem tüchtigen Menſchen machen, wenn Sie anders das Zeug haben, überhaupt einer zu werden. Guten Abend!“ Mit dieſen Worten drehte Fink unſerm Anton den Rücken und ließ dieſen wieder ärgerlich über den hohen Ton, den der Jockei angenommen hatte, zurück.

Wohl empfand unſer Held nach einiger Zeit mitten in dem Rauſchen des Geſchäftslebens die ewige Gleichförmigkeit der Stunden und Tage; wohl ermüdete ihn das zuweilen, aber es machte ihn nicht unglücklich; denn durch ſeine Eltern war er an Ordnung und regelmäßigen Fleiß gewöhnt, und dieſe beiden Tugenden halfen ihm über manche langweilige Stunde hinweg.

Herr Jordan gab ſich redlich Mühe, den Lehrling in die Geheimniſſe der Warenkunde einzuweihen, und die Stunde in welcher Anton zuerſt in das Magazin des Hauſes trat und hundert verſchiedene Stoffe und merkwürdige Bildungen perſönlich mit allen Kunſtausdrücken kennenlernte, wurde für ſeinen empfänglichen Sinn die Quelle einer eigentümlichen Poeſie, die wenigſtens ebenſoviel wert war als manche andere poetiſche Empfindung, welche auf dem märchenhaften Reiz beruht, den das Seltſame und Fremde in der Seele des Menſchen hervorbringt.

Es war ein großes dämmriges Gewölbe im Parterre des Hauſes, durch Fenſter mit Eiſenſtäben notdürftig erhellt, in welchem die Warenproben und kleinen Vorräte für den täglichen Verkehr lagen. Tonnen, Kiſten und Ballen ſtanden auch hier maſſenhaft durcheinander, und nur ſchmale gewundene Pfade führten dazwiſchen durch. Faſt alle Länder der Erde, alle Raſſen des Menſchengeſchlechts hatten gearbeitet und eingeſammelt, um nützliches und wertvolles vor den Augen unſeres Helden zuſammenzutürmen. Der ſchwimmende Palaſt der Oſtindiſchen Kompanie, die fliegende amerikaniſche Brigg, die altertümliche Arche der Niederländer hatten die Erde umkreiſt, ſtarkrippige Walfiſch-

fänger hatten ihre Naſen an den Eisbergen des Süd- und Nordpols gerieben, ſchwarze Dampfſchiffe, bunte chineſiſche Dſchonken, leichte malaiiſche Kähne mit einem Bambus als Maſt, alle hatten ihre Flügel gerührt und mit Sturm und Wellen gekämpft, um dies Gewölbe zu füllen. Dieſe Baſtmatten hatte eine Hindufrau geflochten, jene Kiſte war von einem fleißigen Chineſen mit rot und ſchwarzen Hieroglyphen bemalt worden, dort das Rohrgeflecht hatte ein Neger vom Kongo im Dienſt des virginiſchen Pflanzers über den Ballen geſchnürt; dieſer Stamm Farbeholz war an dem Sande herabgerollt, den die Wellen des mexikaniſchen Meerbuſens angeworfen haben, jener viereckige Block von Zebra- oder Jakarandaholz hatte in dem ſumpfigen Urwald Braſiliens geſtanden, und Affen und bunte Papageien waren über ſeine Blätter gehüpft. In Säcken und Tonnen lag die grünliche Frucht des Kaffeebaumes faſt aus allen Teilen der Erde, in rohen Baſtkörben breiteten ſich die gerollten Blätter der Tabakpflanze, das bräunliche Mark der Palme und die gelblichen Kriſtalle aus dem ſüßen Rohr der Plantagen. Hundert verſchiedene Pflanzen hatten ihr Holz, ihre Rinde, ihre Knoſpen, ihre Früchte, das Mark und den Saft ihrer Stämme an dieſer Stelle vereinigt. Auch abenteuerliche Geſtalten ragten wie Ungetüme aus dem Chaos hervor: dort hinter dem offenen Faß, gefüllt mit oranger Maſſe — es iſt Palmöl von der Oſtküſte Afrikas — ruht ein unförmiges Tier — es iſt Talg aus Polen, der in die Haut einer ganzen Kuh eingelaſſen iſt; — daneben liegen, zuſammengedrückt in rieſigem Ballen, gepreßt mit Stricken und eiſernen Bändern, fünfhundert Stockfiſche, und in der Ecke gegenüber erheben ſich über einem Haufen Elefantenzähne die Barten eines rieſigen Wals.

Anton ſtand noch ſtundenlang, nachdem die Erklärungen ſeines Lehrmeiſters aufgehört hatten, neugierig und verwundert in der alten Halle, die Gurte der alten Wölbung und die Pfeiler an der Wand verwandelten ſich ihm in großblättrige Palmen, das Summen und Geräuſch auf der Straße erſchien ihm wie das entfernte Rauſchen der See,

die er nur aus ſeinen Träumen kannte, und er hörte die Wogen des Meeres in gleichmäßigem Takt an die Küſte ſchlagen, auf welcher er ſo ſicher ſtand.

Dieſe Freude an der fremden Welt, in welche er ſo gefahrlos eingekehrt war, verließ ihn ſeit dem Tage nicht mehr. Wenn er ſich Mühe gab, die Eigentümlichkeiten der vielen Waren zu verſtehen, ſo verſuchte er auch durch Lektüre deutliche Bilder von der Landſchaft zu bekommen, aus welcher ſie herkamen, und von den Menſchen, die ſie geſammelt hatten.

So vergingen ſchnell die erſten Monate ſeines Lebens in der Hauptſtadt, und es war gut für ihn, daß er in ſeinen Freiſtunden dieſe lebhafte Unterhaltung mit der ganzen Welt zu führen hatte; denn in einem hatte Fink recht gehabt: Anton blieb trotz dem täglichen Mittagstiſch in dem parkettierten Speiſezimmer doch dem Chef des Hauſes und der Familie ſehr fremd und fühlte bald, daß eine Schranke gezogen ſei zwiſchen den Herren vom Kontor und den Perſonen des Hauſes, die, ſo unbemerkbar ſie für Fremde ſein mochte, doch eiſenfeſt ſtand. Er war ſo verſtändig, daß ihm nicht einfiel darüber zu murren, aber er wurde doch manchmal dadurch gedrückt, denn mit dem Enthuſiasmus der Jugend war er ſchnell bereit, ſeinen Prinzipal als das Ideal eines Kaufmanns zu verehren. Die Klugheit, Sicherheit und energiſche Kürze des Mannes und ſeine ſtolze Redlichkeit begeiſterten ihn; er hätte ſich gar zu gern mit ſchwärmeriſcher Innigkeit an ihn geſchloſſen, aber er ſah außer den Geſchäftsſtunden wenig von ihm. Wenn der Kaufmann am Abend nicht in Verſammlungen oder im Klub war, ſo lebte er nur für ſeine Schweſter, an der er mit einer rührenden Zärtlichkeit hing. Für ſeine Schweſter hielt der Kaufmann Wagen und Pferde, die er ſelbſt ſelten benutzte, ihr zuliebe beſuchte er auch Abendgeſellſchaften und gab ſelbſt welche, zu denen Anton und ſeine Kollegen nicht zugezogen wurden. Dann rollten die Equipagen vor das Haus, galonierte Bediente flogen treppauf, treppab, und bunte Schatten ſchwebten an den erleuchteten Fenſtern des Vorderhauſes vorüber, während Anton in ſeiner Dachſtube ſaß und

mit Sehnſucht auf das glänzende Leben des Haushaltes ſah, zu dem er doch auch gehörte: mit heißer Sehnſucht, denn unſer Held war kaum neunzehn Jahre alt und kannte die geſchmückte Geſelligkeit eleganter Kreiſe nur aus den trügeriſchen Schilderungen der Bücher, welche er geleſen hatte. Dann ſagte ihm zwar immer ſein Verſtand, daß er nicht in das Vorderhaus gehöre, und was daraus werden ſolle, wenn er mit ſeinem Dutzend Kollegen, die ſo verſchieden an Bildung waren, bei ſolchen Geſellſchaften ſich ausbreiten wolle. Aber was der Verſtand, dieſer alte Herr, ſagte, wird von der jungen Dame Begehrlichkeit nicht immer ehrerbietig angehört, und Anton ſchlich manchmal mit einem leiſen Seufzer vom Fenſter zu ſeiner Lampe und den Büchern zurück und bemühte ſich, die lockende Muſik der Quadrille zu vergeſſen, indem er auf das Geſchrei des Löwen und das Gurgeln des Brüllfroſches in irgendeinem tropiſchen Lande lauſchte.

6.

Der Freiherr von Rothſattel hatte ſein Quartier in der Hauptſtadt ſelbſt eingerichtet. Es war nur von mäßiger Größe, aber die Form der Möbel, die Arabesken der einfachen Wandmalerei, die Zeichnungen auf Vorhängen und Teppichen waren ſo geſchmackvoll zuſammengepaßt, daß das Ganze in der guten Geſellſchaft als ein Muſter von Eleganz und Wohnlichkeit gerühmt wurde. Recht in der Stille hatte er das alles vorbereitet. Endlich hielt der neugekaufte Wagen vor der Wohnung, der Freiherr hob ſeine Gemahlin heraus und führte ſie durch die Reihe der Zimmer bis zu ihrem kleinen Boudoir, das ganz mit weißer Gaze dekoriert war, die Decke eine Sonne von weißen Falten, und an allen Wänden weiß gefältelte Sterne. Da flog ihm die Baronin entzückt über ſo viel Aufmerkſamkeit in die Arme, und der gute Herr fühlte ſich zufrieden und ſtolz wie ein König. Schnell war die Familie eingelebt, die Ackerpferde führten vom Gute die unvermeidlichen Kiſten,

Truhen und Vorräte von Lebensmitteln herbei, und nachdem einige Tage hindurch Strohhalme von Treppen, Fußböden und Teppichen abgefegt worden waren, konnte man daran denken, ſich außerhalb des Hauſes umzuſehen und die nötigen Beſuche zu machen.

Ein großer Teil des Landadels pflegte die Wintermonate in der Hauptſtadt zuzubringen, und die Rothſattel trafen mehrere Gutsnachbarn, viele Bekannte und Verwandte. Überall war man erfreut, die angeſehene Familie in der Stadt zu begrüßen, und nach wenigen Wochen fanden ſie ſich mitten in einem großen Kreiſe zu fröhlicher Geſelligkeit eingelebt. Der niedere Adel mit all ſeinen Titeln, welche ihm von den deutſchen Regenten freigebig erteilt worden ſind, bildete eine ſtattliche, ziemlich abgeſchloſſene Geſellſchaft, und wenn in dem Völkchen auch nicht gerade Überfluß von geiſtreicher Bildung vorhanden war, ſo war doch das geſellige Behagen, mit dem ſie untereinander verkehrten, um ſo größer. Die Baronin wurde durch ihre ſichere Liebenswürdigkeit eine Hauptgröße der Frauenwelt: auch ihr Gemahl, der in den erſten Wochen manchmal die Wanderungen durch den Wirtſchaftshof und die Spazierritte in ſeinen Wald vermißt hatte, befand ſich bald unter ſeinen Jugendfreunden nicht weniger wohl. Er wurde Mitglied einer adeligen Reſſource, ſuchte ſeine alte Meiſterſchaft auf dem Billard hervor, ſpielte mit Anſtand Whiſt und L'hombre und trieb in müßigen Stunden etwas Politik und ein wenig Kunſt. So verlebte die Familie eine behagliche und heitere Winterſaiſon, und der Freiherr und ſeine Gemahlin äußerten einander ihre Verwunderung, warum ſie ihrem Leben nicht ſchon in frühern Jahren dieſe beſcheidene und anſtändige Abwechſlung gegönnt hätten.

Nur Lenore war mit dem Umzug nicht ganz zufrieden. Sie fuhr fort, die Befürchtung ihrer Mutter zu rechtfertigen, daß ſie ein Original werden könnte. Es wurde ihr ſchwer, den zahlreichen ältlichen Tanten der Familie eine anmutige Ehrerbietung zu bezeigen, und noch ſchwerer wurde ihr, luſtige Herren aus der Nachbarſchaft, gute Freunde ihres Vaters, die ſie vom Gut her kannte, hier in der Stadt nicht

zuerſt anzureden, wenn ſie ihnen auf der Straße begegnete. Auch das Behältnis war ihr peinlich, in dem ſie die Bildung aus dem Mädcheninſtitut nach Hauſe tragen mußte. Es war ein Zwitter von Taſche und Mappe, voll von langweiligen Heften und Lehrbüchern. Da die Mutter nicht gern ſah, wenn der Bediente ihr die Schulbücher nachtrug, ſo ſchlenkerte ſie das Ding verächtlich am Arm, ſooft ſie auf der Straße ging, blieb dabei von Zeit zu Zeit ſtehen und ſah wie eine Juno mit dreiſtem Blick auf die Gruppen der Marktleute, auf Eckenſteher, die ſich prügelten, und auf andere Menſchenknäuel, welche ſich in den Straßen einer großen Stadt zuſammenballen. Einſt, als ſie ſo auf der Straße ſtand, die Mappe als Zeichen ihrer Sklaverei am Arme und einen kleinen Regenſchirm in der Hand, ſiehe, da kam ihr auf dem Trottoir der junge Herr entgegen, den ſie im Garten umhergeführt und über den Teich gefahren hatte. Sie freute ſich darüber; er war ihr eine freundliche Erinnerung an das Gut, an ihren Pony und an das Volk der Schwäne. Noch war er eine Strecke entfernt, als ihre Falkenaugen ihn beobachteten. Er kam näher und ſah ſie nicht. Da ihr die Mutter verboten hatte, irgendeinen Herrn auf der Straße anzuſprechen, ſo blieb ſie in ſeinem Wege ſtehen und ſtampfte ihren Schirm befehlend vor ihm auf die Steine. Anton, der im Geſchäftstrott war, blickte auf und ſah mit der höchſten Freude, daß das ſchöne Fräulein vom See vor ihm ſtand. Er zog errötend ſeinen Hut, und das Fräulein erkannte aus ſeinem ſtrahlenden Geſicht mit Befriedigung, daß trotz der Büchertaſche ihre Erſcheinung noch ebenſo gewaltig auf ihn wirkte als früher.

„Wie geht es Ihnen, mein Herr?“ fragte ſie würdevoll, das Köpfchen zurückwerfend.

„Sehr gut,“ ſagte Anton; „wie bin ich glücklich, Sie hier in der Stadt zu ſehen.“

„Wir wohnen jetzt hier,“ ſprach das Fräulein weniger vornehm, „für den Winter Bärenſtraße Nr. 20.“

„Darf ich fragen, wie ſich der Pony befindet?“ ſagte Anton ehrfurchtsvoll.

„Denken Sie, er hat zu Hauſe bleiben müſſen“, klagte die Dame; „und was treiben Sie hier?“

„Ich bin in der Handlung von T. O. Schröter“, antwortete Anton mit einer Verbeugung.

„Alſo Kaufmann?“ ſagte das Fräulein, „und womit handeln Sie?“

„Kolonialwaren und Produkte; es iſt das größte Geſchäft in dieſer Branche hier am Platz“, antwortete Anton mit Selbſtgefühl.

„Und haben Sie gute Menſchen gefunden, die auch für Sie ſorgen?“

„Mein Prinzipal iſt ſehr gütig gegen mich,“ antwortete Anton, „in Kleinigkeiten muß ich für mich ſelbſt ſorgen.“

„Haben Sie auch Freunde hier, mit denen Sie ſich unterhalten?“ ſetzte das Fräulein ihr Examen fort.

„Einige Bekannte. Ich habe aber viel zu tun, und in den Freiſtunden muß ich für mich lernen.“

„Sie ſehen auch etwas bleich aus“, ſagte das Fräulein, ihn mit mütterlichem Wohlwollen betrachtend. „Sie müſſen ſich mehr Bewegung machen und fleißig ſpazierengehen. — Es iſt mir angenehm geweſen, Sie hier zu treffen; ich werde mich freuen, wenn ich höre, daß es Ihnen wohlgeht“, fügte ſie, wieder in Majeſtät übergehend, hinzu. Sie ſah ihn noch einen Augenblick an, grüßte mit dem Kopf und verſchwand in dem Menſchenſtrom, während Anton ihr mit abgezogenem Hut nachſah.

Lenore fand nicht für nötig, über das zufällige Zuſammentreffen viele Worte zu verlieren. Nur als einige Tage darauf die Baronin ihren Gemahl fragte: „Aus welcher Handlung wollen wir die Waren nehmen, die der Haushalt braucht?“ da ſah Lenore von ihrem Buche auf und ſagte: „Die größte Handlung hier am Platz iſt von T. O. Schröter, Kolonialwaren und Produkte.“

„Woher weißt du das?“ fragte der Vater lachend, „du ſprichſt ja wie ein gelernter Kaufmann.“

„Das kommt alles von dieſem Mädcheninſtitut“, antwortete Lenore trotzig.

Über den geſelligen Freuden vergaß der Freiherr nicht den Hauptzweck ſeines Aufenthaltes in der Stadt. Er zog ſorgfältige Erkundigungen ein über die techniſchen Gewerbe, welche andere Gutsbeſitzer eingerichtet hatten, er beſuchte die Fabriken der Stadt und bemühte ſich, gebildete Techniker kennenzulernen. Er bekam eine Maſſe von Nachrichten und erwarb einige Kenntniſſe in Maſchinen und Fabrikanlagen. Aber die Nachrichten, welche er erhielt, waren ſo widerſprechend, und die Anſchauungen, welche er ſelbſt gewann, ſo unvollſtändig, daß er zuletzt für das beſte hielt, nichts zu übereilen, und abzuwarten, bis ſich ein geſchäftliches Unternehmen von beſonderer und möglichſt ſicherer Rentabilität fände.

Es darf nicht verſchwiegen werden, daß zu dieſer Zeit auch der Familienſchatz durch ein ſchönes mit vergoldetem Meſſing beſchlagenes Käſtchen vermehrt wurde. Es war von geflaſertem Holz mit Arabesken von mattem Metall und mit einem ſehr künſtlichen Schloß, welches für einen Spitzbuben gar nicht zu öffnen war und den Dieb in die Notwendigkeit verſetzte, das ganze Käſtchen zu ſtehlen. In dieſem Behältnis lagen fünfundvierzigtauſend Taler in neuen weißen Pfandbriefen der Landſchaft. Der Freiherr betrachtete die Pfandbriefe mit vieler Zärtlichkeit. Er ſaß in den erſten Tagen ſtundenlang vor dem geöffneten Käſtchen und wurde nicht müde, die Pergamentblätter nach den Nummern zu ordnen, ſich über den reinlichen weißen Glanz derſelben zu freuen und die Tilgungspläne für das Kapital zu entwerfen. Auch als er das Käſtchen der Sicherheit wegen wieder ins Depoſitum der Landſchaft gegeben hatte, war der Gedanke daran eine von den kleinen Freuden, welche der ritterliche Freiherr im ſtillen hatte. Ja, der Geiſt dieſes Käſtchens ſpukte in ſeinem Haushalt fort. Die Baronin war verwundert, wenn ihr Gemahl zuweilen anfing, da zu ſparen, wo er es ſonſt nicht getan hatte, wenn er einige Male von Logenbilletten abriet, weil man gute Wirtſchaft treiben müſſe, oder wenn er ihr mit einer gewiſſen Freude erzählte, daß er am vergangenen Abend zehn Louisdore im Spiel gewonnen habe. Die verſtändige Dame wurde

ernſtlich beſorgt, ob ihr Gemahl nicht durch einen Unfall in Geldverlegenheit gekommen ſei; indes beruhigten ſie ſeine Verſicherungen vom Gegenteil und ein zufriedenes Lächeln, welches in ſolchen Stunden über ſeinem Geſicht ſchwebte, ſehr bald wieder. In der Tat waren die kleinen Anfälle von Sparſamkeit nicht konſequent und nichts anderes als eine unſchuldige Laune, denn in allen größeren Dingen hielt der Freiherr in gewohnter Weiſe auf anſtändige Repräſentation, und ſein Auftreten war durchaus ſeiner Familie und ſeinem Wohlſtande entſprechend.

Auch war es in der Tat nicht möglich, gerade jetzt zurückzulegen. Das Leben in der Stadt, die Einrichtung der Wohnung und die unvermeidlichen geſelligen Anſprüche verringerten natürlich die Ausgaben nicht.

So kam es, daß der Freiherr, als er zur Abnahme der Winterrechnungen auf ſein Gut gereiſt war, ſehr verſtimmt nach der Stadt zurückkehrte. Er hatte große Rechnung gemacht, er hatte geſehen, daß die Ausgaben des letzten Jahres größer geweſen waren als die Einnahmen, daß der Revenuenanſchlag des nächſten Jahres keine Deckung des Defizits verſprach, daß faſt zweitauſend Taler fehlten, welche geſchafft werden mußten. Der Gedanke griff ihm an das Herz, daß er dies Geld von den weißen Pergamenten nehmen ſollte, und dem Manne, welcher mit dem größten Anſtand einen feindlichen Kugelregen ausgehalten hätte, wurde ſiedend heiß, wenn er dachte, daß er in dieſem Falle einige tauſend Taler wirklicher Schulden auf ſeinem Gute haben würde. Er war verſtändig genug einzuſehen, daß in ſeiner Spekulation ein Fehler geweſen war. Wenn man ein Vermögen durch jährliche kleine Erſparniſſe erwerben will, muß man ſeine Ausgaben einſchränken; er aber hatte ſeine Ausgaben bedeutend vermehrt. Ohne Zweifel war dieſe Vermehrung ſehr notwendig geweſen, aber es war ein unglücklicher Zufall, daß das ſo zuſammentraf. Seit ſeinen Leutnanttagen hatte der gute Herr keine ſo peinliche Unruhe empfunden. Aus der Stadt zurück konnte er nicht, dafür gab es tauſend Gründe; er hatte die Wohnung auf eine Reihe von Jahren gemietet, was wür-

den die Bekannten zu einer plötzlichen Abreiſe geſagt haben, wie hätte er ſeiner geliebten Frau und Lenoren das Opfer zumuten können? So verſchloß er den Ärger in ſich. Er entſchuldigte gegenüber den beſorgten Fragen der Baronin ſeine Verſtimmung durch eine Erkältung auf der Reiſe, aber tagelang nagte der Gedanke an ihm, daß er einen Verluſt erlitten habe, daß er zurückgekommen ſei; und je ſanguiniſcher er vorher geweſen war, deſto niedergeſchlagener wurde er jetzt. Ja es geſchah, daß er auf einem Spaziergange durch die Stadt bei einem Lotterieeinnehmer eintrat und ein Lotterielos kaufte, damit ein gütiges Geſchick das gutmachen möge, was ſchadhaft war. Zuweilen, beſonders am Abend, wenn er aus heiterer Geſellſchaft kam, lächelte er ſelbſt über dieſe Verſtimmung und ſchalt ſie töricht. Das ganze Unglück war ſo unbedeutend, es war ja keine Lebensfrage; in wenigen Jahren konnten ſeine Angelegenheiten wieder aufs beſte arrangiert ſein. Nur an dem nüchternen Morgen kam ihm der langweilige Gedanke wieder, und er konnte ihn nicht loswerden.

An einem ſolchen Morgen wurde Herr Ehrenthal gemeldet, der ihm eine Summe für gekauftes Getreide zu zahlen hatte. Den Freiherrn überkam ein peinliches Gefühl, als der Bediente den Namen Ehrenthal ausſprach; der Mann hatte ihm den Rat gegeben, Pfandbriefe aufzunehmen. Freilich ſagte er ſich im nächſten Augenblick, daß derſelbe Mann ihm nicht den Rat gegeben hatte, nach der Stadt zu ziehen; aber er grollte ihm doch, und ſein Gruß mochte wohl kälter klingen als gewöhnlich. Herr Ehrenthal war ein zu guter Geſchäftsmann, um auf die Launen ſeiner Kunden viel zu geben. Er zählte ſein Geld auf und war dabei freigebig mit den Verſicherungen ſeiner Ergebenheit. Der Freiherr blieb unzugänglich, bis Ehrenthal im Abgehen fragte: „Und ſie ſind gekommen, die Pfandbriefe, gnädiger Herr Baron?“

„Ja“, ſagte der Herr mürriſch.

„Es iſt jammerſchade,“ rief Ehrenthal, „daß fünfundvierzigtauſend Taler liegen ſollen ſo tot, als ob ſie nicht vorhanden wären in der Welt. Dem Herrn Baron iſt's

gleich, ob er einmal gewinnt ein paar tauſend Taler oder nicht, aber unſereinem iſt es nicht gleich. Ich kann in dieſem Augenblick machen ein ſolides Geſchäft und ein ſicheres, und mein Geld iſt verſteckt, ich muß mir entgehen laſſen einen baren Gewinn von viertauſend Talern."

Der Freiherr hörte aufmerkſam zu, der Händler fuhr mit größerm Mute fort: „Herr Baron, Sie kennen mich ſeit Jahren als einen ehrlichen Mann, Sie wiſſen auch, daß ich nicht ohne Mittel bin; ich will Ihnen einen Vorſchlag tun: leihen Sie mir zehntauſend Taler Pfandbriefe auf drei Monat; ich gebe Ihnen für das Kapital einen Wechſel auf mich ſelbſt, welcher iſt wie bar Geld. Es ſind zu gewinnen viertauſend Taler bei dem Geſchäft; was gewonnen wird, das teile ich mit dem Herrn Baron ſtatt der Zinſen zu gleichen Teilen. Sie ſollen kein Riſiko haben, und wir machen das Geſchäft zuſammen. Wenn verloren wird, trage ich's allein und zahle in drei Monaten dem gnädigen Herrn die zehntauſend Taler zurück."

Dieſe Worte des Händlers, ſo wenig aufregend ſie wahrſcheinlich in das Ohr des Leſers dringen, klangen dem Freiherrn wie ein Alarmſignal beim unbehaglichen Biwak. Eine heftige Spannung, eine wilde Freude arbeitete in ihm. Kaum hatte er Ruhe genug, zu ſagen: „Vor allem muß ich wiſſen, von welcher Art das Geſchäft iſt, das Sie mit meinem Gelde machen wollen."

Der Geldmann ſetzte das auseinander. Es war ihm der Antrag gemacht, eine große Quantität Holz zu kaufen. Das Holz lag auf einem Flößplatz im obern Teile der Provinz.

Der Händler holte die Berechnung der Holzmaſſe, der Transportkoſten bis zur Hauptſtadt und des Wertes, den das Holz in der Hauptſtadt haben würde, aus ſeiner Taſche und bewies dem Freiherrn, daß dabei in ſechs bis acht Wochen ein ſicherer Gewinn von bedeutender Größe zu machen ſei.

Der Freiherr ſah mit Aufmerkſamkeit die Menge der Zahlen durch; wenn die Berechnung richtig war, ſo war der Gewinn ſonnenklar; er tat aber doch die bedächtige Frage: „Wie kommt es, daß der Eigentümer des Holzes das Ge-

ſchäft nicht ſelbſt macht, und daß er ſich einen ſo ſichern Gewinn entgehen läßt?“

Der Händler zuckte die Achſeln. „Wer ein Geſchäft macht, kann nicht immer fragen: warum läßt der andere die Ware ſo billig? Wer in Verlegenheit iſt, kann nicht warten zwei bis drei Monat, das Eis liegt auf dem Fluß, der Mann braucht das Geld binnen hier und zwei Tagen.“

„Sind Sie ſicher, daß das Eigentumsrecht des Verkäufers unbeſtreitbar iſt?“ fragte der Freiherr.

„Der Mann iſt mir ſicher,“ ſagte der Händler; „wenn ich ihm das Geld bis morgen abend ſchaffe, iſt das Holz mein.“

Dem Edelmann war es peinlich, die Verlegenheit eines andern zu benutzen, ſo ſehr ſich auch ſein Herz nach dem Gewinn ſehnte. Er ſagte mit Würde: „Ich halte es für unpaſſend, auf den Verluſt eines andern zu rechnen.“

„Warum ſoll er haben Verluſt?“ rief Ehrenthal eifrig. „Er iſt Spekulant, jetzt braucht er Geld; vielleicht will er machen ein größeres Geſchäft; ſo muß er den Vorteil am kleinen überlaſſen einem andern. Er hat ſich erboten, gegen Zehntauſend bar den ganzen Vorrat zu übergeben. Es iſt nicht meine Sache, zu fragen, ob er mehr gewinnen kann mit meinem Gelde, als ich gewinnen kann durch ſein Holz.“

Was Herr Ehrenthal ſagte, war richtig; er verſchwieg nur einiges. Der Verkäufer des Holzes war ein unglücklicher Spekulant, der, von ſeinen Gläubigern gedrängt, eine Ausſpfändung fürchtete und die unbeſcheidenen Hoffnungen derſelben dadurch beendigen wollte, daß er ſeine Vorräte an einen Fremden ſchnell und heimlich verkaufte und mit der erhaltenen Summe unſichtbar wurde. Vielleicht wußte Herr Ehrenthal das; vielleicht ahnte auch der Freiherr, daß es bei einem ſo leichten Gewinn eine Bewandtnis haben müſſe, wenigſtens ſagte ſein Kopfſchütteln, daß ihm die Sache keineswegs ganz klar war. Und doch hatte er wenig zu wagen und nichts zu verantworten; er lieh ſein Geld an einen ſichern Mann, den er ſeit vielen Jahren als wohlhabend und pünktlich kannte, und gewann dadurch die Ausſicht, in kurzer Zeit einen böſen Geiſt loszuwerden, der ihn raſtlos quälte. Er war zu unruhig, um zu überlegen, daß er viel-

leicht einen Teufel vertreibe durch Beelzebub, der Teufel Oberſten. Er klingelte nach ſeinem Wagen und ſagte vornehm: „In einer Stunde ſollen Sie das Geld haben.“

Ehrenthal dankte in ſeiner feurigen Weiſe für dieſe große Gefälligkeit, ſchrieb auf der Stelle einen wohlverklauſulierten Solawechſel über die Pfandbriefe und empfahl ſich mit einer Untertänigkeit, die ſehr gegen das ſtolze Kopfnicken des Freiherrn abſtach.

Seit dieſem Tage lebte der Freiherr in banger Erwartung. Immer mußte er an die Unterredung mit dem Händler denken. Wenn er am Teetiſch neben ſeiner Gemahlin ſaß und über Theater und Konzert geplaudert wurde, irrte ſeine Seele ruhelos zwiſchen den Lücken der Holzklaftern umher oder wurde von langen rollenden Maſtbäumen gedrückt; und wenn er die Arbeitsbücher ſeiner Tochter durchſah, ſo ſtarrten ihm auf dem Deckel und am Rande zahlreiche Geſichter Ehrenthals entgegen, und jedes lachte ihn höhniſch an. Sooft er auf ſeinem Jagdpferd ausritt, richtete ſich der Kopf des Pferdes nach dem Strom, und mit finſterm Blick ſah der Reiter auf die gefrorene Fläche hinab, ſah die Eisſchollen ſtromabwärts treiben und das hohe Frühlingswaſſer bis an die Steine des Randes fluten.

Ehrenthal hatte ſich lange nicht ſehen laſſen. Endlich, an einem ſonnigen Morgen erſchien er mit ſeinen unvermeidlichen Bücklingen, zog ein großes Paket aus der Taſche und rief triumphierend: „Herr Baron, das Geſchäft iſt gemacht! Hier ſind die Pfandbriefe zurück, und hier ſind zweitauſend Taler als der Gewinn, welcher auf Sie fällt.“

Die Hand des Freiherrn griff haſtig nach dem Paket. Es waren dieſelben weißen Pergamente, die er mit ſchwerem Herzen aus der Kaſſette hervorgeholt hatte, und außerdem ein Bündel Kaſſenſcheine. Diesmal hörte der Freiherr kaum auf den Wortſchwall des Händlers, eine Laſt fiel ihm vom Herzen, er hatte ſeine Pfandbriefe wieder, und der Ausfall in ſeinen Finanzen war gedeckt. Ehrenthal wurde gnädig entlaſſen, die Pergamente eingeſchloſſen, und der Freiherr durfte ſich heute keinen Zwang antun, um ein liebenswürdiger Geſellſchafter zu ſein. Noch an demſelben Tage

kaufte er der Baronin einen Schmuck von Türkiſen, den ſie lange im ſtillen gewünſcht hatte.

Seit dem Tage war im Hauſe des Freiherrn heller Sonnenſchein, und wenn es eine Erinnerung an die letzten Wochen gab, ſo äußerte ſie ſich nur in Kleinigkeiten. Der Kopf des Halbblutes vermied ſeit dieſem Tage den Strom ebenſoſehr, als er ihn früher geſucht hatte, und wenn der Reiter auf der Straße von Herrn Ehrenthal gegrüßt wurde, ſo regte ſich wieder ein lebhafter Widerwille gegen den glücklichen Geſchäftsmann in ſeiner Seele, und ſehr nachläſſig war der Gegengruß, welchen er von der Höhe des Roſſes zurückgab.

Aber noch ein dunkler Schatten aus der letzten Vergangenheit ſollte über den Freiherrn fallen. Er las in dem Zimmer ſeiner Frau die Zeitung, als ſein Auge auf einen Steckbrief fiel, durch welchen ein verſchwundener Holzhändler wegen betrügeriſchen Bankerotts verfolgt wurde. Er legte das Blatt weg, ein kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Und er, der furchtloſe Kavalier, nahm das Zeitungsblatt vom Tiſch fort und verſteckte es tief unter die Bücher ſeines Arbeitstiſches. Wenn der Betrüger derſelbe Mann war — Ehrenthal hatte ihm keinen Namen genannt — aber wenn er, der Edelmann, durch ſein Geld und ſeinen Gewinn fremde wohlbegründete Anſprüche verkürzt hatte, wenn er Gehilfe eines Betruges geworden war, und wenn er für dieſe Hilfe bezahlt worden war — dieſe Gedanken waren fürchterlich für ſein ſtolzes Herz. Der Herr ging in der Stube auf und ab und rang die Hände; er eilte zum Schreibtiſch, um den Gewinn einzupacken und fortzuſchaffen, er wußte ſelbſt nicht wohin, ſich von der Seele, weit weg aus ſeinem Hauſe. Mit Beſtürzung ſah er, daß nur noch ein kleiner Teil des Gewinns vorhanden war. Wie gelähmt ſetzte er ſich an den Tiſch und legte den Kopf auf ſeine Hände. Es war etwas in ihm entzweigegangen, das fühlte er, und er fürchtete, für immer. Heftig ſprang er wieder auf, riß an der Klingel und ließ Ehrenthal zu ſich fordern.

Zufälligerweiſe war der Händler verreiſt. Unterdes ſprachen dem Freiherrn die freundlichen Stimmen, welche in der

Menſchenbruſt mit klugen und gewählten Worten alles Bedenkliche in ein gutes Licht zu ſetzen wiſſen. Wie war die ganze Angſt ſo töricht! Es gab viele hundert Leute am Oberlauf des Stromes, die mit Holz handelten, es war ja ſehr unwahrſcheinlich, daß gerade jener Betrüger der Mann Ehrenthals ſein ſollte. Und ſelbſt in dieſem Fall, wie groß war ſein eigenes Unrecht bei dem ganzen Ereignis? Klein, ſehr klein, für einen Geſchäftsmann nicht zu erkennen. Ja, ſelbſt Ehrenthal, was konnte er dafür, wenn der Verkäufer das Geld zu einem Betrug verwandt hatte? Es war doch alles ehrlich und geſetzlich gekauft worden. — So ſprach es fortwährend begütigend in dem Freiherrn, ach, und welche Mühe gab ſich der Herr, all dieſe Stimmen recht deutlich zu hören.

Als Ehrenthal endlich ankam und haſtig zum Freiherrn eilte, trat ihm dieſer mit einem Geſicht entgegen, das den Händler wirklich erſchreckte. „Wie heißt der Mann, von dem Sie das Holz gekauft haben?“ fragte der Freiherr heftig an der Tür.

Ehrenthal ſtand betroffen, auch er hatte jene Zeitung geleſen und verſtand, was in der Seele des Edelmanns vorging. Er nannte einen beliebigen Namen.

„Und wie hieß der Ort, wo das Holz lag?“ klang die zweite Frage etwas ruhiger. Herr Ehrenthal nannte einen beliebigen Ort.

„Iſt das Wahrheit, was Sie mir ſagen?“ fragte der Freiherr tief aufatmend zum drittenmal.

Da Herr Ehrenthal ſah, daß er einen Kranken vor ſich hatte, ſo behandelte er ihn mit Milde, welche dem Arzt ſo gut anſteht. „Was ſich der Herr Baron für Sorge machen!“ ſagte er kopfſchüttelnd. „Ich glaube, der Mann, mit dem ich habe gemacht das Geſchäft, hat ſeinen guten Vorteil dabei gehabt. Es ſind große Eichenlieferungen ausgeſchrieben, dabei ſind für einen, der dort oben wohnt, hundert Prozent zu verdienen. Ich glaube, er wird ſie haben verdient. Das Geſchäft, welches ich mit ihm gemacht habe, iſt geweſen gut und ſicher, wie es kein Kaufmann von der Hand weiſen wird. Und wenn er auch ein ſchlechter Menſch wäre, was haben

Sie, gnädiger Herr, darum zu ſorgen? Ich habe keinen Grund gehabt, Ihnen den Namen des Mannes und des Ortes zu verbergen, ich habe Ihnen doch beides damals nicht geſagt, weil nicht Sie gemacht haben das Geſchäft, ſondern ich. Ich bin geweſen Ihr Schuldner, und ich habe Ihnen zurückgezahlt das Geld mit einer Proviſion. Mit einer guten Proviſion, das iſt wahr. Ich habe ſeit Jahren vieles bei Ihnen verdient, warum ſoll ich nicht zuerſt Ihnen den Vorteil gönnen, den ich jedem andern auch gegeben hätte? Was machen Sie ſich Sorgen, Herr Baron, um Dinge, die nicht ſind!"

„Das verſtehen Sie nicht, Ehrenthal," ſagte der Gutsherr freundlicher; „es iſt mir lieb, daß die Sache ſo ſteht. Wäre der Betrüger jener Mann geweſen, mit dem Sie gehandelt haben, ſo hätte ich unſer Verhältnis abgebrochen, ich hätte Ihnen nie verziehen, daß Sie mich wider meinen Willen zum Mitſchuldigen eines Betrugs machten."

Ehrenthal wurde entlaſſen, und der Freiherr war von einer ſchweren Sorge befreit. Er beſchloß, ſich näher nach jenem beliebigen Namen und dem unbekannten Dorfe zu erkundigen. Er erkundigte ſich aber nicht danach; durch die überſtandene Angſt war ihm die Erinnerung an das Geldgeſchäft ſehr peinlich geworden, und er bemühte ſich, gar nicht mehr daran zu denken.

Er war ein zartfühlender, guter Herr, und Ehrenthal war derſelben Meinung, denn als er die Treppe hinunterging, murmelte er vor ſich hin: „Er iſt gut, der Baron, er iſt gut!"

## 7.

Anton ſtand unter der gemeinſamen Oberhoheit der Herren Jordan und Pix und entdeckte bald, daß er die Ehre hatte, kleiner Vaſall eines großen Staatskörpers zu ſein. Was die unerfahrene Außenwelt höchſt oberflächlich unter dem Namen Kommis zuſammenfaßt, das waren für ihn, den Eingeweihten, ſehr verſchiedene, zum Teil Ehrfurcht gebietende Ämter und Würden. Der Buchhalter, Herr Lie-

Hold, thronte als geheimer Miniſter des Hauſes an einem Fenſter des zweiten Kontors in einſamer Majeſtät und geheimnisvoller Tätigkeit. Unaufhörlich ſchrieb er Zahlen in ein ungeheures Buch, und ſah nur ſelten von ſeinen Ziffern auf, wenn ſich ein Sperling auf die Gitterſtäbe des Fenſters ſetzte, oder wenn ein Sonnenſtrahl die eine Fenſterecke mit gelbem Glanze überzog. Herr Liebold wußte, daß der Sonnenſtrahl nach den altertümlichen Geſetzen des Univerſums in keiner Jahreszeit weiter dringen durfte, als bis zur Spitze des Fenſterbretts, aber er konnte ſich doch nicht enthalten, ihm plötzliche Überfälle auf das Hauptbuch zuzutrauen, und beobachtete ihn deshalb mit argwöhniſchen Blicken.

Mit der Ruhe in ſeiner Ecke kontraſtierte die ewige Rührigkeit in der entgegengeſetzten. Dort waltete in beſonderem Verſchlage der zweite Würdenträger, der Kaſſierer Purzel, umgeben von eiſernen Geldkaſten, ſchweren Geldſchränken und einem großen Tiſch mit einer Steinplatte. Auf dieſem Tiſche klangen die Taler, klirrte das goldene Blech der Dukaten, flatterte geräuſchlos das graue Papiergeld vom Morgen bis zum Abend. Wer die Pünktlichkeit als allegoriſche Figur in Öl malen wollte, der mußte ohne Widerrede Herrn Purzel abmalen und durfte höchſtens das antike Koſtüm dadurch andeuten, daß er mit künſtleriſcher Lizenz Herrn Purzel die Strümpfe über die Stiefel und das weiße Oberhemd über den Kontorrock herüber malte. Alles hatte in der Seele des Herrn Purzel eine eiſenfeſte unveränderliche Stellung, unſer Herrgott, die Firma, der große Geldkaſten, der Wachsſtock, das Petſchaft. Jeden Morgen, wenn der Kaſſierer in ſeinen Verſchlag getreten war, begann er ſeine Amtstätigkeit damit, daß er die Kreide ergriff und einen weißen Punkt auf den Tiſch malte, um der Kreide ſelbſt die Stelle zu bezeichnen, wo ſie ſich den Tag über aufzuhalten hatte. Er ſtand nicht allein in ſeiner wichtigen Amtstätigkeit. Ein alter Hausdiener war ſeine Ordonnanz, die als Ausläufer mit Geldſäcken und Papiergeld den Tag über nach allen Richtungen der Stadt trabte. Es iſt wahr, daß die Ordonnanz an der Eigentümlichkeit

litt, gegen Abend ſehr feurig auszuſehen und in einer perſönlichen Abhängigkeit von ſtarkem Getränk zu ſtehen. Aber dieſe Eigenſchaft vermochte nicht ihre Treue und Beſonnenheit zu erſchüttern, ja ſie ſchärfte die Erfindungskraft der Ordonnanz, denn nie hat eines Menſchen Gewand ſo viele geheime Taſchen mit Knöpfen und Schnallen gehabt als der Rock des Ausläufers, und nach jedem Glaſe, das er getrunken, ſteckte er die Banknoten in einen noch geheimeren Verſchluß.

In dem vorderen Kontor war Herr Jordan die erſte Perſon, der Generalſtatthalter ſeiner kaiſerlichen Firma. Er war der Ariſto der Korreſpondenten, erſter Kommis des Hauſes, hatte die Prokura und wurde von dem Prinzipal zuweilen um ſeine Anſicht befragt. Er blieb für Anton, was er ihm ſchon am erſten Tage geweſen war, ein treuer Ratgeber, ein Muſter von Tätigkeit, der geſunde Menſchenverſtand in Perſon.

Von den Korreſpondenten des Kontors, welche unter Anführung des Herrn Jordan Briefe ſchrieben und Bücher führten, war für Anton neben Herrn Specht, dem Sanguiniker, am intereſſanteſten Herr Baumann, der künftige Apoſtel der Heiden. Der Miſſionär war nicht nur ein Heiliger, ſondern auch ein ſehr guter Rechner. Er war untrüglich in allen Reduktionen von Maß und Gewicht, warf die Preiſe der Waren aus und beſorgte die Kalkulatur des Geſchäftes. Er wußte mit Beſtimmtheit anzugeben, nach welchem Münzfuß die Mohrenfürſten an der Goldküſte rechneten und wie hoch der Kurs eines preußiſchen Talers auf den Sandwichinſeln war. Herr Baumann war Antons Stubennachbar und fühlte ſich durch die gute Art unſeres Helden ſo angezogen, daß er ihm in kurzer Zeit ſeine Neigung zuwandte und in den Abendſtunden zuweilen ſeinen Beſuch gönnte. Den übrigen ſtand er fern und ertrug mit chriſtlicher Geduld ihre Spöttereien über ſeine Pläne.

Auch außerhalb des Hauſes hatte die Firma noch einige Würdenträger. Da war Herr Birnbaum, der Zollkommis, welcher nur ſelten im Kontor ſichtbar wurde und nur des Sonntags am Tiſche des Prinzipals erſchien, ein exakter

Mann, der draußen auf dem Packhof herrſchte. Er hatte die Zoll-Prokura für die Geſchäfte nach dem Auslande, das gewichtige Recht, den Namen T. O. Schröter unter die Begleitſcheine des Hauſes zu ſetzen. Wenn einer von den Herren der Handlung den Namen eines Beamten verdiente, ſo war es dieſer Herr, er trug auch ſeinen Rock ſtets zugeknöpft, wie ſeine Freunde die Steueroffizianten. Ferner war da der Magazinier des Geſchäftes, der die Kontrolle über die verſchiedenen Magazine in der Stadt hatte, die Aſſekuranzen beſorgte und auf dem Markte die großen Einkäufe in Landesprodukten machte. Herr Balbus war durchaus kein feiner Mann, er war von Hauſe aus ſehr arm, und ſeine Schulbildung war mangelhaft, aber der Prinzipal behandelte ihn mit großer Achtung. Anton erfuhr, daß er ſeine Mutter und eine kranke Schweſter durch ſein Gehalt erhielt.

Aber die größte Tätigkeit unter allen, eine kriegeriſche, wahrhaft abſolute Feldherrntätigkeit entwickelte Herr Pix, erſter Disponent des Provinzialgeſchäfts. An der Tür des vordern Kontors begann ſeine Herrſchaft und erſtreckte ſich durch das ganze Haus, bis weit hinaus auf die Straße. Er war der Gott aller Kleinkrämer aus der Provinz, die ihre laufenden Rechnungen hatten, galt bei ihnen für den Chef des Hauſes und erwies ihnen dafür die Ehre, ſich um ihre Frauen und Kinder zu bekümmern. Er hatte die ganze Spedition der Handlung unter ſich, regierte ein halbes Dutzend Hausknechte und ebenſo viele Auflader, ſchalt die Fuhrleute, kannte und wußte alles, war immer auf dem Platz und verſtand es, in demſelben Augenblick einer Krämersfrau zur Entbindung ihrer Tochter zu gratulieren, einen Bettler gröblich anzufahren, einem Hausknecht Order zu geben und das Zünglein an der großen Wage zu beobachten. Wie alle hohen Herren, konnte auch er keinen Widerſpruch vertragen und verfocht ſeine Anſicht ſelbſt gegen den Prinzipal mit einer Hartnäckigkeit, welche unſerm Anton einige Male Entſetzen erregte. Außerdem beſaß Herr Pix als Geſchäftsmann zwei Eigenſchaften von wahrhaft wiſſenſchaftlicher Bedeutung: er konnte von jedem

Häufchen Kaffeebohnen angeben, in welchem Lande dasſelbe gewachſen war, und vermochte leere Räume im Hauſe und deſſen Umgegend ebenſowenig zu vertragen, wie die Luft und die Philoſophie einen leeren Raum vertragen wollen. Wo ein Winkel, eine kleine Kammer, ein Treppenverſchlag, ein Kellerloch aufzuſpüren war, da ſiedelte ſich Herr Pix mit Tonnen, Leiterbäumen, Stricken und allen erdenklichen Stoffen an, und wo er und ſeine Bande, die Rieſen, ſich einmal feſtgeſetzt hatten, vermochte ſie keine Gewalt der Erde zu vertreiben, ſelbſt der Prinzipal nicht.

„Wo iſt Wohlfart?“ rief Herr Schröter aus der Tür des vordern Kontors in den Hausflur.

„Auf dem Boden“, antwortete Herr Pix kaltblütig.

„Was tut er dort?“ fragte der Prinzipal verwundert. — In demſelben Augenblick hörte man oben im Hauſe lebhafte Stimmen, und Anton polterte die Treppe herunter, gefolgt von einem Hausknecht, beide beladen mit Zigarrenkiſten, hinter ihnen die Tante, ein wenig erhitzt und ſehr ärgerlich.

„Sie wollen uns oben nicht leiden“, ſagte Anton eifrig zu Herrn Pix.

„Jetzt kommen ſie uns ſchon auf den Wäſcheboden“, ſagte die Tante ebenſo eifrig zum Prinzipal.

„Die Zigarren dürfen hier unten nicht ſtehenbleiben“, erklärte Herr Pix dem Prinzipal und der Tante.

„Unter den Wäſcheleinen dulde ich keine Zigarren!“ rief die Tante; „kein Ort im Hauſe iſt mehr ſicher vor Herrn Pix. Auch in die Kammern der Dienſtmädchen hat er Zigarren räumen laſſen; die Mädchen klagen, daß ſie es vor Tabakgeruch nicht mehr aushalten.“

„Es iſt trocken dort oben“, ſagte Herr Pix zum Prinzipal.

„Können Sie die Zigarren nicht irgend anderswo unterbringen?“ fragte der Prinzipal Herrn Pix rückſichtsvoll.

„Es iſt unmöglich“, antwortete Herr Pix beſtimmt.

„Haben Sie den ganzen Bodenraum zur Wäſche nötig, liebe Tante?“ fragte der Prinzipal die Dame.

„Ich glaube, die Hälfte wäre genug“, warf Herr Pix dazwiſchen.

„Ich hoffe, Sie werden ſich mit einer Ecke begnügen“, entſchied der Prinzipal lächelnd. „Laſſen Sie ſogleich den Tiſchler einen Verſchlag machen.“

„Wenn Herr Pix erſt einmal auf dem Boden iſt, ſo wird er unſere Wäſche ganz verdrängen“, klagte die erfahrene Tante.

„Es ſoll die letzte Bewilligung ſein, die wir ihm machen“, beruhigte ſie der Prinzipal.

Herr Pix lachte ſtill, wie die Tante ſpäter behauptete, mit einem rebelliſchen Grinſen, und gab unſerm Helden, ſobald ſich die beiden Autoritäten entfernt hatten, ſofort den Befehl, mit den Kiſten wieder hinaufzuziehen.

Am größten aber war Herr Pix, ſooft ſeine Vertrauten, die reiſenden Kommis des Geſchäftes, auf kurze Zeit in die Handlung zurückkehrten. Dann ſetzte ſich das Provinzialgeſchäft im Hinterhauſe zuſammen und verarbeitete die Neuigkeiten des Landes. Dann entfaltete Herr Pix ſeine genaue Bekanntſchaft mit allen Geſchäftsleuten der Provinz, mit ihren Vermögensverhältniſſen und ihrer Gemütsart, und verfügte in kurzen, aber gewichtigen Worten, wieviel an Vertrauen und Kredit den kleinen Handlungen zu ſchenken ſei. Dann wurde Punſch getrunken und Solo geſpielt, welches Spiel ſeines monarchiſchen Charakters wegen von Herrn Pix am meiſten geſchätzt wurde; doch behandelte er auch hier alle Kompaniegeſchäfte mit Verachtung.

Was aber Herrn Pix in dem Auge der Mitwelt das größte Anſehen gab, das waren die Rieſen, welche um die große Wage herum nach ſeinem Befehle ſchalteten, hohe breitſchultrige Männer mit herkuliſcher Kraft. Wenn ſie die großen Tonnen zuſchlugen und rollten, und mit Zentnern umgingen wie gewöhnliche Menſchen mit Pfunden, ſo erſchienen ſie dem neuen Lehrling wie die Überreſte eines alten Volkes, von dem die Märchen erzählen, daß es einſt auf deutſchem Boden gehauſt und mit turmhohen Felsblöcken Märmel geſpielt habe. Bald merkte Anton, daß ſie ſelbſt nicht einem Stamme angehörten. Da waren zuerſt ſechs Hausknechte, alle von der Natur aus zähem Holz

über Lebensgröße ausgeführt. Sie gehörten ganz der Handlung an, waren die regelmäßigen Untergebenen des ſchwarzen Pinſels, ja mehrere von ihnen wohnten im Hauſe ſelbſt und hatten allnächtlich der Reihe nach die Wache. Von neun Uhr ab ſaß dann Pluto, der Neufundländer des Fräuleins, neben einer rieſigen Geſtalt ſchweigend im Schatten eines großen Faſſes. Dieſe Hausknechte, wie groß ſie auch waren und wie ſtark, ſahen doch den Söhnen ſterblicher Menſchen noch in manchen Stücken ähnlich. Daneben aber bildeten die Auflader der Kaufmannſchaft eine beſondere Korporation, welche auf dem Packhof vor dem Tore ihr Hauptquartier hatte und von dort aus die Ladungen nach den großen Warenhandlungen der Stadt ſchaffte oder abholte. Dieſe waren die mächtigſten unter den Rieſen, und einzelne unter ihnen von einer Körperkraft, wie ſie in anderm Berufe nicht mehr gefunden wird. Sie hatten mit vielen Handlungen der Stadt zu tun, aber das alte angeſehene Haus von T. O. Schröter war die irdiſche Stätte, auf der ſie ſich am liebſten herabließen, mit der kleinen Gegenwart zu verkehren. Seit mehr als einem Menſchenalter war der Chef dieſes Hauſes der erſte Vorſtand ihrer Korporation geweſen. So hatte ſich ein Klientenverhältnis zu der Firma gebildet. Herr Schröter empfing am Neujahr als erſter ihren Glückwunſch und wurde Pate ſämtlicher Rieſenkinder, welche im Lauf des Jahres bei ihrer Taufe die Arme der dienſttuenden Hebamme auf das Taufbecken hinunterdrückten und den Geiſtlichen durch ihre ungeheuren Köpfe ſo beunruhigten, daß er ſeine Stimme zur Stärke des Donners erhob, um den Teufel aus ihnen herauszutreiben.

Unter dieſen Lederſchürzen war Sturm ihr Oberſter, wieder der größte und ſtärkſte, ein Mann, der enge Hintergaſſen vermied, um ſeine Kleider nicht auf beiden Mauerſeiten zu reiben. Er wurde gerufen, wenn eine Laſt ſo ſchwer war, daß ſeine Kameraden ſie nicht bewältigen konnten, dann ſtemmte er ſeine Schulter an und ſchob die größten Fäſſer weg wie Holzklötzchen. Es ging von ihm die Sage, daß er einmal ein polniſches Pferd mit allen vier

Beinen in die Höhe gehoben hätte, und Herr Specht behauptete, es gebe für ihn nichts Schweres auf der Erde. Aber seinem großen Körper glänzte ein breites Gesicht von natürlicher Gutherzigkeit, welche nur durch die Würde gebändigt wurde, die ein Mann von seiner Stellung besitzen mußte.

Er stand zur Firma in einem besonders freundschaftlichen Verhältnis und besaß ein einziges Kind, an dem er mit großer Zärtlichkeit hing. Der Knabe hatte seine Mutter früh verloren, und der Vater hatte ihn als fünfzehnjährigen Burschen in der Handlung von T. O. Schröter untergebracht in einer eigentümlichen Stellung, die er selbst für ihn ausgedacht. Karl Sturm war unter den Hausknechten ungefähr dasselbe, was Fink im Kontor war, ein Volontär, er trug seine Lederschürze und seinen kleinen Haken wie der Vater, und war durch eignes Verdienst zu einem ausgedehnten Wirkungskreis gekommen. Er genoß das Vertrauen aller Mitglieder der Handlung, wußte in jedem Winkel des Hauses Bescheid, sammelte alle Bindfaden und Schnüre, alle Nägel und alle Faßdauben, hob alles Packpapier auf, fütterte den Pluto und unterstützte den Bedienten beim Stiefelputzen. Er konnte genau angeben, wo irgendeine Tonne, ein Brett, ein alter Warenrest lag. Wenn ein Nagel einzuschlagen war, so wurde Karl gerufen; sooft ein Stemmeisen verlegt war, Karl wußte es zu schaffen; wenn die Tante den Wintervorrat von Schinken und Würsten aufhob, so verstand Karl am besten diese Schätze einzupacken, und wenn Herr Schröter eine schnelle Bestellung auszurichten hatte, so war Karl der zuverlässigste Bote. Zu allem anstellig, immer guter Laune und nie um Auskunft verlegen, war er ein Günstling aller Parteien, die Auflader nannten ihn „unser Karl", und der Vater wandte sich oft von seiner Arbeit ab, um einen heimlichen Blick voll Stolz auf den Knaben zu werfen.

Nur in einem Punkte war er nicht mit ihm zufrieden: Karl gab keine Hoffnung, seinem Vater in Größe und Stärke gleich zu werden. Er war ein hübscher Bursch mit roten Wangen und blondem Kraushaar, aber nach dem

Gutachten aller Rieſen war für ſeine Zukunft keine andere als eine mäßige Mittelgröße zu erwarten. So kam es, daß der Vater ihn als eine Art Zwerg behandelte, mit unaufhörlicher Schonung und nicht ohne Wehmut. Er verbot ſeinem Sohne, beim Aufladen ſchwerer Frachtgüter anzugreifen, und wenn er plötzlich von einem Vatergefühl ergriffen wurde, ſo legte er die Hand vorſichtig auf den Kopf ſeines Karls, in der unbeſtimmten Furcht, daß die Köpfe von Zwergen nur die Dicke einer Eierſchale hätten und bei einem kräftigen Druck zerbrechen müßten.

„Es iſt einerlei, was das Ding lernt," ſagte er zu Herrn Pix, als er den Knaben nach der Konfirmation im Geſchäft einführte, „wenn er nur zweierlei lernt: ehrlich ſein und praktiſch ſein." Dieſe Rede war ganz nach dem Herzen des Herrn Pix. Und der Vater fing ſeine Lehre auf der Stelle damit an, daß er den Sohn in das große Gewölbe unter die offenen Vorräte führte und zu ihm ſagte: „Hier ſind die Mandeln, und hier die Roſinen; dieſe in dem kleinen Faß ſchmecken am beſten, koſte einmal."

„Sie ſchmecken gut, Vater", rief Karl vergnügt.

„Ich denk's, Liliputer", nickte der Vater. „Sieh, aus allen dieſen Fäſſern kannſt du eſſen, ſoviel du willſt, kein Menſch wird dir's wehren; Herr Schröter erlaubt dir's, Herr Pix erlaubt dir's, ich erlaube dir's. Jetzt merke auf, mein Kleiner. Jetzt ſollſt du probieren, wie lange du vor dieſen Tonnen ſtehen kannſt ohne hineinzugreifen. Je länger du's aushältſt, deſto beſſer für dich; wenn du's nicht mehr aushalten kannſt, kommſt du zu mir und ſagſt: es iſt genug. Das iſt gar kein Befehl für dich, es iſt nur wegen dir ſelber und wegen der Ehre." So ließ der Alte den Knaben allein, nachdem er ſeine große dreiſchalige Uhr herausgezogen und auf eine Kiſte neben ihn gelegt hatte. „Verſuch's zuerſt mit einer Stunde," ſagte er im Weggehen, „geht's nicht, ſo ſchadet's auch nicht. Es wird ſchon werden." Der Junge ſtreckte trotzig die Hände in die Hoſentaſchen und ging zwiſchen den Fäſſern auf und ab. Nach Verlauf von mehr als zwei Stunden kam er die Uhr in der Hand zum Vater heraus und rief: „Es iſt genug."

„Zwei und eine halbe Stunde“, ſagte der alte Sturm und winkte vergnügt Herrn Pix zu. „Jetzt iſt's gut, Kleiner, jetzt brauchſt du den übrigen Tag nicht mehr in das Gewölbe zu gehen. Komm her, du ſollſt dieſe Kiſte zuſammenſchlagen; hier iſt ein neuer Hammer für dich, er koſtet zehn Groſchen.“

„Er iſt nur acht wert,“ ſagte Karl, den Hammer betrachtend, „du kaufſt immer zu teuer.“

So wurde Karl eingeführt. Am erſten Morgen, nachdem Anton gekommen war, ſagte Karl zu ſeinem Vater im Hausflur: „Es iſt ein neuer Lehrling da.“

„Was iſt's für einer?“ fragte der Alte.

„Er hat einen grünen Rock und graue Hoſen, es iſt Mitteltuch; er iſt nur wenig größer als ich. Er hat ſchon mit mir geſprochen, es ſcheint ein guter Kerl. Gib mir dein Taſchenmeſſer, ich muß ihm einen neuen Holznagel in ſeinen Kleiderſchrank ſchneiden.“

„Mein Meſſer, du Knirps?“ rief Sturm, auf ſeinen Sohn herunterſehend, mit tadelnder Stimme, „du haſt ja dein eigenes.“

„Zerbrochen“, ſagte Karl unwillig.

„Wer hat's gekauft?“ fragte Sturm.

„Du haſt's gekauft, Vater Goliath; es war ein erbärmliches Ding, wie für ein Wickelkind.“

„Ich konnte dir doch kein ſchweres kaufen für deine kleine Hand?“ fragte der Vater gekränkt.

„Da haben wir's“, ſagte Karl, ſich vor den Vater hinſtellend; „wenn man dich hört, muß man glauben, ich wäre eine Kaulquappe von Gaſſenjungen, die ihre Hoſen noch an die Jacke knöpft und hinten ein weißes Schwänzchen trägt.“

Die Auflader lachten. „Sei nicht aufſäſſig gegen deinen Vater“, ſagte Sturm und legte ſeine Hand behutſam auf den Kopf ſeines Sohnes.

„Sieh, Vater, da iſt der Lehrling“, rief Karl und betrachtete Anton, der jetzt für ihn zum Inventarium des Hauſes gehörte, mit prüfenden Blicken.

Herr Pix ſtellte Anton dem Rieſen vor, und Anton ſagte wieder, mit Achtung zu dem Rieſen aufſehend: „Ich war noch nie in einem Geſchäft, ich bitte auch Sie, mir zu helfen, wo ich nicht Beſcheid weiß.“

„Alles Ding will gelernt ſein“, erwiderte der Rieſe mit Würde. „Da iſt mein Kleiner hier, der hat in einem Jahre ſchon hübſch etwas losgekriegt. Alſo Ihr Vater iſt nicht Kaufmann?“

„Mein Vater war Beamter, er iſt geſtorben“, erwiderte Anton.

„Oh, das tut mir leid“, ſagte der Auflader mit betrübtem Geſicht. „Aber Ihre Frau Mutter kann ſich doch über Sie freuen.“

„Sie iſt auch geſtorben“, ſagte Anton wieder.

„Oh, oh, oh!“ rief der Rieſe bedauernd und ſann erſtaunt über das Schickſal Antons nach. Er ſchüttelte lange den Kopf und ſagte endlich mit leiſer Stimme zu ſeinem Karl: „Er hat keine Mutter mehr.“

„Und keinen Vater“, erwiderte Karl ebenſo.

„Behandle ihn gut, Liliputer,“ ſagte der Alte, „du biſt gewiſſermaßen auch eine Waiſe.“

„Na,“ rief Karl, auf die Schürze des Aufladers ſchlagend, „wer einen ſo großen Vater hat, der hat Sorge genug.“

„Weißt du, was du biſt? Du biſt ein kleines Ungetüm“, ſagte der Vater und ſchlug luſtig mit dem Schlegel auf die Reifen eines Faſſes.

Seit der Zeit ſchenkte Karl dem neuen Lehrling ſeine Gunſt. Wenn er am Morgen auf die Stiefelſohlen desſelben Nr. 14 geſchrieben hatte, ſo ſtellte er die Stiefel mit beſonderer Sorgfalt zurecht; er nähte ihm abgeriſſene Knöpfe an die Kleider und war, ſooft Anton an der Wage zu tun hatte, dienſtbefliſſen an ſeiner Seite, ihm etwas zuzureichen und die kleineren Gewichte auf die Wage zu heben. Anton vergalt dieſe Dienſte durch freundliches Weſen gegen Vater und Sohn, er unterhielt ſich gern mit dem aufgeweckten Burſchen und wurde der Vertraute von manchen kleinen Liebhabereien des Praktikers. Und als die nächſte

Weihnacht herankam, veranſtaltete er bei den Herren vom Kontor eine Geldſammlung, kaufte einen großen Kaſten mit gutem Handwerkszeug und machte dadurch Karl zum Glücklichſten aller Sterblichen.

Aber auch mit allen gebietenden Herren der Handlung ſtand Anton auf gutem Fuß. Er hörte die verſtändigen Urteile des Herrn Jordan mit großer Achtung an, bewies Herrn Pix einen aufrichtigen und unbedingten Dienſteifer, ließ ſich von Herrn Specht in politiſchen Kombinationen unterrichten, las die Miſſionsberichte, welche ihm Herr Baumann anvertraute, erbat ſich von Herrn Purzel niemals Vorſchüſſe, ſondern wußte mit dem wenigen auszukommen, was ihm ſein Vormund ſenden konnte, und ermunterte oft durch ſeine lebhafte Beiſtimmung Herrn Liebold, irgendeine unzweifelhafte Wahrheit auszuſprechen und dieſelbe nicht durch ſofortigen Widerruf zu vernichten. Mit ſämtlichen Herren der Handlung ſtand er auf gutem Fuß, nur mit einem einzigen wollte es ihm nicht glücken, und dieſer war der Volontär des Geſchäfts.

An einem Nachmittage ſah das Kontor in der Dämmerung grau und unheimlich aus, melancholiſch tickte die alte Wanduhr, und jeder Eintretende brachte ein Wolke feuchter Nebelluft in das Zimmer, welche den Raum nicht anmutiger machte. Da gab Herr Jordan unſerm Helden den Auftrag, in einer andern Handlung eine ſchleunige Beſorgung auszurichten. Als Anton an das Pult des Prokuriſten trat, um den Brief in Empfang zu nehmen, ſah Fink von ſeinem Platz auf und ſagte zu Jordan: „Schicken Sie ihn doch gleich einmal zum Büchſenmacher, der Taugenichts ſoll ihm mein Gewehr mitgeben.“

Unſerm Helden ſchoß das Blut ins Geſicht, er ſagte eifrig zu Jordan: „Geben Sie mir den Auftrag nicht, ich werde ihn nicht ausrichten.“

„So?“ fragte Fink und ſah verwundert auf, „und warum nicht, mein Hähnchen?“

„Ich bin nicht Ihr Diener“, antwortete Anton erbittert. „Hätten Sie mich gebeten, den Gang für Sie zu tun, ſo

würde ich ihn vielleicht gemacht haben, aber einem Auftrage, der mit ſolcher Anmaßung gegeben iſt, folge ich nicht."

„Einfältiger Junge", brummte Fink und ſchrieb weiter.

Das ganze Kontor hatte die ſchmähenden Worte gehört, alle Federn hielten ſtill, und alle Herren ſahen auf Anton. Dieſer war in der größten Aufregung, er rief mit etwas bebender Stimme, aber mit blitzenden Augen: „Sie haben mich beleidigt, ich dulde von niemand eine Beleidigung, am wenigſten von Ihnen. Sie werden mir heute abend darüber eine Erklärung geben."

„Ich prügele niemand gern," ſagte Fink friedfertig, „ich bin kein Schulmeiſter und führe keine Rute."

„Es iſt genug," rief Anton totenbleich, „Sie ſollen mir Rede ſtehen", ergriff ſeinen Hut und ſtürzte mit dem Briefe des Herrn Jordan hinaus.

Draußen rieſelte ein kalter Regen herunter, Anton merkte es nicht. Er fühlte ſich vernichtet, gehöhnt von einem Stärkeren, tödlich gekränkt in ſeinem jungen, harmloſen Selbſtgefühl. Sein ganzes Leben ſchien ihm zerſtört, er kam ſich hilflos vor auf ſeinen Wegen, allein in einer fremden Welt. Gegen Fink empfand er etwas, was halb glühender Haß war und halb Bewunderung; der freche Menſch erſchien ihm auch nach dieſer Beleidigung ſo ſicher und überlegen. Es wurde ihm ſchwer ums Herz, und ſeine Augen füllten ſich mit Tränen. So kam er an das Haus, wo er ſeinen Auftrag auszurichten hatte. Vor der Tür hielt der Wagen ſeines Prinzipals, er huſchte mit niedergeſchlagenen Augen vorbei und hatte kaum Faſſung genug, in dem fremden Kontor ſein Unglück zu verbergen. Als er wieder herauskam, traf er an der Haustür mit der Schweſter ſeines Prinzipals zuſammen, welche im Begriff war, in den Wagen zu ſteigen. Er grüßte und wollte neben ihr vorbeiſtürzen, Sabine blieb ſtehen und ſah ihn an. Der Bediente war nicht zur Stelle, der Kutſcher ſprach vom Bock nach der anderen Seite hinab laut mit einem Bekannten. Anton trat herzu, rief den Kutſcher an, öffnete den Schlag und hob das Fräulein in den Wagen. Sabine hielt den Schlag zurück, den er zuwerfen wollte, und

blickte ihm fragend in das verſtörte Geſicht. „Was fehlt Ihnen, Herr Wohlfart?“ fragte ſie leiſe.

„Es wird vorübergehen“, erwiderte Anton mit zuckender Lippe und einer Verbeugung und ſchloß die Wagentür. Sabine ſah ihn noch einen Augenblick ſchweigend an, dann neigte ſie ſich gegen ihn und zog ſich zurück, der Wagen fuhr davon.

So unbedeutend der Vorfall war, er gab doch den Gedanken Antons eine andere Richtung. Sabinens Frage und ihr Gruß waren in dieſem Augenblick eine Beſchwörung ſeiner Mutloſigkeit. In ihrer dankenden Verbeugung lag Achtung, und ein menſchlicher Anteil in ihren Worten. Die Frage, der Gruß, der kleine Ritterdienſt, den er der jungen Herrin des Hauſes geleiſtet hatte, erinnerten ihn, daß er kein Kind ſei, nicht hilflos, nicht ſchwach und nicht allein. Ja, auch in ſeiner beſcheidenen Stellung genoß er die Achtung anderer, und er hatte ein Recht darauf, und er hatte die Pflicht, ſich dieſe Achtung zu bewahren. Er erhob ſein Haupt, und ſein Entſchluß ſtand feſt, lieber das Äußerſte zu tun, als den Schimpf zu ertragen. Er hielt die Hand in die Höhe wie zum Schwur.

Als er in das Kontor zurückkam, richtete er mit entſchiedenem Weſen ſeine Beſorgung aus, ging ſchweigend und unbekümmert um die neugierigen Blicke der Herren an ſeinen Platz und arbeitete weiter.

Nach dem Schluß des Kontors eilte er auf Jordans Zimmer. Er fand bereits die Herren Pix und Specht daſelbſt vor, in dem gemütlichen Eifer, welchen jede ſolche Szene bei Unbeteiligten zu erzeugen pflegt. Die drei Herren ſahen ihn zweifelhaft an, wie man einen armen Teufel anſieht, der vom Schickſal mit Fäuſten geſchlagen iſt, etwas verlegen, etwas mitleidig, ein wenig verächtlich. Anton ſagte mit einer Haltung, die in Betracht ſeiner geringen Erfahrung in Ehrenſachen anerkennenswert war: „Ich bin von Herrn von Fink beleidigt worden und habe die Abſicht, mir dieſe Beleidigung nicht gefallen zu laſſen. Sie beide, Herr Jordan und Herr Pix, ſind im Geſchäft meine Vorgeſetzten, und ich habe große Achtung vor Ihrer Erfahrung. Von Ihnen

wünſche ich vor allem zu wiſſen, ob Sie in dem Streite ſelbſt mir vollkommen recht geben."

Herr Jordan ſchwieg vorſichtig, aber Herr Pix zündete entſchloſſen eine Zigarre an, ſetzte ſich auf den Holzkorb am Ofen und erklärte: „Sie ſind ein guter Kerl, Wohlfart, und Fink hat unrecht, das iſt meine Meinung."

„Meine Meinung iſt es auch", ſtimmte Herr Specht bei.

„Es iſt gut, daß Sie ſich an uns gewendet haben," ſagte Herr Jordan; „ich hoffe, der Streit wird ſich beilegen laſſen; Fink iſt oft rauh und kurz angebunden, aber er iſt nicht maliziös."

„Ich ſehe nicht ein, wie die Beleidigung ausgeglichen werden kann, wenn ich nicht die nötigen Schritte tue", rief Anton finſter.

„Sie wollen den Streit doch nicht vor den Prinzipal bringen?" fragte Herr Jordan mißbilligend; „das würde allen Herren unangenehm ſein."

„Mir am meiſten," erwiderte Anton; „ich weiß, was ich zu tun habe, und wünſche nur vorher noch von Ihnen die Erklärung, daß Fink mich unwürdig behandelt hat."

„Er iſt Volontär", ſagte Herr Jordan, „und hat kein Recht, Ihnen Aufträge zu geben, am wenigſten in ſeinen Privatgeſchäften mit Haſen und Rebhühnern."

„Das genügt mir," ſagte Anton, „und jetzt bitte ich Sie, Herr Jordan, mich einen Augenblick unter vier Augen anzuhören." Er ſagte dies mit ſo viel Ernſt, daß Herr Jordan ſtillſchweigend die Tür ſeiner Schlafkammer aufmachte und mit ihm eintrat. Hier ergriff Anton die Hand des Prokuriſten, drückte ſie kräftig und ſprach: „Ich bitte Sie um einen großen Dienſt, gehen Sie hinab zu Herrn von Fink und fordern Sie von ihm, daß er mir morgen, in Gegenwart der Herren vom Kontor, das abbittet, was er von beſchimpfenden Ausdrücken gegen mich gebraucht hat."

„Das wird er ſchwerlich tun", ſagte Herr Jordan kopfſchüttelnd.

„Wenn er es nicht tut," ſagte Anton heftig, „ſo fordern Sie ihn von mir auf Degen oder Piſtolen."

Wenn vor Herrn Jordan plötzlich aus ſeiner Tintenflaſche ein ſchwarzer Rauch geſtiegen wäre, wenn dieſer Rauch ſich zu einem fürchterlichen Geiſte zuſammengeballt hätte wie in jenem alten Märchen, und wenn dieſer Geiſt die Abſicht ausgeſprochen hätte, Herrn Jordan zu erdroſſeln, ſo hätte dieſer Herr nicht beſtürzter daſtehen können, als er jetzt unſerm Helden gegenüberſtand. „Sie ſind des Teufels, Wohlfart," rief er endlich, „Sie wollen ſich mit Herrn von Fink duellieren, er iſt ein toller Piſtolenſchütze, und Sie ſind Lehrling und erſt ſeit einem halben Jahr im Geſchäft, das iſt ja unmöglich!"

„Ich bin Primaner geweſen und habe mein Abiturientenexamen gemacht und wäre jetzt Student, wenn ich nicht vorgezogen hätte, Kaufmann zu werden! — Verwünſcht ſei das Geſchäft, wenn es mich ſo erniedrigt, daß ich meinen Feind nicht mehr fordern darf. Ich gehe dann noch heute zu Herrn Schröter und erkläre ihm meinen Austritt", rief Anton mit flammenden Augen.

Herr Jordan ſah mit größtem Erſtaunen auf ſeinen gutmütigen Schüler, der auf einmal als ein phantaſtiſcher Rieſe vor ihm umherflackerte. „Seien Sie nur nicht ſo heftig, lieber Wohlfart," bat er begütigend, „ich werde zu Fink hinuntergehen, vielleicht läßt ſich alles im Guten ausgleichen."

„Ich verlange Abbitte vor dem Kontor," rief Anton wieder, „Abbitte oder Sätisfaktion."

Es war wohltuend, unterdes die beiden Herren in der Nebenſtube zu beobachten. Pix hatte als kluger Feldherr mit einem Ruck ſeinen Holzkorb in die Nähe der Kammertür geſchoben und ſaß ſcheinbar gleichgültig da, nur mit ſeiner Zigarre beſchäftigt, während Herr Specht ſich nicht enthalten konnte, das Ohr an die Tür zu legen. „Sie ſchießen ſich", flüſterte Herr Specht, entzückt über die großen Empfindungen, welche dieſer Streit hervorzurufen verſprach. „Paſſen Sie auf, Pix, es wird ein furchtbares Unglück; wir alle müſſen zum Begräbnis gehen, keiner darf fehlen. Ich wirke die Erlaubnis aus, daß wir Junggeſellen die Leiche tragen dürfen."

„Weſſen Leiche?" fragte Herr Pix verwundert.

„Wohlfart muß dran glauben“, rief Herr Specht wieder in dumpfem Flüſterton.

„Unſinn,“ ſagte Herr Pix, „Sie ſind ein Narr!“

„Ich bin kein Narr, und ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten“, rief Herr Specht wieder flüſternd und nach dem Beiſpiel Antons entſchloſſen, ſich nichts gefallen zu laſſen.

„Schreien Sie mir nicht ſo ins Ohr,“ ſagte Herr Pix unbewegt, „man kann nichts verſtehen.“ In dem Augenblick öffnete ſich die Tür, Herr Specht ſprang an ein Fenſter und ſtarrte angelegentlich in die finſtere Regennacht, während Pix unſerm Anton die Hand ſchüttelte und ihm erklärte, er ſei ein tüchtiger Mann, und das Provinzialgeſchäft ſei ganz auf ſeiner Seite. Herr Jordan ging zu Fink hinab und kam bald wieder herauf; Herr von Fink war nicht zu Hauſe. Wahrſcheinlich ſaß der Jockei ahnungslos in irgendeiner Weinſtube. Anton ſagte darauf: „Ich laſſe die Sache nicht bis morgen ruhen, ich werde ihm ſchreiben und den Brief durch den Bedienten auf ſeinen Tiſch legen laſſen.“

„Tun Sie das nicht,“ bat Herr Jordan, „Sie ſind jetzt zu zornig.“

„Ich bin ſehr ruhig,“ erwiderte Anton mit heißen Wangen; „ich werde ihm nur das Nötige ſchreiben. Sie, meine Herren, bitte ich, daß Sie über alles, was Sie hier gehört haben, gegen die andern ſchweigen.“

Das verſprachen die Herren. Darauf ging er auf ſein Zimmer und ſchrieb einen Brief, in dem er Herrn von Fink ſein Unrecht vorhielt und ihm ſchließlich die Wahl ließ, ob er durch Schläger oder Piſtolen das verletzte Selbſtgefühl Antons ausbeſſern wollte. Der Brief war für einen jungen Gentleman gut genug geſchrieben und wurde neben den Wachsſtock des Herrn von Fink in deſſen Stube niedergelegt, nachdem Herr Specht dem Bedienten noch auf der Treppe eingeſchärft hatte, mit Kreide drei große Ausrufungszeichen auf den Tiſch zu malen; wahrſcheinlich ſollten ſie die Stelle der Späne vertreten, welche die Boten der heiligen Feme aus dem Burgtor der Angeklagten zu hauen pflegten. Anton blieb den Reſt des Abends auf ſeinem Zimmer, wo

er unruhig auf und ab ſchritt, bald die Szene der Beleidigung, bald die zu erwartende Szene dramatiſch auseinanderlegte und jede Art von Gefühlen durcharbeitete, welche bei einem armen Jungen vor dem erſten Duell unvermeidlich ſind.

Unterdes wurde im Zimmer des Herrn Jordan große Sitzung des geſamten Geſchäfts gehalten. Da Herr Pix und Herr Specht verſprochen hatten zu ſchweigen, beſchränkten ſie ſich auf ſo myſteriöſe und finſtere Andeutungen, daß bei einem Teil der Herren die Anſicht entſtand, ein Mord ſei entweder ſchon vollbracht oder doch jeden Augenblick zu fürchten, bis endlich Herr Jordan das Wort ergriff: „Da die Differenz doch kein Geheimnis iſt und die Sache uns alle angeht, ſo iſt es am beſten, wenn wir ſie untereinander beſprechen und uns ſämtlich Mühe geben, die nachteiligen Folgen zu verhüten. Ich werde aufbleiben, bis Fink zurückkommt und ſogleich mit ihm reden. Unterdes muß ich Wohlfart das Zeugnis geben, daß er ſich ſo gewandt benommen hat, wie bei einem jungen Mann ohne Erfahrung nur möglich iſt.“ Alle ſtimmten eifrig bei. Darauf gerieten der Zollkommis, Herr Birnbaum und Herr Specht in eine lebhafte Erörterung über die verſchiedenen Arten der Duelle, und Herr Specht behauptete, beim Schießen über das Schnupftuch würden den Duellanten mit einem ſeidenen Taſchentuch die Augen verbunden und dieſelben auf ihren Standorten ſo lange im Kreiſe herumgedreht, bis der Kampfrichter mit ſeinem Stock aufklopfte, worauf ihnen freiſtehe hinzuſchießen, wohin ſie wollten. Herr Baumann ſtahl ſich zuerſt aus der Geſellſchaft fort und ging zu Anton, drückte dieſem herzlich die Hand und bat ihn dringend, nicht um rauher Worte willen zwei Menſchenleben auf das Spiel zu ſetzen. Nachdem er Abſchied genommen hatte, fand Anton auf ſeinem Tiſch ein kleines Exemplar des Neuen Teſtaments aufgeſchlagen und darin durch ein großes Ohr den heiligen Spruch bezeichnet: „Segnet, die euch fluchen.“ Anton war gerade nicht in der Stimmung, den Sinn dieſer Worte zu befolgen. Aber er ſetzte ſich doch vor das Buch und las darin die Sprüche, welche er als Kind ſeiner guten Mutter ſooft auf-

geſagt hatte. Er wurde weicher und ruhiger und ging in dieſer Stimmung zu Bett.

Unterdes drang das Gerücht von einem furchtbaren Ereignis durch alle Schlüſſellöcher, Ritzen und Kammern des alten Hauſes.

Sabine war in ihrer Schatzkammer. Dies war ein Raum, unwohnlich für einen Gaſt, aber für jede Hausfrau ein heimliches, herzerhebendes Zimmer. An den Wänden ſtanden mächtige Schränke von Eichen- und Nußbaumholz mit ſchöner eingelegter Arbeit, in der Mitte ein großer Tiſch mit geſchnörkelten Beinen, darum einige alte Lehnſtühle. Aus den geöffneten Schränken glänzten im Lampenlicht unzählige Gedecke von Damaſt, hohe Terraſſen von Wäſche, Linnen und bunten Stoffen, Kriſtallgläſer, ſilberne Pokale, Porzellan und Fayence im Geſchmack von mehr als drei Generationen. Die Luft war mit einem kräftigen Duft erfüllt, der aus uraltem Lavendel, Eau de Cologne und friſcher Wäſche aufſtieg. Hier herrſchte Sabine allein. Nur ungern ſah ſie einen fremden Fuß eintreten; was aus den Schränken genommen wurde und wieder hineinkam, hob ſie mit eigenen Händen; nur der treue Diener hatte das Vorrecht, ihr an ſchweren Tagen zu helfen, und zuweilen Karl Sturm, ſein Adjutant, der gewiſſe roſafarbene Pappkarten zum Zeichnen der Wäſche anfertigte und prachtvolle Zahlen darauf ſchrieb.

Heute ſtand Sabine noch ſpät vor dem Tiſche, der mit weißer Wäſche belaſtet war; ſie ſuchte die Nummern des feinen Damaſts zuſammen, zählte und ſortierte Tiſchdecken und Servietten, band große Bündel mit roſa Bändern zuſammen und hing die Nummerkarten daran. Zuweilen hielt ſie ein Stück näher an das Licht und ſah mit Behagen auf die weißen Arabesken, welche die Kunſt des Webers hineingewirkt hatte. Da flog ein dunkler Schatten über ihr Antlitz, und traurig ſah ſie auf einige wunderfeine Servietten, in welche zahlreiche kleine Löcher geſtochen waren, je drei oder vier in einer Reihe. Endlich rief ſie den Bedienten. „Es iſt nicht mehr auszuhalten, Franz, auch in Nr. 24 ſind wieder drei Servietten mit der Gabel durchſtochen. Einer

der Herren ſticht in das Tiſchzeug! Das iſt bei uns doch nicht nötig.“

„Nein,“ ſagte der Vertraute kummervoll; „ich ſelbſt habe ja das Silberzeug unter mir, ich weiß am beſten, daß es nicht nötig iſt.“

„Wer von den Herren iſt ſo rückſichtslos?“ fragte Sabine ſtreng. „Es muß einer der neuen ſein.“

„Herr von Fink iſt es,“ klagte der Diener, „er ſticht vor jedem Eſſen zweimal mit der Gabel durch die Serviette; es gibt mir jedesmal einen Stich durchs Herz, Fräulein Sabine. Aber Herrn von Fink kann ich doch nichts ſagen.“

Sabine hing den Kopf über die zerſtochenen Servietten. „Ich wußte, daß er es war“, ſeufzte ſie. — „Aber das darf nicht ſo fortgehen. Ich werde Ihnen für Herrn von Fink eine beſondere Nummer herausgeben, die müſſen wir opfern, bis ſich eine Gelegenheit findet, ihn zu bitten, daß er von ſeinen Angriffen abläßt.“ Sie trat zu dem Schrank und ſuchte lange. Es war eine ſchwere Wahl. Zwar von den groben konnte ſie ohne Schmerz einige Dutzend miſſen, von den feinen aber war ihr jedes Gedeck ans Herz gewachſen. Eines freilich mehr als das andere. — „Dieſes mag hingehen,“ ſagte ſie endlich betrübt, „hier fehlt ohnedies eine Serviette.“ Sie ſah noch einmal auf das Muſter, kleine Pfauen, welche kunſtvoll durch Blumengewinde ſchritten, und legte die Nummer auf den Arm des Dieners. „Herr von Fink bekommt keine andern Servietten als dieſe“, befahl ſie.

Franz zögerte, zu gehen. „Er hat auch in ſeiner Schlafſtube eine Gardine angebrannt“, ſagte er unruhig. „Der Flügel wird nicht mehr zu brauchen ſein.“

„Und ſie war ganz neu“, klagte Sabine. „Morgen früh nehmen Sie die Gardine ab. — Was haben Sie noch, Franz? Iſt etwas vorgefallen?“ —

„Ach, Fräulein,“ erwiderte der Diener geheimnisvoll, „drüben bei den Herren geht alles durcheinander. Herr von Fink hat Herrn Wohlfart ſehr beleidigt, Herr Wohlfart iſt wütend, es wird ein Duell geben, ſagt Herr Specht, die Herren fürchten ein großes Unglück.“

„Ein Duell?“ rief Sabine, „zwiſchen Fink und Wohl-

fart?“ — Sie ſchüttelte den Kopf. „Sie haben wohl Herrn Specht mißverſtanden“, fügte ſie lächelnd hinzu.

„Nein, Fräulein Sabine, diesmal iſt es ernſthaft. — Es wird ein Unglück geben, Herr Wohlfart ging im größten Zorn an mir vorüber, und er hat ſeinen Tee nicht angerührt.“

„Iſt mein Bruder noch nicht zurück?“

„Er kommt heut ſpät nach Hauſe, er iſt im Komitee.“

„Es iſt gut“, ſchloß Sabine. „Sie ſchweigen gegen jedermann, Franz, hören Sie?“

Sabine ſetzte ſich wieder an den Tiſch, aber ihr Damaſt war vergeſſen. Sie blickte ſtarr hinaus in den dunkeln Hof nach den Fenſtern des Volontärs. „Er ſticht durch die Servietten,“ klagte ſie leiſe, „er wird ſich auch kein Gewiſſen daraus machen, eine Menſchenbruſt zu durchbohren! Das alſo war der Schmerz des armen Wohlfart! — Er kam zu uns, der wilde Gaſt, wie ein Wirbelwind über den blühenden Buſch; wo er anſchlägt, fallen die Blüten zur Erde. Sein Leben iſt Wirrwarr, Aufregung, Getöſe. Was ihm nahe kommt, zieht er in ſeinen tollen Tanz. Auch mich! auch mich! Du ſtolzer und verwegener Geiſt, auch mir haſt du die Seele aufgeregt. Ich mühe mich, ich ringe Tag für Tag, aber immer wieder erfaßt mich ſein Zauber. So ſchön, ſo glänzend, ſo ſeltſam iſt er! Er ärgert mich täglich, und alle Tage muß ich an ihn denken, um ihn ſorgen, über ihn trauern. O meine Mutter, hier war's, wo ich zum letztenmal zu deinen Füßen ſaß, hier übergabſt du mir die Schlüſſel des Hauſes! Du hielteſt die Hände ſegnend auf mein Herz. ‚Der Himmel behüte dir jeden Schlag‘, ſagteſt du unter Tränen und Küſſen. Jetzt ſchütze die Tochter, Geliebte, du mein Vorbild für alle Überlegung, für die Ordnung deines Hauſes, für ſicheres Pflichtgefühl, behüte mir das laut pochende Herz. Mache mich feſt gegen ihn, gegen ſein verführeriſches Lachen, gegen ſeinen übermütigen Spott.“

So betete Sabine. Lange ſaß ſie in feierlicher Beratung mit den guten Geiſtern des Hauſes, dann fuhr ſie mit dem Tuch über die Augen, trat entſchloſſen an den Tiſch und fuhr fort, den Damaſt zu zählen und aufzuheben.

Anton war bereits ausgekleidet und im Begriff, ſein Licht auszulöſchen, als kräftig an die Tür geklopft wurde und der Mann eintrat, den er in dieſem Augenblick am wenigſten von allen Sterblichen erwartete. Es war Herr von Fink mit ſeiner Reitpeitſche und ſeinem nachläſſigen Weſen.

„Ah, Sie ſind ſchon zu Bett," ſagte der Jockei und ſetzte ſich rittlings auf einen Stuhl in der Nähe, „laſſen Sie ſich nicht ſtören! Sie haben mir einen gefühlvollen Brief geſchrieben, und Jordan hat mir das übrige erzählt; ich komme, Ihnen mündlich zu antworten." Anton ſchwieg und ſah von ſeinem Kopfkiſſen finſter auf den Gegner. „Ihr ſeid hier alle ſehr tugendhafte und ſehr empfindliche Leute", fuhr Fink fort und ſchlug mit ſeiner Peitſche an das Stuhlbein. „Es tut mir leid, daß Sie ſich meine Reden ſo zu Herzen genommen haben. Es freut mich aber, daß Sie ſo entſchloſſen ſind. Sie haben den ehrlichen Jordan in einen wahren Werwolf verwandelt", fügte er lächelnd hinzu.

„Bevor ich Sie weiter anhöre," ſagte Anton grollend, „muß ich wiſſen, ob Sie die Abſicht haben, mir für Ihre Beleidigung eine Erklärung vor den übrigen Herren zu geben. Ich weiß nicht, ob nach der ſchweren Kränkung, die Sie mir zugefügt haben, ein anderer, der mehr Erfahrung in Ehrenſachen hat, ſich mit einer ſolchen Erklärung begnügen würde. Ich habe das Gefühl, daß ich damit zufrieden ſein müßte."

„Da fühlen Sie richtig," ſagte Fink kopfnickend; „Sie können damit zufrieden ſein."

„Wollen Sie mir morgen dieſe Erklärung geben?" fragte Anton.

„Warum denn nicht?" ſagte Fink gleichgültig; „ich habe keine Luſt, mich mit Ihnen zu ſchießen, ich will Ihnen gern vor ſämtlichen Korreſpondenten und Prokuriſten der Firma die Erklärung ausſtellen, daß Sie ein verſtändiger und hoffnungsvoller junger Mann ſind, und daß ich unrecht getan habe, jemanden zu kränken, der jünger, und verzeihen Sie den Ausdruck, um vieles grüner iſt als ich."

Unſer Held hörte dieſe Worte mit gemiſchten Empfindungen; es wurde ihm doch leichter ums Herz; aber die Manier

Finks ärgerte ihn wieder ſehr, und er ſagte, ſich im Bett aufrichtend, entſchloſſen: „Ich bin mit dieſer Erklärung noch nicht zufrieden, Herr von Fink.“

„Ei,“ ſagte Fink, „was verlangen Sie noch?“

„Sie gefallen mir auch in dieſem Augenblick nicht,“ ſprach Anton, „Sie ſind wieder rückſichtsloſer gegen mich, als gegen einen Fremden ſchicklich iſt. Ich weiß, daß ich noch jung bin und wenig von der Welt kenne, und ich glaube, daß Sie mich in vielen Dingen überſehen; aber eben deshalb wäre es hübſcher von Ihnen, wenn Sie freundlich und gütig gegen mich wären.“ Anton ſagte dies mit einer Bewegung, welche ſeinem Gegner nicht entging. Fink ſtreckte ſeine geöffnete Hand gutmütig über das Bett und ſprach: „Seien Sie nur nicht wieder böſe und geben Sie mir Ihre Hand.“

„Ich möchte gern,“ rief Anton mit hervorbrechender Rührung, „aber ich kann noch nicht; ſagen Sie mir zuvor, daß Sie den Streit mit mir nicht deswegen ſo leicht behandeln, weil Sie mich für zu jung und zu gering halten, oder weil Sie von Adel ſind und ich nicht.“

„Hört, Maſter Wohlfart,“ ſagte Fink, „Ihr ſetzet mir das Meſſer verzweifelt an die Kehle. Weil Ihr aber in Eurem reinen weißen Hemdchen ſo unſchuldig vor mir liegt, ſo will ich ein übriges tun und wegen dieſer Punkte mit Euch kapitulieren. Was meinen deutſchen Adel betrifft, ſo viel darauf!“ — hier ſchnalzte er mit den Fingern, — „er hat für mich ungefähr denſelben Wert wie ein Paar gute Glanzſtiefel und neue Glacéhandſchuhe. Was aber meine Scheu vor Ihrer Jugend und der hoffnungsvollen Würde eines Lehrlings betrifft, ſo will ich mich wenigſtens zu dem Bekenntnis verſtehen, daß ich nach dem, was ich heute abend an Ihnen kennengelernt habe, Ihnen fortan bei jedem neuen Zank, in den wir geraten werden, mit jedem Mordwerkzeug, das Sie vorſchlagen, jede mögliche Genugtuung geben will. Damit können Sie ſich begnügen.“ — Nach dieſem Troſt hielt ihm Fink zum zweitenmal die Hand hin und ſagte: „Jetzt ſchlagen Sie ein, es iſt jetzt alles in Ordnung.“

Anton legte ſeine Hand in die dargebotene, und der Jockei ſchüttelte ſie ihm kräftig und ſagte: „Wir ſind heute

ſo offenherzig gegeneinander geweſen, daß es gut ſein wird, wenn wir eine Pauſe machen, ſonſt haben wir einander gar nichts mehr zu erzählen. Schlafen Sie wohl, morgen mehr davon.“ Dabei ergriff er ſeine Mütze, nickte mit dem Kopf und ſchritt klirrend zur Tür hinaus.

Anton war, die Wahrheit zu geſtehen, über dieſen unerwartet friedlichen Ausgang ſo vergnügt, daß er lange nicht einſchlafen konnte. Herr Baumann, der in ſeiner Schlafkammer das Bett an derſelben Wand hatte, konnte ſich nicht enthalten, nach Finks Abgang ſeinen Glückwunſch durch Klopfen an der Wand auszudrücken, und Anton beantwortete das Signal ſofort durch ein ähnliches Klopfen, welches ſeinen Dank für die Teilnahme anzeigen ſollte.

Am andern Morgen war das Kontor eine Viertelſtunde vor der Ankunft des Prinzipals vollzählig verſammelt. Fink erſchien als letzter und ſagte mit lauter Stimme: „Mylords und Gentlemen aus dem Export- und Provinzialgeſchäft, ich habe geſtern Herrn Wohlfart von hier in einer Weiſe behandelt, die mir jetzt, nach dem, was ich von ihm kennengelernt habe, aufrichtig leid tut. Ich habe ihm geſtern bereits meine Erklärung gemacht und bitte ihn heute in Ihrer Gegenwart freiwillig nochmals um Verzeihung. Zu gleicher Zeit bemerke ich, daß unſer Wohlfart ſich bei dieſem Streit durchaus reſpektabel benommen hat, und daß ich mich freue, mit ihm in Geſchäftsverbindung getreten zu ſein.“ Das Kontor lächelte, Anton ging auf Fink zu und ſchüttelte ihm wieder die Hand, Herr Jordan tat mit beiden Parteien dasſelbe, und die Sache war abgemacht.

Doch blieb ſie nicht ohne Folgen. Auch die Kunde von der ehrlichen Sühne, welche Fink dem Lehrling gab, und von der freundlichen Ausgleichung gelangte in das Vorderhaus. Und als Anton zuſammen mit Fink beim Mittagstiſch erſchien, ruhten die Blicke der Damen mit Teilnahme und Neugier auf ihm, und der Prinzipal verbarg nicht ein freundliches Lächeln. Aber auch auf Fink fiel Sabinens Auge mit freudigem Glanz, und ſooft ſie zu ihm aufſah, war ihr, als hätte ſie ihm etwas Großes abzubitten.

Bei den Herren vom Kontor war die Stellung Wohlfarts auf einmal eine ganz andere geworden, er wurde von allen mit einer Achtung behandelt, welche ein Lehrling ſonſt nicht durchzuſetzen pflegt; Herr Specht erklärte ihn bei ſämtlichen Kommis ſeiner Bekanntſchaft — und ſeine Bekanntſchaft war groß — für einen modernen Bayard, für den letzten Ritter Europas, für einen furchtbaren Haudegen im Reiche der Kontikurrenten; Herr Liebold wurde wahrhaft kühn in ſeinen Behauptungen, wenn er merkte, daß Anton auf ſeiner Seite ſtand, und ſogar Herr Pix gönnte ſeinem Zögling von dieſem Tage an augenſcheinliche Hochachtung, er vertraute den Beobachtungen, welche Anton am Zünglein der großen Wage machte, ebenſo feſt wie ſeinen eigenen und überließ ihm zuweilen ſogar den ſchwarzen Pinſel, ſeinen geliebten Zepter, das Zeichen ſeiner Herrſchermacht.

Die größte Veränderung aber wurde in Antons Verhältnis zu Fink hervorgebracht. Denn einige Tage nach dem Streit, als Anton hinter dem Jockei die Treppe des Hinterhauſes hinaufſtieg, hielt Fink auf den Stufen an und fragte:

„Wollen Sie nicht bei mir eintreten? Sie ſollen mir heute Ihren Beſuch machen und meine Zigarren probieren.“

Zum erſtenmal überſchritt Anton die Schwelle des Volontärs und blieb verwundert an der Tür ſtehen, denn das Zimmer ſah ſehr fremdartig aus. Elegante Möbel ſtanden unordentlich umher, ein dicker Teppich, weich wie Moos, bedeckte den Fußboden, und der ordentliche Anton ſah mit Betrübnis, wie rückſichtslos die Zigarrenaſche auf die prächtigen Blumen desſelben geworfen war. An der einen Wand ſtand ein großer Gewehrſchrank, darüber hing ein ausländiſcher Sattel und pfundſchwere ſilberne Sporen; die andere Wand verdeckte ein ebenſo großer Bücherſchrank aus koſtbarem Holz, voll von Büchern in braunem Lederband, und über dem Schrank reichten rieſige Flederwiſche, die ſchwarzen Flügel eines ungeheuren Vogels, von einer Stubenwand bis zur andern.

„Welche Menge von Büchern Sie haben!“ rief Anton erfreut.

„Es ſind Erinnerungen an eine Welt, in der ich nicht mehr lebe“, ſagte Fink.

„Und dieſe Flügel, gehören ſie auch zu Ihren Erinnerungen?“

„Ja, Herr, es ſind die Fittiche eines Kondors; Sie ſehen, ich bin ſtolz auf dieſe Jagdbeute“, antwortete Fink und hielt unſerm Anton ein Paket mit Zigarren hin. „Setzen Sie ſich, Wohlfart, laſſen Sie uns plaudern, und zeigen Sie, ob Herr Specht recht hat, wenn er Sie als liebenswürdigen Geſellſchafter rühmt.“ Er ſchob unſerm Helden mit dem Fuße einen großen Fauteuil zu. Anton ſank behaglich in die weichen Kiſſen und blies blaue Wolken nach der Decke, während Fink die Lampe des ſilbernen Teekeſſels anzündete. „Sie haben mir neulich gefallen, Wohlfart,“ ſagte Fink, ſich der Länge nach auf dem Sofa ausſtreckend; „verſtehen Sie ſich auf Pferde?“

„Nein“, ſagte Anton.

„Sind Sie Jäger?“

„Auch nicht.“

„Treiben Sie Muſik?“

„Nur wenig“, ſagte Anton.

„Nun alſo, in Teufels Namen, welche menſchliche Eigenſchaft haben Sie denn?“

„In Ihrem Sinne keine“, antwortete Anton ärgerlich. „Ich kann die Leute lieben, welche mir gefallen, und ich glaube, ich kann ein treuer Freund ſein; wenn mich aber jemand übermütig behandelt, ſo empöre ich mich.“

„Schon gut,“ ſagte Fink, „von der Seite kenne ich Sie. Für einen Anfänger war Ihr Debüt gar nicht übel. Ich ſehe, es iſt Raſſe in Ihnen. Laſſen Sie hören, wer Sie ſind. Von welchem Volke der ſterblichen Menſchen ſtammen Sie, und welches Schickſal hat Sie hierhergeſchleudert in dieſes traurige Mühlwerk, wo jeder zuletzt voll Staub und Reſignation wird wie Liebold, oder im beſten Fall wie der pünktliche Jordan?“

„Es war doch ein gutmütiges Schickſal“, antwortete Anton und begann von ſeiner Heimat und ſeinen Eltern zu erzählen. Mit Wärme ſchilderte er den kleinen Kreis, in dem er aufgewachſen war, die Abenteuer ſeiner Schulzeit und einige närriſche Leute aus Oſtrau, mit denen er verkehrt hatte. „Und ſo iſt für mich ein großes Glück, was Sie für ein Unglück halten,“ ſchloß er, „daß ich hierhergekommen bin.“

Fink nickte beiſtimmend und ſagte: „Zuletzt iſt der größte Unterſchied zwiſchen uns beiden, daß Sie Ihre Mutter gekannt haben und ich die meine nicht. Übrigens iſt es ziemlich gleichgültig, in welchem Neſt einer aufwächſt, man kann faſt unter allen Umſtänden ein tüchtiger Geſell werden. — Ich habe Leute gekannt, die weniger Liebe in ihrem Vaterhauſe gefunden haben als Sie.“

„Sie haben ſo viel von der Welt geſehen,“ ſagte Anton rückſichtsvoll, „ich bitte Sie, mir zu ſagen, wie Sie dazu gekommen ſind.“

„Sehr einfach“, begann Fink. „Ich beſitze einen Onkel in Neuyork, der dort einer von den Ariſtokraten der Börſe iſt. Dieſer ſchrieb meinem Vater, als ich vierzehn Jahre war, ich ſolle eingepackt und herübergeſchickt werden, er habe die Abſicht, mich zu ſeinem Erben zu machen. Mein Vater iſt ſehr Kaufmann, ich wurde emballiert und abgeſchickt. In Neuyork wurde ich bald ein gottverdammter kleiner Schuft und Taugenichts, ich trieb jede Art von Unſinn, hielt einen Stall von Raſſepferden in einem Alter, wo bei uns ehrliche Jungen noch auf offener Straße ihre Butterſemmel verzehren und mit einem Papierdrachen ſpielen. Ich bezahlte Sängerinnen und Tänzerinnen und mißhandelte meine weißen und ſchwarzen Domeſtiken ſo ſehr durch Fußtritte und Haarraufen, daß mein Oheim genug zu tun hatte, um Entſchädigungsgelder an dieſe freien Bürger zu bezahlen. Sie hatten mich aus meiner Heimat fortgeriſſen, ohne ſich um meine Gefühle zu bekümmern; ich bekümmerte mich jetzt den Teufel um die ihren. Übrigens je toller ich's trieb, deſto mehr Geld bekam ich in die Hände. Ich war bald der ver-

rufenſte unter den jungen Bengeln, welche die vornehmen Unarten jenſeits des Waſſers kultivieren. Einſt an meinem Geburtstage kam ich um ſechs Uhr früh von einem kleinen Souper, bei dem ich aus Kaprice den Spröden gegen einige zuvorkommende Damen geſpielt hatte, und unterwegs fiel mir ein, daß dieſe Wirtſchaft ein Ende nehmen müſſe, oder ich ſelbſt würde ein Ende nehmen. Ich ging nach dem Hafen ſtatt nach Hauſe, ſteckte mich in grobe Matroſenkleider, die ich unterwegs kaufte, und bevor es Mittag war, fuhr ich als Schiffsjunge auf einem dickbäuchigen Engländer zum Hafen hinaus. Wir ſegelten einige tauſend Meilen um Kap Horn herum und auf der andern Seite des Feſtlandes wieder hinauf. Als wir in Valparaiſo ankamen, erklärte ich dem Kapitän, daß ich ihm für die Überfahrt dankbar ſei, traktierte die ganze Mannſchaft und ſprang ans Land, um mit den zwanzig Dublonen, die ich noch in der Taſche hatte, auf eigene Fauſt mein Glück zu machen. Ich traf bald einen verſtändigen Mann, der mich auf ſeine Hazienda brachte, wo ich als Ochſenhirt und Reitkünſtler nicht geringe Lorbeeren erntete. Ich war etwa anderthalb Jahr dort oben und befand mich ſehr wohl, ich wurde als eine Art dienſttuender Gaſtfreund behandelt, ich war verliebt, ich war bewundert als Jäger und tummelte mich tüchtig im Sattel, was fehlte mir? — Doch alle Freude iſt vergänglich. Wir hatten gerade großes Rinderſchlachten, und ich war fleißig beſchäftigt, von meinem Pferd die Kühe in den Schlachthof zu eskortieren, als plötzlich zwei Regierungsbeamte in unſer Feſt hineinritten. Dieſe behandelten mich ſelber mit vieler Artigkeit wie ein junges Rind, nahmen mich ſamt meinem Pferd in die Mitte und führten mich zwiſchen ihren Steigbügeln Trott und Galopp nach der Hauptſtadt. Dort wurde ich beim amerikaniſchen Konſul abgeliefert, und da mein Oheim Himmel und Hölle in Bewegung geſetzt hatte, mich auszuſpüren, und ich aus einem langen Briefe meines Vaters erkannte, daß dieſer Herr ſich wirklich über mein Verſchwinden ängſtigte, ſo beſchloß ich, ihm den Gefallen zu tun und zurückzukehren. Ich unterhandelte mit dem Konſul und reiſte mit dem nächſten Schiff nach Europa ab. Als ich auf

dieſem bejahrten Erdhaufen ankam, erklärte ich meinem Vater, daß ich nicht Kaufmann werden wolle, ſondern Landwirt.

Darüber geriet die Firma Fink & Becker außer ſich, aber ich blieb feſt. Endlich kam ein Vertrag zuſtande. Ich ging zunächſt auf zwei Jahre in eine norddeutſche Wirtſchaft, dann ſollte ich einige Jahre in einem Kontor arbeiten, dadurch hoffte man, meine Kapricen zu bändigen. So bin ich jetzt hier in Klauſur. Aber alle Mühe iſt umſonſt. Ich tue meinem Vater den Gefallen, hier zu ſitzen, weil ich merke, daß ſich der Mann viel unnützen Kummer um mich macht, aber ich bleibe nur ſo lange hier, bis er ſich überzeugt, daß ich recht habe. Dann werde ich Landmann."

„Wollen Sie bei uns ein Gut kaufen?" fragte Anton neugierig.

„Nein, Herr," antwortete Fink, „das will ich nicht. Ich würde es vorziehen, vom frühen Morgen bis gegen Mittag zu reiten, ohne an einen Grenzſtein meines Landes zu ſtoßen."

„Sie wollen alſo wieder nach Amerika zurück?"

„Oder anderswohin, ich bin in Erdteilen nicht wähleriſch. Unterdes lebe ich in dieſem Kloſter als Mönch, wie Sie ſehen", ſagte Fink lachend und goß aus einer großen Flaſche eine Menge Rum unter ein geringeres Maß anderer Subſtanzen, rührte das Getränk um und trank zum geheimen Schreck Antons die feurige Miſchung behaglich hinunter. „Friſch, Mann," rief er, Anton die Flaſche zuſchiebend, „macht Euren Trank zurecht, und jetzt laßt uns luſtig plaudern, wie ſich für gute Geſellen und verſöhnte Feinde ſchickt."

Seit dieſem Abend behandelte Fink unſern Helden mit einer Freundlichkeit, welche ſehr verſchieden war von dem nachläſſigen Weſen, das er den übrigen Herren vom Geſchäft gönnte. In kurzem wurde Anton der Liebling des Mönchs in der Klauſur, oft rief ihn Fink in ſein Zimmer, ja er verſchmähte ſogar nicht, drei Treppen hoch in das Heiligtum der lederfarbenen Katze hinaufzuſteigen, wenn er gerade gelaunt war, einen Abend im Hauſe zu verleben.

Allerdings war das nicht oft der Fall. Anton merkte bald, daß ſein neuer Freund eine in der Stadt ſehr bekannte und vielbeſprochene Perſon war, daß er unter der eleganten Jugend mit einem wahren Deſpotismus herrſchte und bei Herrenreiten, Jagdpartien und anderen nützlichen Tätigkeiten Anführer und vielbegehrte Autorität war. Er war jung, gewandt, von Adel, galt für unermeßlich reich und beſaß eine Meiſterſchaft in allen Dingen, die mit einem Pferdehuf, einem Gewehrlauf und einem vergoldeten Teelöffel irgend in Verbindung gedacht werden können, und was über allem ſtand, er behandelte jeden, der in ſeine Nähe kam, mit der leichten Süffiſance, welche von je bei dem großen Haufen unſelbſtändiger Menſchen als Zeichen von überlegener Kraft gegolten hat. Fink war deshalb viel in Geſellſchaft und kam oft erſt gegen Morgen nach Hauſe. Anton hörte ihn zuweilen ankommen, wenn er bereits vor ſeinem Buche ſaß; er bewunderte die Lebenskraft ſeines Freundes, der dann nach einer oder zwei Stunden Ruhe ſeinen Platz im Kontor einnahm und während des ganzen Vormittags keine Spur von Mattigkeit zeigte. Gegen die ſtrenge Ordnung des Hauſes ſtach Fink auch dadurch ab, daß er ſich die unerhörte Freiheit herausnahm, zuweilen eine Stunde nach Eröffnung des Kontors zu erſcheinen und ſich vor dem Schluß zu entfernen. Anton konnte nicht erraten, ob ſein Prinzipal dieſe gelegentliche Selbſtändigkeit für ein großes oder für ein kleines Verbrechen hielt. Jedenfalls ſchwieg er dazu.

So verging der Winter, und Anton merkte an untrüglichen Zeichen, daß der Frühling und der Sommer über das Land daherzogen. Die Fuhrleute brachten nicht mehr Schneeflocken ins Kontor, ſondern Regentropfen und braune Fußtapfen, zuweilen wagte ſich ein Mädchen mit Veilchenſträußen in die Nähe der unermüdlichen Wanduhr; dann ſchien die Sonne Herrn Liebold kriegsluſtig auf ſeine Fenſterecke, dann kamen die Makler und erzählten von der gelben Blüte der Ölfrucht draußen im Freien, und endlich erſchien Herr Braun und trug die erſte Roſe in der Hand. Ein Jahr war vergangen, ſeit Anton mit den Schwänen

über den See gefahren war. Er hatte das ganze Jahr hindurch an die Fahrt gedacht.

8.

Noch immer beſaß Veitel Itzig ſeine Schlafſtube in der ſtillen Karawanſerei, wo er ſich am Tage ſeiner Ankunft einquartiert hatte. Wenn nach den Behauptungen der Polizei jeder Menſch irgendwo zu Hauſe ſein muß, und nach der Anſicht aller verſtändigen Frauen vorzugsweiſe da zu Hauſe iſt, wo ſein Bett ſteht, ſo war Veitel merkwürdig wenig zu Hauſe. Sooft er aus dem Geſchäft des Herrn Ehrenthal entſchlüpfen konnte, trieb er ſich auf den Straßen umher, ſah lauerſam auf jeden jungen Herrn, welcher ihm geneigt ſchien, etwas zu kaufen oder zu verkaufen, und wußte aus der Haltung des Vorübergehenden genau zu erkennen, ob derſelbe für die Reize eines kleinen Handels empfänglich ſei oder nicht. Stets hatte er einige Paradetaler in der Taſche, mit welchen er in anmutiger Nachläſſigkeit ſo lockend zu klappern verſtand, daß nur ein fühlloſer Menſch gleichgültig gegen dieſe Zahlungsfähigkeit ſein konnte. Er wußte mit einem einzigen ſchnellen Blick die geheimſten Fehler eines Rockes oder einer Weſte zu erkennen, er hatte für ſeine Kunden eine bezaubernde Fülle von verbindlichen Redensarten, er ſprach aus Grundſatz zu keinem halbwüchſigen Primaner anders als: „Wenn der gnädige Herr mir allergnädigſt erlauben“, er verſtand, was ewig für das Höchſte in dieſem Geſchäft gelten wird, ſeiner Untertänigkeit einen ſkurrilen Anſtrich zu geben, und war Meiſter darin, die allerabgeſchmackteſten Bücklinge zu machen. Er beſaß die Wiſſenſchaft, altes Meſſing durch Katzenſilber blendend zu machen und altem Silber den allerhöchſten Glanz zu geben: er war ſtets bereit, abgelegte ſchwarze Fracks zu kaufen — was von allen Eingeweihten als Symptom einer kühnen und waghalſigen Natur betrachtet wird —, er wußte das faſrige Tuch derſelben durch einen eigentümlichen Bürſtenſtrich mit einem Schein von Neuheit zu überziehen, der ge-

rade lange genug dauerte, um ſeine Käufer zu verblenden, welche er in armen Schulmeiſtern, hoch aufgeſchoſſenen Konfirmanden und freigeſprochenen Lehrlingen zu finden bemüht war. Mit jedem Gange, welchen er für Herrn Ehrenthal tat, ſuchte er einen andern zu ſeinem eigenen Nutzen zu verbinden, und erwarb dadurch ſchnell eine Kundſchaft, welche den Neid graubärtiger Trödler erregte. Er beſchränkte ſein Geſchäft aber nicht auf gebrauchte Gegenſtände, obgleich er hierin ſeine erſten und zahlreichſten Erfolge durchgeſetzt hatte. Er wurde Agent von Pferdehändlern, trat in Verbindung mit verſchwiegenen Geldverleihern und trieb ſolchen Ehrenmännern Kunden zu; ja er lieh ſein eigenes Geld aus und hatte das ungewöhnliche Zartgefühl, nie mehr als fünfzig vom Hundert zu nehmen; er lieh aber nur auf kurze Friſten und nahm am Zahlungstermin ſtatt des baren Geldes mit großer Bereitwilligkeit jede Art von verkäuflichen Dingen zu einer Taxe, welche er als Sachverſtändiger am beſten ſelbſt machte. Dabei hatte er die Tugend, nie zu ermüden, er war den ganzen Tag auf den Beinen, lief um wenige Groſchen zehnmal denſelben Weg, freute ſich wie ein König um einen eroberten Taler, ſchüttelte jedes rauhe Wort — und er mußte oft welche hören — ab, wie der Pudel ſeine Schläge. Er gönnte ſich ſelbſt keine Stunde des Genuſſes, ſeine einzige Erquickung war, an den Fingern die Geſchäfte abzählen, welche er gerade im Gange hatte, und ſeinen Gewinn berechnen. Es war merkwürdig, wie wenig er brauchte, er aß am Abend ein Stück Brot, welches er zu Mittag aus Ehrenthals Küche in ſeine Taſche praktiziert hatte; ein Glas Dünnbier gönnte er ſich im erſten Jahre nur einmal, und zwar an einem heißen Tage, wo er einem Gutsbeſitzer behilflich geweſen war, einen Wagen zu verkaufen, und durch eine Tätigkeit von zwei Stunden ebenſo viele Taler verdient hatte. Seine Kleider gewährte ihm ſein Geſchäft. Sommer und Winter ging er deshalb in ſchwarzem Frack und den entſprechenden Pantalons; ja er fand es nützlich, über einer ſchwarzen Sammetweſte eine vergoldete Kette zu tragen, und erſchien ſtets als Gentleman unter ſeinesgleichen, weil er mit Recht behaup-

tete, jeder Geſchäftsmann müſſe ſo auftreten, daß ſich kein Menſch zu ſchämen brauche, mit ihm ein Geſchäft zu machen. Aus allen dieſen Gründen genoß er ſchon nach Ablauf des erſten Jahres die Freude, ſeine ſechs Dukaten um das Dreißigfache vermehrt zu ſehen.

Im Geſchäft des Herrn Ehrenthal war er ſchnell ein unentbehrliches Mitglied geworden, ſeinem Scharfſinn entging keine Perſon, kein Pferd, kein Getreidewagen; jedes Geſicht, das er einmal geſehen, erkannte er wieder, jeden Tag wußte er den Kurszettel der Börſe auswendig, als ob er ſelbſt vereideter Senſal geweſen wäre. Noch bekleidete er die mehr nützliche als erhabene Stelle eines Laufburſchen, noch putzte er Bernhards Stiefel und aß vor der Küchentür; aber es war erſichtlich, daß ihm ein Schreibepult und ein Lederſtuhl in dem kleinen Kontor, welches Herr Ehrenthal der Form wegen hielt, nicht fehlen würden. Dieſer Stuhl war das Ziel ſeiner Sehnſucht, es war für ihn ein Sitz im Paradieſe. Denn noch war er nicht eingeweiht in die Tiefen des Geſchäftes, noch wurde er weggeſchickt, ſooft irgendein wichtiger Kunde mit Herrn Ehrenthal verhandelte. Sehr bald ſah er ein, daß ihm ſelbſt noch einiges fehle, um dies Glück zu verdienen; er gebrauchte die deutſche Sprache mit vieler Fertigkeit, aber es war ein öſtlicher Hauch darin, mehr Kehlkopf als höhere Grammatik; er ſchrieb wohl auch Geſchäftsbriefe und Rechnungen, aber es war keine Glätte, kein Strich dabei, die Buchſtaben waren ſozuſagen widerhaarig, und die Perioden waren löchrig und geflickt; und was vollends die Geheimniſſe der Buchhaltung betraf, ſo war er darin wie ein unſchuldiges Kind. Dieſer Mangel drückte ihn ſehr.

In ſeiner Herberge war er unterdes ein angeſehener Mann geworden, ſelbſt Löbel Pinkus behandelte ihn mit ungewöhnlicher Vertraulichkeit. Dies ſchöne Verhältnis verdankte Veitel ſeinem Scharfblick. Jene Bretterwand in der Gaſtſtube und der hohle Klang des Holzes hatten ihn ſeit dem Tage ſeines Einzugs beunruhigt, wochenlang hatte er auf eine Gelegenheit gewartet, ſeine Unterſuchung fortzuſetzen. Endlich an einem Sonnabend ſchützte er Unwohlſein

vor und blieb zu Hauſe, als der Hauswirt und ſeine Gäſte mit würdigem Schritt nach der Synagoge zogen. Da endlich glückte ihm, einen Ritz in der Hinterwand ſeines Schrankes zu erweitern und etwas zu erblicken, was ihn aufs höchſte überraſchte. Er ſah in eine große ſchmutzige Stube, welche ganz angefüllt war mit Koffern und Kiſten und einem Chaos begehrenswerter Artikel. Herren- und Damenkleider, Betten, Wäſche, Stoffe, bunte Vorhänge lagen in großen Haufen durcheinander, auch metallene Geräte, ein Kruzifix, Kelche, Kronleuchter glänzten in dem Halbdunkel und noch andere lockende Spekulationen, welche auch ſein ſcharfes Auge nicht erkennen konnte. Als Aladdin den erſten Schritt in die Zauberhöhle tat, geriet er ſchwerlich in ſo große Aufregung als Junker Itzig bei ſeiner Entdeckung. Er lief immer wieder zu dem Ritz zurück und ſtarrte in das ſtaubige Dämmerlicht der geheimnisvollen Niederlage, bis die Gäſte aus der Synagoge nach Hauſe kamen. Er behielt die Entdeckung für ſich, aber er lag ſeit dem Tage auf der Lauer, wie das Wieſel vor einem Mauſeloch. Einigemal hörte er bei Nacht Geräuſch in der geheimnisvollen Stube des Nebenhauſes; einmal gelang es ihm, ein Geflüſter zu vernehmen, bei welchem die tiefe Stimme des würdigen Pinkus unverkennbar war; einſt, als er ſpät nach Hauſe kam, ſah er am Nachbarhauſe Fäſſer, Kiſten und Bündel in eine kleine Britſchka laden, welche ſchamhaft mit weißer Leinwand verhüllt war, eine Maßregel, welche ſchon Sulamith im Hohenliede Salomonis als nützlich empfiehlt, damit man nicht von den Wächtern des Königs in den Weinbergen angehalten werde. In derſelben Nacht verſchwanden zwei ſchweigſame Gäſte ſeines Herbergvaters, welche offenbar aus Polen ſtammten, und kamen nicht wieder. Aus alledem zog er den Schluß, daß ſein Wirt eine Art Kommiſſions- und Speditionsgeſchäft von allerlei merkwürdigen Waren hielt, welche er aus guten Gründen lieber am Abend als bei Tage fortſchaffte. — Wie ein Licht ging es unſerm Veitel auf. Die Waren fuhren nach dem Oſten, wurden über die Grenze geſchmuggelt und verbreiteten ſich bis tief in das ruſſiſche Reich, bis an die aſiatiſche Grenze, wo zuletzt der ſtrebſame

Kirgiſe die Hemden und Schnürröcke aufträgt, welche vom deutſchen Schneider genäht ſind. Alles nach dem Grundſatz, was in Deutſchland defekt wird, fällt den Ruſſen zu. Veitel benutzte ſeine Entdeckung mit der Mäßigung eines Geſchäftsmannes und machte ſeinem Hauswirt gerade nur ſo viel Andeutungen, daß Pinkus ſich bewogen fühlte, ihn mit beſonderer Rückſicht zu behandeln.

Nach einem tatenreichen Tage ſchritt Veitel nachdenkend in ſeine Herberge zurück und betrat mit dem üblichen Gruß die Gaſtſtube. Er ſetzte ſich ſtill in eine Ecke und ſuchte in ſeinen Gedanken nach einem Schriftgelehrten, welcher geeignet war, ihn in die Geheimniſſe eines guten Stils und der Buchführung einzuweihen, gegen möglichſt geringes Honorar, ja vielleicht gegen einen ſchwarzen Frack, den er durchaus nicht loswerden konnte, weil die Schöße desſelben — er hatte einem rieſigen Leichenbitter gehört — bis auf den Boden hingen wie die Äſte einer Trauerweide. Als Veitel nach fruchtloſem Überlegen aufſah, erblickte er am Tiſche einen fremden Gaſt, welcher eine Feder in der Hand hielt und dieſe zuweilen in ein Tintenfaß tauchte; der Mann ſprach leiſe mit einem Händler und beugte ſich von Zeit zu Zeit auf das Papier, wahrſcheinlich um die Beſchlüſſe der geheimen Unterhaltung zu verewigen. Veitel ſah ſich den Schreiber ahnungsvoll an. Es war klar, daß die Großväter dieſes Mannes nicht unter Moſes durch das Rote Meer gezogen waren. Der Herr war ſtark und klein, er hatte eine rötliche aufgeregte Naſe und ein rundes ältliches Geſicht. verworrenes Haar und eine alte Stahlbrille, die er zuweilen an den Ohren feſtdrückte, weil es ihr trotz ihrer langen Dienſtzeit ganz unmöglich war, auf der Stumpfnaſe Schluß zu gewinnen. Veitel bemerkte, daß dieſer Mann mit der Brille einen ungewöhnlich ſchlechten Rock anhatte und zuweilen aus einer Zinndoſe ſchnupfte, wobei er jedesmal den Händler mit einem eigentümlichen Schielblick anſah, mit einer Art von inquiſitoriſchem Blinzeln, welches ſeinem Geſicht einen gutmütigen Ausdruck geben ſollte, dies aber nicht tat. Offenbar war der Mann ein Schriftgelehrter, und Veitel beſchloß abzuwarten, ob er an ihn kommen könne. Endlich

war die Verhandlung geſchloſſen, der Händler empfing ein Papier und legte dafür ein Geldſtück, vor Veitels Adleraugen ein Achtgroſchenſtück, auf den Tiſch, welches von dem Herrn mit der Brille nachläſſig in die Taſche des Beinkleides verſenkt wurde. Der Händler entfernte ſich, der Fremde blieb, wie es ſchien, in gemütlicher Stimmung ſitzen und goß ſich aus einer kleinen Flaſche Branntwein den letzten Reſt in das Glas. Veitel trat auf ihn zu, der kleine Herr blickte mißtrauiſch auf, aber als er die verbindliche Stellung Veitels ſah, fuhr ein vertrauliches Lächeln über ſein rotes Geſicht, und eine ſcharfe Stimme ſprach: „Nur näher, mein junger Freund, Sie wollen mich konſultieren, ich ſtehe zu Dienſten.“

Veitel begann zögernd: „Wenn der Herr bekannt iſt am Orte, ſo wollte ich ihn wohl erſuchen um etwas.“

„Immer heraus, mein Sohn“, ermunterte der andere, indem er ſein Glas austrank und Veitel mit ſeinem gutmütigen Blick anſah.

„Ich wollte Sie fragen, ob Sie vielleicht jemand wüßten, der gegen eine billige Vergütung einem Manne von meiner Bekanntſchaft Unterricht geben würde im Schreiben und in den Aufſätzen, wie man ſie braucht zum Geſchäft.“

„So?“ fragte der ſchäbige Herr, „wie man ſie braucht zum Geſchäft? — und dieſer Mann von Ihrer Bekanntſchaft ſind Sie ſelbſt, mein Sohn?“

„Was ſoll ich daraus machen ein Geheimnis?“ antwortete Veitel aufrichtig, „ja, ich bin es ſelbſt; aber ich bin noch ein Anfänger und bin nicht imſtande, mehr zu geben als wenig.“

„Wer wenig gibt, erhält wenig, mein Lieber — wie war doch der Name?“ fragte der Alte gleichgültig dazwiſchen und drehte die Doſe.

„Veitel Itzig heiße ich.“

„Alſo, lieber Itzig,“ fuhr der Alte fort, „guter Unterricht koſtet gutes Geld. Und was treiben Sie für ein Geſchäft?“ forſchte er mit väterlicher Miene weiter.

„Ich bin im Kontor bei Hirſch Ehrenthal“, erklärte Veitel mit Selbſtgefühl.

Der Fremde wurde aufmerkſam. „Herr Ehrenthal iſt ein reicher Mann, ein kluger Mann, ich habe ſeinerzeit viel mit ihm zu tun gehabt, er hat eine ſchöne Geſetzeskenntnis. Wenn Sie den Geſchäftsſtil erlernen wollen und bei Herrn Ehrenthal ſind," fuhr er überlegend fort, „vielleicht kann da Rat werden. Welches Honorar würden Sie zahlen, wenn ſich jemand fände?"

Veitel fand es gewiſſenlos, etwas zu bieten, er bemerkte zurückhaltend: „Ich weiß doch noch nicht, was er fordern wird für ſolchen Unterricht."

„So will ich's Euch geradeheraus ſagen", erklärte der Herr mit der Brille. „Ich ſelbſt könnte Euch vielleicht den Unterricht geben, vielleicht auch nicht; man gibt ſolche Anweiſung nicht jedem, ich müßte mich erſt näher nach Euch erkundigen. Wenn ich Euch aber den Gefallen tue, ſo will ich Euch den Unterricht erteilen in Erwägung, daß Ihr ein Anfänger ſeid, in Erwägung, daß Ihr arm ſeid, und in Erwägung, daß ich jetzt gerade einige freie Zeit habe und aufgelegt bin, mehr Theorie als Praxis zu treiben, wenn Ihr mir fünfzig Taler zahlt; fünfundzwanzig Taler vor der erſten Lektion und fünfundzwanzig Taler in einem Schuldſchein, den ich ſelbſt Euch ſchreiben werde, binnen vier Wochen."

„Fünfzig Taler?" rief Veitel entſetzt und ſank wie vom Schlag gerührt auf einen Schemel, „fünfzig Taler!" wiederholten mechaniſch ſeine Lippen, als das Räderwerk ſeines Geiſtes bereits ins Stocken geraten war.

„Iſt Euch das zuviel," fragte der Herr mit der Brille in ſcharfem Ton, „ſo laßt Euch ſagen, junger Itzig: erſtens, daß ich mit keinem Gelbſchnabel handle, zweitens, daß ich meine Hilfe andern noch nie ſo billig gegönnt habe, und drittens, daß ich mich den Teufel mit Euch befaſſen würde, wenn ich nicht große Luſt hätte, einige Wochen in dieſer Stube zu verweilen."

„Fünfzig Talerſtücke!" rief Itzig außer ſich, „ich habe geglaubt, es würde nicht koſten mehr als zwei, drei Taler, wenn ich noch vielleicht wollte zugeben eine Weſte und ein Paar gute Stiefel." Der alte Herr fuhr heftig nach ſeiner

Brille — „und einen Hut, der noch ist wie neu", fügte Veitel schnell hinzu, weil er einen Sturm herannahen sah und bemerkt hatte, daß der Hut auf dem Tische sehr schadhaft war.

„Scher dich zum Henker, du Dummkopf", fuhr ihn der Alte mit einer Überlegenheit an, welche Veitel nur von jungen Herren mit großen dänischen Doggen zu ertragen gewohnt war. „Suche dir einen Schulmeister bei der Armenschule."

„So ist der Herr kein Schreiber?" fragte Itzig gedrückt, aber beharrlich.

„Nein, du Narr", brummte der Alte. „Wie konnte ich denken, daß der Ehrenthal in seinem Geschäft einen solchen Strohkopf hat", fügte er in lautem Monologe hinzu. „Er hält mich für einen Schreiblehrer."

„Was sind Sie denn sonst?" fragte Itzig gekränkt.

„Etwas, das dich nichts angeht", sprach der fremde Herr entschieden, stand mit einem durchbohrenden Blick auf den armen Veitel von seinem Platz auf und begab sich auf den Söller des Hauses. Dort drückte er sich in eine Ecke, wo er aussah wie ein Kleiderbündel, zog ein Aktenstück aus der großen Rocktasche und las eifrig darin.

Veitel stand noch einen Augenblick verdutzt in dem einsamen Zimmer und faßte endlich den Entschluß, sich bei Pinkus Auskunft über den fremden Mann zu holen. Er trat unter einem Vorwande in den Branntweinladen und fragte den Wirt mit möglichster Unbefangenheit nach Namen und Geschäft des kleinen Herrn.

„Ihr kennt ihn nicht?" sprach Pinkus mit ironischem Lächeln, von dem Veitel nicht recht wußte, ob es ihm oder dem Fremden galt. „Nehmt Euch in acht, daß Ihr diesen Mann nicht mit Schaden kennenlernt. Nach dem Namen fragt ihn selbst, er wird ihn besser wissen als ich."

„Wenn Sie mir auch kein Vertrauen schenken, so will ich es doch haben zu Ihnen", antwortete Veitel und erzählte ihm seine Unterredung mit dem Fremden.

„Also er hat Euch Unterricht geben wollen?" fragte Pinkus erstaunt und schüttelte seinen dicken Kopf. „Fünfzig Taler sind viel Geld, aber mancher reiche Mann würde geben

hundertmal ſoviel, wenn er wüßte, was der weiß, das will ich Euch ſagen. Übrigens geht's mich nichts an, ob Ihr was lernt und bei wem", ſchloß Pinkus grob und ging zu ſeinen Likörflaſchen.

Veitel ging noch verwirrter hinauf als er heruntergekommen war und ſetzte ſich wieder grübelnd in ſeine Ecke, indem er nachdachte, wie man für eine ſo gewöhnliche Sache, als der Geſchäftsſtil iſt, ſo ungewöhnliches Geld fordern könne. Unterdes war der Wirt heraufgekommen, hatte das Licht auf den Tiſch geſetzt und eine einfache Abendkoſt für den Fremden mitgebracht. Ganz gegen ſeine Natur war er dieſem gegenüber von großer Leutſeligkeit, ließ ſich von ihm auf den Altan führen und hatte dort im Finſtern eine kurze Unterredung, deren Gegenſtand, wie Veitel merkte, ſeine Perſon war.

Als Pinkus mit dem Fremden wieder in die Stube trat, ſagte er zu Veitel: „Dieſer Herr wird einige Wochen hier wohnen und will nicht, daß man darüber ſpricht. Ihr werdet gegen niemanden ſagen, daß er hier iſt, wer Euch auch deswegen ausfragen mag."

„Weiß ich doch gar nicht, wer der Herr iſt," ſprach Veitel, „wie kann ich jemandem ſagen, daß er hier wohnt?"

„Sie können ſich auf den jungen Menſchen verlaſſen", bemerkte Pinkus gegen den Fremden, worauf dieſer gleichgültig mit dem Kopfe nickte. Der Wirt ließ diesmal das Licht brennend in der Stube zurück und ſchied mit einem Nachtgruß. Der Herr ſetzte ſich behaglich nieder, aß mit unangenehmem Schmatzen die Abendkoſt und ſah dabei von Zeit zu Zeit auf Veitel, ungefähr wie ein alter Rabe auf das gelbe Küchlein ſieht, welches ſich mit dem Leichtſinn der Jugend in ſeine Nähe gewagt hat.

Während der Alte zwinkernd auf ſeine Beute ſah, fuhr dem jungen Itzig plötzlich der Gedanke durch den Kopf: dieſe geheimnisvolle Perſon mit den ungeheuren Forderungen iſt vielleicht einer von den Auserwählten, ein Beſitzer der Rezepte, durch welche ein armer Handelsmann unfehlbar Glück, Gold und alle Güter der Erde erwerben kann. Ihm wurde glühend heiß bei dem Gedanken. Zwar ſah der Fremde

durchaus nicht reich und glücklich aus, aber war es nicht möglich, daß er den alten Rock nur inkognito trug, oder daß er übermäßig geizig war, oder daß er ſelbſt aus irgendeinem Grunde von den Rezepten keinen Gebrauch machen durfte? Vielleicht waren die fünfzig Taler der Preis für das Geheimnis. Veitel hatte jetzt Weltbildung genug, um einzuſehen, daß weder durch eine Salbe noch durch einen Zauberſtein ſolche Wirkungen hervorgebracht werden, ſondern daß Wiſſenſchaft dazu nötig ſei. Er merkte, daß es darauf ankomme, ſchlauer zu ſein als andere Leute, und daß ſolche Schlauheit auch für den Inhaber nicht ohne Bedenken ſei; ja es kam ihm allerdings ſo vor, als ob man durch die Benutzung derſelben in Gefahr gerate, ſich dem Satan zu verſchreiben. Aber ſeine Begier, etwas Näheres zu erfahren, war übermächtig. Seine Hände zitterten wie im Fieber, und ſein bleiches Geſicht glühte, als er aus einer Ecke wieder zu dem Fremden trat und mit großem Eifer ſagte: „Ich wollte mir noch erlauben, eine Frage zu tun an den Herrn. Ich habe gehört, daß man kann lernen die Kunſt, wodurch man Glück hat in allen Geſchäften, womit man kann machen jede Art von Kauf und Verkauf zu dem beſten Preiſe. Wenn es gibt eine ſolche Kunſt, wie mich hat verſichert einer von unſern Leuten, ſo wollte ich den Herrn nur fragen, ob das dieſelbe Wiſſenſchaft iſt, die der Herr mich könnte lehren, wenn er wollte.“

Der Alte ſchob den Teller von ſich und ſah mit außerordentlichem Augenzwinkern auf den Burſchen. „Du biſt der merkwürdigſte Menſch, der mir in praxi vorgekommen. Du biſt entweder ſehr dumm oder der abgefeimteſte Schauſpieler, den ich je geſehen habe.“

„Nein, ich bin nur dumm, aber ich möchte werden klug“, ſagte Veitel Itzig.

„Ein merkwürdiger Kerl“, bemerkte der alte Herr rückſichtslos und rückte an ſeiner Brille, um Veitel genauer anzuſehen, dem bei dem kalten Glanz der Brillengläſer ſehr unheimlich wurde. Nach langer Prüfung ſprach der Alte, indem er eine Gönnermiene annahm: „Was du Kunſt nennſt, mein Sohn, iſt weiter nichts als die Geſetzeskenntnis und die

Weisheit, das Geſetz zum eigenen Vorteil zu benutzen. Wer das verſteht, der wird auf Erden ein großer Mann; es hindert ihn nichts daran, denn er kann nicht gehangen werden.“ Bei dieſen Worten lachte der Alte in einer Weiſe, die ſelbſt unſerm Veitel einen bänglichen Eindruck machte, obgleich dieſer auf die mechaniſchen Bewegungen der Geſichtsmuskeln ſonſt nicht viel gab.

„Dieſe Kunſt, mit den Geſetzen umzugehen,“ fuhr der kleine Herr fort, „iſt nicht leicht zu lernen, mein Sohn, es gehört lange Übung dazu und ein anſchlägiger Kopf und Entſchloſſenheit im richtigen Augenblick, und vor allem das, was die Gelehrten Charakter nennen.“ Dabei lächelte er wieder.

Veitel merkte, daß er bei einem wichtigen Punkt ſeines Lebens angelangt ſei, er fuhr mit der Hand in die Jacke nach ſeiner alten Brieftaſche und hielt ſie einen Augenblick in der bebenden Hand. Was in dieſem Moment durch ſeine arme Seele fuhr — und es war nur ein Moment —, das waren wilde und ſchmerzhafte Empfindungen. Schnell wie Blitze zuckten ſie durcheinander. Er dachte in dieſem Augenblick an ſeine alte Mutter in Oſtrau, ein ehrliches Weib, wie ſie ihre goldene Kette verkauft hatte, um ihm die ſechs Dukaten in die Ledertaſche zu nähen; er ſah ſie vor ſich, wie ſie ihn beim Abſchiede mit Tränen gebenſcht hatte und zu ihm geſagt: „Veitel, es iſt eine arge Welt, verdiene dir ehrlich dein Brot, Veitel!“ — Er ſah ſeinen grauen Vater vor ſich auf dem Totenbett liegen, wie ihm der weiße Bart herunterhing über den magern Leib — und tief holte er Atem. Auch an die fünfzig Taler dachte er, wieviel Mühe es ihn gekoſtet hatte, ſie im Schacher zu erwerben, wie oft er darum gelaufen war, wie oft man ihn geſchmäht, ja als Überläſtigen mit Schlägen bedroht hatte. Als ihm der letzte Gedanke durch die Seele flog, riß er heftig die Brieftaſche aus der Jacke, warf ſie auf den Tiſch, ſetzte die geballte Fauſt darauf und rief mit blitzenden Augen: „Hier iſt Geld!“ — und während er das ausſprach, fieberhaft erregt, in leidenſchaftlicher Haſt, ſelbſt in dieſem Augenblick fühlte er deutlich, daß er daran ſei, etwas Böſes zu tun, und er fühlte, wie eine

Laſt ſich unſichtbar auf ſeine Bruſt ſenkte. Aber er war entſchloſſen. Schwerlich hatten die jungen Herren, welche den zudringlichen Judenknaben die Treppe hinunterwieſen, daran gedacht, daß ihre höhnenden Worte in der armen verwilderten Menſchenſeele einen Dämon erwecken würden, der ihnen ſelbſt in ſpäteren Jahren Elend und Verderben heraufbeſchwören ſollte.

Nach einigen Stunden war das Licht tief herabgebrannt, und bei dem roten Schein ſaß in dem wüſten Raume noch immer Veitel mit offenem Munde, glänzenden Augen und geröteten Wangen dem Vortrage des alten Mannes lauſchend. Und der Alte ſprach doch über Dinge, von denen zu hören den meiſten Sterblichen ſehr langweilig iſt, über gewöhnliche Schuldverſchreibungen.

Das Licht war verloſchen, der kleine Herr hatte die neugefüllte Branntweinflaſche geleert und war ermüdet vom langen Sprechen auf ſeinem Strohſack eingeſchlafen, und noch immer ſaß Veitel auf dem Schemel. Heute dachte er nicht an ſeinen Kunden, nicht an ſein gezahltes Geld, ſondern er ſchrieb Schuldſcheine an die ſchwarzen Wände, in denen ſich der Ausſteller mit vielen Worten zu ſo wenig als möglich verpflichtete, und ſchrieb Empfangsſcheine über geliehenes Geld, in denen er durch unſcheinbare Zuſätze die Rückzahlung der Summe von ſeinem Belieben abhängig machte. So ſaß er lange in bleiſchwarzer Finſternis, und große Schweißtropfen rannen von ſeinen Schläfen. Dann öffnete er die Tür zur hölzernen Galerie, lehnte ſich auf das Geländer und ſah durch das Dämmerlicht hinunter in das Waſſer, welches wie ein rieſiger Strom von Tinte vorbeiflutete. Und wieder ſchrieb er Schuldſcheine in die ſchwarzen Schatten der gegenüberliegenden Häuſer und ſchrieb Quittungen auf die dunkle Waſſerfläche, bis ſein müder Leib erſchöpft zuſammenbrach und er in einer Ecke einſchlief, das heiße Haupt an die Holzwand gelehnt. In kaltem Zuge fuhr der Nachtwind über das Waſſer, und unten gurgelte die Flut klagend an den Holzpfählen und Vorſprüngen der alten Häuſer. Was er in die Schatten gezeichnet, das verrückte ſich, und was er auf das Waſſer geſchrieben, das zer-

rann, und doch hatte ſeine Seele einen Schuldſchein ausgeſtellt in dieſer Nacht, der einſt von ihm eingefordert werden ſollte mit Zins und Zinſeszins. Der Wind heulte, und der Sturm klagte, wilde Mahner an die Schuld, rächende Boten des Gerichts.

Seit dieſer Nacht eilte Veitel alle Abende mit ſchnellem Schritt nach ſeiner Herberge, der Unterricht im Geſchäftsſtil wurde regelmäßig fortgeſetzt. Der Herr mit der Brille war ein gründlicher Lehrer, die tiefſten Geheimniſſe des Wechſelrechts und der Hypothekenordnung waren ihm offenbar, er kannte jeden Schlupfwinkel, welchen das Geſetz dem gewandten Mann offen läßt, er war mit jedem Schleichwege vertraut, auf welchem man eine geſetzliche Verpflichtung umgehen kann. Seine Methode des Unterrichts war vortrefflich. Er ging bei allen auszuſtellenden Urkunden und bei jeder geſchäftlichen Verpflichtung von der gewöhnlichen Form aus, lehrte ſeinen Schüler die betreffenden Geſetze kennen und machte ſeine Lehre durch Beiſpiele deutlich und angenehm. Dann erſt gab er bei jedem Geſetz, bei jedem einzelnen Fall die kleinen Hilfsmittel an, durch welche man gegenüber der Verpflichtung einen freien Standpunkt gewinnen konnte. Jeden Abend nahm Veitel einige koſtbare Rezepte in ſeine Briefta[illegible] auf, Formulare zu Dokumenten, welche zu nichts verpflichteten, und wieder ſolche, welche zu weit mehr verpflichteten, als ſie den Anſchein hatten. Zuweilen ſchrieb der Alte ſelbſt ein ſolches Kunſtwerk vor und ließ es den Schüler abſchreiben, worauf er ſeine eigene Handſchrift ſorgfältig am Licht verbrannte. Wenn fremde Gäſte in der Herberge waren, zogen ſich Lehrer und Schüler in eine Ecke zurück und verhandelten in einem Flüſterton, welcher von den Anweſenden mit vieler Achtung angehört wurde, denn Veitel pflegte dann zu erklären, daß er von dem Herrn Unterricht in der Buchführung und anderen nützlichen Dingen erhalte.

Was Veitel nach und nach über die Perſon ſeines Lehrers erfuhr, Namen und Schickſal, ſei hier in Kürze berichtet. Herr Hippus hatte beſſere Tage geſehen. Er war einſt ein

vielgeſuchter Rechtsanwalt der Hauptſtadt geweſen, der es durchgeſetzt hatte, in wenig Jahren eine ausgebreitete Praxis zu erwerben. Bei dem geſchäftetreibenden Publikum einer großen Stadt erhält jeder Advokat ſehr bald einen beſtimmten Ruf, einen Ruf, welcher ebenſo unſicher ſein mag als der Ruhm einer Sängerin oder Tänzerin, der aber auch durch eine große Klaſſe von Menſchen als anziehender Stoff der Unterhaltung benutzt wird. Bei dieſer Klaſſe galt Herr Hippus für ſehr gewandt und zuvorkommend im Verkehr mit den Parteien und für den entſchiedenſten und kühnſten Mann, um ein mißliches Recht in ein gutes Recht zu verwandeln. Im Anfang hatte er ſo wenig, wie der gewiſſenhafteſte Staatsanwalt, den Trieb, ſeine Karriere dadurch zu machen, daß er Unrecht in Recht verdrehte. Auch er hatte ein peinliches Gefühl von Unſicherheit, wenn er eine Partei vertrat, deren Sache er für ſchlecht hielt, er war von den ehrenwerteſten ſeiner Kollegen nur ſehr wenig verſchieden, er hatte einige kleine Skrupel weniger und trank etwas zu gern guten Rotwein. Dieſe letzte ſo löbliche Eigenſchaft wurde bald eine Schwäche. Er war ein Mann, der mit Geſchmack zu frühſtücken wußte, ein Herr von kauſtiſchem Witz und ein vortrefflicher Geſellſchafter bei der Tafel. Er hatte einen ſubtilen Geiſt, freute ſich über geiſtreiche Paradoxien und liebte es, die Haare zu ſpalten, die er ſeinen Gegnern ausriß. Mit Hilfe des Rotweins erlangte er die Fertigkeit, viel Geld auszugeben, und geriet in die Lage, viel einnehmen zu müſſen. Die eitle Freude an Spitzfindigkeiten verlockte ihn einigemal, die ganze Energie ſeines glänzenden Geiſtes einer ſchlechten Sache dienſtbar zu machen und dieſe zum Siege zu führen. So erlebte er den Fluch, der häufig Advokaten trifft, welche Glück in verzweifelten Prozeſſen gehabt haben, es liefen ihm alle zu, welche eine ſchlechte Sache zu verteidigen hatten. Lange Zeit ärgerte er ſich darüber, und es fehlte ihm nur ein klein wenig Kraft, um dieſe Spitzbubenpraxis, wie er ſelbſt ſie nannte, loszuwerden; allmählich, ganz allmählich wurde er durch die ſchlechten Sachen, an denen er ſein nicht gemeines Talent geltend zu machen ſuchte, ſelbſt ſchlecht. Immer größer wur-

den ſeine Bedürfniſſe, immer lockender die Verführung, immer kleiner ſein Gewiſſen. So war er ſchon lange von innen ausgehöhlt und mit Giftſtaub gefüllt wie ein Bofiſt, von außen ſah er noch ſtattlich und glänzend aus, und oft wurde ihm prophezeit, daß er mit der größten Praxis in der Stadt als einer der reichſten Männer ſeine Laufbahn beſchließen werde. Da begegnete ihm, dem Schlauen, dem Geſetzeskundigen, daß er in eine Unterſuchung geriet, weil er bei einer Sache, welche nur durch verzweifelte Mittel zu halten war, dem Geſetz eine Blöße gegeben hatte. Er wurde verurteilt, mit Schimpf kaſſiert und verſchwand als ein gefallener Stern aus dem Kreiſe ſeiner Amtsgenoſſen. Was er noch von Bedenken und Rückſichten gehabt hatte, ging ſeit der Zeit mit reißender Schnelligkeit verloren. Er hatte in Wirklichkeit wenig Vermögen geſammelt, faſt nur ſchlechte Anſprüche an den Beſitz anderer, verzweifelte Schuldverſchreibungen und hoffnungsloſe Dokumente, deren Erwerb ihn allerdings ſehr wenig gekoſtet hatte. Die Beitreibungen derſelben machte er jetzt zur Aufgabe ſeines Lebens, denn noch immer hatte er das Bedürfnis, viel auszugeben. Deshalb war er durch mehrere Jahre als ewiger Kläger und Quereler eine den Gerichtshöfen wohlbekannte Perſon. Was er durch Prozeſſieren erwarb, vergeudete er mit roher Sinnlichkeit in ſchlechter Geſellſchaft, er wurde ein Trunkenbold, ein liederlicher Schlemmer. Aber auch dieſe unſicheren Einnahmen hörten endlich auf, ſein Name verſchwand allmählich aus den Prozeßakten, und ſeine Perſon ward auch in den Reſtaurationen untergeordneten Ranges nicht mehr geſehen. Doch ſeine Tätigkeit hörte nicht auf. Er ſank zum Beſucher von Branntweinſtuben und zum Winkelkonſulenten herab, der andere Leute zu Prozeſſen aufſtachelte und Schwindlern und Gaunern gute Ratſchläge erteilte. In dieſer ſtillen Tätigkeit verlebte er einige Jahre und ſtiftete ſo viel Unheil als nötig war, um ſeinen Grimm gegen nicht gefallene irdiſche Größen und ſeinen Durſt, der ſehr gemeiner Natur wurde, zu befriedigen. Leider glückte ihm noch nicht, ganz aus dem Auge des Geſetzes zu verſchwinden. Gerade jetzt wurde ihm wegen unbefugter Praxis nachgeſtellt, und

er fand für nötig, unter dem Vorwand einer längeren Reiſe auf einige Zeit unſichtbar zu werden. Deshalb hatte er ſich bei Herrn Pinkus, deſſen Kunde und Rechtsbeiſtand er zuweilen geweſen war, einquartiert und ſo Muße gewonnen, den jungen Itzig ſeine Rezeptierkunſt zu lehren.

Übrigens verfuhr Herr Hippus nicht ohne Vorſicht. So oft er ſeinem Schüler irgendeine Schurkerei beibrachte, welche wie eine Arabeske an die gewöhnliche gerade Linie des Geſchäftsſtils angehängt wurde, verfehlte er nie mit einem häßlichen Lächeln zu bemerken: „Dies alles ſage ich dir nur, damit du dich in acht nimmſt.“ Dieſe Phraſe wurde ſtehend und eine anmutige Quelle der Heiterkeit für Lehrer und Schüler, auch nachdem Veitel einen ungewöhnlichen Scharfſinn gezeigt hatte und alle Erforderniſſe des Charakters, welche für einen Apoſtel dieſer Geheimlehre nötig waren.

Der Unterricht wurde für den alten Mann ſehr bald ein Bedürfnis ſeines Herzens. Ja, ſeines Herzens. Denn er war allerdings ein ſchlechter Menſch geworden, an dem etwas Gutes nur ſchwer aufzufinden geweſen wäre, aber die ſchwarze Schlacke, welche er ſtatt eines warmblütigen Menſchenherzens in der Bruſt trug, war doch noch nicht ganz ausgeglüht; er hatte ſehr das Bedürfnis zu haſſen, aber ebenſoſehr das Bedürfnis, anerkannt zu werden. Nach vielen Jahren fand er jetzt Gelegenheit, ſein Wiſſen in längerer Rede zu entwickeln, Geiſt zu zeigen und einem andern Menſchen eine Art von Verehrung einzuflößen. Einſt war er ein gebildeter und ſcharfſinniger Juriſt geweſen; das Gebäude ſeines Wiſſens war bei dem wüſten Leben ſehr zerfallen, aber es war noch genug vorhanden, was dem jungen Wilden imponieren konnte, und mit einer melancholiſchen Freude, dem edelſten Gefühl, das der verworfene Mann ſeit Jahren gehabt hatte, öffnete er vor dem Jünglinge die verſchütteten Türen ſeines Geiſtes. Die Aufmerkſamkeit Veitels ſchmeichelte ihm ſehr, er fing an, ihn für ſein Geſchöpf zu halten, und faßte allmählich eine Zuneigung zu dem Judenknaben, über die er ſelbſt zyniſche Witze machte. Und doch war ſie ein Schatz für den Elenden. Denn die Güte der

menſchlichen Natur iſt unzerſtörbar, und die größte Korruption eines Menſchen vermag nicht alles in ihm zu verderben. Immer ſuchte ſeine Lebenskraft die Stellen, wo ſie ſich geſund und zum Guten entwickeln kann, aber der Fluch einer verderbten Seele iſt, daß auch ein gutes menſchliches Empfinden ſich ihr zu Unheil und Sünde verkehrt.

Schnell wurde dem alten Mann ſein Schüler wichtiger als irgendeine andere Perſon auf Erden. Mit Ungeduld wartete er auf die Abendſtunde, in welcher der geſchäftige Bocher zur Vorleſung kam; ja es begegnete ihm, daß er von ſeiner Abendkoſt und ſeinem Branntwein einige Reſte für Veitel übrig ließ, und wenn das Judenkind bei dem trüben Lichte vor ihm ſaß und mit großem Appetit das kalte Fleiſch verzehrte, ſo konnte der Alte ihn ſchweigend anſehen und ſich darüber freuen. Und einſt als Veitel ſich bei rauher Witterung erkältet hatte und fiebernd unter dünner Decke auf dem Strohſack lag, da ereignete ſich das Unglaubliche, daß der Alte ein Federbett, welches er als privilegierte Perſon durch den Wirt erhalten hatte, von ſeinem eigenen Lager trug und über den Burſchen breitete; und als Veitel ihn dankbar anlachte, freute ſich das alte Geſchöpf wieder.

Veitel verdiente dieſe Funken von Freundſchaft, welche in dem Alten aufſtiegen, denn er bezeigte ihm eine Verehrung, wie ſie nur irgendein Schüler gegen ſeinen berühmten Lehrer gefühlt hat. Er erbot ſich, ihm eine neue Garderobe zum Einkaufspreiſe zu beſorgen, und handelte ſtierköpfig um einen paſſenden Oberrock, weil er ihn dem alten Mann ſo billig als möglich verſchaffen wollte; er war ſtets zu der Verſchwendung bereit, die Branntweinflaſche zu füllen, weil er wußte, daß dies die Schwäche ſeines würdigen Lehrers war; er machte ihn zum Vertrauten ſeiner kleinen Geſchäfte, ja er brachte ihm zuweilen am Abend Geſchenke mit und lief nach einem glücklichen Geſchäftstage ſogar in einen Fleiſchladen, um für Herrn Hippus eine verhaßte Zungenwurſt einzukaufen. Allerdings war auch dieſe Herzensfreundſchaft nicht ohne kleine Stacheln. Der Alte konnte es nicht laſſen, ſeine gallige Laune an dem Schüler zu üben, und Itzig nannte den Alten, wenn dieſer dem Branntwein

zuviel einräumte, mit höchſt unzierlichen Namen, welche bewieſen, daß das Gefühl der Hochachtung in ihm nicht unerſchütterlich war. Im ganzen aber ſtimmten die beiden Ehrenmänner doch vortrefflich zuſammen und wurden einander unentbehrlich.

Veitel lernte in den Monaten, welche der Alte in ſeinem Verſteck zubrachte, auch noch anderes als ſchlechte Handwerksniffe: er lernte das Deutſche richtiger ſprechen und ſchreiben, ja er las zuweilen in den Büchern, welche er für Hippus aus einer kleinen Leihbibliothek holen mußte; er las mit Vergnügen Abenteuer zu Waſſer und zu Lande, die Eroberung Amerikas und andere aufregende Unternehmungen, an welche ſeine Phantaſie allerlei Geſchäfte knüpfen konnte. Durch ſeinen Lehrer erhielt er viele Aufſchlüſſe über das Leben der Menſchen und Völker, auch über den Staat, in dem er ſelbſt exiſtierte, und von dem er bis dahin ſehr wenig gewußt hatte. So machte er in wenigen Monaten Veränderungen durch, welche dem Blick des Herrn Ehrenthal nicht entgingen.

Dieſer bemerkte nach und nach, daß Veitel weniger grotesk ausſah, daß er richtiger ſprach und ſchrieb, und vor allem, daß er in Geſchäften unwillkürlich eine Sicherheit und juriſtiſche Kenntnis entwickelte, die an einem Lehrling ſeiner Art ſehr ungewöhnlich waren. Herr Ehrenthal beſprach dieſe Veränderung in ſeiner Familie ungefähr ſo, wie ein Landwirt das vielverſprechende Ausſehen eines Zuchtſtiers lobt, und kündigte am Ende des Vierteljahrs dem Burſchen freiwillig an, daß das Stiefelputzen und das Eſſen vor der Tür aufhören ſolle, und daß er bereit ſei, ihm einen Platz im Geſchäftslokal und außer dem Koſtgelde ein kleines Gehalt zu bewilligen.

Veitel empfing die Ankündigung, auf die er ſo lange gewartet hatte, mit großer Selbſtbeherrſchung, er dankte demütig und verſprach alles mögliche für die Gegenwart und Zukunft: „Noch eine Bitte habe ich an den Herrn, eine große Bitte, die Sie nicht ungünſtig aufnehmen möchten. Wenn ich die Ehre haben könnte, einmal in der Woche am Tiſch des Herrn Ehrenthal zu eſſen. Da Sie mir ſo viele Güte

erweiſen, ſo haben Sie auch dieſe Rückſicht auf mich, damit ich kann ſehen in guter Geſellſchaft, wie man ſich benimmt, wenn man ißt mit vornehmen Leuten. Sie können mir's abrechnen von meinem Koſtgeld, das Sie mir geben wollen."

Ehrenthal ſchüttelte den Kopf und ſagte erſtaunt über dies Verlangen: „Zuerſt muß ich ſprechen mit meiner Frau, ob's ihr wird recht ſein, daß du dich bildeſt in meinem Hauſe. Du kannſt warten, bis ich geſprochen habe." Er ging zu ſeiner Frau und trug ihr Veitels Wunſch vor, mit einem kühlen Weſen, welches andeuten ſollte, daß ihm als einem Mann von Welt die Forderung ungehörig erſcheine. Im Innern freilich meinte er, daß Itzigs Wunſch zu gewähren ſei, denn er hielt es für wichtig, den anſtelligen Mann ſeinem Geſchäft zu erhalten. Aber er wagte nicht, ſeiner Hausfrau gegenüber dieſen Wunſch zu äußern, denn Madame Ehrenthal hatte noch viel mehr Welt und Bildung als er ſelbſt und war ihm in allen Dingen, welche vornehmes Weſen betrafen, eine große Autorität. Sie war die Tochter eines großen Schnittwarengeſchäftes aus der Reſidenz und hatte Geſchmack für das Neueſte und einen ſehr energiſchen Willen in Teetrinken, Stutzuhren, Möbelſtoffen und anderen Eigenſchaften, durch welche ſich ein gebildeter Menſch von einem ungebildeten unterſcheidet. Wider Erwarten nahm Madame Ehrenthal Veitels Wunſch ohne Überraſchung auf. Dieſe Überraſchung wäre auch unnatürlich geweſen, da Veitel durch wahrhaft unmäßigen Dienſteifer, durch Verſchwiegenheit in einzelnen kleinen Fällen und durch die größte Höflichkeit das Wohlwollen der vornehmen Dame zu erwerben gewußt hatte: „Wenn der junge Mann ſich bilden will in unſerer Familie, ſo kann er keinen beſſeren Ort finden. Da er brauchbar iſt im Geſchäft, wie du ſagſt, ſo wird es dir von Nutzen ſein, wenn er auch zu eſſen und zu reden weiß mit den Leuten."

Nach dieſer Entſcheidung wurde Veitel am nächſten Sonntage, dem Tage einer gebratenen Gans, aufgefordert, in der Familie zu erſcheinen. Und als er zu dem gedeckten Tiſche trat, angetan mit dem beſten unter den ſechs Leibröcken, welche er auf ſeinem Lager hatte, einen neuen weißen

Hut in der Hand und ein baumwollenes Hemd mit ſtehendem Kragen unter der ausgeſchnittenen Weſte, da wurde er von Herrn Ehrenthal mit den würdigen Worten eingeführt: „Der junge Itzig iſt aufgenommen in mein Geſchäft als Buchhalter. Es iſt nicht mehr anſtändig für ihn, in der Wirtſchaft zu helfen, und es wird jetzt anſtändig ſein, daß wir ihn als einen gebildeten Menſchen behandeln. Sie können Platz nehmen dort unten am Tiſch, lieber Itzig.“

## 9.

An einem warmen Sommerabend ſprach Fink nach dem Schluß des Kontors zu Anton: „Wollen Sie mich heute begleiten? Ich will auf dem Fluß ein Boot probieren, das ich hier habe bauen laſſen.“ Anton war bereit. Die Jünglinge ſprangen in einen Wagen und fuhren an den Fluß oberhalb der Stadt, wo eine Kolonie von Schiffern und Fiſchern in ärmlichen Hütten wohnte. Fink wies auf ein rundes Fahrzeug, welches auf dem Waſſer ſchwamm wie eine große Kürbisſchale, und ſagte melancholiſch: „Da liegt das Gefäß, es iſt ein Scheuſal! Ich ſelbſt habe dem Kahnbauer das Modell geſchnitzt, denn ein Kielboot bauen iſt hierzulande etwas Unerhörtes; ich habe dem Strohkopf alle Verhältniſſe angegeben, und er hat ein ſolches Möwenei zur Welt gebracht.“

„Es iſt ſehr klein“, erwiderte Anton mit trüben Ahnungen.

„Ich ſage Euch,“ rief Fink ſtrafend dem Kahnbauer zu, welcher herantrat und reſpektvoll die Mütze abnahm, „daß unſere Seelen auf Euer Gewiſſen kommen, wir werden in dem Dinge da unfehlbar ertrinken, und Euer Mangel an Witz wird ſchuld ſein.“

„Herr,“ ſagte der Kahnbauer kopfſchüttelnd, „ich habe das Boot ganz nach Ihrer Anweiſung gemacht.“

„Den Teufel habt Ihr,“ ſchalt Fink; „zur Strafe ſollt Ihr mitfahren. Ihr werdet einſehen, daß es billig iſt, wenn Ihr mit uns ertrinkt.“

„Nein, das tue ich nicht, lieber Herr," antwortete der Mann entſchieden, „bei dem Winde will ich's nicht wagen."

„So bleibt am Lande und kocht Euren Kindern Brei von Hobelſpänen. Gebt Maſt und Segel her." Fink ſetzte den kleinen Maſt ein, ſah nach, ob die Schoten der Segel glatt durch die Löcher liefen und ob das Geitau anzog. Sämtliche nautiſche Erfindungen erwieſen ſich als befriedigend. Dann hob er Maſt und Segel wieder aus, legte ſie der Länge nach in das Boot, warf einige Eiſenſtücke als Ballaſt auf den Boden, hakte das Steuer ein, ergriff zwei lange Streichruder und wies unſerm Helden ſeinen Platz an. Darauf legte er die Ruder aus und fuhr mit der Kraft eines Matroſen im Doppelſchlag vom Ufer ab. Er ließ den Kürbis auf der Waſſerfläche tanzen zur großen Beluſtigung des Zimmermanns und ſämtlicher Nachbarn am Ufer, und äußerte ſeine Zufriedenheit, daß Anton ihm ſo zuverſichtlich gegenüber ſaß. „Es iſt möglich, in einem Kielboot gegen den Strom zu kommen," ſagte er, „das war's, was ich dieſen Nachtmützen beweiſen wollte." Darauf ſetzte er den Maſt wieder ein, löſte die Segel, gab ſeinem Schüler die Schote des Klüvers in die Hand und unterrichtete ihn, wie er anziehen und loslaſſen ſollte. Der Wind blies in unregelmäßigen Stößen, bald blähten ſich die kleinen Segel und neigten den Rand des Bootes dem Waſſer zu, bald ſchlugen ſie untätig und ratlos an den Maſt. „Es iſt ein elender Seelenverkäufer," rief Fink ärgerlich, „wir treiben unvermeidlich ab und werden nächſtens umwerfen."

„Wenn das iſt, ſo ſchlage ich vor, umzukehren", ſagte Anton mit erheuchelter Leichtigkeit.

„Es tut nichts," verſetzte Fink kaltblütig, „ich werde uns ſchon wieder ans Land bringen, ſo oder ſo. Sie können doch ſchwimmen?"

„Wie Blei", antwortete Anton; „wenn wir umwerfen, gehe ich ſicher auf den Grund. Sie werden Mühe haben, mich herauszuziehen."

„Faſſen Sie nur in keinem Falle nach meinem Körper, wenn Sie im Waſſer liegen," belehrte ihn Fink, „das wäre das beſte Mittel, uns beide unten feſtzuhalten; warten Sie

ruhig ab, bis ich Sie in die Höhe hebe. Übrigens wird es nicht ſchaden, wenn Sie ſich Rock und Stiefel ausziehen, es iſt gemütlicher im Waſſer, wenn man im Negligé iſt.“ Anton tat willig, wie ihm befohlen war.

„So iſt's recht“, ſprach Fink. „Im Grunde iſt's ein erbärmliches Vergnügen, hier herumzufahren. Keine Wellen, kein Wind und zuletzt auch kein Waſſer. — Da ſitzen wir wieder auf dem Grund. Stoßen Sie ab. — He, Bootsmaat, was werden Sie ſagen, wenn dies garſtige Ufer plötzlich verſinkt und wir auf einem anſtändigen Meere ſchaukeln, Waſſer bis an den Horizont, Wellen wie der Baum dort und ein herzhafter Wind, der die Ohren abbläſt und die Naſe ſchräg an die Backen legt.“

„Ich kann nicht ſagen, daß ich es angenehm fände“, erwiderte Anton beſorgt.

„Je nachdem,“ ſagte Fink, „es gibt wenig Lagen, die nicht noch viel ſchlechter ſein könnten. Bedenken Sie, es wäre auch in dieſem Falle immer noch ein glückliches Los, daß wir dieſe nichtsnutzigen Faßdauben zwiſchen uns und dem Waſſer haben. Wie aber, wenn wir ſelbſt mit unſerm Leibe in der Flut lägen, ohne Kahn, ohne Ufer, zwiſchen haushohen Wellen?“

„Wenigſtens ich wäre verloren“, rief Anton mit aufrichtigem Entſetzen.

„Ich ſage Euch aber, ich habe einen Freund, einen guten Freund, auf den ich mich in einer Kriſis gern verlaſſe, dem iſt ſo etwas begegnet. Der Mann ſchlendert am Strande der See an einem glorreichen Abend, er beſchließt zu baden, wirft ſeine Kleider ab und geht ins Waſſer. Luſtig ſchwimmt er in die See hinein. Die Wellen heben ihn und werfen ihn zu Tal, das Waſſer iſt wohlig warm, um ihn glitzert in der Abendſonne die Flut von zehntauſend bunten Farben, und über ihm lodert das goldene Licht des alten Himmels. Der Mann jauchzt vor Vergnügen.“

„Und Sie ſelbſt waren der Mann?“ fragte Anton.

„Meinetwegen ja. — So ſchwamm ich eine Weile fort, bis ich an dem matten Schein des Himmels merkte, daß es Zeit war, mich aus der Waſſerſchaukel ans Land zu ver-

ſetzen. Ich wandte mich um und hielt auf das Land zu, und was meint Ihr, Maſter Wohlfart, das ich ſah?“

„Ein Schiff,“ rief Anton, „einen Fiſch.“

„Nein,“ ſagte Fink, „nichts ſah ich, das Land war verſchwunden. Ich ſpähte nach allen Seiten in die Dämmerung hinein, ich hob mich aus den Wellen, ſo hoch ich konnte: nichts war zu erblicken als Waſſer und Himmel. Die Strömung, die vom Lande abwärts zog, hatte mich heimtückiſch fortgeführt, ich trieb in der hohen See. Ich lag im Atlantiſchen Ozean zwiſchen Amerika und England. Inſofern wußte ich, wo ich war, aber dieſe geographiſche Kunde erwies ſich in meiner Lage als unbefriedigend. Es wurde dunkler am Himmel, die Täler der Wellen füllten ſich mit ſchwarzen ungemütlichen Schatten, die Waſſerberge hoben ſich höher, ein kalter Luftzug fuhr über mein Haupt. Und nichts war zu ſehen als das rötliche Grau des Himmels und die wilde rollende Flut.“

„Das war ſchrecklich!“ rief Anton.

„Es war ein Augenblick, wo kein Pfaff einer armen Seele verwehren kann, den Teufel um Hilfe zu bitten. Wo das Land zulag, erkannte ich natürlich am Himmel. Jetzt entſtand die Frage, wer ſtärker war, die Strömung des Meeres oder mein Arm. Ein mörderiſches Ringen mit dem perfiden Schurken von Waſſergott begann. Durch die Stöße Eurer Schwimmſchule wäre ich nicht weit gekommen: ich rollte wie die Seekälber und die Wilden und griff Land um Land vorwärts. So konnte ich's im Notfall ein paar Stunden aushalten. Und jetzt arbeitete ich. Es war ein harter Kampf, der mächtigſte meines Lebens. Unterdes wurde es finſter, die ſmaragdgrünen Wellen verwandelten ſich in eine Flut von ſchwarzem flüſſigen Pech, nur ihre Häupter ſchimmerten noch von weißem Giſcht; wie Totenſchädel ſtiegen ſie um mich auf und ſpuckten mich an. Der Himmel hing bleigrau über mir, zuweilen blinzte ein einzelner Stern hinter dem Wolkenrauch, das war mein einziger Troſt. So ſchwamm ich zwiſchen Schwarz und Grau ins Endloſe hinein, noch immer kein Land zu ſehen. Ich wurde matt, und die teufliſche Schwärze um mich herum gab mir zuweilen den Ge-

danken ein, die unnütze Arbeit aufzugeben. Die Wolkenbank ſtieg höher, die Sterne verſchwanden, die Richtung wurde zweifelhaft und meine Lage durchaus unhaltbar. Ich merkte, daß die Sache zum Ende kam; meine Bruſt keuchte, vor den Augen tanzten unzählige Funken, wie Leuchtkäfer auf dem Wege zur Hölle. Da, mein Junge, als ich halb beſinnungslos mit einer Welle hinabgeglitten war, da fühlte ich mit dem Fuße etwas, was nicht mehr Waſſer war."

„Es war Grund", rief Anton.

„Ja," nickte Fink, „es war feſter Sand. Ich kam eine Meile nördlich von meinen Kleidern ans Ufer und fiel dort hin wie eine erſchlagene Robbe." Er brach ab und ſah prüfend auf Anton. „Und jetzt macht Ihr Euch fertig, Maat," rief er, „nehmt Eure Beine unter der Bank hervor, ich werde einen Schlag machen und zum Ufer wenden. Nur ruhig!"

In dieſem Augenblick fuhr ein ſtarker Windſtoß über die Waſſerfläche, der Maſt knarrte, das Boot neigte ſich auf die Seite und hörte mit der Schwankung nicht eher auf, bis ſein Kiel in die Höhe ſtand wie die Rückenfloſſen eines Fiſches. Anton ſank ſeinem Verſprechen getreu ohne weitere Bemerkungen in die Tiefe. Blitzſchnell tauchte Fink in die Strömung, ſtieß ebenfalls, wie er verſprochen hatte, ſeinen Gefährten über ſich nach der Oberfläche des Waſſers und ſchob ihn mit großer Anſtrengung auf eine ſeichte Stelle, wo es möglich war, watend das Ufer zu erreichen. „Zum Henker, faſſen Sie doch meinen Arm!" rief Fink keuchend.

Anton aber, der gegen die Abrede eine ziemliche Maſſe Waſſer verſchluckt hatte, beſaß nicht mehr allzuviel Beſinnung und machte nur eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Ich glaube, er will noch einmal hinunter", rief Fink ärgerlich, faßte den Kraftloſen um den Leib und ſchleppte ihn ans Ufer.

Eine Menge Menſchen hatte ſich hier verſammelt und ſtürzte jetzt an den Rand des Waſſers, wo Fink den jungen Matroſen im Arme hielt und ihm lebhaft zuredete, doch

wieder zu ſich zu kommen. Endlich öffnete Anton die Augen und bezeugte dadurch und durch einige andere Bewegungen die Abſicht, ſeine Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft noch nicht aufzugeben. „Wie geht's, Wohlfart?“ ſagte Fink und ſah ihm beſorgt in das bleiche Antlitz. „Sie haben ſich die Sache ſehr zu Herzen genommen! Poncho y Ponche!“ rief er heftig den Leuten zu, „einen Mantel und ein Glas Rum für den Herrn. Das wird Sie am ſchnellſten kurieren.“

Ein Leiermann zog bereitwillig ſeinen alten Soldatenmantel vom Leibe, unſer Held wurde hineingewickelt und wie ein verwundeter Krieger nach dem Hauſe des Zimmermanns geführt. Dort ſetzte man ihn auf einen Lehnſtuhl.

„Da geht der Kürbis hin, Segel, Streichruder und alles,“ ſagte Fink im Abgehen ſtrafend zum Schiffszimmermann, „und unſere Röcke obendrein. Habe ich's Euch nicht geſagt, daß das Ding nichts taugt?“

Eine Stunde lang pflegte Fink ſein Opfer mit der größten Zärtlichkeit, er rührte ihm eigenhändig den Zucker in einem Glas Grog und drückte ihm zuweilen die kalte Hand. Es war bereits dunkel, als Anton ſo weit hergeſtellt war, daß er nach Hauſe gehen konnte. Sie vervollſtändigten ihre Toilette durch Kleider und Schuhe des Kahnbauers und lachten auf dem Rückwege über ihre Ausrüſtung. Fink hatte wieder ſein gewöhnliches kühles Weſen angenommen, und unſer Held ſtolperte bleich aber luſtig in hohen Tranſtiefeln neben ihm her. „Hören Sie, Fink,“ ſagte er ermahnend, „wenn Sie mich das nächſte Mal zu einer Partie auffordern, ſo möchte ich Ihnen andeuten, daß ich manches andere lieber trinke als dies lehmige Waſſer. Ich bin noch voll davon.“

„Wie konnte ich denken,“ antwortete Fink, „daß Sie mit ſolcher Vehemenz den halben Fluß einſchlucken würden, Sie Unſchuld! Ich habe in meinem Leben noch keinen Menſchen mit ſolcher Kindlichkeit auf den Grund gehen ſehn. Sie ſind ein märchenhafter Kerl!“

Der nächſte Tag war ein Sonntag und der Geburtstag des Prinzipals. An dieſem wichtigen Tage blieben die Her-

ren nach dem Diner einige Stunden in den Zimmern des erſten Stockes, der Bediente präſentierte dann Kaffee und Zigarren. Als man ſich zu Tiſche ſetzte, ſagte die Tante zu Fink: „Die ganze Stadt iſt voll davon, daß Sie und Herr Wohlfart geſtern in einer ſchrecklichen Gefahr geweſen ſind.“

„Es war nicht der Rede wert, gnädige Frau,“ antwortete Fink leichtſinnig, „ich wollte nur unterſuchen, wie ſich Maſter Wohlfart beim Ertrinken benehmen würde. Ich warf ihn ins Waſſer, und er wäre um ein Haar auf dem Grunde liegengeblieben, weil er es für indiskret hielt, mich durch ſeine Rettung zu beläſtigen. Einer ſolchen höflichen Reſignation iſt nur ein Deutſcher fähig.“

„Aber Herr von Fink,“ rief die Tante erſchrocken, „das heißt ja das Schickſal herausfordern! Es iſt ſchauderhaft, nur daran zu denken.“

„Schauderhaft war nur die Unſauberkeit dieſer Lehmrinne, die man hier Fluß nennt. Es müſſen ſehr ſchmutzige Nixen ſein, die auf dem Grunde dieſes Waſſers leben. Aber Wohlfart ließ ſich durch ihren Leym nicht ſtören. Er fiel ihnen begeiſtert in die Arme, gerade wie es in dem berühmten Liede Sr. Exzellenz heißt: Halb zogen ſie ihn, halb ſank er hin. Er warf beide Beine über den Rand des Kahns, noch bevor es nötig war.“

„Sie hatten mich's ſo gelehrt, Sir!“ rief Anton zu ſeiner Entſchuldigung von unten dazwiſchen.

„Ja,“ fuhr Fink gegen die Tante fort, „ich habe als Freund an ihm gehandelt. Ich trage keine Schuld, wenn er ſo viel Waſſer geſchluckt hat, daß der Waſſerſtand heute unerhört niedrig iſt und die Zinkkähne der Handlung oben im Fluſſe auf einer Sandbank liegenbleiben. Ich habe ihm vorher noch jede Art von gutem Rat gegeben. Ich habe ihm eine lange Geſchichte erzählt, wie man ſich im Waſſer zu benehmen hat, ich habe ihn darauf aufmerkſam gemacht, welche Toilette man braucht, um mit Anſtand ins Waſſer zu fallen. Man kann gegen einen Bruder nicht ſorgſamer ſein. Aber es half alles nichts. Er fuhr wie aus einer Piſtole geſchoſſen auf den Grund und bohrte ſich dort mit einer Behendigkeit eines Karpfens ein. Ich verſichere Sie,

es war eine mühſame Arbeit, ihn im Schlamm wieder aufzufinden. Ich glaube, er war bereits in zärtlicher Unterhaltung mit einigen Waſſergeſchöpfen, als ich ihn auffand, denn er winkte mir unwillig mit der Hand, als wollte er ſagen: Störe mich nicht, ich gehe hier meinem ſtillen Vergnügen nach."

„Der arme Herr Wohlfart", rief die Tante verwundert. „Aber Ihre Röcke! Heute früh begegnete ich im Hauſe einem Polizeidiener, der das naſſe Bündel auf dem Arm trug, von ihm erfuhr ich zuerſt das Unglück."

„Die Röcke ſind heute früh unterhalb der Stadt aufgefiſcht worden," ſagte Fink, „Karl zweifelt daran, ſie je wieder zu trocknen. Unterdes machen Wohlfarts Stiefel eine Vergnügungsreiſe nach dem Weltmeer."

Anton errötete vor Ärger über die Weiſe des Freundes und ſah verſtohlen nach dem oberen Ende des Tiſches. Der Kaufmann blickte finſter auf den gemütlichen Fink, und Sabine ſaß bleich mit geſenkten Augen, nur die Tante war wortreich in aufrichtigem Bedauern der durchnäßten Röcke.

Das Mittageſſen war noch feierlicher als gewöhnlich. Nach dem Braten erhob ſich Herr Liebold und verrichtete das ſchwere Stück Arbeit, wozu er durch ſeine hohe Stellung verpflichtet war, er brachte die Geſundheit des Prinzipals aus. Er gab ſich redlich Mühe, die entſchiedenen Wünſche des Vorderſatzes nicht durch einen ſchüchternen Nachſatz zurückzunehmen. Aber ſelbſt ſein Toaſt vermochte nicht, eine gewiſſe Spannung in den oberen Regionen des Tiſches zu beſeitigen.

Nach aufgehobener Tafel ſtanden die Herren Kaffee trinkend in Gruppen um den Prinzipal herum, wobei kühne Naturen, wie Herr Pix, auch eine Zigarre anzubrennen wagten. Unterdes trieb Anton in größter Muße durch die geöffnete Zimmerreihe, bewunderte die Bilder an der Wand, blätterte in einem Album und hielt ſich durch ſolche Tätigkeit die drohende Langeweile tapfer vom Halſe. Er beobachtete gerade das Muſter eines Teppichs und hoffte im ſtillen, daß ſich hier oder da ein keckes Fünfeck von dem Zwange des Muſters losmachen und eigenwillig an einer

unpaſſenden Stelle erſcheinen könnte. So war er an den Eingang des letzten Zimmers gelangt und blieb betroffen ſtehen. Wenige Schritte vor ihm ſtand Sabine an einem Blumentiſch und hielt ſich mit beiden Händen an der Tiſchplatte feſt, während große Tränentropfen aus ihren Augen auf die Blumen herunterfielen. Es war ein lautloſes Schluchzen; wie von innerm Krampfe wurde die ſchlanke Geſtalt erſchüttert; ſie bekämpfte den Ausbruch eines tiefen, lange unterdrückten Schmerzes mit einer Energie, welche ihn doppelt rührend machte. Anton war beſtürzt über den Zufall, der ihm einen ſolchen Anblick geſtattete, und fühlte doch wieder eine ſo warme Teilnahme, daß er darüber vergaß ſich zurückzuziehen. Als er ſich umwandte, blickte Sabine nach dem Geräuſch hin. Sich ſchnell faſſend, drückte ſie das Tuch an die Augen und kehrte ſich ſogleich zu Anton. „Hüten Sie ſich, Herr Wohlfart," ſagte ſie herzlich, „daß die Tollkühnheit Ihres Freundes Sie nicht in neue Gefahren bringt; meinem Bruder würde es ſehr leid tun, wenn der Verkehr mit Herrn von Fink Ihnen Nachteil brächte."

„Fräulein Sabine," erwiderte Anton und ſah der Dame mit inniger Hochachtung in die feuchten Augen, „Fink iſt ebenſo edel als rückſichtslos. Er hat mich mit eigener Gefahr aus dem Waſſer herausgeholt."

„O ja," rief Sabine mit einem Ausdruck, den Anton nicht ganz verſtand, „Herr von Fink liebt es, mit allem zu ſpielen, was anderen Menſchen heilig iſt."

In dieſem Augenblicke eilte Herr Jordan herzu und bat das Fräulein, an den Flügel zu kommen. So rauſchte ſie an Anton vorüber.

Anton war in mächtiger Aufregung. Sabine Schröter ſtand bei den Herren des Kontors in einem Anſehen, welches ſie über den Bereich der gewöhnlichen Diskuſſion ſtellte und in die glückliche Lage brachte, daß im Hinterhaus nur ſelten von ihr geſprochen ward. Die meiſten der Jüngeren waren, wie ſich aus den Neckereien ihrer Kollegen und gelegentlichen Geſtändniſſen merken ließ, während der erſten Monate ihres Aufenthalts leidenſchaftlich in das Fräulein

des Hauſes verliebt geweſen. Und als die Flamme aus Mangel an Nahrung nach und nach heruntergebrannt war, hatte jeder ein Häuflein glühender Kohlen vor den Spöttereien der Kollegen in den geheimſten Winkel ſeines Herzens geſchoben, wo die Kohlen noch lagen und fortglimmten. Sämtliche Herren waren bereit, für die Tochter ihres Hauſes gegen jeden Feind loszurennen. Allen galt ſie für eine kalte Heilige, deren Herz einer leidenſchaftlichen Schwäche unzugänglich war. Aber ihre ruhige Haltung tat allen ſehr wohl, und wenn Herr Pix ſie ſtolz nannte, ſo verfehlte er nie, dazuzuſetzen: „Aber ſie hat ein gutes Herz, ſie iſt eine tüchtige Wirtin.“

Ob Sabine ganz ſo war, wie das Kontor einſtimmig annahm, darüber hatte auch Anton kein Urteil. Auch ihm war die junge Herrin bekannt, und doch fern wie der Mond, den wir immer nur von einer Seite ſehen. Alle Tage ſaß er ihr gegenüber und ſah aus der Ferne auf das feine Oval ihres Geſichts, auf das dunkle Haar und den tiefen Glanz ihrer ſchönen Augen, täglich hörte er ihre Stimme in dem gleichförmigen Tiſchgeſpräch, weiter kannte er nichts von ihr. Jetzt merkte er plötzlich, daß die Heilige nicht ſo ruhig und ſo gefühllos lebte, als das Hinterhaus annahm; durch einen Zufall war er Vertrauter eines ſtillen Wehes geworden. Ihr Schmerz, ſo lautlos und ſo ſchön getragen, ſteigerte ſeine Teilnahme zu leidenſchaftlicher Höhe. Er hatte nie eine Schweſter gehabt, und ſich wohl zuweilen danach geſehnt; heut empfand er eine wahrhaft brüderliche Zärtlichkeit für die Trauernde; er hätte ſein Leben hingeben können, um ſie von dieſem Schmerz zu befreien; er hätte es für das höchſte Glück gehalten, ihre Hand zu ergreifen, ihren Kopf an ſeine Bruſt zu legen und ihr die weinenden Augen zu küſſen. Es wurde ihm auf einmal deutlich, daß ihr Kummer mit Fink in irgendeiner Verbindung ſtand. es war ihm ſchon lange unzweifelhaft geweſen, daß dieſe beiden Geſtalten zueinander in einer geheimnisvollen Beziehung ſtehen mußten, und oft hatte er prüfend nach Sabinens Geſicht hingeſehen, wenn Fink bei Tiſch etwas Liebenswürdiges erzählte. Er hatte nie etwas anderes ent-

deckt, als daß ihr Auge den Platz vermied, an welchem Fink saß, und daß sie den Jockei vielleicht noch seltener anredete als einen der anderen Herren. Jetzt ahnte er allerlei Schmerzliches für die Gebieterin des ersten Stocks, er sah im Geist wilde Leidenschaften über den ruhigen Glanz des Hauses T. O. Schröter heraufstürmen. Wohl empfand er für Fink die hingebende Neigung, welche eine unverdorbene Jugend so gern dem kühnen und erfahrenen Genossen weiht; aber in diesem Falle nahm seine Seele entschieden Partei gegen den Freund, er beschloß, Fink genau zu beobachten und dem Fräulein irgend etwas zu werden, ein brüderlicher Schutz, ein Vertrauter, alles, was dazu helfen konnte, sie von einem Schmerz zu befreien, der ihn mit Rührung und heißem Mitgefühl erfüllte.

Einige Stunden darauf saß Sabine in der Fensternische. Die Hände über das Knie gefaltet, sah sie still vor sich hin. Das rötliche Abendlicht goß über ihr Antlitz einen Schimmer von froher Laune, die in ihrem Herzen nicht war. Der Bruder hatte die Zeitung weggelegt und blickte von seinem Armstuhl sorgenvoll auf die Regungslose, endlich trat er leise zu ihr und legte seine Hand auf ihr Haupt. Sabine erhob sich und umschlang den Bruder fest mit beiden Armen. So standen die Geschwister eines an das andere gelehnt, zwei Freunde, welche sich so ineinander eingelebt haben, daß jeder ohne Worte versteht, was den andern bewegt. Der Kaufmann strich zärtlich die Locken seiner Schwester zurecht und sagte bekümmert: „Du weißt, wie groß die geschäftlichen Verpflichtungen sind, welche wir gegen den Vater Finks haben.“

„Ich weiß,“ erwiderte Sabine aufblickend, „daß du mit dem Sohne nicht zufrieden bist.“

„Ich konnte nicht vermeiden, die fremdartige Gestalt in unsern Kreis aufzunehmen, aber ich bereue die Stunde, wo dies geschah.“

„Sei nicht hart gegen ihn“, bat die Schwester und küßte die Hand des Kaufmanns. „Denke auch daran, wieviel Edles in seinem Wesen liegt.“

„Ich tue ihm nicht unrecht. Aber ob ſein Leben zum Heil für andere werden wird oder zum Unheil, das ſteht noch dahin. Sein Selbſtgefühl, die großen Anlagen, die trotzige Kraft ſeines Egoismus, das zuſammen iſt Stoff genug, um einen großen Charakter zu bilden. Aber wozu wird er ſeine Kraft gebrauchen? Ungeordnet, in wilden Torheiten hat er bis jetzt ſeine Tage verbracht, der Zwang unſeres Hauſes empört ihn innerlich. Noch iſt wahrſcheinlich, daß ein ſchlechter Ariſtokrat aus ihm wird, der ſeine Lebenskraft in raffiniertem Genuß vergeudet, oder auch ein wucheriſcher Geldmann wie ſein Verwandter in Amerika, der zum letzten aufregenden Spielzeug das Geld erwählt und mit frevelhaftem Witz die Schwächen anderer benutzt, um aus den Trümmern ihres Glücks ſeine Paläſte zu bauen.“

„Er iſt nicht herzlos,“ murmelte Sabine, „auch ſein Verhältnis zu Wohlfart beweiſt das.“

„Er ſpielt mit ihm, er wirft ihn ins Waſſer und zieht ihn wieder heraus.“

„Nein,“ rief Sabine, „er achtet den verſtändigen Sinn Wohlfarts, er fühlt, daß dieſer trotz ſeinem Mangel an Erfahrung ein reicheres Gemüt hat als er ſelbſt.“

„Täuſche dich und mich nicht,“ entgegnete der Kaufmann finſter, „ich weiß, wie es gekommen iſt, wie ſeine Sicherheit, die Gabe, ſchön zu ſprechen und ſich in leichtem Scherz über ſeine Umgebung zu erheben, dich gefeſſelt haben. Nicht ohne brüderliche Eiferſucht erkannte ich den Zauber, den der fremde Mann auf dich ausübte. Ich ſchwieg, denn ich konnte dir vertrauen. War ich doch ſelbſt hingeriſſen von manchem, was an ihm ungewöhnlich iſt. Auch als ich ſeine Härten unangenehm empfand, ſchwieg ich, denn ich bemerkte, wie du dich von ihm zurückzogſt. Jetzt aber, wo ich ſehe, wie ſehr ſeine Art dich noch immer aufregt, ja unglücklich macht, jetzt muß ich ſeine Entfernung für wünſchenswert halten. Er ſoll fort aus unſerm Hauſe, fort auch aus deiner Nähe.“

„O mein Gott!“ rief Sabine, die Hände ringend. „Nein, Traugott, das ſoll, das darf nicht geſchehen. Um meinetwillen ſoll ein Verhältnis nicht gelöſt werden, welches zu

ſeinem Nutzen beſchloſſen wurde. Wenn es ein Mittel gibt, ihn vor den Gefahren zu behüten, die ſeine Vergangenheit über ihn bringt, ſo iſt es das Leben in deiner Nähe. Deine raſtloſe Tätigkeit, die hohe Ehre deines Geſchäfts, die zu ſehen, daran ſich zu gewöhnen, das iſt Heilung für ſeine Seele. Ja, Traugott," fuhr ſie fort und faßte ſeine Hand, „ich habe kein Geheimnis vor dir! Du haſt eine törichte Schwäche meines Gefühls vielleicht eher erkannt als ich ſelbſt. Aber ich verſpreche dir, dies Gefühl ſoll ſein wie die Erinnerung an ein Buch, das ich geleſen habe. Durch keine Miene, durch kein Wort will ich verraten, daß ich ſchwach war. Oh, zürne ihm nicht, löſe ihn nicht aus deinem Kreiſe, nicht im Zorn, und nicht um meinetwillen."

„Und darf ich zugeben, daß ſeine Nähe dich zu einem aufreibenden Kampfe verurteilt?" fragte der Bruder. „Unſer Verhältnis zu ihm iſt ohnedies ſchwer genug. Er gilt für eine glänzende Partie in jedem Sinne des Wortes. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſein Vater beſtimmte Pläne mit ihm hat; es iſt ſicher, daß er ſelbſt für weit hinaus phantaſtiſch über ſeine Zukunft geträumt hat. Mir hat ſein Vater die Aufſicht über ihn, den ſchwer zu Lenkenden, gegeben, weil er vertraut, daß ich in ſeinem Sinn handeln werde. Es wäre ein Verrat gegen den Vater, wenn ich eine Annäherung zwiſchen euch beiden auch nur durch Stillſchweigen zuließe. Leicht wird man uns auch die harmloſe Zuvorkommenheit ſo auslegen, als hätten wir einen Wunſch, den reichen Erben an uns zu feſſeln. Und er ſelbſt, der Übermütige, an leichte Siege Gewöhnte, er wird zuerſt einem ſolchen Gedanken Raum geben und geneigt ſein, über das zu triumphieren, was er deine Schwäche und meine Berechnung nennen mag. Ich höre ihn darüber lachen und witzeln, und ſieh, Sabine, dagegen empört ſich mein Stolz."

„Traugott," rief Sabine mit geröteten Wangen, „vergiß nicht, daß ich deine Schweſter bin. Ich bin ein Bürgerkind, und er wird nie ganz zu uns gehören. Ich bin ſo ſtolz wie du. Immer habe ich das Gefühl, daß zwiſchen ihm und mir eine Kluft liegt, ſo weit und tief, daß alle Liebe ſie nicht auszufüllen vermöchte. Vertraue mir," bat ſie unter

Tränen, „ich werde dich nicht mehr durch meine Mienen betrüben. Und gegen ihn, den du nicht liebſt, ſei gütiger. Ertrage auch du das Läſtige in ſeinem Weſen. Bedenke, wie ſein Schickſal war. In der Welt herumgeſchleudert, in Lagen, welche jedem Gelüſt ſchmeichelten, immer unter Fremden, ohne Liebe und ohne Heimat, ſo iſt er aufgewachſen, in manchem verdorben, aber im Grunde ſeiner Seele hochſinnig und ein Feind jeder Gemeinheit!“ Wieder ſchlang ſie den Arm um den Hals ihres Bruders und ſah bittend zu ihm auf. „Vertraue mir und gegen ihn ſei gütiger.“

„Er ſoll hierbleiben“, ſagte der Kaufmann und blickte gerührt in die feuchten Augen der Schweſter. „Aber außer meinem Liebling iſt noch jemand in unſerm Hauſe, der ſich vor dem Einfluß ſeines Weſens zu bewahren hat.“

„Wohlfart“, rief Sabine heiter. „Für den bürge ich.“

„Du übernimmſt viel, du Vormund unſerer Herren. Alſo auch er iſt ein Günſtling?“

„Er iſt zartfühlend und ehrlich, er hängt mit ganzer Seele an dir. Wie treuherzig ſah er heute darein, als der andere ſo ruchlos ſcherzte. Und er hat Mut! Verlaß dich darauf, er wird auch mit Fink fertig. Zufällig ſah ich ihn damals, als ihn Fink ſo gekränkt hatte. Er ſah ordentlich rührend aus. Seit der Zeit habe ich ihn ins Herz geſchloſſen.“

„Was hat alles in dieſem Herzen Raum!“ rief der Kaufmann ſcherzend. „Zuerſt und vor allem die große Vorratsſtube, die Nußbaumſchränke der Großmutter und viele Schock weiße Leinwand. Dann in beſcheidener Seitenkammer der geſtrenge Bruder, dann —“

„Dann im Vorzimmer alles übrige“, unterbrach ihn Sabine.

„Ja, und jetzt finde ich ſogar unſern Lehrling dort einquartiert“, fuhr der Bruder fort.

Sabine nickte. „Er iſt ja auch mein Lehrling, er iſt ja ſchon von ſeinem Vater her ein Kind unſrer Handlung. Jetzt wünſcht er ſich ein Dutzend ſeiner Oberhemden, Karl hat mir's zugetragen. Die Tante und ich wollen ſie beſorgen, du mußt ſie ihm bei erſter Gelegenheit durch die Poſt

ſenden. Er iſt von Hauſe aus an ſolche Überraſchungen gewöhnt. Die Tante ſoll ihm einen geheimnisvollen Brief dazu ſchreiben." Sie lachte herzlich bei dem Gedanken an den Brief der Tante, zog an der Teeſerviette und rückte die Taſſen zurecht, bis alle drei in einer Reihe ſtanden.

„So iſt's recht," rief der Kaufmann, „jetzt biſt du wieder du ſelbſt. Die Linie iſt untadelhaft und die Symmetrie der Servittenzipfel iſt außerordentlich."

„Man muß doch ſeine Freude haben", ſagte Sabine. „Ihr Männer tut doch nichts anderes als uns ängſtigen."

Zu derſelben Zeit trat Fink in Antons Zimmer, ein Lied trällernd, ohne eine Ahnung des Unwetters im Vorderhauſe und, die Wahrheit zu geſtehen, ziemlich unbekümmert um die Gefühle, welche er dort erregte. „Ich bin um Ihretwillen in Ungnade gefallen, mein Sohn," rief er luſtig, „der Souverän hat mich heute mit haarſträubender Gleichgültigkeit behandelt, und der Schwarzkopf hat mir den ganzen Tag keinen Blick gegönnt. Reſpektable Leute, aber bis zur Verzweiflung hausbacken! Dieſe Sabine hat im Grunde Feuer, Stolz, gute Qualitäten, aber auch ſie verkümmert in dem ewigen Einerlei. Wenn eine Fliege ſich im Kopfe kraut, ſo erregt das Erſtaunen, und erregt Skrupel, ob es ihr anſtändig ſei, mit dem rechten oder mit dem linken Beine zu kratzen. — Glück zu, Wohlfart, Sie ſind auf dem beſten Wege, der Mignon dieſes Kontors zu werden, und mich betrachtet man als Ihren böſen Genius. Tut nichts! Morgen gehen wir zuſammen in die Schwimmſchule."

Und ſo geſchah es. Seit dieſer Zeit fand Fink ein Vergnügen daran, den jüngern Freund in ſeine Künſte einzuweihen. Er ſelbſt lehrte ihn ſchwimmen, er beſtand darauf, daß Anton zuweilen ein Pferd beſtieg, und zwang ihn durch brüderliche Ermahnungen, auf dem Mietgaul Reitkünſte zu üben. Ja, er ging in ſeiner Freundſchaft ſo weit, daß er ſich ſelbſt auf einen Mietklepper ſetzte — wogegen er großen Abſcheu hatte — und den Lehrling zur Übung auf ſeinem eigenen feurigen Pferde reiten ließ. Er ſchoß mit Anton nach der Scheibe, und drohte ſogar, ihm eine Einladung zur

Jagd zu verſchaffen, wogegen aber Anton auf das äußerſte proteſtierte.

Anton lohnte ſeinem Freunde durch die größte Anhänglichkeit, er war glücklich, einen Genoſſen zu haben, an dem er ſo vieles verehren und bewundern konnte, und es tat ſeinem Selbſtgefühl unendlich wohl, daß er als Vertrauter vor vielen andern ausgezeichnet wurde. Fink gewann vielleicht nicht weniger dabei; was zuerſt eine Laune geweſen war, wurde ihm ſchnell Bedürfnis. Es waren glückliche Abende für beide, wenn ſie im Schatten der großen Kondorflügel oder in dem beſcheidenen Quartiere der gelblackierten Katze zuſammenſaßen in ſeligem Geplauder über die Eindrücke des Tages, über den Weltlauf, oder über nichts; dann erzählte Fink oder trieb Poſſen, übermütig wie ein kleiner Knabe, und Anton folgte mit Entzücken den kräftigen Gedanken und dem kühnen Ausdruck des vielerfahrenen Gefährten; dann klang bei offenem Fenſter ihr Lachen bis tief hinab in das Dunkel des Hofes, ſo daß der alte zottige Pluto, der ſich als Vogt des Hauſes betrachtete und von jedermann als ein angeſehener Aſſocié der Firma betrachtet wurde, aus ſeinem leiſen Schlummer aufwachte und durch ermunterndes Bellen ſeine Billigung ihrer guten Laune ausdrückte. Es war eine glückliche Zeit für beide; aus ihrer Vertraulichkeit blühte. zum erſtenmal für beide, eine herzliche Jugendfreundſchaft auf.

Und doch hörte Anton nicht auf, Fink und das Fräulein mit einer leiſen Unruhe zu beobachten; nie ſprach er mit ſeinem Freunde über das, was er ahnend vorausſetzte, immer aber erwartete er, daß ſich im Vorderhauſe etwas ereignen würde, eine Verlobung, oder ein Bruch zwiſchen Fink und dem Kaufmann, oder etwas anderes Außerordentliches. Aber es kam nichts dergleichen, unverändert verliefen die feierlichen Mahlzeiten an der langen Tafel, unverändert blieb das Antlitz und das Benehmen Sabinens gegen den Freund und gegen ihn. Es ſchien, als wenn die ernſte und emſige Tätigkeit des Geſchäftes jedes ungewöhnliche Familienereignis, jede Leidenſchaft, jede ſchnelle Veränderung fern hielte von dem Leben der Hausgenoſſen. Verſtim-

mung und Hader, Genuß und Schwärmerei, alles wurde niedergehalten durch den unabläſſigen gleichmäßigen Fluß der Arbeit.

## 10.

Wieder war ein Jahr vergangen, das zweite ſeit dem Eintritt des Lehrlings, und wieder blühten die Roſen. Anton hatte beim Schluß des Kontors einen großen Strauß roter Zentifolien gekauft und klopfte an die Tür von Herrn Jordan, um dieſem, der ein Gefühl für Blumen hatte, den Salon zu ſchmücken. Mit Überraſchung ſah er, gerade wie am erſten Tage ſeiner Lehrzeit, alle Kollegen in dem Zimmer verſammelt und erkannte auf den erſten Blick, daß bei ſeinem Eintreten eine exkluſive Feierlichkeit, welche ihn zurückwies, in den Mienen aller ſichtbar wurde. Jordan eilte ihm mit einer leiſen Verlegenheit entgegen und bat, er möge auf eine Stunde die Verſammlung ſich ſelbſt überlaſſen, es ſei etwas Wichtiges zu beſprechen, was er als Lehrling nicht hören dürfe. Die gutherzigen Männer hatten ihn bis dahin nur ſelten empfinden laſſen, daß er ihnen an Würden nicht gleichſtand, deshalb demütigte ihn die Verbannung doch ein wenig. Er trug den Strauß in das eigene Zimmer und ſtellte ihn reſigniert auf den Tiſch, ergriff ein Buch und ſah zuweilen darüber hinweg auf das Büſchel Roſen, welches ſogleich eifrig bemüht war, ſeinen roſigen Schein bis in die Winkel der kleinen Stube auszubreiten.

Unterdes wurde im Salon feierliche Sitzung gehalten. Der Herr des Salons pochte mit einem Lineal auf den Tiſch und eröffnete die Verhandlung: „Wie Sie alle wiſſen, hat einer der Kollegen das Geſchäft verlaſſen. Herr Schröter hat mir deshalb heute eröffnet, daß er nicht abgeneigt iſt, an Stelle desſelben unſern Wohlfahrt als Korreſpondenten in das Provinzialgeſchäft aufzunehmen. Da aber die herkömmliche Lehrzeit Wohlfahrts erſt in einem, oder nach dem Uſo unſerer Handlung ſogar erſt in zwei Jahren zu Ende geht, ſo will er eine ſolche außerordentliche Abweichung von der

Ordnung nicht eintreten laſſen ohne die Beiſtimmung des Kontors. Deshalb frage ich Sie, wollen Sie die Rechte, welche Sie an Wohlfahrt als unſern Lehrling haben, zu ſeinen Gunſten ſchon jetzt aufgeben und wollen Sie ihn als Kollegen in unſer Geſchäft aufnehmen? Ich erſuche Sie ſämtlich, mir Ihre Meinung mitzuteilen. Noch fühle ich mich verpflichtet zu bemerken, daß Herr Schröter ſelbſt unſern Wohlfahrt für vollkommen geeignet hält, die neue Stellung auszufüllen; auch halte ich es für ſehr gentil vom Prinzipal, daß er uns die letzte Entſcheidung überläßt."

Nach dieſen Worten des Herrn Jordan entſtand die impoſante Stille, welche jeder Debatte vorhergeht. Nur Herr Pix erhob ſich von der Sofalehne, an welcher er gehangen hatte, und ſprach: „Vor allem ſtimme ich dafür, daß wir ein Glas Grog machen, hole ein anderer für die Teetrinker den Keſſel her, den Grog braue ich." Nach dieſer Erklärung zog ſich der Sprecher wieder in ſeine reitende Stellung zurück und brannte eine Manila an, eine Art von Zigarren, welche er in ſtetem Kampf gegen ſeine Kollegen begünſtigte.

Die anderen Herren verharrten in genußreichem Schweigen und ſahen feierlich der Bereitung des Tees zu, jeder fühlte die Wichtigkeit ſeiner bürgerlichen Stellung und ſeine Würde als Menſch und Kollege.

Als die Spiritusflamme um den Keſſel leckte und noch niemand das Wort ergriff, erkannte der Vorſitzende die Notwendigkeit, die Debatte auf irgendeine Weiſe zu fördern, und fragte: „Wie wollen wir abſtimmen? Wünſchen Sie von unten nach oben oder von oben herab?"

„Bei der engliſchen Marine wird, ſoviel ich weiß, der Jüngſte zuerſt gehört", bemerkte Herr Baumann.

„Wie bei der engliſchen Marine!" entſchied Herr Pix.

Specht war der jüngſte der anweſenden Kollegen. „Ich muß vor allem bemerken, daß Herr von Fink nicht anweſend iſt", ſprach er und ſah ſich aufgeregt um.

Ein allgemeines Gemurmel entſtand: „Er iſt nicht zu Hauſe! er iſt Volontär."

„Er gehört nicht zu uns", ſagte Herr Pix.

„Er ſelbſt wird es ablehnen mitzuſtimmen," ſagte Herr Jordan, „da er keiner von den Engagierten der Handlung iſt."

„In dieſem Falle bin ich der Meinung," fuhr Herr Specht fort, etwas herabgeſtimmt durch die allgemeine Oppoſition, welche ſeine erſte Bemerkung erfahren hatte, „daß Wohlfart die Verpflichtung hat, vier Jahre Lehrling zu bleiben wie ich ſelbſt, oder doch drei Jahre wie unſer Baumann bei C. W. Strumpf & Knieſohl. Da er aber ein guter Kerl und nach aller Anſicht im Geſchäft brauchbar iſt, ſo bin ich auch der Meinung, daß wir einmal eine Ausnahme machen und ihn ſchon jetzt als Kollegen anerkennen. Doch bitte ich Sie, dabei vorſichtig zu ſein und ihm bemerklich zu machen, daß er eigentlich noch Lehrling ſein ſollte. Deshalb ſchlage ich vor, daß er verpflichtet wird, uns noch ein Jahr hindurch den Tee zu machen, wie er bis jetzt als Lehrling getan. Außerdem halte ich für ſchicklich, daß er zur Erinnerung an ſeinen früheren Stand jedem Kollegen alle Quartale eine Feder ſchneidet."

„Narrheiten," brummte Herr Pix; „Sie haben immer überſpannte Einfälle."

„Wie können Sie meine Einfälle überſpannt nennen!" rief Herr Specht entrüſtet. „Sie wiſſen, daß ich mir von Ihnen nichts gefallen laſſe."

„Ich muß um Ruhe bitten", ſagte Herr Jordan.

Die nächſten Kollegen gaben in runder Weiſe ihre Einwilligung. Herr Baumann mit vieler Wärme. Endlich griff Herr Pix nach dem Hahn des Teekeſſels und ſprach: „Meine Herren, was ſoll das lange Reden; ſeine Warenkenntnis iſt nicht ſchlecht, wenn man berückſichtigt, daß er noch ein junger Kauz iſt, ſein Benehmen iſt kulant, die Hausknechte haben Reſpekt vor ihm, gegen meine Kunden iſt er noch zu zartfühlend und umſtändlich, aber es iſt nicht allen Leuten gegeben, andere Leute zu behandeln. Solo ſpielt er ſchlecht und ſein Punſchtrinken iſt unbedeutend. So ſteht es mit ihm. Da dieſe letztern Qualitäten aber nicht den Ausſchlag geben dürfen, ſo ſehe ich nicht ein, weshalb er nicht vom heutigen Dato ab Kollege werden ſoll."

Der Kaſſierer ſprach: „Es iſt nicht in der Ordnung, daß einer mit zwei Jahren ſeine Lehrzeit abmacht; da es aber der Prinzipal wünſcht, ſo werde ich nicht widerſprechen, denn ſein Wille muß zuletzt doch reſpektiert werden.“

Alle ſahen auf Herrn Liebold, den dieſe allgemeine Aufmerkſamkeit ſehr beunruhigte, weil ſie ihn an die Verantwortlichkeit ſeines Votums erinnerte. Natürlich wollte er beiſtimmen, aber wenn er n i c h t beiſtimmte? Wenn er jetzt widerſpräche, welcher Skandal würde daraus entſtehen? Wie würde ihn Wohlfart anſehen, und die Kollegen und der Prinzipal ſelbſt? So zog er an ſeinem Halskragen, lächelte verbindlich nach allen Seiten und räuſperte ſich wie vor dem Ausbruch einer kräftigen Rede, worauf er verwirrt durch den Gedanken an die möglichen Folgen ſeines Vetos zurückſank und ſich mit allem einverſtanden erklärte, was ſeine Kollegen beſchließen würden.

„Abgemacht!“ ſagte Herr Jordan, „auch ich ſtimme bei und habe noch den Grund anzuführen, daß Wohlfart bei ſeinem Eintritt älter war als ein anderer von uns, und daß er an Jahren und Bildung nichts zu wünſchen übrig läßt. Deshalb freue ich mich über unſere Einſtimmigkeit. Herr Schröter hat mir erlaubt, im Falle unſerer Einwilligung den Lehrling vorläufig davon zu benachrichtigen. Ich ſchlage vor, daß dies auf der Stelle geſchieht. Wir wollen ihn herunterrufen.“

„Ja, ja, gut, das wollen wir!“ riefen alle, und Baumann ſchickte ſich an hinaufzugehen.

Da aber ſprang Herr Specht auf und vertrat dem Kollegen Baumann den Weg. „Wir ſind keine Ferkel,“ rief er und ſtreckte die Hand abwehrend an der Tür aus, „wir ſind keine wilden Tiere, daß wir ſo ohne Ordnung durcheinander laufen und einen neuen Kollegen aufnehmen, wie ein Stück von einer Herde. Ich bitte Sie dringend, denken Sie an die Ehre des Geſchäfts. Es iſt notwendig, daß zwei von uns als Deputation hinaufgehen, es muß wenigſtens ein Punſch gemacht werden, und Jordan muß ihn mit einer Rede begrüßen.“

Dieſer Vorſchlag fand Beifall, Herr Liebold und Herr Pix wurden erwählt, den Neuling herunterzuführen. Herr Specht aber fuhr mit glänzenden Augen in der Stube umher, er rückte den Tiſch zurecht, ordnete die Stühle im Halbkreis zu beiden Seiten, ſchleppte Gläſer und Flaſchen herzu und ſetzte einen grünen Ritter aus Papiermaché, der ein vergoldetes Schwert trug, auf einen Tabakskaſten in die Mitte des Tiſches. Dann holte er einen Teppich herzu und legte ihn zwiſchen die Tür und die Verſammlung, damit Wohlfart darauf ſtehe, wie eine Braut vor dem Altare. Darauf erſchöpfte er ſeine ganze Beredſamkeit, um die Lichter und Lampen aus den Zimmern ſeiner Kollegen auf einen Haufen zu verſammeln. Endlich ließ er die Rouleaus herunter, ſchloß die bunten Gardinen und brachte zunächſt eine künſtliche Dämmerung und darauf einen ungewöhnlichen Lichterglanz und heftigen Lampengeruch zuſtande. So bewirkte er mit Hilfe der andern, welche ihm zuerſt zuſahen, und bald, durch ſeinen Eifer fortgeriſſen, tätig beiſtanden, daß der Salon in der Tat ein fremdartiges und myſteriöſes Ausſehen erhielt. Jetzt erſt ließ er die Deputation hinaufgehen, und da ihm eine dunkle Erinnerung durch den Kopf fuhr von dem imponierenden Ausſehen des römiſchen Senates, welcher lautlos auf Stühlen ſaß, als die grimmigen Feinde in Rom einzogen, ſo beſchwor er leidenſchaftlich alle Zurückgebliebenen, ſich ſtumm und unbeweglich auf den Stühlen in der Runde feſtzuſetzen. Als ſich aber die Tür öffnete, und der erſtaunte Wohlfart, der noch nichts ahnte, in der Mitte ſeiner beiden Führer erſchien, von denen Herr Pix in praktiſcher Umſicht die Zuckerbüchſe Antons, Herr Liebold feierlich das große Roſenbukett getragen brachte, da verblich in der Phantaſie des Herrn Specht der römiſche Senat, und die heiligen drei Könige, welche mit Büchſen und Gaben eintreten, Weihnachtsbeſcherung und chriſtliche Feierlichkeit wurden in ihm mächtig. Er ſprang in Ekſtaſe von ſeinem Sitze auf und rief: „Alle müſſen ſtehen!“

Durch dieſe veränderte Anordnung ſtörte er leider ſich ſelbſt die Wirkung, denn nur ein Teil der Herren folgte ſeinem Beiſpiel, der Reſt blieb ſitzen, bis Herr Jordan vor

Anton trat und ihm mit aufrichtiger Herzlichkeit ſagte: „Lieber Wohlfahrt, Sie haben zwei Jahre mit uns gearbeitet, Sie haben ſich Mühe gegeben, das Geſchäft kennenzulernen, wir alle haben Sie in dieſer Zeit liebgewonnen. Es iſt der Wille des Prinzipals und unſer aller Wunſch, daß die herkömmliche Lehrzeit bei Ihnen ausnahmsweiſe abgekürzt werde. Herr Schröter beabſichtigt, Sie morgen als Kontoriſten aufzunehmen, wir haben die Freude, Ihnen dies heute ſchon mitzuteilen. Wir wünſchen Ihnen von Herzen Glück und bitten Sie, uns dieſelbe ehrliche Freundſchaft als Kollege zu bewahren, die Sie uns bis jetzt bewieſen haben.“ So ſprach der gute Herr Jordan und hielt ſeinem Zöglinge die Hand hin.

Anton ſtand einen Augenblick ſtarr, dann faßte er mit beiden Händen die dargebotene Rechte und fiel glücklich und gerührt Herrn Jordan um den Hals. Die Kollegen drängten ſich um ihn, und es entſtand ein Händedrücken und Umarmen, welches in der Geſchichte des Salons beiſpiellos war. Immer wieder ging Anton von dem einen zum andern und faßte ihn mit naſſen Augen beim Arm. Specht ſah ohne Betrübnis ſein Zeremoniell durch die lebhafte Empfindung des Aufgenommenen ruiniert, Baumann ſaß, die Hände über das Knie geſchlungen, vergnügt in der Ecke, und Pix bot unſerm Helden binnen fünf Minuten zweimal ſeine Zigarren an und hielt ihm ſogar das Licht, als Wohlfart endlich eine davon anſteckte. Alles war in beſter Laune, die Kollegen freuten ſich, weil ſie mit Selbſtgefühl etwas Bedeutendes ſchenken konnten, und Anton war ſelig, ſo viel Freundlichkeit zu empfangen. Verklärt ſaß er in einem gepolſterten Seſſel, zu dem ihn Freund Specht genötigt hatte, vor ihm ſtand der Ritter und ſalutierte mit ſeinem goldenen Schwert aus dem Roſenbuſch heraus, und um ihn lagerten ſeine Genoſſen, heute alle bemüht, ihm Fröhliches zu ſagen. Wie ein Heros erhob ſich Herr Pix und brachte die Geſundheit Antons aus. Er ſchilderte mit einer Beredſamkeit, wie ſie vorher und nachher nie wieder an ihm wahrgenommen wurde, daß Anton gewiſſermaßen als ein Säugling zu ihm gekommen ſei, dem der Unterſchied zwiſchen Pennal und

Kaneel ebenso unbekannt war, als einem Zeisig das Kaffeekochen, und wie mit Hilfe der großen Wage, die als seine Wiege betrachtet werden müsse, und der Auflader, welche Ammendienste an ihm verrichtet hätten, und unter Mitwirkung einiger anderer Personen, die der Sprecher aus Bescheidenheit nicht nenne, in so kurzer Zeit ein so auffallendes Wachstum des Unmündigen hervorgebracht worden sei. Darauf erhob sich Anton und brachte die Gesundheit seiner Kollegen aus. Er erzählte, wie bange ihm damals gewesen war, als er zum ersten Male die Tür des Kontors geöffnet hatte. Er erinnerte Herrn Pix an den schwarzen Pinsel, mit welchem er ihm den Weg gewiesen. Herrn Specht an seine stehende Frage: Was steht zu Ihren Diensten? und Herrn Jordan an den Überziehärmel, den er damals eingepackt, um den Neuling in sein Zimmer zu führen. Diese Anspielung auf die berühmten Attribute der drei Herren fand den höchsten Beifall. Und jetzt folgte ein Toast auf den andern, und es ergab sich zum allgemeinen Erstaunen, daß der stille Herr Birnbaum, der Zollkommis, von der Natur die außerordentliche Begabung erhalten hatte, nach dem dritten Glas zwei, ja sogar vier Zeilen in Versen zu sprechen. Immer fröhlicher wurde die Gesellschaft, immer festlicher glänzten die Lichter, immer röter leuchteten die Wangen und die Rosen auf dem Tische.

Erst spät trennten sich die Kollegen. Anton wollte nicht zu Bett gehen, bevor er seinem Freunde Fink das Glück berichtet hatte. Er eilte dem Ankommenden entgegen und erzählte ihm im Mondschein auf der Treppe das große Ereignis. Fink schrieb mit seiner Reitpeitsche eine lustige Achte in der Luft und sagte: „Es ist brav, daß das Vorderhaus auf den Einfall gekommen ist, ich hätte einen solchen Exzeß unserm Despoten nicht zugetraut. Jetzt kommst du ein Jahr eher übers Wasser in die große Welt.“

Am nächsten Morgen rief der Prinzipal den neuen Kommis in das kleine Zimmer hinter dem letzten Kontor, in das Allerheiligste des Geschäftes, und hörte lächelnd die Dankesworte Antons an. „Ich habe so gehandelt,“ sagte er, „weil Sie tüchtig sind, und weil der Brief, den Sie mir

bei Ihrem Eintritt in das Geſchäft überbrachten, Ihnen ein Kredit bei mir eröffnet hat. Es wird Ihnen Freude machen, daß Sie von jetzt ab durch Ihre eigene Tätigkeit Ihr Leben zu erhalten vermögen. Sie treten von heute in die Stellung, alſo auch in das Gehalt des Ausgeſchiedenen ein."

Zuletzt bei der Mittagstafel gratulierten auch die Damen dem neuen Geſchäftsmann, Sabine kam ſogar bis zum untern Ende des Tiſches, wo Anton hinter ſeinem Stuhle ſtand, und begrüßte ihn dort mit herzlichen Worten, der Bediente ſetzte jedem der Herren eine Flaſche Wein vor das Kuvert, und der Kaufmann erhob das Glas, und dem glücklichen Anton zuwinkend, ſagte er mit gütigem Ernſt: „Lieber Wohlfart, dies dem Andenken an Ihren guten Vater!"

# Zweites Buch

## 1.

An einem Sonntagmorgen las Anton emſig in dem Letzten Mohikaner von Cooper, während vor dem Fenſter die erſten Schneeflocken ihren Kriegstanz anfingen und ſich vergeblich bemühten, in das Aſyl der gelben Katze zu dringen. Da trat Fink eilig in das Zimmer und rief ſchon an der Tür: „Anton, zeige mir deine Garderobe.“ Er öffnete den Kleiderſchrank, unterſuchte den Leibrock und die übrigen Stücke mit großem Ernſt, ſchüttelte den Kopf und ſchloß ſeine Muſterung mit den Worten: „Ich werde dir meinen Schneider heraufſchicken, laß dir ein neues Gewand anmeſſen.“

„Ich habe kein Geld“, antwortete Anton lachend.

„Unſinn,“ verſetzte Fink, „der Schneider gibt dir Kredit, ſoviel du willſt.“

„Ich möchte aber nichts auf Kredit nehmen“, erwiderte Anton und ſetzte ſich behaglich auf dem Sofa zurecht, um gegen ſeinen mächtigen Ratgeber zugunſten guter Wirtſchaft zu plädieren.

„Diesmal mußt du eine Ausnahme machen,“ entſchied Fink, „es iſt Zeit, daß du mehr unter Menſchen kommſt. Du ſollſt in die Geſellſchaft treten, ich werde dich einführen.“

Anton ſtand errötend wieder auf und rief eifrig: „Das geht nicht, Fink, ich bin hier ganz unbekannt und habe noch keine Stellung, welche mir die Sicherheit gibt, in großer Geſellſchaft aufzutreten.“

„Eben deshalb, weil du keine geſellſchaftliche Courage haſt, ſollſt du unter Menſchen“, ſagte Fink ſtrafend. „Dieſe jammervolle Schüchternheit mußt du loswerden, ſo ſchnell als möglich; ſie iſt der dümmſte Fehler, den ein gebildeter

Menſch haben kann. Verſtehſt du zu walzen? Haſt du eine Ahnung davon, was eine Tour in der Quadrille iſt?“

„Ich habe vor einigen Jahren in Oſtrau Tanzſtunde genommen“, verſetzte Anton.

„Einerlei, du ſollſt noch einmal Tanzſtunde nehmen. Frau von Baldereck hat mir geſtern vertraut, daß einige Familien für ihre flüggen Märzhühnchen einen Tanzſalon einrichten wollen, damit dieſe in Sicherheit vor Raubvögeln die Flügel bewegen lernen. Die Tanzſtunde ſoll in dem Hauſe der gnädigen Frau ſein, welche ihr eigenes Küchlein darin für den Markt abrichten will. Das iſt etwas für dich, ich werde dich dort einführen.“

Antons Seele wurde durch dieſe Zumutung ſtark alarmiert, er ſetzte ſich erſchrocken wieder auf dem Sofa zurecht und ſagte mit aller Ruhe, über die er in dieſem Augenblick verfügen konnte: „Fink, das iſt einer von deinen tollen Einfällen, es iſt unmöglich, daß ich darauf eingehe; Frau von Baldereck gehört zu der hieſigen Ariſtokratie, und die Tanzgeſellſchaft bei ihr wird ohne Zweifel aus demſelben Kreiſe ſein.“

„Ohne Zweifel,“ nickte Fink, „reines blaues Blut, die Urgroßmütter ſämtlicher Damen haben ohne Ausnahme im deutſchen Urwald die Ehre gehabt, der Fürſtin Thusnelda die Nachtmütze nachzutragen.“

„Siehſt du,“ ſagte unſer Held, „wie kannſt du den Einfall haben, mich in dieſe Geſellſchaft zu bringen; du würdeſt mir nur das bittere Gefühl bereiten, zurückgewieſen zu werden, oder, was noch ſchlimmer wäre, eine übermütige Behandlung zu erfahren.“

„Soll man da nicht die Geduld verlieren?“ rief Fink entrüſtet. „Gerade du und deinesgleichen haben mehr Recht, den Kopf hochzutragen, als der größte Teil der Sozietät, welche dort zuſammenkommen wird. Und gerade ihr ſeid es, die durch ungeſchicktes Benehmen, bald durch Schüchternheit, bald durch Kriecherei, die Prätenſionen der Landjunkerfamilien erhalten. Wie kannſt du dich ſelbſt für ſchlechter halten als irgend jemand anderen? Ich hätte nicht

gedacht, daß eine ſolche Niedrigkeit auch in deiner Seele Raum findet."

„Du irrſt," erwiderte Anton erzürnt, „ich halte mich nicht für geringer, als ich bin, aber es wäre töricht und anmaßend, wenn ich mich in die Geſellſchaft anderer eindrängen wollte, welche mich aus irgendeinem Grunde nicht gern ſehen. Gerade mein Selbſtgefühl verbietet mir, mit ſolchen zu verkehren, welche einen Mann deshalb geringer achten, weil er in einem Kontor arbeitet."

„Ich ſage dir aber, deine Perſon wird den guten Leuten nicht unangenehm ſein, ich ſtehe dir dafür", ſagte Fink überredend. „Du kennſt die Geſellſchaft nicht und denkſt dir alles viel zu ſchwer. Es iſt Mangel an Herren, ich gelte etwas bei der Frau vom Hauſe — nebenbei geſagt, ich bin nicht ſtolz darauf; — ſie hat mich gebeten, einige junge Männer meiner Bekanntſchaft bei ihr einzuführen; ich führe dich ein, die Sache iſt ganz in der Ordnung. Sieh das Geſchäft doch etwas näher an. Was iſt dieſe Tanzſtunde? Es iſt eine Art Aktienverein zur Verbeſſerung der Waden aller Teilnehmer, du bezahlſt deinen Anteil am Stundengeld wie jeder andere, und ob du eine junge Komteſſe oder ein Bürgermädchen in der Maſurka herumſchwenkſt, Taille iſt Taille, die Bälger tanzen alle gern."

„Es geht doch nicht," antwortete Anton kopfſchüttelnd, „ich habe das Gefühl, daß es unpaſſend wäre, und möchte dieſem gehorchen."

„Ich will dir einen Vorſchlag tun," ſagte Fink ungeduldig; „du ſollſt in dieſen Tagen mit mir einen Beſuch bei Frau von Baldereck machen. Ich werde dich als Anton Wohlfart aus dem Kontor der Firma „T. O. Schröter" vorſtellen; du ſollſt kein Wort von der Tanzſtunde erwähnen; du wirſt abwarten, wie die gute Dame dich aufnimmt. Wenn dieſe Tanzmutter etwas anderes iſt als eitel Liebenswürdigkeit, wenn ſie dir auch nur die geringſte Hauteur zeigt und nicht ſelbſt von der Tanzſtunde anfängt, ſo ſollſt du vollſtändige Freiheit haben, bei deiner Weigerung zu beharren. Dagegen kannſt du nichts Stichhaltiges einwenden."

Anton zauderte und überlegte. Die Sache ſchien ihm

keineswegs ſo einfach, wie ſie Fink darſtellte, aber er war nicht mehr der Mann, kaltblütig zu prüfen und zu wählen. Seit Jahren verbarg er einen Wunſch im Grunde ſeiner Seele, die Sehnſucht nach dem freien, ſtattlichen, ſchmuckvollen Leben der Vornehmen. So oft er die Tanzmuſik im Vorderhauſe hörte, ſo oft er von dem Treiben der ariſtokratiſchen Kreiſe las, ſehr oft, wenn er mit ſich allein war, wurde in ihm eine holde Erinnerung lebendig, das hohe Schloß mit Türmen im Blumenpark und das adlige Kind, das ihn über den Schwanenteich gefahren. Jetzt wieder ſtieg das Bild in ihm auf, in dem goldenen Licht, das ſeine Poeſie in jahrelanger Arbeit dazugetan. Er ſprang auf und willigte in den Vorſchlag des erfahrenen Freundes.

Eine Stunde darauf kam der Schneider, von Fink geführt, und Fink beſtimmte ſelbſt das Detail der neuen Ausſtattung mit einer Sachkenntnis, welche dem Schneider nicht weniger als Anton imponierte.

Am Nachmittag leckte die Novemberſonne den Schnee von den Steinen der Straße. Da ſteckte Fink einige merkwürdig ausſehende Papiere in ſeine Bruſttaſche, ſchlenderte als müßiger Wanderer durch die lebhafteſten Straßen der Stadt und ſah ſich mit ſcharfem Blick um wie ein Polizeibeamter, der Beute ſucht. Endlich lenkte er mit zufriedenem Geſicht auf das Trottoir der entgegengeſetzten Straßenſeite und ſtieß dort auf zwei elegante Herren, welche, wie er, einſam durch das plebeje Treiben der Sonntagsſpaziergänger zogen. Es war der Leutnant von Zernitz und Herr von Tönnchen, beide von großem Unternehmungsgeiſt und untadelhaften Allüren.

„Teufel, Fink!“ —

„Guten Tag, Ihr Herren!“

„Was treiben Sie ſo träumeriſch auf der Straße?“ fragte Herr von Tönnchen.

„Ich ſuche Menſchen,“ erwiderte Fink melancholiſch, „ein paar treue Geſellen, welche verdorben genug ſind, an dieſem langweiligen Sonntage bei Tageslicht eine Flaſche Portwein zu trinken und mir vorher in einem kleinen Geſchäft als Zeugen zu dienen.“

„Als Zeugen?“ fragte Herr von Zernitz. „Wollen Sie ſich hinter der Kirche duellieren?“

„Nein, ſchöner Kavalier,“ entgegnete Fink, „Sie wiſſen, ich habe dieſe Unart verſchworen, ſeit der kleine Lanzau meiner Piſtole den Hahn abgeſchoſſen hat. Gerade jetzt bin ich ſehr friedfertig, ein geplagter Geſchäftsmann, würdiger Sohn der Handlung Fink & Becker. Ich ſuche Zeugen für eine notarielle Urkunde, welche eiligſt ausgeſtellt werden muß. Ich finde wohl einen Notar, aber die gewöhnlichen Gerichtszeugen ſind heute am Sonntag auf den Kegelſchub gelaufen. Es wäre menſchlich von Ihnen, wenn Sie mir dieſen unglücklichen Nachmittag durchbringen hülfen, eine Viertelſtunde beim Notar, den Reſt beim Italiener.“

Mit Vergnügen waren die Herren bereit. Fink führte ſie zu einem bekannten Notar und bat dieſen, vor beiden Zeugen eine Abtretungsurkunde auszuſtellen, da die Zeſſion ſofort erfolgen müſſe und die Sache von größter Bedeutung ſei. Er überreichte ein ehrwürdiges, in engliſcher Sprache geſchriebenes Dokument, worin der Generaladvokat irgendeiner County im Staate Neuyork urkundlich offenbarte, daß Herr Fritz von Fink Eigentümer des Territoriums Fowlingfloor, ſowohl des Grund und Bodens, als der darauf befindlichen Gebäude, Bäume, Gewäſſer und aller daran haftenden Nutzungen ſei. Darauf erklärte er vor dem Notar, daß er alle nach dieſer Urkunde ihm zuſtehenden Eigentumsrechte an Herrn Anton Wohlfart, zurzeit im Geſchäft von T. O. Schröter, zediere, Zahlung dafür ſei vollſtändig geleiſtet. Endlich bat er den Notar inſtändig, das Dokument ſchleunigſt auszuſtellen und über die ganze Sache Stillſchweigen zu beobachten. Der Herr verſprach das, und die beiden Zeugen unterſchrieben die Verhandlung. Beim Herausgehen bat er dieſe ebenfalls mit mehr Ernſt, als er ſonſt zu verwenden pflegte, dieſen Akt als tiefes Geheimnis zu bewahren und vor allem gegen Herrn Anton Wohlfart ſelbſt ein unverbrüchliches Schweigen zu beobachten. Beide gelobten das mit einiger Neugierde, und Herr von Zernitz konnte nicht umhin, zu bemerken: „Ich will nicht hoffen, Fink, daß Sie hier Ihr Teſtament gemacht haben, in dieſem

Falle wäre ich Ihnen dankbar geweſen, wenn Sie mir Ihre Büchſe vermacht hätten."

„Wenn Sie die Büchſe von dem lebendigen Fink annehmen wollen," erwiderte Fink, „ſo werden Sie ihn ſehr glücklich machen."

„Teufel!" rief der gutmütige Leutnant faſt erſchrocken, „ſo war es nicht gemeint. Ich weiß doch nicht, ob ich das mit gutem Gewiſſen annehmen darf."

„Tun Sie es immerhin," ſagte Fink freundlich, „ich habe das Rohr ſatt, es wird bei Ihnen in guten Händen ſein."

„Es iſt ein koſtbares Geſchenk", warf der Leutnant mit Gewiſſensbiſſen ein.

„Es iſt ein altes Rohr," ſagte Fink, „und morgen müſſen Sie es ohne Widerrede annehmen, denn heute werden Sie mich nicht los, Sie ſollen mit mir zu Feroni. Was aber die geheimnisvolle Abtretung der Güter betrifft, ſo handle ich hier nicht ganz freiwillig. Es iſt eine Art politiſches Geheimnis dabei, das ich auch Ihnen nicht mitteilen kann, ſchon deshalb nicht, weil mir die Sache ſelbſt noch nicht recht klar iſt."

„Iſt denn das Gut groß, welches Sie abgetreten haben?" fragte Herr von Tönnchen.

„Ein Gut?" fragte Fink und ſah nach dem Himmel, „es iſt gar kein Gut. Es iſt eine Bodenfläche, Berg und Tal, Waſſer und Wald, ein freilich kleiner Teil von Amerika. Und ob dieſer Beſitz des Herrn Wohlfart groß iſt? Was nennen Sie groß? Was heißt groß auf dieſer Erde? In Amerika mißt man die Größe des Landbeſitzes nach einem andern Maß als in dieſem Winkel von Deutſchland. Ich für meinen Teil werde ſchwerlich je wieder eine ſolche Beſitzung mein Eigentum nennen."

„Wer iſt denn aber dieſer Herr Wohlfart?" fragte auf der anderen Seite der Leutnant.

„Sie ſollen nächſtens ſeine Bekanntſchaft machen", antwortete Fink. „Er iſt ein netter Junge aus der Provinz, über dem ein merkwürdiges Schickſal ſchwebt, von dem er ſelbſt zurzeit noch gar nichts weiß und nichts wiſſen darf. Doch genug von Geſchäften. Ich habe für dieſen Winter

etwas mit Ihnen vor. Sie sind zwei alte Knaben, aber Sie müssen noch einmal Tanzstunde nehmen."

Bei diesen Worten traten sie in die Weinstube des Italieners, wurden von Feroni mit tiefen Bücklingen empfangen und vertieften sich schnell in Untersuchungen über die Reize der schweren Weine von Portugal.

Frau von Baldereck war eine Hauptstütze der allerbesten Gesellschaft, welche durch die Familien des Landadels, einige höhere Beamte und Offiziere gebildet wurde. Es war schwer zu sagen, welche Vorzüge der Dame eine solche achtunggebietende Stellung verschafft hatten; sie war weder sehr vornehm, noch sehr reich, noch sehr elegant, noch sehr geistreich, noch sehr medisant, aber sie besaß von allen diesen Eigenschaften etwas. Sie hatte in ihrem Privatleben stets soviel als irgend möglich auf Grundsätze gehalten und hatte das Selbstgefühl gehabt, sich den Anspruchsvollen niemals aufzudrängen. Wegen dieser konstanten Mäßigung war sie von der öffentlichen Meinung erhöht worden. Sie besaß eine sehr ausgebreitete Bekanntschaft, war vertraut mit allen Heiraten und Verwandtschaften aller Familien der Provinz, stand in allen distinguierten Häusern auf der ersten Seite der Einzuladenden und machte als Witwe selbst ein mäßiges Haus, welchem der Hahnfederbusch eines Jägers und zwei fette Rappen zu anständigem Schmuck gereichten. Frau von Baldereck war zu alledem eine regelrechte Dame, welche Personen und Ereignisse genau nach den Vorurteilen der Gesellschaft, in welcher sie lebte, zu beurteilen wußte; deshalb wurde ihr Urteil überall mit großer Achtung angehört. Daß sie außerdem nicht ohne Gutmütigkeit war, rechnete ihr die Gesellschaft, für welche sie lebte, wahrscheinlich nicht so hoch an als der alte Engel des Gerichts, welcher im Himmel über die Taten der Menschen Buch führt, und welcher, nebenbei bemerkt, nach der Usance seines heiligen Geschäfts oben auf die Seiten des Buches statt des irdischen Kredit und Debet die Wörter Schaf und Bock zu schreiben pflegt und alle Kreditposten auf die rechte Seite, die Böcke aber auf die linke setzt. — Frau von Baldereck hatte eine

junge Tochter, welche ihr ſehr ähnlich zu werden verſprach, und bewohnte einen erſten Stock mit großen Zimmern, worin ſeit einer Reihe von Jahren häufig Proben von Aufzügen, dramatiſchen Vorſtellungen und lebenden Bildern abgehalten wurden.

Die einflußreiche Dame war gerade in vertraulicher Beratung mit einer Schneiderin, ſie überlegte, wie tief der Ausſchnitt der Kleider eingerichtet werden dürfe, um die tadelloſe Büſte ihrer Tochter im beſten Lichte zu zeigen, und doch wieder in der Tanzſtunde keinen Anſtoß zu erregen, als Fink, ihr Liebling, gemeldet wurde. Eilig ſchob ſie die Tochter, die Schneiderin und die Kleider beiſeite und erſchien in dem Beſuchzimmer mit der Gemütlichkeit einer Hausfrau, welche für ſich ſelbſt nicht mehr übermäßige Anſprüche macht.

Nach den einleitenden Bemerkungen über die Ereigniſſe der letzten Abendgeſellſchaft und die langen Hängelocken der Komteſſe Pontak, ſagte Fink, indem er angelegentlich einen Fußſchemel malträtierte, auf welchem ein ſchlafender Pinſcher, von der Tochter des Hauſes geſtickt, unter den Fußbewegungen des Gaſtes ſtöhnte: „Ich habe Ihren Auftrag ausgerichtet, Lady Patroneß, und bringe Ihnen vorläufig drei Herren.“

„Und wer ſind dieſe?“ fragte die Dame vom Hauſe erwartungsvoll, vergaß die Leiden des geſtickten Pinſchers und rückte näher an ihren Verbündeten.

„Zuerſt Leutnant von Zernitz“, ſagte Fink.

„Eine gute Akquiſition“, rief die gnädige Frau erfreut, denn der Leutnant war, was man einen geiſtreichen Offizier nennt, er machte niedliche Verſe in Familienalbums und zu verlorenen Vielliebchen, war unübertrefflich im Arrangement von mimiſchen Darſtellungen und ſtand in dem Ruf, irgend einmal in ein Taſchenbuch eine Novelle geſchrieben zu haben. „Herr von Zernitz iſt ein liebenswürdiger Geſellſchafter.“

„Ja,“ ſagte Fink, „aber Portwein kann er nicht vertragen. Der zweite iſt Herr von Tönnchen.“

„Eine alte Familie," bemerkte die Frau vom Hauſe; „iſt er nicht etwas wild?" fügte ſie ſchüchtern hinzu.

„Behüte," ſagte Fink, „die Familie hat immer viel Grundſatz gehabt; er iſt gar nicht wild, nur zuweilen hat er die Eigenſchaft, andere wild zu machen."

„Und der Dritte?" fragte die Dame.

„Der Dritte", ſagte Fink, „iſt ein Herr Wohlfart."

„Wohlfart?" fragte die gnädige Frau befremdet und ſah ihren Beſuch unruhig an, „die Familie kenne ich nicht."

„Das iſt ſehr möglich," erwiderte Fink kaltblütig, „es gibt zu viele Leute mit und ohne Namen, als daß man ſich um alle kümmern könnte. Herr Wohlfart iſt vor einigen Jahren aus der Provinz hierhergekommen, um vorläufig die Geheimniſſe des Handels durch eigene Anſchauung kennenzulernen; er arbeitet im Geſchäft des Kaufmanns Schröter, gerade wie ich."

„Aber, lieber Fink!" ſchaltete die Dame ein.

Fink ließ ſich nicht ſtören, er legte ſich in den Armſtuhl zurück und blickte nach dem Grau der Arabesken an der Decke. „Herr Wohlfart iſt ein merkwürdiger und intereſſanter Geſell. Es hat mit ihm eine eigene Bewandtnis. Er ſelbſt iſt der beſcheidenſte und bravſte Mann, der mir je vorgekommen, er iſt hier aus einer Ecke der Provinz, aus Oſtrau, der Sohn eines verſtorbenen Beamten. Aber es ſchwebt ein Geheimnis über ihm, von dem er ſelbſt noch nichts weiß."

„Aber, Herr von Fink", verſuchte die Dame wieder einzufallen.

Fink ſah eifrig nach den Schnörkeln der Decke und fuhr fort: „Er iſt bereits in dieſem Augenblick Eigentümer eines Landgebietes in Amerika, die Beſitzurkunde iſt durch meine Hände gegangen, und im Vertrauen, er ſelbſt hat keine Ahnung von dieſem Beſitz, und die Sache ſoll ihm auch vorläufig ein tiefes Geheimnis bleiben. Wie ich glaube, hat er alle Ausſicht, in Zukunft mehr als Millionen zu beſitzen. — Haben Sie den verſtorbenen Großfürſten, hier nebenbei, gekannt?" Fink wies mit der Hand bedeutſam nach irgendeiner Himmelsgegend.

„Nein“, ſagte die gnädige Frau neugierig.

„Es gibt Leute,“ fuhr Fink fort, „welche behaupten, daß Anton ihm ſprechend ähnlich ſieht. Was ich Ihnen ſage, iſt übrigens mein Geheimnis, mein Freund ſelbſt lebt in vollſtändiger Unkenntnis aller dieſer Beziehungen, durch welche möglicherweiſe ſeine Zukunft beſtimmt werden kann. Bekannt iſt nur der Umſtand, daß der verſtorbene Kaiſer bei ſeiner letzten Reiſe durch die Provinz in Oſtrau angehalten und ſich längere Zeit mit dem Geiſtlichen des Ortes leiſe und angelegentlich unterhalten hat.“

Dieſe letzte Mitteilung war in der Hauptſache richtig, denn Anton hatte dasſelbe vor einiger Zeit dem Jockei erzählt, wie man eine Erinnerung aus der Kinderzeit zu erwähnen pflegt. Er hatte ſogar noch zugeſetzt, daß der Geiſtliche ſeiner Heimat in dem letzten großen Kriege Feldprediger geweſen war, und daß der Kaiſer ihn gefragt: „Sie haben gedient?“ und eine Weile darauf: „Bei welchem Korps?“

Fink hatte nicht für nötig gefunden, das kleine Ereignis ſo ausführlich darzuſtellen. Frau von Baldereck aber war durch dieſe perfiden Andeutungen in eine gewiſſe neugierige Stimmung gebracht, ſie erklärte ſich bereit, Herrn Wohlfart in ihrem Hauſe zu empfangen.

„Und jetzt noch eine Bitte“, ſagte Fink ſich erhebend: „Was ich Ihnen über meinen Freund mitgeteilt habe, gütige Fee“ — die Fee wog über ſieben Stein —, „das laſſen Sie ein Geheimnis zwiſchen uns beiden ſein. Ihrem Zartgefühl durfte ich anvertrauen, was ich in jedem fremden Mund als eine Indiskretion gegen mich und Herrn Wohlfart ahnden müßte.“ Er ſprach den Namen ſo ironiſch aus, daß die Dame zu der Anſicht kam, der geheimnisvolle, in einem Kontor verpuppte Herr werde nächſtens als Prinz der Aleuten und Kurilen oder in irgendeiner anderen unerhörten Würde auftreten.

„Wie aber ſoll ich“, fragte ſie beim Abſchied, „den Herrn bei unſerer Bekanntſchaft einführen?“

„Nur als meinen beſten Freund; ich bürge in jeder Hinſicht für ihn und habe die Überzeugung, daß unſer Kreis ſich

ſelbſt den größten Gefallen tut, wenn er den Herrn mit Zuvorkommenheit aufnimmt.“

Als Fink auf der Straße war, murmelte er reſpektwidrig: „Dieſe alte Perſon fuhr wie eine Ente nach dem Köder und tauchte bis zum Steiß in meine Lügen unter. Als ehrlicher Leute Kind wäre der arme Junge von ihnen über die Achſeln angeſehen worden. Jetzt glauben ſie zu wiſſen, daß irgendein fremder Potentat, vor dem zu kriechen ſie für eine Ehre halten, an dem Jungen Anteil nimmt. Jetzt werden ſie ihn mit einer Artigkeit behandeln, die meinen Kleinen bezaubern wird. Ich hätte nie gedacht, daß das alte Sandloch am Strande von Long-Island und die verfallene Vogelhütte darin mir je in meinem Leben zu einem ſolchen Spaß verhelfen würden.“

Der Same, welchen Fink ausgeſtreut hatte, war auf empfänglichen Boden gefallen. Frau von Baldereck hatte als kluge Frau bei der Tanzſtunde auch ihre kleinen Privatintereſſen im Auge. Sie war doch einmal vor allem Mutter und hatte es in der Tat auf niemand Geringeren als Herrn von Fink ſelbſt abgeſehen. Ihre Tochter war fünfzehn Jahre alt, und Fink beſaß alle Eigenſchaften, welche ihr an dem künftigen Gemahl ihrer Tochter wünſchenswert erſcheinen mußten; er war eine in jeder Hinſicht ungewöhnliche Partie, und ſie war deshalb überzeugt, daß er ihre Tochter glücklich machen würde. Aus langer Erfahrung wußte ſie, daß ſolche Privattanzſtunden ein vortreffliches Mittel ſind, erfahrenen, etwas blaſierten Herren ſehr junge Damen im beſten Lichte zu zeigen; die Hauptſchwierigkeit dabei iſt nur, dieſe Art Herren überhaupt zur Teilnahme an ſolchen Vergnügungen heranzuziehen. Sie hatte eine durchaus nicht unnatürliche Angſt, daß Fink für die Tanzſtunde kein Herz haben würde. Zu ihrer Überraſchung hatte er ſich mit ziemlicher Wärme bereit erklärt, einen ganzen Winter lang in ihrem Hauſe zu walzen, ja er hatte ſogar zur Bedingung gemacht, daß Fräulein Eugenie ihn zum bevorzugten Tänzer im voraus annehmen ſolle. Und deshalb hatte die triumphierende Mutter ſich gerade ſo ſorgfältig mit dem Schnitt der Tanzkleider beſchäftigt, als Fink ſeinen Schützling Anton bei

ihr empfahl. Vielleicht hätte ſie auch ohne ſeine ungewöhnliche Empfehlung ein Opfer gebracht und das Geſchöpf des Kontors in ihrer Tanzſtunde zu verantworten geſucht, indes waren ihr die Andeutungen des Schelms doch ſehr willkommen. Zuverläſſig hegte ſie ſelbſt einige Zweifel über die abenteuerlichen Verhältniſſe, denn Finks Weiſe war ſo, daß man ihm niemals recht trauen konnte; aber ihre Mutterliebe trieb ſie, auch auf das Dunkle und Ungenügende Gewicht zu legen. Sie eilte in die befreundeten Familien, den Gewinn an Herren mitzuteilen und Herrn Wohlfart durch einige geheimnisvolle Andeutungen auszuſchmücken. Als das wenige, was ſie ſagen konnte, auf einmal von anderer Seite durch ebenſo geheimnisvolle Andeutungen zweier Herren von Charakter Beſtätigung erhielt, wurde ſie ſelbſt in dem Glauben feſt, daß hier ein ungewöhnlicher Fall vorliege. Nach wenig Tagen ging ein Summen durch die gute Geſellſchaft, daß in der Tanzſtunde ein bürgerlicher Herr von ungeheurem Vermögen auftreten werde, für den der Kaiſer von Rußland in Amerika unermeßliche Beſitzungen gekauft habe.

Einige Tage darauf wurde Anton durch Fink in das Haus der gnädigen Frau geführt, im neuen Frack, in regelrechten Glacéhandſchuhen, ein Opferlamm finſterer Mächte, welche im Begriff waren, den Frieden ſeines Inneren zu zerſtören. Sie lauerten in dem Hauſe der gnädigen Frau und ſchnürten dem eintretenden Anton ſchon im Hausflur die Bruſt zuſammen. Sie ſaßen auf der viereckigen Laterne, welche am Gewölbe des Hausflurs baumelte, ſie hingen mit ausgebreiteten Händen an dem Holzgeländer der Treppe und ſteckten durch die großen Bogenlöcher des Geländers ihre Geiſterzungen mit höhniſchem Lachen gegen ihn aus. Fink ſah mit unwilligem Blick, wie ſein Opfer den rötlichen Schimmer der Beklommenheit erhielt, er raunte ihm noch zu: „Unterſtehe dich nicht, vor dieſem Volke rot zu werden“, warf dem Diener herablaſſend ſeinen Überrock zu und führte den Freund unter die Augen der gnädigen Frau. Dieſe war wirklich, wie Fink prophezeit hatte, eitel Zuvorkommenheit. Mit Neugierde und einem gewiſſen menſch-

lichen Anteil ſah ſie auf den hübſchen ſchüchternen Jungen, der mit ſeinem treuherzigen Geſicht vor ihr ſtand und vollſtändig geneigt ſchien, ihre Macht auf ſich wirken zu laſſen.

Anton ſagte ihr mit einer tiefen Verbeugung: „Nur die Verſicherung meines Freundes, daß Sie, gnädige Frau, mir nicht zürnen werden, hat mir den Mut gegeben, Ihnen perſönlich meine Ehrfurcht zu bezeigen.“ Und die Dame lächelte holdſelig, oder wie der Unhold Fink dieſe Tatſache auffaßte, ſie grinſte, und entgegnete: „Herr von Fink hat mir die Hoffnung gemacht, daß Sie dieſen Winter ein regelmäßiger Gaſt bei unſern kleinen Tanzübungen ſein werden.“

Darauf konnte ſich Anton nicht enthalten zu erröten, ſehr glücklich auszuſehen und zu verſichern: „Ich würde mit Vergnügen teilnehmen, wenn ich die Meinung haben könnte, in der fremden Geſellſchaft nicht läſtig zu werden.“

Nachdem dies mit Eifer verneint worden war, trat Fräulein Eugenie herein, Anton wurde auch dieſer vorgeſtellt, erhielt einen ſo ſchnippiſchen Knicks, als fünfzehnjährige Damen fremden Herrn zu machen pflegen, und ſtieg nach einer Viertelſtunde, ganz entzückt über die Anmut der Familie, mit ſeinem Mentor Fink die Treppe herab. Der unſchuldige Junge hing ſich vergnügt an den Arm des Freundes und verſicherte dieſem auf der Straße ernſthaft: „Ich habe mir nicht vorgeſtellt, daß es ſo leicht iſt, mit eleganten Leuten zu verkehren.“

Fink brummte etwas in ſich hinein, was ebenſogut eine Beſtätigung dieſer Anſicht als das Gegenteil ausdrücken konnte, und ſagte: „Im ganzen bin ich mit dir zufrieden. Du haſt trotz dieſes neuen Fracks dageſeſſen wie ein nackter kleiner Engel in einem durchſichtigen Batiſtkleide. Indeſſen das nackte Weſen ſteht dir nicht ganz ſchlecht. Nur das verfluchte Erröten wirſt du dir dieſen Winter abgewöhnen müſſen, bei einer ſchwarzen Krawatte iſt es bekanntlich allenfalls noch zu ertragen, aber über einer weißen Halsbinde ſieht es abſcheulich aus. Du ſiehſt dann aus wie ein apoplektiſcher Amor.“

Frau von Baldereck dagegen fand von ihrem Standpunkt die Anſpruchsloſigkeit des geheimnisvollen Jünglings

wahrhaft rührend, und als ihre Tochter mit Beſtimmtheit ausſprach: „Fink iſt ein ganz anderer Mann und gefällt mir viel beſſer“, da ſchüttelte ſie den Kopf und ſagte lächelnd: „Das verſtehſt du nicht, mein Kind, es iſt ein Adel und eine natürliche Grazie in den Bewegungen des Fremden, ein gewiſſer Scharm, der ganz bezaubernd iſt.“

Der große Tag, an welchem die Tanzſtunde feierlich eröffnet werden ſollte, war gekommen. Haſtig kleidete ſich Anton nach dem Schluß des Kontors an und trat in Finks Zimmer, dieſen abzuholen. Der Mentor unterſuchte mit prüfendem Blick den Anzug des Novizen. „Zeige dein Taſchentuch“, ſagte er. „Bunte Seide? Schäm' dich. Hier iſt eines von meinen. Gieß dir etwas Parfüm darauf. Wo ſind deine Handſchuhe?“

Mit ſolchen Lehren führte er den Freund vor das erleuchtete Haus der Baronin.

Als Anton die Treppe des Hinterhauſes hinabſchritt, öffnete ſich die Tür von Jordans Zimmer, und Herr Specht ſteckte ſeinen Kopf am Ende eines langen Halſes über die Treppe und ſandte dem Kollegen ſeinen neugierigſten Blick nach.

„Er geht,“ rief er in die Stube zurück, „es iſt unerhört. So etwas hat ſich noch nicht ereignet, ſolange die Welt ſteht. Es ſind lauter Adlige dort. Das wird eine ſchöne Geſchichte werden.“

„Zuletzt, warum ſoll er nicht gehen, wenn ſie ihn einladen?“ ſprach der gutmütige Herr Jordan, um den ſtummen Vorwürfen der Kollegen zu begegnen. Keiner wußte etwas dagegen zu ſagen, nur Herr Pix rief ärgerlich vom Sofa: „Mir aber gefällt's nicht, daß er eine ſolche Einladung annimmt. Er gehört in das Kontor und zu uns. Etwas Gutes wird er unter den Schwadronierern nicht lernen. Fenſterglas ins Auge kneifen und Süßholz raſpeln, und das wird noch nicht das Schlechteſte ſein.“

„Es ſoll merkwürdig bei dieſen Tanzgeſellſchaften zugehen“, rief Specht. „Äußerſt frivol, Liebesgeſchichten und Duelle jeden Tag. Aber Wohlfart hat immer einen Tick

auf ſolche Dinge gehabt. Nächſtens wird er an einem Morgen mit ſeinen Piſtolen unterm Arm ausgehen, und wie er zurückkommen wird, das will ich gar nicht ſagen. Auf ſeinen Füßen nicht, das iſt ſicher."

„Unſinn," erwiderte Pix ärgerlich, „es gibt dort nicht mehr Händel als bei andern Leuten."

„Und franzöſiſch muß er ſprechen", fuhr Specht unaufhaltſam fort.

„Warum nicht ruſſiſch?" rief Herr Pix.

Hier gerieten Herr Pix und Herr Specht in einen Streit über die Sprache, durch welche man ſich im Salon der Frau von Baldereck verſtändlich mache. Aber alle Kollegen waren darin einig, daß dieſer Beſuch der Tanzſtunde für Wohlfart ein äußerſt gewagter und verhängnisvoller Schritt ſei, der unausſprechliches Unheil bereite und die geſamte menſchliche Ordnung ſtöre.

„Er iſt gegangen", rief die Tante, von einer Konferenz mit dem Bedienten zurückkehrend.

„Das iſt wieder ein Streich ſeines Freundes Fink", ſagte der Prinzipal.

Sabine ſah auf ihre Arbeit nieder. „Mich freut's," ſagte ſie endlich, „daß Fink ſeinen Einfluß dazu benutzt, dem Freunde ein Vergnügen zu machen. Er ſelbſt tanzt nicht gern, und ihm perſönlich iſt dies Kränzchen gewiß eher ein Opfer als eine Freude." Der Bruder ſah die Schweſter prüfend an, ſie nickte ihm leiſe zu. „Und wie gönne ich's Wohlfart, daß er unter Menſchen kommt! Er iſt am meiſten von allen Herren zu Hauſe. Faſt jeden Abend, wenn ich zu Bett gehe, ſehe ich bei ihm die Lampe brennen. Die andern haben Verwandte oder gute Freunde von früher her, er iſt ganz allein, er hat nichts, als was dieſes Haus einſchließt. Es iſt hart, das ganze Jahr ſo zu leben."

„Er hat ſich bis jetzt brav gehalten," ſagte der Prinzipal, „wollen ſehen, ob das Dauer hat."

„Aber wie war es möglich, daß er in dieſe Geſellſchaft —" rief die Tante. „Bedenkt doch, dieſe Frau von Baldereck —"

Sabine tippte mit dem Fingerhut auf die Tiſchplatte.

„Fink hat's ihnen befohlen," ſagte ſie, „und das war hübſch von ihm. Und zum Dank dafür ſoll er morgen trotz dem ernſten Geſicht meines Chefs ſein Lieblingsgericht erhalten."

„Alſo Schinken mit Burgunderſoße", rief die Tante. „Aber ich bitte dich, wie wird ſich Wohlfart unter dieſen Uniformen ausnehmen? Und wie wird er mit dieſen Lebemännern fertig werden? Er kann's ihnen nicht gleichtun. Dazu gehört doch wenigſtens Geld."

„Dafür laß ihn ſorgen", erwiderte Sabine fröhlich. „Um den grämen wir uns nicht."

„Er iſt gegangen", ſagte Karl am Abend zu ſeinem Vater. „Kleine lackierte Glanzſtiefel, ich habe ſie geholt. Herr von Fink verbot ihm, Schuhe anzuziehen. Und ein neuer Hut, alles vom Kopf bis zu den Füßen neu. So alſo ſieht man aus, wenn man bei vornehmen Leuten tanzen will."

„Du möchteſt wohl auch tanzen gehen?" fragte der Vater.

„Nein," erwiderte Karl, „aber ich möchte ſehen, wie ſie's auf einem Balle machen."

„Sieh in den Blauen Mond nebenan, da kannſt du es alle Sonntage ſehen; es iſt bei den Vornehmen auch nicht anders, nur daß ſie einander etwas behutſamer anfaſſen und außerdem mit Handſchuhen."

„Na, morgen wird's einen guten Staub in den Kleidern geben", ſagte Karl.

„Es iſt ein ſtaubiges Vergnügen", beſtätigte der Rieſe. „Es beſteht im Umwenden, es beſteht im Springen, man dreht ſich zuerſt auf die eine Seite und hernach auf die andere. Man verſucht, ſich ſelber von der Erde zu heben, was immer unmöglich iſt. Man wird heiß, man trinkt ein Glas oder auch mehrere, und zuletzt wird eine Kußpolonäſe getanzt. Wenn man heiraten will, iſt das Ding notwendig. So weit biſt du noch nicht, bis dahin hat's noch manches Jahr Zeit."

„Aber Herr Wohlfart iſt auch noch nicht ſo weit", erwiderte Karl. „Das wäre eine ſchöne Geſchichte, wenn der jetzt ein Fräulein heiratete mit zwei Schimmeln und verſilbertem Pferdegeſchirr."

„Ja, da wird wohl nichts helfen," ſagte der Vater kopfſchüttelnd, „mit Tanzen fängt's an, mit der Hochzeit hört's auf. Es iſt mir auch ſo gegangen."

„Dich hätte ich auch ſehen mögen", rief Karl.

„Oho," rief der Rieſe, „ich habe zu meiner Zeit getanzt wie ein Kreiſel, Walzer, Hopswalzer, ruſſiſchen Walzer, und im Großvatertanz hatte ich nicht meinesgleichen."

Karl ſah den Vater mißtrauiſch an. „Ja," fuhr der Rieſe vergnügt in der Erinnerung fort, „wenn der Fußboden feſt iſt und gute Kameraden dabei, ſo laſſe ich mir die Arbeit ſchon gefallen. — Es war großer Ball im Bürgerverein, ich war geladen, der Wilhelm mit, welcher damals noch ein ſchmächtiger Junge war. Ich gedenke es wie heute, ich hatte einen blauen Rock an mit blanken Knöpfen, und ſtand mitten im Saal und ſah auf die Geſellſchaft, die ſich um mich herumdrehte. Da fiel mir deine Mutter in die Augen, ach, ein niedliches Ding, wie eine Puppe ſaß ſie da; neben ihr ſaß ihr Vater als Schloſſermeiſter. „Guten Abend, Hans," rief der Schloſſer mich an, „biſt du auch da?"

„Ich ſollt's denken, Gevatter", ſagte ich und trat näher, und je mehr ich mir die Puppe beſah, deſto beſſer gefiel ſie mir. „Dies iſt meine Tochter," ſagte der Schloſſer, „du kennſt wohl das Mädel gar nicht mehr? Sie iſt zwei Jahre auf dem Lande bei der Muhme geweſen." „Wie ſie hübſch geworden iſt!" ſagte ich, „ſie iſt rund, und ſie iſt nett, wie gedrechſelt." Die Kleine wurde rot, und auch ich wurde feurig. „Na," ſagte der Schloſſer, „wenn du mit ihr tanzen willſt, immer zu! Greif ſie nur nicht zu hart an." „Nur zart", ſagte ich und führte ſie zum Tanz. Wir mochten wohl konträr ausgeſehen haben, das kleine Blitzmädel und ich, und ich glaube, die Leute lachten."

„Das hätteſt du nicht leiden ſollen", rief Karl, der ſich ihm gegenübergeſetzt und die Arme untergeſchlagen hatte.

„Es war nicht böſe gemeint," ſagte der Alte, „und deine Mutter geſtand mir nach den erſten Tänzen, ſie mache ſich nichts daraus, wenn auch die Leute lachten. Ja, und ſie ſagte, es tanze ſich gut mit mir. Natürlich tanzte ich den ganzen Abend mit ihr, nun erſt recht. Und beim letzten Tanz

gab es ihretwegen noch einen Handel mit dem Wilhelm; denn wie er ſah, daß ich mit ihr tanzte, wollte er auch mit ihr tanzen, und wie er merkte, daß ich ihr den Hof machte und mich um ſie herumdrehte und mir in die Haare fuhr und draußen vor dem Saale beim Blumenmädchen einen Strauß für ſie kaufte und einen für mich, da kaufte er auch zwei Sträuße und drehte ſich um ſie herum wie ein Finkenhahn, bis ich ihn zuletzt beiſeite zog und ihm ſagte: ‚Siehſt du, Wilhelm, bei jedem Wagen, und bei jedem Faß, und bei jedem Kollo ſollſt du deine Hand haben, wo ich meine habe, aber hier bei dieſer Schloſſerstochter nicht rühran!‘ ‚Warum nicht?‘ fragte er. ‚Warum,‘ ſagte ich, ‚weil wir Freunde ſind, Wilhelm, und ich dir keinen Puffer geben möchte, und ich dich nicht abwalken möchte vor den Leuten.‘ ‚Weißt du was,‘ ſagte er, ‚du biſt ſchlau.‘ Da merkte ich, wie ich daran war. Seit dem Tage war ich verliebt. Auch du wirſt merken, wie das tut. Es macht unruhig, und es bringt in Unordnung, und es macht hitzig, und man fängt an zu ſingen, man ſchreibt Briefe und kauft ſich einen neuen Rock. So treibt's jeder, und ſo habe ich's gemacht. Durch ſechs Wochen, dann war die Hochzeit. Und dein Großvater beſtand darauf, daß alle Auflader dazu geladen wurden. Und beim Polterabend tanzten wir Auflader miteinander eine Kegelquadrille, und ich war der erſte Kegel. Das Haus erſchütterte ſich wohl, aber es iſt kein Unglück geſchehen, nur der Kronleuchter wurde zerbrochen.“

„Potz Wunder!“ rief Karl, „das hätte ich ſehen mögen; ſchade, daß ich nicht dabei war!“

„Du ungezogener Knirps,“ ſagte der Vater, „wie konnteſt du dabei ſein, an dich war damals noch gar nicht zu denken. Natürlich nicht, es war ja erſt die Vorbereitung.“

„Wenn Wohlfart nur nicht zu ſpät nach Hauſe kommt, das kann Herr Schröter nicht leiden“, ſagte Karl.

Unterdes öffnete der Bediente die Flügeltüren zum Salon der Frau von Baldereck, und Fink und Anton betraten eine Reihe erleuchteter Zimmer, in denen ſich eine große Anzahl eleganter Damen und Herren Tee trinkend, ſchwirrend und

mit den Flügeln ſchlagend durcheinander bewegte. Die Mütter und Verwandten der jungen Damen waren geladen, um der Eröffnung der Tanzſtunde beizuwohnen; Fink raunte dem Freunde noch ins Ohr: „Sei nur ſo unverſchämt als du kannſt, es iſt alles dummes Zeug“ — und führte den Widerſtandsloſen vor das Angeſicht der Frau vom Hauſe.

Anton wurde huldreich empfangen, machte ſeine Verbeugung und ſah in ſeiner Angſt nicht, daß die Blicke des Kreiſes, in den er getreten war, ſich mit wahrhaft unverſchämter Neugierde auf ihn hefteten. „Ich werde Sie der Gräfin Pontak vorſtellen“, ſagte ſeine gütige Patronin und führte den Schützling, der tief Atem holte, vor die Füße einer hagern, langen Frau von unbeſtimmtem Alter, welche auf einem erhöhten Platz, von Damen und Herren umgeben, thronte. „Liebe Betty, hier Herr Wohlfart.“ Anton ſah in dieſer Angſtſtunde, daß die liebe Betty eine lange pergamentene Naſe, wenig Lippen und ein recht hartes, abſtoßendes Geſicht beſaß, er fühlte zwei ſtechende Blicke an ſeinem Geſicht herumpicken und ſenkte ſein Haupt halb zum Gruß, halb mit der Ergebenheit eines Kriegsgefangenen. Die Gräfin ſaß kerzengerade bei ſeiner Verbeugung und fragte von ihrer Höhe mit gleichgültiger Stimme: „Sie ſind ein Freund des Herrn von Fink?“

„Zu Befehl, Frau Gräfin“, antwortete Anton.

„Und Sie leben noch nicht lange hier in der Stadt?“ Jedes Geſpräch in der Nähe hörte auf, mehr als zwanzig Augen ſtachen den armen Anton.

„Doch ſchon einige Jahre“, antwortete Anton wieder.

„Sie ſind ja wohl ein Ausländer?“ fuhr Betty in gemütvoller Konverſation fort.

„Ich bin in dieſer Provinz geboren und erzogen“, antwortete Anton.

Ein „So?“ kam eiſig von den Lippen der Dame. „Und woher?“

„Aus Oſtrau“, erwiderte Anton ſchnell, das Haupt erhebend. Das Verhör wurde ihm drückend, er wußte ſelbſt nicht weshalb, und ſeine Schüchternheit verflog vor dem aufſteigenden Ärger.

„Mein Freund, ſtolze Herrin, iſt ein halber Slawe," ſagte Fink, zur rechten Zeit dazwiſchentretend, „obgleich er leidenſchaftlich dagegen proteſtiert, wenn man an ſeiner deutſchen Herkunft zweifelt. Dafür macht er Hoffnung, dereinſt ein guter Engländer zu werden. In dieſem Augenblick teilt er meinen Wunſch, Gnade vor Ihren Augen zu finden. Ich empfehle ihn Ihrer Huld; Sie haben ſoeben eine Probe von Ihrem Talent gegeben, fremder Menſchen Natur zu erforſchen; gönnen Sie jetzt meinem Freunde, was wir alle an Ihnen bewundern, Ihre ſanfte Nachſicht mit fremder Unvollkommenheit." — Die Frauen lächelten, einige der Herren wendeten ſich ab, um ihr Lachen zu verbergen, und Betty ſaß mit geſträubten Federn da wie ein Raubvogel, dem ein größerer ſeine Beute abgejagt hat.

Anton eilte, ſich dem Blick dieſer Gruppe zu entziehen, er ſchlüpfte in eine andere Ecke und gedachte ſich durch ruhiges Beobachten der Geſellſchaft von der Anſtrengung ſeiner Präſentation zu erholen. Da ſchlug ein Battiſttuch leicht an ſeinen Arm, und eine dreiſte Mädchenſtimme fragte: „Herr Wohlfart, kennen Sie Ihre alten Freunde nicht mehr? Es iſt das zweitemal, daß ich Sie zuerſt grüßen muß."

Anton wandte ſich ſchnell zur Seite. Vor ihm ſtand eine hohe, ſchlanke Geſtalt mit blondem Haar und großen, tiefblauen Augen, welche ihm lächelnd ins Geſicht ſah. So ſprechend war der Ausdruck des Entzückens auf Antons Antlitz, daß Lenore ſich nicht enthalten konnte, ihm freundlich zuzunicken und zu ſagen: „Ich freue mich, daß Sie hier ſind. Die Herren ſind mir alle fremde Geſichter. Aber wie kommen Sie hierher?"

Anton erklärte das in einer Stimmung, welche ihn faſt der Herrſchaft über ſeine Worte beraubte, verloren im Anblick des Fräuleins, welches jahrelang, ohne es zu wiſſen, in ſeiner Dachſtube unumſchränkt geherrſcht hatte. Wie war ſie in der letzten Zeit groß, voll und ſchön geworden! Und das luftige, weiße Kleid und der Blumenkranz von nie dageweſenen Blumen im Haar! Mächtig glänzte das Auge in dem entzückenden Geſicht, und ihre Haltung war die einer Fürſtin.

Schnell waren beide in eifrigem Geſpräch, es war zum drittenmal, daß ſie einander ſahen, aber ſie hatten ſo viel zu erzählen, als hätten ſie Jahre gemeinſam verlebt.

„Wir werden heute alle durcheinander tanzen und uns um unſern Tanzmeiſter gar nicht kümmern“, ſagte endlich das Fräulein. „So iſt mir's am liebſten. — Sie dürfen jetzt nicht länger mit mir allein ſprechen, unterhalten Sie ſich mit andern Damen. Ich gehe zu meiner Mutter. Wenn die Muſik anfängt, kommen Sie zu mir, ich werde Sie der Mama vorſtellen.“

So winkte ſie ihm gnädig zu und ſchritt majeſtätiſch durch den Saal in einen Kreis von Frauen.

Jetzt war Anton gefeit gegen alle Schrecken der Geſellſchaft, ſeine Befangenheit war verſchwunden, eine angenehme Begeiſterung erfüllte ihn. Was konnten ihm noch dieſe hellgekleideten, buntgebänderten Geſtalten ſein, welche um ihn hüpften oder feſtgewurzelt ſtanden? Sie waren ihm gleichgültig wie eine Schar kleiner Vögel, oder wie die Pflanzen auf der Wieſe. Er ſuchte ſchnell Fink auf und ließ ſich von ihm einem Dutzend Herren vorſtellen, ohne irgendeinen Namen der Vorgeſtellten zu behalten. Darauf bat er Fink ſofort, ihn zu den einzelnen der jungen Damen zu führen.

„Haſt du mit der Tochter vom Hauſe geſprochen?“ fragte Fink.

„Nein“, ſagte Anton luſtig.

„Schnell hin, Unſeliger,“ ermahnte Fink, „mache dich gefaßt auf ſchlechte Behandlung.“

„Iſt mir ganz einerlei“, ſprach Anton, den Arm ſeines Freundes drückend, dieſem ins Ohr, während er vor Fräulein Eugenie aufgeſtellt wurde.

Das Fräulein war ſo kalt gegen Anton, als ſich nach der langen Vernachläſſigung nur irgend erwarten ließ. Er hatte Mühe, einige kurze Antworten zu erlangen, und wurde durch den Anblick ihres Hinterzopfes beglückt, ſobald Leutnant von Zernitz an ſie herantrat.

Auch dieſe Niederlage bekümmerte ihn nicht. In ſeiner Nähe waltete Frau von Baldereck und beobachtete mit

einem Auge die Geſellſchaft, mit dem andern ihre Tochter und mit dem unnennbaren ſechſten Sinn, welchen die Fledermäuſe in ſo ausgezeichnetem Grade beſitzen ſollen, Herrn von Fink. Schnell trat Anton an ſie heran und bat, ihn mit einem roſafarbenen Weſen, welches braunes Haar und ſilberne Kornähren zu tragen ſchien, bekannt zu machen.

„Sie meinen Komteß Lara?“ fragte die Dame vom Hauſe.

Natürlich verneigte ſich Anton bejahend, Lara, Tara oder Gutgewicht war ihm in dieſem Augenblick ganz unweſentlich. Die Komteß ſah ihn befremdet an, er aber ſprach mit gemütlicher Wärme in ſie hinein, von den Freuden der zu erwartenden Tanzſtunde, von der allerliebſten Dekoration des Salons und wie ſchön man jetzt Säle auszuſchmücken wiſſe, und von dem neuen Wintergarten in Paris, den er am Tage zuvor aus irgendeiner Zeitung kennengelernt hatte. Er ſchilderte ihr Springbrunnen und Glaskuppeln und vergoldete Gitter und künſtliche Felſen mit tropiſchen Pflanzen und kleine Salamander, welche zur Freude des Publikums dazwiſchen umherſchlüpfen, alles mit einem Feuer, daß die kleine Dame in Roſa nach und nach auftaute und endlich, als er bei den Eidechſen angekommen war, ebenfalls beweglich wurde und ihrerſeits von zwei Feuermolchen erzählte, die ſie einmal auf einem Stein geſehen, und von dem Entſetzen, das ſie ihr eingejagt. Wenn ſie Anton geſagt hätte, daß die beiden Molche mit untergeſchlagenen Beinen auf dem Felſen geſeſſen und Bier aus einem Deckelglaſe getrunken hätten, ſo wäre ihm auch das als ein alltägliches Ereignis aus dem Nachtgebiete der Natur erſchienen. Da gerade, als Anton wieder den Übergang machte vom Molch zu einer großen Ausſtellung von Kürbiſſen, welche einige Wochen zuvor in der Stadt geweſen war, da dröhnte die Pauke, da ſchmetterte die Trompete, und das roſafarbene Kleid ſowie die ſilbernen Ähren verſanken vor ſeinen Augen in den Boden, er machte eine kurze Wendung und verließ das betroffene Fräulein, bevor er ſeine Rede geendet hatte.

Dort ſtand ſeine Königin im Geſpräch mit ihrer Mutter.

welche, jetzt kleiner als die hoch aufgeſchoſſene Geſtalt der Tochter, zu dieſer aufſehen mußte. Der kriegeriſche Trotz Antons verſchwand, als er vor die Baronin trat. Das waren die feinen Züge, das unausſprechlich vornehme Weſen, welches ihn einſt ſo ſehr in Erſtaunen geſetzt hatte. Die letzte Vergangenheit hatte die Schönheit der Baronin nicht vermindert, und die Nähe, in welcher Anton ſie jetzt betrachtete, erhöhte den Zauber, den ihre Erſcheinung auf ihn ausübte. Die erfahrene Frau ſah mit dem erſten Blick in Anton einen Neuling der Geſellſchaft, ſeine Annäherung zeigte einen Überfluß von Hochachtung, und ſein Hut, den er im Arme hielt, war von dem Druck wollig geworden und ſah aus wie mit einem Pudelfell überzogen.

„Dies iſt Herr Wohlfart," ſagte Lenore mit einer empfehlenden Handbewegung, „hier iſt der Herr, um deſſentwillen du mich ſchon einmal ausgeſcholten haſt. Ja, mein Herr, ich habe damals, als ich Sie zuerſt ſah, von Mama Schelte bekommen, weil ich Sie ſolange in unſerm Garten aufgehalten hatte."

„Das macht mich ſehr unglücklich", erwiderte Anton mit dem Ausdruck eines unſäglichen Leidens. „Ach, Sie können nicht ahnen, Frau Baronin, wie glücklich ich damals durch die Teilnahme des gnädigen Fräuleins geworden bin; ich ging zu fremden Menſchen und in eine ungewiſſe Zukunft. Ihre freundlichen Worte haben mir Mut gegeben. Und oft ſind ſie mir ſeitdem in einſamen Stunden wieder in die Erinnerung gekommen, als eine gute Prophezeiung für meine Zukunft."

„Sie wiſſen das ſo rührend zu ſagen", rief Lenore, ihn unverwandt anſehend.

Die Baronin hörte verwundert den Erguß Antons und betrachtete den gefühlvollen Tänzer mit einer Neugierde, die nicht ohne leiſes Unbehagen war. Lenore aber unterbrach die beginnende Unterhaltung Antons mit ihrer Mutter, indem ſie unruhig ſagte: „Man tritt an, wir müſſen zum Tanz." Anton ergriff ihre Hand mit den Fingerſpitzen und führte ſie in den Kreis der tanzenden Paare.

„Er walzt erträglich, etwas ſpießbürgerlich, zuviel Zirkel, aber es iſt Haltung darin“, brummte Fink.

„Ein diſtinguiertes Paar“, rief Frau von Baldereck in der Nähe der Baronin von Rothſattel, als Anton und Lenore vorbeiwalzten.

„Sie ſpricht zuviel mit ihm“, ſagte Frau von Rothſattel zu ihrem Gemahl, welcher in dieſem Augenblick zu ihr trat.

„Mit ihm?“ fragte der Freiherr, „wer iſt der junge Mann? Ich habe das Geſicht noch nicht geſehen.“

„Er gehört zu den Pourſuivants des Herrn von Fink, er iſt nicht von Familie, er ſoll reiche Verwandte in Amerika oder Rußland haben. Mir gefällt das Entree für Lenore nicht.“

„Nun,“ erwiderte der Freiherr, „er hat das Ausſehen eines friſchen Jungen. Für dieſes Kindervergnügen iſt eine ſolche Geſtalt immer noch beſſer als die alten Knaben, die ich hier im Kreiſe ſehe. Die Jüngeren amüſieren ſich und ihre Tänzerinnen, während Benno Tönnchen ſich nur beluſtigen wird, wenn er die Mädchen rot macht, oder ihnen das Rotwerden abgewöhnt. Lenore ſieht recht gut aus. Ich gehe zu meinem Whiſt, laß mich rufen, wenn du den Wagen befiehlſt.“

Anton hörte nichts von allem, was über ihn und ſeine Tänzerin geſprochen wurde, und wenn die Geſellſchaft um ihn herum ſo laut geſummt hätte, wie die große Glocke am höchſten Kirchturm der Stadt, er hätte nichts gehört. Der Erdball war für ihn ſehr klein geworden, nicht größer als der Kreis, den er mit ſeiner Tänzerin durchmaß, was etwa noch außerhalb exiſtierte, war Finſternis, Öde, ein Nichts, nur was er im Arm halten durfte, das nahm alle ſeine Sinne gefangen. Das ſchöne, blonde Haar, ſo nahe an ſeinem Haupt, daß er mit ſeinen Locken die ihren berühren konnte, ihr warmer Atem, der ſeine Wange ſtreifte, der unſägliche Reiz des hellen Handſchuhes, der ihre weiche Hand verſteckte, das Parfüm ihres Taſchentuches, die rote Blüte, welche vorn am Kleide befeſtigt war, das ſah und empfand er, und ſonſt nichts. Wenn ſie im Tanz ſich vertrauend von ſeinem Arm umſchlingen ließ, wenn ſie ihn fröhlich anſah

auch während des Tanzes, wenn er ſie atemlos anhielt und ſie ſich langſam von ſeiner Hand löſte, ein Armband zurechtrückte oder ihr allerliebſtes Taſchentuch einen Augenblick an den Mund hielt, wie reizend waren nicht alle ihre Bewegungen. Wie bezaubernd der freundliche Gruß ihrer Augen oder ihr leiſes Lächeln, wenn Anton etwas ſagte, was ihr gefiel.

Und er hatte das Glück, ihr zu gefallen; ſie ſagte ihm, er ſpreche allerliebſt und es höre ſich ihm gut zu. Ach, was er plauderte, war gleichgültig, er hätte vielleicht nicht weniger Erfolg gehabt, wenn er von den Neuſeeländern oder dem Kaiſer von Japan geſprochen hätte. Denn nicht was er erzählte, ſondern wie er es ſagte, die ſtille Huldigung ſeiner Augen, der bebende Ton ſeiner Stimme, das drang ſchmeichelnd in die Seele ſeiner Tänzerin.

Die Pauke ſchwieg, der Trompeter ſetzte ſein Blech ab, der Erdball löſte ſich auf in ein lichtloſes Chaos. „Schade!“ rief Lenore, als die letzte Note verklungen war.

„Ich danke Ihnen für dieſes Glück“, ſagte Anton, als er das Fräulein an ihren Platz führte.

Als er jetzt unter den fremden Menſchen umhertrieb wie ein ſteuerloſes Schiff unter rauſchenden Wellen, trat Fink zu ihm und ſagte: „Höre, du Duckmäuſer, entweder haſt du ſüßen Wein getrunken, oder du biſt ein heimlicher Intrigant. Woher kennſt du die Rothſattel? Du haſt mir ja nie etwas von der Bekanntſchaft geſagt. Sie iſt eine hübſche Figur und hat ein klaſſiſches Geſicht. Hat ſie denn auch Verſtand?“

Anton hätte in dieſem Augenblick ſeinem Freunde erklären können, daß er ihn aufs tiefſte verachte. Eine ſolche Roheit des Ausdrucks konnte nur aus einem ganz entmenſchten Gemüt kommen.

„Verſtand?“ erwiderte er und ſah Fink mit einem Blick tödlicher Feindſchaft an; „wer daran zweifeln kann, muß ſelbſt ſehr wenig beſitzen.“

„Nun, nun,“ ſagte Fink erſtaunt, „ich bin nicht in dieſer troſtloſen Lage. Ich finde das Mädchen, oder was ihrer würdiger ſein wird, das junge Fräulein ſehr einnehmend, ja, um in der Sprache eines gebildeten Menſchen die Wahr-

heit zu ſagen, ungewöhnlich liebenswürdig, und wenn ich nicht anderweit kleine Verpflichtungen hätte, ſo weiß ich nicht, ob ich nicht genötigt würde, das Fräulein, deſſen Namen ich ſoeben auszuſprechen wagte, für die Herrin meines Herzens zu erklären. So freilich darf ich ſie nur von fern bewundern."

Fink war doch nicht ſo ſchlecht. Er war in ſeinen Ausdrücken nicht immer gewählt, aber er hatte im Grunde ein ſehr richtiges Gefühl und ein treues Gemüt. Deshalb faßte Anton ſeinen Arm, drückte ihn kräftig und ſagte: „Du haſt recht."

„Wirklich?" fuhr Fink wieder in ſeiner gewöhnlichen Weiſe fort. „Na! du fängſt gut an, ich will mich lieber mit einem Stück brennendem Schwefel in ein Pulverfaß ſetzen, als mit dir und deinem ſchüchternen Weſen. Übrigens vergiß nicht, Fräulein Eugenie zum nächſten Tanz aufzufordern, du wirſt einen Korb bekommen, denn ſie iſt bereits engagiert. Du haſt dich bis jetzt gut gehalten, fahr ſo fort, mein Sohn."

Und Anton fuhr fort, ſeinem Lehrer Ehre zu machen. Wohl war er berauſcht, aber durch einen ſtärkeren Trank als ſüßen Wein. Die Muſik, die Aufregung des Tanzes und das fröhliche Geſchwirr um ihn herum ſteigerten ſeine Begeiſterung, er fühlte ſich den ganzen Abend ſicher, ja übermütig, und betrug ſich, einige kleine Verſtöße abgerechnet, wie einer, der täglich von Wachskerzen und ſervierenden Dienern umgeben iſt. Er wurde bemerkt, er machte als Fremder einiges Aufſehen. Dunkle Sagen von ſeinen geheimnisvollen Verbindungen flogen aus einer Ecke des Saals, wo Mütter prüfend und richtend zuſammenſaßen, bis in die andere. Es wurde unzweifelhaft, daß dies heitere und harmloſe Sichgehenlaſſen die Folge eines ganz beſondern Selbſtgefühls war. Er erfuhr Zuvorkommenheit von den älteren Frauen, bald auch von einzelnen Herren.

Und endlich kam der Kotillon. O du längſter und merkwürdigſter aller Tänze! Du halb Spiel und halb Tanz! Reizend, wenn du die einzelnen Paare im Kreiſe umhertreibſt, noch reizender, wenn du ihnen erlaubſt, ungeſtört und ein

wenig verſteckt zu plaudern. Wir hören, daß du dem Geſchlecht der Gegenwart für veraltet und ſpießbürgerlich giltſt. Wankelmütiges Jahrhundert! Wiſſenſchaft und Staatskunſt werden nichts Neues erfinden, was ſo vielfachen Bedürfniſſen des Menſchengeſchlechts Genüge tut als du. Da iſt das kindliche Gemüt, es kann ſich als Pyramide aufſtellen, es kann ſich in Schlangenwindungen umherdrehen, es kann hier- und dorthin laufen, alte Herren vom Spieltiſch zu Extratouren holen, es kann auf dem Stuhle ſitzend drei bis vier junge Damen verächtlich vor ſich ſtehen laſſen, es kann von Tanzluſt ergriffen plötzlich aufſpringen, irgendeine Dame ergreifen und im Kreiſe umhertanzen, und kein Menſch kann es ihm verwehren. Da ſind höher ſtrebende Naturen, welche Gefühl haben oder Ehrgeiz oder Bosheit und Menſchenhaß, allen biſt du gefällig. Du gibſt jedem Herrn das Recht, ſich mehr als einmal eine Tänzerin nach ſeinem Herzen zu ſuchen, du erlaubſt jeder Dame, in der allerzarteſten Weiſe anzudeuten, welche zwei oder drei Herren ihre höchſte Achtung genießen, du verteilſt an ſtrebſame Kavaliere Schleifen und Orden, du heftet maſſenhafte Blumenſträuße vor die Bruſt der gefeierten Damen. Du läßt aber auch verſchmähte Herren zähneknirſchend umherlaufen und ſich irgendeine Surrogattänzerin ſuchen; du offenbarſt die Lieblinge der Geſellſchaft, aber du machſt den Unbekannten und Unbeliebten noch einſamer und verlaſſener. Wenn du beginnſt, werden die Blicke der Mütter beſorgt, die Naſen vieler Tanten ſpitz. Du kindiſcher, luſtiger, endloſer Tanz! Wieviel Glückliche haſt du gemacht, wieviel ſtille Tränen haſt du verurſacht, wie manches Brautpaar haſt du zuſammengeführt, und welche Qualen der Eiferſucht haſt du erregt! Freilich haſt du auch endloſen Staub aufgerührt, zahlloſe Toiletten unſcheinbar gemacht und manche grimmige Feindſchaft hervorgerufen. So biſt du in deiner Blütezeit geweſen, die Freude der Jugend, die große Angelegenheit der Mütter, die Furcht der ermüdeten Väter, ein Greuel nur für die Muſiker.

Als dieſer vielſeitige Tanz herankam, ſuchte Anton wieder in Lenorens Nähe zu kommen; er bat ſie um den Tanz.

„Ich wußte, daß Sie mit mir tanzen würden", ſagte ſie aufrichtig; er holte ihr einen Stuhl, ſchob ſich neben ſie und war ſelig. Und als er die Aufgabe hatte, in der Tour eine fremde Dame zu laden, dieſer etwas zu ſchenken, was in einem Körbchen mitten im Kreiſe aufgeſtellt war, und darauf mit ihr zu tanzen, da gab er der Welt die energiſche Erklärung ab, daß für keine andere Dame die Möglichkeit irgendeiner Stellung in ſeinem Herzen vorhanden ſei: er holte ſein Geſchenk aus dem Korbe, wartete bis ſeine Tänzerin auf ihren Platz zurückkam und überreichte dann ihr die rote Schleife. Das war für beide der größte Augenblick in dem ganzen großen Abend.

Was darauf folgte, war nur undeutliches Traumgeſicht. Er ſah ſich mit Fink Arm in Arm durch den Saal ſchlendern, er hörte ſich mit ihm und andern Herren über allerlei ſprechen und lachen, er bemerkte ſich vor der Dame vom Hauſe einen Dank murmeln und eine Verbeugung machen; es kam ihm vor, als ob ein Diener den Paletot überreichte, worauf er in die Taſche griff und ihm etwas in die Hand drückte. Schattenhaft und unklar waren alle dieſe Begebenheiten. Nur eins ſah er noch deutlich, einen weißen Damenmantel mit einem ſeidenen Capuchon und einer Quaſte daran, o dieſe Quaſte, ſie war unſäglich entzückend! Noch einmal fiel ein Blick aus den großen Augen voll und glänzend auf ihn, und er hörte von ihren Lippen noch ein leiſes Flüſtern wie „gute Nacht". Das übrige war wieder ein nichtsſagender Traum, daß er neben Fink die Treppe herunterſtieg und die ſpöttiſchen Reden des Freundes nur mit halbem Ohr hörte, daß er in ſeiner kleinen Stube ankam, die Lampe anzündete und ſich umſah, ob er auch wirklich hier wohne, und daß er ſich langſam entkleidete, ſich noch in ſeinem Bett wunderte, daß er all dieſe Herrlichkeit erlebt hatte, und endlich ermüdet einſchlief. Und ein Traum war's, daß ſein Hausgeiſt, die gelbe Katze, ſich auf ihrem Poſtament hoch aufrichtete und den Kopf ſchüttelte über den langen Zug fremdartiger Bilder und Gefühle, welche in der friedlichen Stube eingekehrt waren.

## 2.

Seit diesem großen Abend hatte die Tanzstunde regelmäßigen Verlauf. Als Anton das Fegefeuer der Einführung bestanden hatte, fühlte er sich unter den Florkleidern, den vornehmen Namen und den Sofakissen mit gestickten Wappen bald heimisch. Er selbst wurde ein nützliches Mitglied des Kränzchens, und zwar durch die bürgerlichsten aller Tugenden, durch Ordnung und Pflichttreue. Und das ging so zu. Das Kränzchen war keine gewöhnliche Tanzstunde, denn bei sämtlichen Teilnehmern wurden die ersten Anfänge der Kunst vorausgesetzt; es hatte vielmehr den Zweck, einige neue Tänze einzuüben und nebenbei eine Vereinigung der befreundeten Familien in bequemer Fasson hervorzubringen. Nun ergab sich bald, daß die bequeme Fasson allerdings nach Finks Herzen war, das Einstudieren neuer Tänze aber von ihm und mehreren seiner Kameraden mit einer sträflichen Lauheit betrieben wurde. Er kam oft gegen Ende der Tanzstunde, er betrachtete den Salon nur als eine Gelegenheit, die jüngeren Damen zu necken und sich mit den reiferen Schönheiten eine Stunde zu unterhalten; er vertrat zum Entsetzen des Tanzmeisters den Grundsatz, wo man im Tanz nicht mit dem gewöhnlichen Schritt fortkomme, sei das einfache Pas des Galopps für alle Fälle gut genug, und das einzige Vergnügen bei unsern Tänzen sei, regelmäßig aus dem Takt und wieder hineinzukommen. „Aber, Herr von Fink," klagte der Tanzmeister, „das heißt nicht mehr tanzen; dabei ist keine Kunst."

„Es soll auch keine dabei sein," sagte Fink, „was hat die Kunst mit unserm Tanzen zu tun? Was Sie die Jugend lehren, ist weiter nichts als eine gesellschaftliche Rotation um einen imaginären Mittelpunkt. Mir ist das langweilig, ich gehe deshalb in Kometenbahn." Und er blieb dieser Ansicht getreu, er zwang die unglücklichen Opfer, welche er zu engagieren sich herabließ, sich quer durch die Reihe der Tanzenden zu stürzen, aus einer Ecke des Saals in die andere, aus dem Takt, wieder in den Takt, wie es seiner Laune passend schien.

Gegenüber dieſer exzentriſchen Auffaſſung, welche leider in dem Kränzchen zahlreiche Anhänger fand, zeigte Wohlfart die Regelmäßigkeit eines Mannes, der mit Entzücken ſeine Pflicht tut, er erſchien pünktlich, er machte jedes Pas, er tanzte jeden Tanz, er war immer in guter Laune und fand eine Freude darin, vernachläſſigte junge Damen zu engagieren. Da bei der Sorgloſigkeit Finks und ſeiner Genoſſen ſchnell Mangel an Tänzern eintrat, wurde Anton in kurzem eine anſpruchsloſe Hauptſtütze des Salons, Liebling des Tanzmeiſters, und ein Vertrauter der jungen Damen, durch welchen heimliche Wünſche von den hellen Rändern des Saals zu der dunklen Mitte getragen wurden. Er ſelbſt war in dieſen Stunden ein ſeliger Mann, und die freudige Verklärung, welche auf ihm lag, fiel jungen wie älteren Damen als etwas Ungewöhnliches auf. Die einen wurden in der Überzeugung beſtärkt, daß er ein guter Junge ſei, und die letzteren in der keineswegs entgegengeſetzten Überzeugung, daß er ein unbekannter Prinz ſei. Er ſelbſt wußte am beſten, warum er ſo glücklich war. Alle ſeine Gedanken und Bewegungen bezogen ſich im ſtillen auf ſie, die unbeſtrittene Herrin ſeines Herzens. Alle andern Tänze und jede Unterhaltung mit einer Dritten betrachtete er nur als geſellſchaftliche Schnörkel, die er mit der Feder ſeines Herzens um den einen Namen beſchrieb. Und er diente nicht ohne Erhörung. Er wurde von ihr wie ein alter Freund unter Fremden behandelt. Sie bat ihn leiſe, einen oder den andern Tanz mit ihr zu tanzen, ja ſie bat ihn ſogar einmal, zugunſten eines neu angekommenen Vetters auf ſeine Rechte zu verzichten. Und ſie freute ſich, als Anton über dies Ereignis grenzenlos betrübt war, keine andere Dame aufforderte, ſondern ſtill den Tanzenden zuſah. Niemals entfernte er ſich, bevor ſie den Saal verlaſſen hatte, dann ſtand er unweit der Tür, um noch die letzten Aufträge, einen Gruß, einen Blick ihres glänzenden Auges zu erhalten. Und auch ihr Auge flog, ſo oft ſie in den Saal trat, ſuchend in den Kreis der ſchwarzröckigen Herren, bis ſie Antons braunen Kopf erkannt hatte; dann erſt fühlte ſie ſich heimiſch in dem erleuchteten Raum.

Auch mit vielen der Herren kam Anton in ein freundliches Verhältnis. Fink beeilte ſich, ihn bei Feroni einzuführen. Zwar gefiel ihm manches an ſeinen neuen Bekannten nicht, ihre Urteile waren zuweilen roher, als ihm behaglich war, und er hatte mehrere von ihnen bald in Verdacht, herzlich ungebildet zu ſein. Aber ihre Art zu ſprechen und ſich zu gebärden imponierte ihm doch, vor allem eine gewiſſe ritterliche Atmoſphäre, die ſie umgab, etwas Salonduft, etwas Stalluft und viel von dem Aroma der Weinſtube. Da Anton eine harmloſe Laune bewies, der nächſte Bekannte des mächtigen Fink war und zuweilen eigenen Willen zeigte, wenn er nach Mitternacht gegen eine vorgeſchlagene letzte Flaſche proteſtierte, oder die abweſenden Damen gegen eine übermütige Kritik mit frommem Ernſt verteidigte, ſo erhielt er unter den andern Herren der Tanzſtunde den Ruf eines guten Kerls.

Gleich in den erſten Wochen hatte Anton Gelegenheit, ſeine angebetete Tänzerin in einer Situation zu ſehen, welche die gewaltigſten menſchlichen Leidenſchaften aufregte. Die jüngeren Damen des Kränzchens waren natürlich untereinander alle ein Herz und eine Seele, jedoch verſtand ſich von ſelbſt, daß einige in der Stille andere nicht recht leiden konnten. So entſtanden Parteien. Bald bildeten ſich zwei große Bundesgenoſſenſchaften, zwiſchen denen einzelne hin und her ſchwankten, die aber im ganzen feſt zuſammenhielten und im geheimen ſtarke Antipathien gegen die Gegenpartei nährten. Es kam ſo weit, daß an einem Abend ſämtliche Damen der einen Partei eine weiße Kamelie in der Mitte ihres Ballſtraußes trugen und ein ſehr auffallendes hellbraunes Band von dem Strauß herunterhängen ließen; dies hatte zu notwendigen Folge, daß die Gegenpartei am nächſten Abend mit roten Kamelien im Strauß erſchien und ein grünes Band darum wand. An der Spitze der Braunen ſtand Lenore, das Haupt der Grünen war Eugenie, die Tochter des Hauſes. Im Vertrauen geſagt, die Grünen waren unerträglich. Sie machten Anſprüche ohne Berechtigung, ſie waren mokant, ſie gaben ſich das Air, älter zu ſein als die Braunen. Weil Hulda

Werner und Mechthild Fiorelli den Winter zwar in der Reſidenz geweſen waren und auf den Hofbällen getanzt hatten, und weil Fanni Mareſchalk bei einem lebenden Bild die Genovefa dargeſtellt hatte, mit ihrem kleinen Bruder und einem Rehkalb zur Seite, die durch Bänder an die hölzerne Raſenbank feſtgebunden waren, deshalb erhoben ſie ſolche Anſprüche. Zu den Braunen gehörten Theone Lara und die reizende Hildegard Salt, zwei innige Freundinnen, die immer Arm in Arm gingen, gleiche Ballroben trugen und im Anfange des Winters geſchworen hatten, einander nie zu verlaſſen, ein Schwur, gegen deſſen Erfüllung ſich die einzige Schwierigkeit erhob, daß ihre Eltern den Sommer über in den beiden entgegengeſetzten Ecken der Provinz wohnten. Beide waren ſchwärmeriſche Naturen, die alle Gefühle miteinander teilten, beide ſangen, beide ſpielten den Flügel, beide liebten dieſelben Dichter, beide hatten einen unüberwindlichen Abſcheu vor Herren mit Kinnbärten, beide ſaßen wie zwei Sympathievögel zuſammen und fanden ihr höchſtes Glück darin, einander die Gefühle ins Ohr zu flüſtern, die ihnen das Benehmen eines Herrn erregte oder das melancholiſche Vorſpiel eines Walzers. Dieſe beiden ſchloſſen ſich bald innig an Lenore Rothſattel; ſie, Valeska Panin und Hortenſe Leloup bildeten den Mittelpunkt der braunen Partei; Lenorens ſtattliche Größe ragte aus dem Kreiſe dieſer Getreuen hervor wie die Geſtalt eines Häuptlings unter ſeinen Kriegern. Wenn ein Tanz beendet war, machte ſich's von ſelbſt, daß die Braunen zuſammentraten; wenn ſie in der Quadrille gegeneinander tanzten, ſo erhoben ſie unmerklich ihren Strauß und grüßten einander.

Natürlich war Anton braun, braun vom Kopf bis zum Fuß, und als er über ſeine Gemütsſtimmung ein offenes Bekenntnis ablegte, indem er an einem Abend in braun und weiß geſtreifter Ballweſte erſchien, wurde er in der erſten Tour des Kotillons von allen Damen der Partei auf Verabredung geholt, ein Ereignis, welches ſogar bei den Ehrendamen am Rande des Salons große Aufregung hervorbrachte. Es tut dem wahrhaftigen Geſchichtſchreiber

leid, zu melden, daß Fink unter die Grünen gerechnet wurde, nicht unbedingt, denn er behandelte, wie die Braunen behaupteten, ſeine grünen Tänzerinnen ſehr nachläſſig; aber da Eugenie Balbereck ſeine Dienſte vorzugsweiſe in Anſpruch nahm, ſo war es, wie Anton entſchuldigend ſagte, ſeinem Freunde nicht möglich, ſich dem Einfluß dieſer Farbe ganz zu entziehen. Nun begab ſich folgendes.

Theone Lara hatte ein Tagebuch, in das ſie ihre Empfindungen mit einer ſchwarzen Krähenfeder durch winzig kleine Buchſtaben einzeichnete. Außer der bereits früher erwähnten Geſchichte von den zwei Molchen ſtand alles andere darin, was ihr Herz jemals erregt hatte, ihre Anſichten über die Natur, die Menſchen und das Kränzchen. Es war ihr höchſter Schatz. In einer himmliſchen Stunde hatte ſie Hildegard Salt in die Geheimniſſe dieſes Buches eingeweiht, beide hatten einander geküßt und viel geweint und über dieſem Buche ewige Freundſchaft beſchworen. Von da ab führten beide das Tagebuch gemeinſchaftlich. Ihre vertrauteſten Gefühle, die allergeheimſten Bemerkungen waren darin aufgezeichnet. Nach einem Kränzchenabend, wo Lenore ſehr nett gegen ſie geweſen war, ſchloſſen ſie ihr Herz auch gegen dieſe auf und zeigten ihr wenigſtens einige Blätter des Buchs. Seit der Zeit hatte auch Lenore zuweilen den Vorzug gehabt etwas hineinzuſchreiben. Da aber ihre Stärke nicht ſowohl war, Gefühle aufzuzeichnen, als vielmehr Geſichter und lächerliche Männchen zu malen, ſo hatte ſie einige Karikaturen hineingeſetzt, und Hildegard, welche Gedichte machen konnte, hatte zu jedem Bilde einige Zeilen gedichtet. In dieſes teure Buch durfte kein fremdes Auge blicken, niemand durfte das Heiligtum ſehen und berühren. Theone trennte ſich niemals davon. Am Tage und in der Nacht trug ſie es bei ſich. Bei Nacht lag es unter ihrem Kopfkiſſen, und während die Kammerjungfer ſie anzog, ſteckte ſie es heimlich oben in den Schnürleib hinein und trug es an ihrem warmen unſchuldigen Herzen. Es war ein ganz kleines dünnes Buch in karmoiſine Seide gebunden. Wenn Hildegard ſie zärtlich anſah, oder Lenore ſie mit dem Ballſtrauß auf den Arm ſchlug, ſo deutete ſie

mit dem Finger heimlich auf ihre Bruſt. An dieſem Abend hatte ſie das Buch wieder an ſeine Stelle geſchoben, während der erſten Tänze hatte ſie es deutlich gefühlt. Nach einer Quadrille fühlte ſie danach, das Buch war verſchwunden.

Es war verſchwunden, es war nicht mehr an ihr, es mußte während des Tanzens hinausgeſprungen oder hinabgeglitten ſein bis auf den Fußboden. Wie ſo etwas möglich war, iſt ihr ſelbſt und allen Beteiligten ewig ein finſteres Rätſel geblieben. — Sie war einer Ohnmacht nahe; kaum vermochte ſie Hildegard beiſeite zu ziehen und ihr das Schreckliche zu klagen. Hildegard rief Lenoren, vernichtet ſtanden die drei nebeneinander. Das Bundesheiligtum war verloren, es war in fremde Hände gefallen, ja entſetzlich zu denken, vielleicht ſogar in die Hände der Grünen. Auf jeder der letzten Seiten waren ſchelmiſche Bemerkungen, ſämtliche Herren waren darin aufgeführt, mit fremden Namen zwar, Fink hieß Zeiſig, Tönnchen Nußknacker, aber wer konnte dafür ſtehen, daß ſie nicht dieſe Chiffreſprache herausbrachten? Und was mußte dann geſchehen! Es war Untergang, Ruin der Tanzſtunde, Familienzwiſt, Auflöſung aller menſchlichen Bande. Theone ſaß verſtört, ſie dachte einen Augenblick an Gift, dann wieder an Flucht, weit hinweg aus allen Ländern, in denen man tanzte. Lenore faßte ſich zuerſt. „Laß uns ſuchen," rief ſie, Hildegard am Arme faſſend, „vielleicht liegt's noch irgendwo im Saale. Ich ſehe nach der Mitte, den Herren unter die Füße, du unter die Sitze der Damen."

So zogen ſie miteinander durch den Saal, äußerlich luſtwandelnd, in dem Herzen die Hölle, ſcheinbar miteinander plaudernd, innerlich weinend. Zuweilen redete ein langweiliger Herr ſie an und zwang ſie ſtillzuſtehen und zu antworten, während die fliegende Angſt in ihrem Haupte umherraſte: „jetzt vielleicht findet's ein anderer." Sie kamen durch die Gruppe der Grünen, wo ſie nach allen Seiten anhalten mußten, um zu lächeln und freundliches zu ſagen, ſie kamen zu Eugenie Baldereck, die ſie fragte, ob es nicht zweckmäßig ſei, noch einen Tanz anzuhängen, während ſie

daran denken mußten, daß in dem Buch ein unverkennbares Porträt zu ſehen war mit der Unterſchrift: „Naſeweis, gefühllos, keck iſt E..... B.....“; ſie kamen, wehe, wehe! ſogar in Finks Nähe, von dem eine ſchreckliche Zeichnung war, wie er mit Herrn von Tönnchen in einem Rebenſtock ſaß, mit der Unterſchrift:

Ein Zeiſig und ein Nußknacker tranken ſich voll;
Der Zeiſig ſang: mein Schnabel iſt ſpitz,
Grün ſind meine Federn und grün mein Witz;
Der Nußknacker ſeufzte: ich bin ſo hohl,
Ich weiß nicht, was das bedeuten ſoll.

So zogen ſie zweimal durch den Saal; ein drittes Mal wagten ſie's nicht mehr, ſie hatten nichts gefunden. Troſtlos kamen ſie zu Theone zurück.

„Es gibt nur ein Mittel“, rief Lenore. „Wo iſt Herr Wohlfart?“

Hildegard hielt ſie zurück. „Du willſt doch nicht einem Herrn —“

„Ich übernehme die Bürgſchaft“, ſagte Lenore ſtolz; „er iſt treu, wo ſteht er?“

„Dort ſpricht er mit Frau von Baldereck.“ Die beiden Suchenden gingen langſam an Anton vorüber, er drehte ihnen zwar den Rücken zu, aber als ſie näher kamen, zog es ihn unwiderſtehlich, nach der Muſik zu ſehen. Er wandte ſich um, Lenore ſtand vor ihm, ſie ſah ihn bedeutſam an, er löſte die Unterhaltung mit Frau von Baldereck, er ſprach zu ihnen, ſie hatten ihn. „Herr Wohlfart, ein kleines Buch in roter Seide, ſo groß, iſt hier im Saale von Theone Lara verloren. Es iſt uns unendlich viel daran gelegen, bitte bitte, ſchaffen Sie es uns zurück.“

„Iſt es gedruckt?“

„Nein, geſchrieben, auch Sie dürfen nicht hineinſehen, es ſind unſere Geheimniſſe darin. Schwören Sie mir, daß Sie mit keinem Auge hineinſehen, wenn Sie es finden.“

„Ich ſchwöre es Ihnen zu“, erwiderte Anton feierlich.

„Ich danke Ihnen, bitte, ſeien Sie vorſichtig.“

Anton eilte in das Gewühl und beſchäftigte ſich die nächſte Viertelſtunde mit Suchen. Nichts lag auf dem Boden, nichts auf den Plätzen, keiner von den Dienern hatte etwas gefunden, das Buch war verſchwunden. In tiefſtem Mitgefühl brachte er den Damen die traurige Nachricht. Der Tanz begann. Theone vermochte vor Kopfſchmerz nicht ſich zu erheben, der innerſte Schrein ihres Herzens war geöffnet, ſein Inhalt auf den Markt geworfen, alle ihre Gefühle lagen nackt vor jedermanns Auge, alle ihre Geheimniſſe wurden Gemeingut einer rohen Außenwelt. Lenore fühlte das Unglück mehr vom Parteiſtandpunkte. Die Braunen waren in Gefahr, eine Niederlage zu erleiden, von der ſie ſich niemals erholen konnten. Und jetzt tanzen! Es war ein Tanz wie auf einem Vulkan, der Boden war glühende Lava, jeden Augenblick konnte die Exploſion erfolgen. Je länger die Verbündeten über ihr Schickſal nachdachten, deſto ſchrecklicher wurden die Ausſichten; denn immer noch fielen ihnen neue Gräßlichkeiten ein, die in dem Buche ſtanden.

Als der Tanz beendigt war, begab es ſich, daß Fink im Vorbeigehen vor Hildegard mit dem Fuß auf den Boden wippte und zu ihr gewandt ſagte: „Dieſer Boden klingt ſo hohl, ich weiß nicht, was das bedeuten ſoll, vielleicht liegt ein verlorener Schatz unter den Füßen.“

Hildegard ſtürzte zu Lenore und dem kranken Sympathievogel und rief außer ſich: „Herr von Fink weiß es.“ Die braunen Bänder flatterten in eine Ecke, die Mädchenköpfe fuhren zuſammen und hielten Beratung. Endlich wurde entſchieden, daß dieſe Äußerung ſehr beunruhigend ſei, aber keine Gewißheit des Unglücks gebe.

Doch auch dieſe letzte Unſicherheit ſollte verſchwinden. denn Finks Benehmen wurde auffallend. Er vernachläſſigte heute ſeine Partei, er ſuchte alle Braunen auf, er ſetzte ſich zu Theone, welche die Greuel von Juliens Sterbeſzene und den Untergang des Hauſes Capulet bereits dreimal durchgekoſtet hatte und ihre Tränen gar nicht mehr zurückhalten konnte; er fing ein Geſpräch mit ihr an, er zwang ſie zu antworten, er beklagte ihr bleiches Ausſehen und ſchalt auf

das heiße Zimmer. Er quälte ſie bis zur Ohnmacht und ſchloß endlich ſeine teufliſche Rache damit, daß er ſie auf Hulda Werner aufmerkſam machte und fragte: „Wie gefällt Ihnen das grüne Kleid? Sieht ſie nicht aus wie ein Zeiſig?“ — Sein nächſtes Opfer war Lenore. Sie ſtand unter ihrer Schar noch immer mit dem Stolz einer Fürſtin, aber einer entthronten. Vor allen ihren Getreuen redete Fink ſie an. Sie war artiger gegen ihn, als je in ihrem Leben, ſie preßte ihr Taſchentuch zuſammen, daß die Spitze riß, um ſein Lächeln ruhig auszuhalten. Alles ging gut bis zu dem Augenblick, wo er dem vorübergehenden Herrn von Tönnchen mitten im Geſpräch zurief: „Benno, knacken Sie gern Nüſſe?“

Benno Tönnchen, der auch ein Grüner war, ſagte verwundert: „Nein, wenn Fräulein Lenore uns eine aufgegeben hat, ſo fürchte ich, wird ſie für mich zu hart ſein.“

Jetzt war es entſchieden, kein Zweifel mehr möglich, Fink hatte das Buch. Die braunen Bänder rauſchten auseinander, die Partei glich einem Schwarm entſetzter Küchlein, unter welche der Habicht ſtößt. Nur Lenore nahm ſich zuſammen und trat entſchloſſen auf Fink zu. „Sie haben das Buch, Herr von Fink, eine meiner Freundinnen hat es verloren und iſt ſehr unglücklich darüber. Sein Inhalt iſt nicht für fremde Augen, er kann in dieſer Geſellſchaft großen Ärger verurſachen. Ich bitte, daß Sie mir das Buch zurückgeben.“

„Ein Buch?“ fragte Fink neugierig, „was für ein Buch?“

„Verſtellen Sie ſich nicht,“ ſagte Lenore, „es iſt uns allen deutlich, daß Sie es haben. Ich kann nicht glauben, daß Sie es nach dem, was ich Ihnen über die Folgen geſagt habe, noch einen Augenblick behalten können.“

„Ich könnte es behalten“, nickte Fink. „Sie ſind zu gütig, wenn Sie mir ein ſolches Zartgefühl zutrauen.“

„Das wäre mehr als unartig“, rief Lenore.

„Es würde mir das größte Vergnügen machen, mehr als unartig zu ſein, wenn ich das Buch hätte. Ein Buch, das Ihnen oder einer Ihrer Freundinnen gehört, das möglicherweiſe Ihre Handſchrift oder eine andere Erinnerung an

Sie enthält, das werde ich Ihnen in keinem Fall zurückgeben, wenn ich es finde; und wenn ich erfahre, wo es liegt, werde ich es ſtehlen. Und wenn ich es habe, werde ich es Zeile für Zeile auswendig lernen. Ich werde Ihnen dadurch zu gefallen ſuchen, daß ich Ihnen einige Stellen daraus vortrage, ſooft ich die Freude habe, Sie zu ſehen."

Lenore trat ihm einen Schritt näher, und ihre Augen flammten. „Wenn Sie das tun, Herr von Fink," rief ſie, „ſo werden Sie als ein Unwürdiger handeln."

Fink nickte ihr freundlich zu. „Der Eifer ſteht Ihnen allerliebſt, Fräulein; aber wie können Sie Würde von einem luſtigen Vogel verlangen, wie ich bin? Die Natur hat ihre Gaben verſchieden ausgeteilt, manchem hat ſie verliehen Verſe zu machen, andere zeichnen kleine Bilder, ich habe von ihr einen ſpitzen Schnabel erhalten, den gebrauche ich. Haben Sie je einen würdigen Zeiſig geſehen?" Er wandte ſich lachend ab, faßte Benno Tönnchen beim Arm und ging mit ihm nach der Tür.

Lenore eilte zu Anton: „Herr von Fink hat das Buch. ich flehe Sie an, ſchaffen Sie es uns zurück, er hat ſich geweigert. Er darf nicht weiter darin leſen, es wäre Theones Tod."

Anton ergriff haſtig ſeinen Paletot und ſprang dem Freunde nach, der bereits auf der Straße war. „Zu Feroni, Anton!" rief ihm Fink am Arm des Benno Tönnchen zu.

„Ich muß etwas im Vertrauen mit dir ſprechen", ſagte Anton an ſeiner andern Seite.

„Jetzt nicht, du brauner Geſandter," rief Fink, „ich will nichts mit dir zu tun haben."

„Ich bitte dich, Fritz," bat Anton, ſich an ihn drückend, „gib das Buch heraus, die Mädchen ängſtigen ſich bis zum Vergehen."

„Nur zu!" ſagte Fink.

„Keine tut heute nacht ein Auge zu", rief Anton.

„Um ſo beſſer, wir wollen's auch nicht tun. Sie können ſämtlich zu Feroni kommen, wenn's ihnen zu Hauſe zu bangſam wird. Wir bleiben bis zum Morgen zuſammen. Und du, Anton, wirſt Dich heute nacht nicht ohne mich nach Hauſe

ſchleichen, ſondern du wirſt aushalten, und zwar in ſtiller Todesangſt."

„Was iſt das für eine Geſchichte mit dem Buch?" fragte Tönnchen am andern Arme.

„Sage nichts", bat Anton leiſe.

„Eine tolle Konfuſion," erwiderte Fink, „Sie ſollen alles erfahren."

„Um Gottes willen, ſchweig'", bat Anton.

„Ich werde mich nach deinem Benehmen richten", ſagte Fink; „läufſt du weg, ſo leſe ich den andern das ganze Buch vor."

So kamen ſie bei Feroni an. Anton überlegte, ob er ſich auf Fink werfen und dieſem mit Gewalt das Buch entreißen ſollte. Aber der Erfolg war unſicher. Mit Ernſt und Bitten war heute vollends nichts auszurichten. Nur Liſt konnte helfen. Während er darüber nachſann, lagerten ſich die Herren in dem kleinen Hinterzimmer, ihrer gewöhnlichen Trinkſtube. Es waren außer Anton und Fink noch Zernitz und Tönnchen, der kleine Lanzau, ein Werner, ein Couſin Baldereck (dieſer ein junger Herr mit hervorſtehenden Augen, der in dem Buch unter dem Namen Laubfroſch angedeutet war) und zwei Tronka, nicht von den Tronka-Hams, ſondern aus der andern Linie, in welcher das Majorat iſt, Söhne des alten Majoratsherrn.

„Was trinken wir?" fragte Fink.

„Jeder ſeine Flaſche", erwiderte Zernitz.

„Warum nicht gar!" rief Fink.

„Nur nicht Ihren furchtbaren weißen Burgunder", rief Guido Tronka. „Von unſerer letzten Sitzung ſind mir noch heute die Adern geſchwollen wie Stränge."

„Dann alſo Sekt und Porter, ein ehrliches Halb und Halb", ſchlug Fink vor.

„Superbos!" rief der kleine Lanzau.

„Das iſt ebenſo ein Höllengetränk", klagte Zernitz.

„Küfer, Schenk, herbei!" riefen die Herren, und die Beſtellung wurde gemacht.

Unterdes verfiel Anton auf ein verzweifeltes Mittel. Er ging hinaus, gab dem Aufwärter einen Taler und den Auf-

trag, den Ofen der kleinen Hinterſtube zu überheizen und ohne Rückſicht auf die Klagen der Herren immerfort Kohlen nachzuwerfen. Er ſelbſt ſetzte ſich ſo weit vom Ofen als irgend möglich war, und ſah mit Freude, daß Fink ſich dicht an den eiſernen Zylinder gerückt hatte. Bald mußte ihm die Wärme unbequem werden, dann zog er ſeinen Rock aus, wie er ſtets in ſolchen Fällen tat, dann war es möglich, das rote Buch vor ſeinen Augen aus der Rocktaſche zu ziehen.

„Ich nehme mir die Freiheit, Sie von einem großen Ereignis in Kenntnis zu ſetzen", begann Tönnchen. „Haben Sie Tronkas Alice geſehen, Fink?"

„Nein," ſagte Fink eingießend, „iſt's ein Pferd oder ein Frauenzimmer?"

„Natürlich ein Pferd!" rief Tönnchen.

„Bah, laßt heute die Stalljacke zu Hauſe", ſagte Fink.

„Es iſt aber verdammter Ernſt!" rief Tönnchen. „Guido hat zum Herrenreiten eingeſetzt."

„Zahlen Sie Reugeld," ſprach Fink zu Guido Tronka, „und bleiben Sie zu Hauſe. Den Ajax ſchlägt kein Traber in dieſem Erdenwinkel."

„Sehen Sie ſich morgen meine Alice an," bat Tronka wieder, „ich möchte Ihr Urteil hören."

„Haben Sie die neue Liebhaberin geſehen?" ſprach Zernitz zu Anton, „ſie hat brillante Augen."

„Sie trägt magnifik", rief der andere Tronka zu Fink herüber.

„Sie hat ja eine Haſenſcharte", rief der Laubfroſch verächtlich dazwiſchen.

„Wer iſt nun das wieder?" fragte Fink.

„Die Seppi, ein grünäugiges Scheuſal", ſchrie wieder der Laubfroſch Baldereck. „Gehen Sie denn gar nicht mehr ins Theater?"

„Nein," verſetzte Fink, „aber ich ſchicke meinen Reitknecht hinein. Wenn Sie Gefühle haben, bei denen er Sie unterſtützen kann, ſo wenden Sie ſich nur an ihn."

Es wurde warm. Anton fühlte die Verpflichtung, die Herren zu beſchäftigen. Er bat Herrn von Zernitz um eine

komiſche Geſchichte im Volksdialekt, die ihm der Leutnant neulich anvertraut hatte, er ſtimmte laut in das Lachen des Laubfroſches ein, er verführte den älteſten Tronka, ein Abenteuer mitzuteilen, welches den Tod eines Haſen und einer Schnepfe verurſacht hatte. Er griff nach der Kelle und goß die Gläſer voll.

Es wurde wärmer. Die Herren rückten unzufrieden mit ihren Stühlen und riefen nach dem Aufwärter.

„Es verfliegt ſogleich", tröſtete dieſer.

„Ich finde es gar nicht warm," ſagte Fink ruhig, „im Gegenteil, Sie können noch einlegen."

Aber die Hitze wurde unerträglich, die Herren gerieten in Zorn, Feroni ſelbſt wurde gerufen. Anton proteſtierte gegen das Öffnen des Fenſters, weil man vom Tanze noch zu warm ſei, Fink erklärte die Temperatur für behaglich und behielt ſeinen Rock an.

Anton war in Verzweiflung. Endlich ergriff er das letzte Mittel, er zog ſeinen eigenen Rock aus, um den Freund zu gleichem Entſchluß anzuregen. Sofort tat Fink dasſelbe, legte den Rock ſorgfältig über ſeinem Stuhl zuſammen und ſah lächelnd auf Anton, der mit großer Aufmerkſamkeit ſeine Bewegungen beobachtete.

„Das Buch ſteckt nicht im Rock," nickte Fink ihm zu, „die Mühe war umſonſt, denke auf etwas anderes."

Anton öffnete das Fenſter. „Ich verſuche nichts mehr," ſagte er reſigniert, „du biſt mir zu ſchlau."

„Halte aus", ſagte Fink. Zernitz machte niedliche Witze. Tönnchen erzählte lügenhafte Geſchichten von Tänzerinnen, der kleine Lanzau betrank ſich. Endlich pochte Fink auf den Tiſch. „Jetzt merkt auf. Ich wollte es verbergen, aber es iſt nicht möglich, es ſchreit zum Himmel."

Anton fuhr auf: „Ich bitte dich, Fritz."

„Ruhig, Ofenheizer!" rief Fink. „Hört, ihr Herren, ich habe heute ein geheimes Tagebuch der Braunen gefunden und habe es durchgeblättert."

„Hurra, heraus damit!" riefen ſämtliche Herren.

„Es ſind gewiß Verſe darin", rief Zernitz.

„Es mag ein ſchöner Unſinn darin ſtehen!“ rief Tönnchen, „Phantaſie und Bosheit Unmündiger.“

Anton war wütend.

„Allerdings ſteht Unſinn darin, und die Verſe ſcheinen mir ſchlecht. Hören Sie, Zernitz, was haben Sie mit der kleinen Lara gehabt?“

„Nichts,“ ſagte der Leutnant befremdet, „ich habe ein paarmal mit ihr getanzt, das iſt alles.“

„So muß es gekommen ſein“, fuhr Fink nachdenkend fort. „Die arme Theone! Ich habe ein Lied geleſen, das die Komteß auf Sie gemacht hat. Na, zuletzt ſind Sie kein übler Burſch, aber ich hätte es niemals für möglich gehalten, daß man mit ſolcher Schwärmerei von einem Mann ſprechen kann.“

„Zeigen Sie her“, bat Zernitz angelegentlich.

„Hier?“ fragte Fink vorwurfsvoll, „vor dieſer wilden Bande? Wenn Sie auch die Lara, die mir heute in ihrer Angſt allerliebſt vorkam, nicht gerade begünſtigen, ſo haben Sie doch gar keinen Grund, die reine Leidenſchaft des armen Mädchens hier zu profanieren.“

„Sie haben recht“, ſagte Zernitz. „Aber unter vier Augen werden Sie mir's zeigen.“

„Gewiß“, verſetzte Fink. „Ihr wißt, ich habe kein Gefühl für alle Kreatur, welche ihren Rock länger trägt als bis zum Knie, und wenn es etwas auf der Welt gibt, was mich kalt läßt, ſo ſind es Backfiſche in Butter und in Kleidern. Aber der Wahrheit ſoll ihr Recht werden, die Mädchen, welche das Tagebuch miteinander geführt haben, ſind ſeelengute Dinger, es iſt auch nicht eine unartige Bemerkung darin.“

Er wandte ſich zum Couſin Baldereck: „Von Ihrer Couſine iſt auf jeder Seite mit einer Liebe und Herzlichkeit geſprochen, die ebenſo verdient als rührend genannt werden muß. — Das ſtrengſte Urteil wird über mich gefällt, ich werde ein Zeiſig genannt.“

„Auf die Art iſt das Heft ziemlich langweilig“, ſagte Benno Tönnchen.

„Ja," erwiderte Fink, „wenn Sie nicht interessiert, was Hildegard Salt über Sie hineingeschrieben hat."

„Viel Gutes wird's nicht sein", versetzte Benno neugierig.

„Nein," sagte Fink, „sie spricht von Ihnen in einem Ton, der Ihren Bekannten wahrhaft betrübend vorkommen muß. Sie werden groß und still genannt, Ihr Gesicht ein Muster männlicher Kraft; die Dichterin findet Sie voll Kenntnisse, voll Geist und voll Witz; sie frägt, ob ein solcher Mensch nicht zu bedeutend sei, um sich zu einem weichen Mädchen hinabzuneigen. Nun frage ich alle, wie kann ein gescheites Kind, wie Hildegard Salt, sich so weit verirren, Sie in der Stille anzubeten? Denn Sie sind bei der letzten Flasche ein ziemlich kurzweiliger Gesell, Benno, aber wenn ich ein Mädchen wär' und mir ein Ideal aussuchte, ich würde lieber einen Nußknacker zu meinem Götzen machen als Sie."

Tönnchen verzog den Mund.

„Ist von uns auch etwas darin?" fragte Herr von Werner, auch einer der Grünen, ein Bruder von vier schönen Schwestern, Nachbar der Rothsattel, von jungem Adel, aber reich, in Familieneifersucht aufgewachsen.

„Von Ihnen wenig," versetzte Fink, „nur zwei Zeilen." Er nahm das Buch hervor und sah hinein und suchte. — Anton ballte die Hände unter dem Tisch. — „Schmerzliche Fügung des Himmels, Lenore liebt und sucht vergebens ihr Herz zu verhüllen. Und der Geliebte gehört den Feinden an. Oh, Georg W. Jetzt kommen Punkte und drei Ausrufungszeichen." Fink steckte das Buch wieder ein. Anton beruhigte sich, das konnte nicht in dem Buche stehen, auch sah er, daß die Nasenflügel Finks sich heftig bewegten, ein untrügliches Zeichen, daß er Schelmerei trieb.

Zernitz schob das Glas weg und rief: „Es ist indiskret, daß wir uns in diesem Raume über das unterhalten, was die Mädchen gefühlt haben."

„Ich bin derselben Meinung", rief Benno Tönnchen eifrig.

„Ich auch", sagte Georg Werner.

„Sie müssen das Buch versiegeln und zurückschicken", sprach der Frosch.

„O ihr gemütvollen Zettel," rief Fink in der glücklichſten Stimmung, „weil eure haarigen Köpfe von feinen Händen gekraut werden, wird euer Herz zartfühlend. Ich möchte eure Geſichter ſehen, wenn ich aus dem Buche das Gegenteil herausgeleſen hätte. — Ei, ei! und keiner kennt den Shakeſpeare!"

„Komteß Lara und Hildegard ſind zu feinfühlend, um das hineinzuſetzen, was Ihre Bosheit gern geſehen hätte", rief Zernitz.

„Die Rothſattel iſt zwar ſtolz," rief Werner, „aber ſie hat keinen Grund, von mir etwas anderes zu ſagen, als was wahr iſt. Ich habe ſie immer im ſtillen für ein tüchtiges Mädchen gehalten, das wohl verdient, einmal die Frau eines ehrlichen Jungen zu werden."

Fink nickte ihm billigend zu, dann erhob er das Buch und blickte hinauf an die Decke. „Warum werde ich nicht auf der Stelle von dieſer ſündigen Erde unter beſſere Geſchöpfe verſetzt? Ich bin ein Seraph, und niemand merkt es, und niemand wird es glauben, am wenigſten die Weiber. Hier, Anton, empfange das Buch! Nicht durch Ofenwärme, nicht durch Überredung oder Zwang iſt es erobert; durch freiwilligen Entſchluß der tanzenden Herren wird es ungeleſen zurückgeſchickt."

Anton ergriff das Buch, eilte in die Schreibſtube von Feroni, ſchrieb auf einen Zettel: „Fink hat einige Blätter geleſen, er wird ſchweigen, ſonſt niemand eine Zeile", ſiegelte Zettel und Buch in ein Kuvert und ſandte dies durch einen von Feronis Leuten am ſpäten Abend nach dem Hauſe der Komteß Lara mit dem ausdrücklichen und durch eine Kette von Verſprechungen verſtärkten Befehl, der Bote müſſe unter allen Umſtänden durch Nachtwächter und Pförtner in das Haus und bis an die Grenzen des Schlafzimmers dringen, wo, wie er mit Grund annahm, Theone jetzt ihre ſchwarzen Locken durch Ströme von Tränen in träufelnden Bindfaden verwandelte.

Das Gelag nahm ſeinen Verlauf. Das heiße Zimmer, der ſtarke Trank und ein gewiſſes nachdenkliches Weſen der meiſten Herren machte der Sitzung früher ein Ende, als

Finks Abſicht war. Endlich brach er auf, weckte den verſchlafenen Küfer und ſagte zu Anton: „Bezahle die Rechnung.“ Als Fink mit Anton nach Hauſe ging, begann er: „Sei ruhig, Tony, natürlich war alles gelogen, was ich aus dem Buch erzählt habe. In Wahrheit war alle Bosheit darin aufgeſammelt, deren eine Geſellſchaft Turteltauben fähig iſt.“

„Ich hab's gemerkt,“ ſagte Anton vergnügt, „in der nächſten Stunde werden deine Herren ſchön den Hof machen.“

„Einer oder der andere ſoll die Geliebte, die ich ihm heute zugeteilt habe, noch heiraten, ich will mich jetzt aufs Kuppeln legen.“

Anton ſchwieg gekränkt. „Sei ruhig,“ fuhr Fink behaglich fort, „auch du ſollſt deine Einwilligung zu den Partien geben. Sprich, wie gefallen dir meine Herren?“

„Sieh,“ ſagte Anton, „was ſie ſagen, erſcheint mir oft gewöhnlich, aber ſie haben Selbſtvertrauen und eine ſichere Haltung, die ſie auch dann nicht verlieren, wenn ſie ſich gehen laſſen.“

„Ag,“ ſagte Fink, „es geht; ſie ſind in ihrer Clique, in dem müßigen Umherlaufen mit Couſinen und Sporen an den Beinen verkümmert, ſie ſollen im ganzen genommen ein Beiſpiel ſein, wie man nicht ſein muß, wenn man amüſant ſein will. Ihre Liederlichkeit iſt nicht luſtig, und ihre Luſtigkeit iſt kläglich, in ein paar Jahren ſind ſie ſchal und ungenießbar wie ſchlechter Moſt. Dieſes Tönnchen wird ſchon ſäuerlich. Ich habe große Luſt, ſie dir nächſtens betrunken zu zeigen.“

„Sprich nicht ſo liederlich“, bat Anton.

„Ach, du armer Junge“, ſagte Fink. „Schließ die Tür auf und gib mir meine Geldbörſe zurück.“

„Du haſt heute wieder eine große Rechnung bezahlt“, ſagte Anton. „Ich bitte dich, ſei nicht ſo freigebig, du demütigſt ja die andern.“

„Sei ruhig, Anton,“ erwiderte Fink, „ich halte mich über ſie auf, folglich iſt auch billig, daß ich für ſie bezahle.“

„Ich hoffe, du wirſt niemals für mich bezahlen“, ſagte Anton.

„Nein," entgegnete Fink, „du ſollſt das Privilegium haben, dein eigener Kaſſierer zu ſein; ich bin zufrieden, daß du mir den Hausſchlüſſel trägſt und bei mir noch deine Zigarre rauchſt, während ich mich ausziehe. — Welche Stunde iſt's?"

„Es iſt gegen zwei Uhr", erwiderte Anton vorwurfsvoll.

„Dann ſind wir ſicher die letzten. Da ich herkam, konnte das alte Haus ſolche Exzeſſe nicht vertragen. Als ich das erſtemal beim Frühlicht dieſen Rieſenſchlüſſel ins Schloß ſteckte, fürchtete ich, die alten Mauern würden über mir zuſammenbrechen. Jetzt ſind ſie daran gewöhnt, der Hund, die Hausknechte und der Prinzipal. Oft bleibe ich nur deshalb länger aus, um dieſe ſchauderhafte philiſtröſe Hausordnung umzudrehen."

Als Hildegard Salt nach einer feuchten Tränennacht gegen Morgen die erſten Anſtalten zum Schlafen machte, wurde ſie durch einen Brief von Theone Lara geweckt, in deſſen vorderem Teile Theone mit ſchwarzer Krähenfeder die Anſicht ausſprach, daß für ſie auf dieſer Welt kein Raum mehr ſei, und in der zweiten Hälfte dieſe Anſicht dahin berichtigte, daß ſie Hildegard und Lenore für nächſten Nachmittag zur Schokolade einlud, um wegen der glücklichen Rettung des Buches eine vertrauliche Feſtfeier zu begehen.

Auf dieſer Konferenz der Braunen wurde die Entweihung des Buches durch Männeraugen lebhaft beſprochen. Schrecklich war, daß Fink hineingeſehen hatte. Aber auch Wohlfart hatte das Buch in Händen gehabt, und es war ſehr zu fürchten, daß auch er es durchgeleſen hatte. Lenore war überzeugt, Wohlfart habe nicht darin geleſen. Hildegard dagegen behauptete, er ſei ein Mann, und kein Mann, auch der beſte nicht, ſei einer ſolchen Diskretion fähig. Nach längerer Debatte wurde beſchloſſen, ihn auf eine Probe zu ſtellen. „Wenn er hineingeſehen hat," ſagte Lenore, „ſo hat er doch zuerſt das Titelblatt angeſehen."

„Das Titelblatt durfte er anſehen", warf ein brauner Vogel ein.

„Ich hatte ihm verboten, das Buch zu öffnen," ſprach Lenore, „und ich weiß, er hat keine Seite angeſehen. Ihr alle ſollt zuhören, wie er meine Fragen beantwortet."

Als Anton in der nächſten Tanzſtunde erſchien, trat ihm Lenore an der Spitze der Partei entgegen, ihre Miene war bekümmert, und alle Braunen bemühten ſich, die Köpfe zu hängen und ebenſo traurig auszuſehen: „Ach, Herr Wohlfart, was haben Sie gemacht! Das Buch, welches Sie an Theone geſchickt haben, war ja nicht ihr Tagebuch, es war das Notizbuch eines Herrn, aus einer fremden Brieftaſche."

„Wie iſt das möglich?" rief Anton beſtürzt.

„Gleich auf der erſten Seite war eine Rechnung vom 29ſten über einen Frack, vom 30ſten eine Flaſche Rotwein und zwei neue Sporen. Das Buch konnte uns nichts helfen." Alle Braunen ſchüttelten den Kopf und ſahen betrübt zur Erde.

Anton ſuchte ſich zu entſchuldigen. „Fink zog das rote Buch aus der Weſtentaſche und gab es in meine Hand, ich ſandte es ſogleich verſiegelt ab."

„Dann muß Herr von Fink das Buch vertauſcht haben", fuhr Lenore fort. „Warum haben Sie denn nicht hineingeſehen?" fragte ſie vorwurfsvoll, „wenigſtens auf das Titelblatt."

„Das durfte ich ja nicht," rief Anton, „ich hatte Ihnen ja verſprochen, keinen Blick hineinzuwerfen. Ich rufe Fink."

„Halt," rief Lenore, „noch einen Augenblick! Hat er hineingeſehen oder nicht?" fragte ſie ſiegreich zu ihrer Schar gewandt.

Ein bewunderndes „Nein" kam von aller Lippen. „Bleiben Sie, Herr Wohlfart, es iſt das rechte Buch, das Sie zurückgeſandt haben. Einige von uns bezweifelten, ob ein Mann, ob ſelbſt Sie das Tagebuch ungeleſen aus der Hand geben könnten; ich ſagte, Sie wären das imſtande, und habe meinen Freundinnen das ſoeben bewieſen."

„Ich danke Ihnen für das gute Zutrauen", rief Anton erfreut.

„Alles traue ich Ihnen zu, was brav und ehrlich iſt", ſagte Lenore und blickte ihn mit herzlichem Vertrauen an.

Das war ein großer Abend im Kränzchen. Anton war bis zum Kotillon von einem Kreis junger Damen umgeben, welche ihn mit rührender Vertraulichkeit behandelten, und als der Augenblick kam, in welchem farbige Schleifen an die Herren ausgeteilt wurden, wurden die Klappen seines Fracks von oben bis unten besteckt, und er sah aus wie der bunteste Hofmarschall des Kontinents.

Aber noch Größeres begab sich. Die Partei der Grünen drohte zu zerfallen. Zernitz, Georg Werner und der kleine Lanzau tanzten heute nur mit den Braunen. Hildegard Salt verlebte eine schreckliche halbe Stunde an der Seite des Nußknackers, welcher sie während eines Walzers mit ritterlicher Artigkeit, ja man muß sagen, mit Gefühl behandelte und dadurch in die allergrößte Verlegenheit setzte; Lenore hatte gar von den ehrerbietigen Angriffen des Laubfrosches, des Georg Werner und des kleinen Lanzau zu leiden, welche sämtlich auf einmal zu der Überzeugung gekommen waren, daß Lenore ihrer ernsthaften Huldigungen nicht unwürdig sei. Eugenie selbst war heute gegen die Braunen von aufrichtiger Herzlichkeit, sie hing sich in Lenorens Arm und küßte beim Abschied Theone im überströmenden Gefühl auf beide Wangen. Und Frau von Werner setzte sich neben die Baronin Rothsattel, kündigte für die nächsten Tage ihren und ihrer Töchter Besuch an, bat um die Erlaubnis ihren Georg mitzubringen, und sprach unaufhörlich davon, wie glücklich ihre Kinder noch im nächsten Sommer darüber sein würden, daß die Tanzstunde sie in ein so intimes Verhältnis zu Lenore gebracht habe. Kurz, das ganze Aussehen der Tanzstunde war verändert. Mit Ausnahme der grünen Damen, welche über die Untreue ihrer Herren zürnten, war alles in einer gemütvollen, von Menschenliebe gleichsam überfließenden Stimmung, deren Gegenstand die Damen des braunen Bundes waren. Verlegen erkannten diese die Veränderung ihrer Stellung, die Herzlichkeit der Baldereck, die ernsthaften Huldigungen aller feindlichen Herren; ach, aber zu einem Genuß ihres Glückes konnten sie nicht kommen, in ihrer Brust fühlten sie die Nadelstiche des bösen Gewissens, und um sie herum bewegte sich in weitem Kreise

die furchtbare Geſtalt Finks, des Wiſſenden. Durch ein Wort konnte er den unbegreiflichen Zauber zerſtören, der ſie umgab. — Den ganzen Abend hielt er ſich fern von allen Teilnehmern am Tagebuch, erſt am Ende der Stunde trat er zu Lenore: „Iſt Fräulein Eugenie heute nicht allerliebſt? Ich gebe Ihnen zu, daß ſie gefühllos iſt, aber dieſe kleine Unart wird ſich möglicherweiſe im Laufe der Jahre in eine ganz entgegengeſetzte Eigenſchaft verwandeln.“

Lenore ſah ihn verlegen an. „Kommen Sie mit zu Theone Lara“, ſagte ſie endlich. „Herr von Fink hat ein Recht auf unſern Dank,“ rief ſie dort, „wir alle wollen ihn bitten, daß er über das Buch ſchweigt, wie er bis jetzt getan.“

„Ich will mich dazu verpflichten,“ verſetzte Fink, „unter einer Bedingung. Ein Opfer muß ich haben. Ich muß die Dame erfahren, welche den Vers unter einen gewiſſen Weinſtock geſchrieben hat. Ich muß jemanden haben, den ich haſſen kann, von dem ich bei Gelegenheit alles Schlechte rede, jemanden, der dafür bezahlt, daß Sie ſo leichtſinnig waren, die Dokumente Ihres ſcharfen Witzes in meine Hände fallen zu laſſen. Nennen Sie mir die eine, und ich gebe Ihnen freiwillig das Verſprechen, daß ich gegen Fremde nie ein Wort aus dem Tagebuch zitieren werde.“

In der Gruppe entſtand eine ängſtliche Bewegung, jede fürchtete, die Beute des rachſüchtigen Indianers zu werden. Lenore ſah auf Hildegard, welche vor Schrecken erblich, und ſagte eifrig: „Ich habe die Zeichnung gemacht, und ich habe die Verſe darunter meiner Freundin diktiert; da Sie's geſehen haben, ſo bitte ich Sie um Verzeihung. Mehr kann ich nicht tun; und wenn Sie jetzt die Abſicht haben, ſich an mir zu rächen, ſo werde ich Ihren Haß zu ertragen ſuchen.“

„Schön,“ ſagte Fink lächelnd, „ich werde mich rächen, ich werde Sie von heute ab haſſen. Übrigens iſt mir angenehm, zu erfahren, daß auch das vergänglichſte aller Gefühle, Mädchenfreundſchaft, die Unglücklichen, welche davon befallen werden, zu heldenmütigen Opfern begeiſtern kann. — Ah, Fräulein Hildegard, finden Sie nicht, daß Benno Tönnchen ein herzensgutes Kind iſt? Auch ſeine Geſtalt iſt nicht ſchlecht. Etwas zu voll, werden Sie ſagen, aber

gerade dies volle Weſen macht ihn und ſeine Familie ſo anſprechend."

Die letzte Folge dieſes glücklichen Abends war, daß auf einer neuen Konferenz der Braunen beſchloſſen wurde, den treuen Ritterdienſt Wohlfarts in außerordentlicher Weiſe zu belohnen. Nach längerer Überlegung wurde man einig, daß Theone gemeinſchaftlich mit ihren Freundinnen eine prachtvolle Börſe zu häkeln haben. Gleich am nächſten Morgen wurden Seide und Perlen gekauft. Lenore wollte, um ſich nicht auszuſchließen, die Kunſt zu häkeln eigens erlernen. Auch ſtrahlte bereits die erſte Kappe der Börſe in Braun und Gold, als Ereigniſſe eintraten, welche die Vollendung hinderten.

3.

Es iſt eine traurige Erfahrung, daß die überirdiſchen Gewalten dem Menſchenkind das Glück einer hochgeſpannten Empfindung nicht lange unverkümmert laſſen. Sie haben die Sache ſo ſchlau eingerichtet, daß ſich faſt immer eine Saite unſers Innern abſpannt, ſo oft ſie den Wirbel einer anderen zur Höhe herumdrehen. Natürlich entſteht daraus ein Mißklang. Dieſe ſchlechte Behandlung erfuhr auch Antons Seele.

Zunächſt ereignete ſich, daß das Kontor fortfuhr, die Veränderung in Antons Leben mit kritiſchem Blick zu beobachten. Jede Art von Befremden herrſchte in den verſchiedenen Zimmern des Hinterhauſes, in allen aber war man einig, daß ſich Anton, ſeit er die Tanzſtunde beſuche, ſehr auffällig und nicht zu ſeinem Vorteil verändere. In Wirklichkeit war dieſe Veränderung nicht groß. Es iſt wahr, Anton war in den Freiſtunden weniger mit ſeinen Kollegen zuſammen als ſonſt, er brachte viele Abende außer dem Hauſe zu, und wenn er einmal in Geſellſchaft der Hausgenoſſen aushielt, ſo war er wohl zerſtreuter, ja vielleicht übte er auch geringere Nachſicht gegen die ihm wohlbekannten kleinen Schwächen der anderen Herren. Sein Verſtand bewahrte ihn davor, ſich wegen der plötzlichen geſell-

ſchaftlichen Erfolge zu überheben und die Kollegen durch Erzählung ſeiner Abenteuer zu langweilen; aber er konnte ſich doch nicht enthalten, zuweilen Vergleiche anzuſtellen zwiſchen dem Ton und Benehmen ſeiner Umgebung, die er überſah, weil er ſie genau kannte, und dem Ton und Benehmen im Salon der gnädigen Frau, der ihm imponierte, weil er ihm neu war. Das Kontor erklärte ſeine größere Schweigſamkeit für Stolz, ſeine häufige Abweſenheit für unziemlichen Leichtſinn, und er, der ſonſt ein Liebling des Hauſes geweſen war, kam gerade deshalb in die Lage, jetzt ſehr ſtreng beurteilt zu werden. Er ſelbſt empfand die kühlere Haltung der Gemäßigten, die auffallende Kälte der Entſchiedenen als liebloſe Behandlung. So kam es, daß er die Abende, an denen er keine Veranlaſſung hatte auszugehen, faſt nur mit Fink verlebte, und daß beide zuſammen nach wenig Wochen als ariſtokratiſche Koterie den andern Herren gegenüberſtanden.

Anton wurde durch dies Verhältnis mehr gedrückt, als er ſich ſelbſt geſtehen wollte; er fühlte es an ſeinem Arbeitspult, auf ſeinem Zimmer, ſogar beim Mittageſſen im Vorderhauſe. Seltener redete ihn einer ſeiner Kollegen an; wenn Jordan eine Auskunft forderte, wandte er ſich nicht mehr an ihn, ſondern an Baumann; wenn der Kaſſierer zur Frühſtücksſtunde in das vordere Kontor kam, ſo trat er nicht mehr an Antons Sitz; und wenn Specht ſich von ſeinem Platze umwandte und mitten in den kaufmänniſchen Korreſpondenzen eine auffallende Frage an die Umſitzenden tat, ſo wandte er ſich zwar öfter als ſonſt an Anton, aber es erſchien dieſem als keine Verbeſſerung ſeiner Situation, wenn Specht ihm flüſternd ins Ohr ſchrie: „Iſt es wahr, daß Herr von Berg Apfelſchimmel hat?“ oder: „Muß man bei Frau von Baldereck lackierte Stiefel oder Schuhe tragen?“ Am gewalttätigſten wurde Anton von ſeinem alten Gönner Pix behandelt. Übergroße Toleranz hatte niemals die Energie dieſes Herrn geſchwächt, und aus einem nicht recht verſtändlichen Grunde ſah er in dem gegenwärtigen Anton eine Art Verräter am Kontor, an der großen Wage und am Solo. Es war ſeine Gewohnheit, den eigenen Ge-

burtstag ſo feierlich als möglich zu begehen. Er lud dann ſeine Vertrauten, in deren erſter Reihe Anton ſtand, zum Abend auf ſein Zimmer und ſetzte ihnen an dieſem Tage ausnahmsweiſe Wein auf den Tiſch und einen Napfkuchen, den er eigens beim Bäcker beſtellte und den er in immer größeren Verhältniſſen zu liefern bemüht war. In dieſen Wochen kam wieder ſein Geburtstag heran, und Anton war, obgleich Herr Pix ſich in der letzten Zeit ſehr ſchweigſam gegen ihn verhalten hatte, doch vorbereitet, den Abend bei ihm zuzubringen, er hatte deshalb eine Einladung des Herrn von Zernitz bereits abgelehnt. Früh vor der Kontorſtunde ging er auf das Zimmer des Herrn Pix und gratulierte dieſem. Herr Pix nahm den Glückwunſch ſehr kühl auf und gönnte ihm keine Einladung für den Abend. Nach Tiſche begegnete Anton dem koloſſalen Napfkuchen, welcher mit Hilfe eines Bäckerlehrlings mühſam die Treppe des Hinterhauſes hinaufſtieg, im Kontor merkte er aus einer Äußerung des Herrn Specht, daß diesmal ſämtliche Kollegen aufgefordert waren, den Tag feſtlich zu begehen, an welchem Herr Pix durch ſein Erſcheinen eine Lücke der Schöpfung ausgefüllt hatte. Alle waren geladen, nur Anton und Fink nicht.

Mit Recht empfand Anton dieſe Zurückſetzung als eine Unart. Er empfand ſie aber tiefer, als wohl nötig geweſen wäre. Und zum Überfluß teilte ihm Specht im Vertrauen mit, daß Pix die Erklärung abgegeben habe, ein junger Herr, der mit Leutnants umgehe und bei Feroni am liederlichen Tiſche ſitze, ſei kein paſſender Geſellſchafter für einen ſoliden Kaufmann. Als er an dieſem Abend einſam auf ſeiner Stube ſaß und unter ſich die luſtige Unterhaltung der Kollegen hörte, da überkam ihn eine bange und gedrückte Stimmung, und keins von den glänzenden Bildern, welche in der letzten Zeit ſeine Mußeſtunden ausgefüllt hatten, auch das holdeſte nicht, war mächtig genug, durch die dichte Wolke des Mißmuts durchzudringen, welche ihn umhüllte.

Er ſelbſt war nicht zufrieden mit ſich und ſuchte ſelbſtquäleriſche Anklagen gegen ſich zuſammen. Er war ein an-

derer geworden. Er war nicht gerade nachläſſig in den Arbeitsſtunden, aber ſeine Tätigkeit machte ihm wenig Freude, ſie war ihm oft eine Laſt. Es war ihm begegnet, daß er in ſeinen Briefen wichtiges vergeſſen hatte, ja er hatte ſich ein paarmal ſogar in den Preiſen verſchrieben, und Jordan hatte ihm mit einer kurzen Bemerkung die Briefe zurückgegeben. Es fiel ihm ein, daß der Prinzipal ſich in der letzten Zeit gar nicht um ihn gekümmert, und daß Sabine ihn vor einigen Tagen auf der Treppe kälter gegrüßt hatte als gewöhnlich. Und neulich, als die Tante über Störung ihrer Nachtruhe klagte, weil jemand ſo ſpät und geräuſchvoll die Haustür geöffnet, da hatten alle Kollegen vorwurfsvoll auf ihn geſehen. Sogar der treue Karl hatte ihn vor der letzten Tanzſtunde, wie Anton jetzt meinte, ironiſch gefragt, ob er auch ſeinen Hausſchlüſſel bei ſich habe. In ſolcher Stimmung ging Anton an ſeinen Schreibtiſch und fing an, ſein kleines Kaſſenbuch durchzuſehen. Er hatte in den letzten Wochen keine Ausgaben eingeſchrieben, ängſtlich faßte er die Feder und ſuchte Rechnungen und Erinnerungen zuſammen, um das Verſäumte nachzuholen. Mit Schrecken entdeckte er, daß ſeine Schulden zuſammen eine Summe ausmachten, welche er nicht tilgen konnte, ohne die kleine Hinterlaſſenſchaft ſeiner Eltern anzugreifen. Er fühlte ſich ſehr unglücklich. Hohe Töne hatten lange Zeit in ihm geklungen. Das Schickſal hatte auf einer Saite die feinſte Melodie geſpielt, jetzt ſchnurrte die andere. Der Mißton ſollte noch größer werden.

An demſelben Abend kam der Kaufmann verſtimmt aus der Reſſource nach Hauſe, er beantwortete kurz Sabinens Gruß und ging mit ſtarken Schritten im Zimmer auf und ab.

„Was haſt du, Traugott?“ fragte die Schweſter.

Der Bruder trat an ihren Stuhl. „Willſt du wiſſen, wie Fink ſeinen Schützling bei Frau von Baldereck eingeführt hat? Du warſt ſo bereit, dich über ſeine Freundſchaft zu freuen. Er hat ein Syſtem von Lügen geſponnen und hat den unerfahrenen Wohlfart zu einem ruchloſen Abenteurer gemacht.“ Er erzählte darauf, daß ihn ein älterer Offizier

nach den Verhältniſſen Antons gefragt hatte, und was dabei zutage gekommen war.

„Iſt denn auch gewiß, daß Fink dieſe abgeſchmackten Märchen erfunden, und daß Wohlfart darum gewußt hat?“ fragte Sabine ſchüchtern.

„An Finks Beteiligung iſt kein Zweifel. Der Streich ſieht ihm zu ähnlich. Das iſt der leichtſinnige frevelhafte Sinn, der nichts achtet, nicht einmal den Ruf des Freundes.“

Sabine lehnte ſich an den Stuhl und nickte mechaniſch mit dem Haupt. Ja, ſo war er. Wieder einmal empörte ſich ihr Herz gegen ihn. „O wie traurig!“ ſagte ſie vor ſich hin. „Aber Wohlfart iſt unſchuldig, Traugott, das weiß ich beſtimmt. Eine ſolche Lüge iſt nicht in ſeinem Weſen.“

„Ich werde es morgen erfahren“, ſagte der Kaufmann. „Um ſeinetwillen wünſche ich, daß du recht haſt.“

Am folgenden Morgen ging der Prinzipal durch das vordere Kontor und rief Anton zu ſich in die kleine Hinterſtube. Da dies ſelten geſchah, ſo folgte Anton mit der Ahnung, daß irgend etwas Unheimliches heranziehe. Der Prinzipal ſchloß hinter ihm die Tür, ſetzte ſich recht ernſthaft vor ihm auf den Lederſtuhl und begann mit ſtrenger Miene: „Lieber Wohlfart, ich halte es für meine Pflicht, mit Ihnen über einige Gerüchte zu ſprechen, die ſich in der Stadt verbreitet haben. Man hält Sie für einen reichen jungen Mann von geheimnisvoller Herkunft, erzählt ſich, daß Sie große Beſitzungen in Amerika haben, und daß vornehme Perſonen ſich im ſtillen lebhaft für Sie intereſſieren. Ich ſetze voraus, daß auch Ihnen dieſe Gerüchte zu Ohren gekommen ſind und wünſche zu wiſſen, was Sie getan haben, dieſelben zu widerlegen.“

Anton erwiderte erſtaunt, aber mit Entſchloſſenheit: „Ich weiß nichts von einem ſolchen Gerücht, ich habe einige Male von Fremden ſonderbare Anſpielungen auf mein Vermögen gehört, ich habe ſtets widerſprochen.“

„Haben Sie mit der nötigen Entſchiedenheit widerſprochen?“ fragte der Kaufmann ſtreng.

„Ich glaube, ja“, antwortete Anton ehrlich.

„Es wäre an dem müßigen Geſchwätz wenig gelegen,“ fuhr der Prinzipal fort, „wenn nicht Ihr eigener Charakter dadurch verdächtigt würde. Denn die Welt wird geneigt ſein, anzunehmen, daß Sie ſelbſt aus irgendeinem Grunde bei der Verbreitung dieſes Gerüchts tätig geweſen ſind; für den Ruf eines Kaufmanns aber gibt es keinen ſchlimmeren Argwohn als den, daß er durch niedrige Mittel ſich einen Kredit geben will, den zu beanſpruchen er kein Recht hat.“

Anton ſtand ſtarr.

Der Kaufmann fuhr fort: „Außerdem wird durch dieſes Geſchwätz auch der gute Ruf Ihrer Eltern angegriffen, denn man will wiſſen, daß Sie der heimliche Sohn eines ſehr vornehmen Mannes ſind.“

„O meine Mutter!“ rief Anton, rang die Hände, und die Tränen rollten aus ſeinen Augen. Er war ſo ergriffen, daß ihm der Prinzipal Zeit laſſen mußte, ſich zu beruhigen und endlich begütigend ſagte: „Faſſen Sie ſich, lieber Wohlfart, Sie haben jetzt die Aufgabe, die Unwahrheit dieſer Erzählungen nachzuweiſen. Sie werden Ruhe und männliche Haltung dazu brauchen.“

„Am ſchrecklichſten iſt für mich der Gedanke,“ rief Anton, noch immer außer ſich, „daß Sie ſelbſt vielleicht glauben, ich hätte dieſe Unwahrheiten hervorgerufen, oder ich hätte ſie mir gefallen laſſen, um mich wichtig zu machen. Ich bitte Sie, mir zu glauben, ich habe bis zu dieſer Stunde nichts davon gewußt.“

„Ich glaube Ihnen gern,“ ſagte der Kaufmann freundlicher, „aber Sie haben doch manches getan, um ſolchen Erzählungen Raum zu geben. Sie ſind fortwährend in einem Kreiſe geſehen worden, welcher ſich ſonſt gegen junge Männer in Ihrer Stellung ſehr ſpröde verhält. Sie haben hier und da Ausgaben gemacht, welche Ihre Mittel offenbar überſteigen und jedenfalls unpaſſend für Sie waren.“

Anton hatte die dunkle Empfindung, daß er ſich im Mittelpunkt der Erde viel behaglicher befinden würde als auf der Oberfläche. „Ja,“ ſagte er endlich verzweifelnd, „Sie haben recht, ich habe ſehr unrecht getan, über meine Verhältniſſe hinauszugehen, ich habe es während der ganzen

Zeit empfunden; ſeit einigen Tagen, wo ich Kaſſe gemacht habe und geſehen, daß ich in Schulden gekommen bin" — hier lächelte der Kaufmann faſt unmerklich —, „iſt mir's klar geworden, daß ich auf unrechtem Wege bin, ich habe nur nicht gewußt, wie ich zurück ſoll. Jetzt werde ich nicht mehr zaudern," fuhr er ſehr traurig fort, „und Sie mögen die Güte haben zu entſcheiden, ob ich mich jetzt verſtändig benehme."

„Nicht wahr, Fink hat Sie in die Geſellſchaft der Frau von Baldereck eingeführt? Ich dachte es," ſagte der Prinzipal lächelnd, „vielleicht weiß er auch mehr von den Gerüchten, welche Sie gegenwärtig ſo beunruhigen."

„Erlauben Sie, daß ich in Ihrer Gegenwart ſein Zeugnis fordere, daß ich nichts von allen dieſen Nachreden gewußt habe, und daß ich ſelbſt wohl leichtſinnig geweſen bin, aber nicht niedrig. Fink iſt mein Freund und kennt mein ganzes Verhalten."

„Wenn Sie es beruhigt", ſagte der Prinzipal und ließ Herrn von Fink rufen.

Fink ſah im Eintreten verwundert auf den aufgeregten Anton und fragte, ohne die Gegenwart des Prinzipals ſonderlich zu beachten: „Was, Teufel, du haſt geweint?"

„Über Verleumdungen," ſprach der Kaufmann ernſt, „welche ſeine Solidität als Geſchäftsmann und die Reſpektabilität ſeiner Familie angegriffen haben." Darauf ſagte er kurz, worum es ſich handle.

Fink lachte und rief: „Es iſt ein Kind; wozu ſich um das müßige Geſchwätz der Leute kümmern?"

„Er hat kein Recht, dies Geſchwätz zu verachten, denn er hat es durch ſeinen Verkehr in den Kreiſen, in die Sie ihn einführten, genährt."

„Vor allem bitte ich dich, mir hier vor Herrn Schröter zu bezeugen, daß ich keine Ahnung von alledem gehabt habe; du kennſt mich genug, um zu wiſſen, daß ich keinen Fuß in die Geſellſchaft der Frau von Baldereck geſetzt hätte, wenn ich für möglich gehalten hätte, daß ſo etwas von mir geſagt werden kann."

„Er iſt ganz unſchuldig," ſagte Fink mit überzeugender Gutmütigkeit zum Prinzipal, „unſchuldig und harmlos wie das Veilchen, das ſtill im Verborgenen blüht; wenn irgend jemand ſchuld hat bei dieſer lächerlichen Geſchichte, ſo bin ich es und außerdem die törichten Menſchen, welche ſo etwas verbreitet haben. Gib dich zufrieden, Anton; wenn dir die Sache leid iſt, ſo wollen wir ſie bald wieder in Ordnung bringen."

„Ich werde noch einmal zu Frau von Baldereck gehen und ihr mitteilen, daß ich die Tanzſtunden nicht mehr beſuchen kann."

„Auch ich halte das für das beſte Mittel", ſagte der Kaufmann.

„Ich fürchte, es wird nicht viel helfen", bemerkte Fink weiſe.

„Dann habe ich wenigſtens das meinige getan", rief Anton.

„Wie du willſt", ſagte Fink. „Tanzen haſt du doch gelernt, und deinen Hut verſtehſt du auch mit Anſtand zu bewegen."

Gegen Mittag ſagte der Kaufmann zu ſeiner Schweſter: „Du haſt recht gehabt: Wohlfart war in der Hauptſache unſchuldig, Fink hat in ſeinem Übermut die ganze Intrige angezettelt."

„Ich wußte es", rief Sabine und fuhr heftig mit der Nadel in ihre Stickerei. — „Wenn es möglich iſt, Traugott, ſo verhüte jetzt eine neue Unbeſonnenheit."

„Sie müſſen die Geſchichte ſelbſt abmachen," antwortete der Kaufmann, „ich bin neugierig, wie ſie das zuſtande bringen werden."

Anton arbeitete den Tag über wie einer, der ſich betäuben will, ſprach nur das Nötige und ging am Abend trotzig die drei Treppen hinauf, ſich anzukleiden, als ein Mann, der ſeinen Entſchluß gefaßt hat.

Fink ſah ihn den Tag über mißtrauiſch an und fragte ſich ſelbſt: „Was hat der Junge vor? Er gebärdet ſich, als ſollte er das erſte Duell abmachen." Und hätte er in Antons Seele

ſehen können, vielleicht hätte auch ihn erſchüttert, den Schmerz zu erkennen, der in dem jungen Herzen fraß. Es war nicht verletzter Stolz allein, nicht die Scham, wie ein Abenteurer und Betrüger zu erſcheinen, denn dieſe beiden Empfindungen gingen unter in einem größeren Weh, in dem Gedanken an den Abſchied von ſeiner geliebten Tänzerin.

Fink ſprang die drei Treppen hinauf in Antons Zimmer, den er bereits angekleidet fand, ſah das bleiche Geſicht des Freundes, das heute um ein paar Jahre älter ausſah als gewöhnlich, und fragte, ſeine Hand ergreifend: „Biſt du böſe auf mich?“

„Nicht auf dich und auf keinen andern“, ſagte Anton aufgeregt. „Höre mich an; wie das Gerücht entſtanden iſt, will ich nicht wiſſen. Es iſt möglich, daß du dir einen Scherz mit mir und den Leuten gemacht haſt.“

„Mit dir nicht, mein Kind“, ſagte Fink.

„Jedenfalls haſt du um das Gerücht gewußt und mir nichts davon geſagt; das war nicht recht von dir, ich ſage dir das jetzt und werde dir's nicht nachtragen, und wir wollen miteinander über dieſe Geſchichte niemals wieder reden.“

„Höre,“ ſagte Fink, „ich habe die Anſicht, du nimmſt das Geſchwätz viel zu tragiſch.“

„Laß mich“, fuhr Anton fort, „nur heute in meiner Weiſe handeln.“

„Was willſt du denn tun?“

„Frage mich nicht, ich empfinde ſehr deutlich, was ich tun muß. Laß uns gehen.“

„So tu, was du nicht laſſen kannſt,“ ſagte Fink gutmütig, „aber vergiß nur eines nicht, daß jede Art von Szene, die du vor den Leuten aufführſt, ſie nur amüſieren wird, um ſo mehr, je aufgeregter du dich zeigſt.“

„Vertraue mir,“ ſagte Anton, „ich werde ruhig ſein.“

Es war große Geſellſchaft in den erleuchteten Zimmern, kleine Balltoilette, viel Lichterglanz, ſämtliche Familienmütter und mehrere Väter; einige eingeübte Tänze ſollten zum beſten gegeben werden. Im Eintreten blickte Fink beſorgt auf ſeinen Freund, Anton ſah verſtört aus, aber er

ſchritt mit großer Energie vorwärts. Er machte ſich von Fink los und trat ſogleich zu Lenore, mit der er ſich zum erſten Tanz bereits engagiert hatte. Das Fräulein ſah heute ſo reizend aus als möglich, ſie hatte ihr erſtes Ballkleid an, und die großen Augen ſtrahlten vor Luſt; ſie kam ihrem Tänzer einige Schritte entgegen und ſagte ihm mit freundlichem Vorwurf: „Sie kommen ſo ſpät, der Ball wird gleich anfangen, und ich hatte gehofft, mit Ihnen vorher noch eine Weile zu plaudern. Papa iſt auch hier. Ich werde Sie ihm vorſtellen. — Aber was haben Sie? — Sie ſehen ja ſo feierlich aus?“

„Gnädiges Fräulein,“ erwiderte Anton mit einer Verbeugung, „mir iſt heut ſehr traurig zumute, ich kann nicht die Ehre haben, den nächſten Tanz mit Ihnen zu tanzen.“

„Und warum nicht?“ fragte die junge Dame erſchrocken.

„Hören Sie mich an, ich werde nicht lange in dieſer Geſellſchaft bleiben und komme heute nur, mich bei Ihnen und der Dame vom Hauſe wegen meines Weggehens zu entſchuldigen.“

„Aber, Herr Wohlfart“, rief Lenore, die Hände zuſammenſchlagend.

„Viel mehr als an der Meinung der übrigen liegt mir an Ihrer guten Meinung,“ ſagte Anton errötend, „und vor Ihnen will ich mich zuerſt rechtfertigen.“

„Sie ſollen ſich aber nicht rechtfertigen, ich verſtehe Sie nicht“, rief die junge Dame.

Anton aber erzählte ihr mit fliegenden Worten, was er heute von ſeinem Prinzipal gehört, und verſicherte ſie eifrig, daß er von dem Gerücht nichts gewußt habe. „Das glaube ich Ihnen gern,“ ſagte Lenore vertrauensvoll, „Papa hat auch geſagt, daß es wahrſcheinlich ein müßiges Geſchwätz ſei.“ — Sie hielt inne, denn ſie dachte in dem Augenblick daran, daß ihr Vater zugeſetzt hatte, dieſer Herr Wohlfart möge ein recht guter Mann ſein, aber er paſſe doch nicht in die Geſellſchaft. „Und weil Sie erfahren haben, was man ſich über Sie erzählt, wollen Sie ganz aus der Tanzſtunde ausſcheiden?“

„Ja, ich will," ſagte Anton, „denn wenn ich hierbleibe, würde ich mich der Gefahr ausſetzen, für einen Eindringling oder gar für einen Betrüger gehalten zu werden."

Lenore warf das Köpfchen zurück und ſagte gekränkt und heftig: „So gehen Sie, mein Herr!"

Dies war das beſte Mittel, das Gehen unſers Anton zu verhindern, er blieb ſtehen und ſah ſeine Tänzerin flehend an.

„Warum gehen Sie nicht?" fragte das Fräulein noch heftiger.

Anton wurde ſehr bleich; er ſah mit tiefem Schmerz in das Geſicht ſeiner zornigen Dame und ſagte mit zitternder Stimme: „Sagen Sie mir wenigſtens, daß Sie nicht ſchlecht von mir denken wollen."

„Ich werde gar nicht an Sie denken", rief Lenore mit ſchneidender Kälte und wandte ſich ab.

Der arme Anton ſtand einen Augenblick wie vernichtet, es war ein bitterer Schmerz, der ſeine unerfahrene Seele durchbebte. Wäre er zehn Jahre älter geweſen, ſo hätte er ſich dieſen heftigen Zorn vielleicht günſtiger ausgelegt. Der Gedanke, daß er noch nicht fertig war, gab ihm ſeine Kraft wieder, er ging aufgerichtet, ja mit ſtolzem Schritt zu dem Kreiſe, in welchem Frau von Baldereck die Honneurs machte. Da waren alle die auserwählteſten Damen der Geſellſchaft, die lange, hagere Gräfin eine Taſſe Tee trinkend, Eugeniens Mutter und neben ihr eine große Männergeſtalt; Anton wußte, ohne daß es ihm jemand geſagt hatte, daß der ſtattliche Herr Lenorens Vater ſein müſſe. In dem Augenblick, wo er vor die Frau vom Hauſe trat, ſeine Verbeugung zu machen, flog ſein Blick über die ganze Geſellſchaft. Noch viele Jahre nachher lebte der Augenblick in ſeinem Gedächtnis, noch viele Jahre nachher wußte er die Farbe von jedem Kleide, er konnte noch die Blumen aufzählen, welche in dem Strauß der Baronin Rothſattel waren, ja, er erinnerte ſich noch an das Bild der gemalten Taſſe, aus welcher die Gräfin trank. Die Hausfrau empfing die Verbeugung unſers Helden mit herablaſſendem Lächeln

und war im Begriff, ihm etwas Freundliches zu ſagen, als Anton ſie unterbrach und mit einer Stimme, die vor Bewegung zitterte, aber laut durch den ganzen Saal tönte, ſeine Rede begann, ſo daß nach den erſten Worten eine allgemeine Stille entſtand: „Gnädige Frau, ich habe heute erfahren, daß in der Stadt erzählt wird, ich ſei reich, ich beſitze Güter in Amerika, und vornehme Herrſchaften nehmen im geheimen ein Intereſſe an mir. Ich erkläre dies alles für Unwahrheit, ich bin der Sohn des verſtorbenen Kalkulators Wohlfart aus Oſtrau; ich habe von meinen Eltern faſt nichts geerbt als einen ehrlichen, unbeſcholtenen Namen. Ich bin dem Andenken an meine guten Eltern und mir ſelbſt ſchuldig, das hier öffentlich zu erklären. Sie, gnädige Frau, haben die hohe Güte gehabt, einen fremden und unbedeutenden Menſchen ſo freundlich in Ihrem Hauſe aufzunehmen und mich zur Teilnahme an den Tanzſtunden dieſes Winters aufzufordern. Ich darf nach dem, was ich heute gehört habe, nicht mehr daran teilnehmen, weil mein fernerer Beſuch der Tanzſtunde den Unwahrheiten, welche man über mich verbreitet hat, Nahrung geben würde, und weil ich gar in den Verdacht kommen könnte, ein Betrüger zu ſein, welcher die Gaſtfreundſchaft Ihres Hauſes mißbraucht. Deshalb ſage ich Ihnen meinen innigen Dank für Ihre Güte und bitte Sie, mir ein freundliches Gedächtnis zu bewahren.“

Die Rede war etwas zu pathetiſch für den Kreis, in welchem ſie wirken ſollte, aber ſie wirkte doch. Es entſtand für einige Augenblicke tiefes Stillſchweigen; die Gräfin hielt wie erſtarrt ihre Taſſe in der Luft zwiſchen Schoß und Mund, und die Frau vom Hauſe ſah verlegen vor ſich nieder.

Anton machte eine tiefe Verbeugung und ging zur Tür.

Da eilte aus der ſtarren Gruppe mit beflügeltem Schritte eine helle Geſtalt dem Scheidenden nach, faßte mit ihren Händen ſeine beiden Hände; Anton ſah in Lenorens weinende Augen und hörte noch, wie ſie mit weicher Stimme unter Tränen zu ihm ſagte: „Leben Sie wohl!“ Dann ſchloß ſich die Tür hinter ihm, und alles war vorbei.

Anton ging langſam nach Hauſe. Es war ſo ruhig und ſtill in ſeiner Seele, als wäre er nie in dem Hauſe hinter ihm geweſen, er ſah auf die großen Schneeflocken, welche vor ihm herunterfielen, und freute ſich über die Spur, welche die Fußgänger in den weichen Schnee gedrückt hatten. Wenn er Schmerzen fühlte, ſo waren ſie doch ohne Bitterkeit. Er trug ſein Haupt ſtolz und dachte an alles mögliche, woran ein unbefangener Spaziergänger denkt, an ſeine Eltern, an die Briefe, die er im Geſchäft geſchrieben hatte, an ſeinen Prinzipal und auch an den närriſchen Tinkeles, den Fink heute wieder zum Kontor hinausgewieſen. Aber in ſeinem Ohr klang fortwährend eine Melodie, die neben allen Gedanken forttönte, es waren die Worte Lenorens: „Leben Sie wohl!“

In dem Salon der gnädigen Frau kehrte das Leben zurück, als er das Zimmer verlaſſen hatte. Das erſte Wort, welches gehört wurde, war der ſtrafende Ruf der Mutter, die ihre Tochter zu ſich forderte, welche in der vergangenen Szene eine ſo auffallende Rolle improviſiert hatte. „Lenore, du haſt dich vergeſſen!“ ſagte die Mutter leiſe und bekümmert.

„Laß ſie,“ ſagte der Freiherr mit Geiſtesgegenwart laut, „die Tochter hat getan, was der Vater hätte tun ſollen; der junge Mann hat ſich brav gehalten, und wir werden ihm unſere Achtung nicht verſagen.“

Unter den übrigen Gruppen aber erhob ſich ein Gemurmel, die Einleitung zu lebhafter Unterhaltung. „Das war ja eine wahre Theaterſzene,“ ſagte die Dame vom Hauſe mit nicht ganz natürlichem Lächeln; — „aber wer hat uns denn geſagt —“

„Ja, wer hat denn geſagt? —“, fiel Herr von Tönnchen ein.

Aller Augen richteten ſich auf Fink.

„Sie ſagten ja doch, Herr von Fink —“, fing Frau von Baldereck wieder an, ſich majeſtätiſch erhebend.

„Jawohl,“ fiel Herr von Zernitz ein, „und es iſt doch etwas an dem Gerücht, mein Wort darauf! Ich ſelbſt habe

bei einem notariellen Akt als Zeuge gedient", fuhr er unvorsichtig heraus. „Erklären Sie doch, Fink."

„Auch ich muß um Erklärung bitten, Herr von Fink", fuhr die Hausfrau gereizt fort.

„Mich? gnädige Frau", sagte Fink mit der Ruhe eines Gerechten, dem ein Unrecht geschieht. „Was soll ich von diesem Gerücht wissen? Ich selbst habe ihm widersprochen, soviel ich nur konnte."

„Ja, das haben Sie," ließen einzelne Stimmen sich hören, „aber Sie ließen merken —"

„Sie sagten doch —", fiel Frau von Baldereck ein.

„Was? gnädige Frau", fragte kalt der unerschütterliche Fink.

— „daß dieser Herr Wohlfart auf geheimnisvolle Weise mit dem — dem Kaiser — in Verbindung stehe."

„Das ist unmöglich", antwortete Fink mit größtem Ernst. „Das ist ein arges Mißverständnis! Ich habe Ihnen die Person des Herrn beschrieben, der Ihnen damals noch unbekannt war; es ist möglich, daß ich dabei eine zufällige Ähnlichkeit erwähnt habe."

„Aber was ist das mit den Gütern," fiel Herr von Tönnchen ein, „Sie selbst haben ja die Herrschaft an ihn zediert, und dieser Verkauf war von auffallenden Umständen begleitet. Sie forderten von uns, die Sache als tiefes Geheimnis zu bewahren."

„Da Sie mein Geheimnis so gut bewahrt haben, daß Sie es überall und jetzt hier vor der ganzen Gesellschaft erzählen," entgegnete Fink lachend, „so tragen Sie und Zernitz offenbar die Schuld, wenn sich dies törichte Gerücht verbreitet hat. Merken Sie auf, meine teuren Herren. Mein Freund Wohlfart hatte einmal in fröhlicher Stimmung geäußert, er wünsche wohl, Grundbesitz in Amerika zu haben. Ich machte mir einen Scherz und schenkte ihm zu Weihnachten eine Besitzung, die ich auf Long-Island bei Neuyork hatte. Diese Besitzung, meine Herren, besteht in einer Sandgrube, welche mit Gesträuch bewachsen ist, und in welcher eine bretterne Vogelhütte zum Schießen von Strandvögeln steht. Wenn ich Sie gebeten habe, nicht davon zu sprechen,

ſo war das ganz in Ordnung; daß Sie aber aus dieſer Kleinigkeit ein Tau geſponnen haben, welches einen liebenswürdigen Mann von unſerer Geſellſchaft ſcheiden ſoll, tut mir ſehr leid.“ Ein kalter Hohn legte ſich auf ſein Geſicht, als er fortfuhr: „Mit Freuden ſehe ich, wie ſehr Sie alle dies Bedauern teilen, und wie ſtark Sie den gemeinen Bedientenſinn verachten, welcher einen Mann deswegen für ſalonfähig hält, weil irgendein fremder Potentat ſich um ihn gekümmert haben ſoll. Da wir aber den heutigen Ball mit Erklärungen angefangen haben, ſo will auch ich die Erklärung abgeben, daß Herr Anton Wohlfart legitimer Sohn des verſtorbenen Herrn Kalkulators Wohlfart in Oſtrau iſt, und daß ich jede fernere Erwähnung dieſer Mißverſtändniſſe für eine Beleidigung meines nächſten Freundes halten werde. — Und jetzt, gnädige Frau, ſchenken Sie mir aufs neue Ihre Huld, ich bin mit Fräulein Eugenie zur erſten Quadrille engagiert und fühle mich außerſtande, länger zu warten.“

In Frau von Baldereck kämpfte eine Weile verletztes Selbſtgefühl und mütterliche Sorgfalt, endlich ſiegte, wie bei einer guten Natur zu erwarten war, die letztere; ſie ſagte, Fink vorwurfsvoll anblickend, leiſe: „Ich fürchte, Sie haben Ihr Spiel mit uns getrieben!“ — Fink aber ſchüttelte den Kopf und erwiderte mit großer Aufrichtigkeit: „Man ſpielt nicht, wo man fühlt.“ Darauf führte er Fräulein Eugenie zum Tanze.

Beim Antreten ſagte ihm Leutnant von Zernitz: „Sie haben Ihr Spiel mit uns getrieben, Fink, ich bedaure, darüber noch eine Erklärung von Ihnen fordern zu müſſen.“

„Seien Sie verſtändig und fordern Sie nichts,“ entgegnete Fink, „wir haben ſooft miteinander um die Wette geſchoſſen, daß es ſehr töricht wäre, wenn wir einer auf den andern zielen wollten.“

Da Fink bei weitem der beſte Schütz in der Geſellſchaft war, ſo ſah Herr von Zernitz doch zuletzt ein, daß Fink recht hatte. Und eine kleine Spannung von einigen Wochen abgerechnet, welche an einem ſtillen Abend bei der zweiten Flaſche Burgunder durch Händeſchütteln ausgeglichen

wurde, hatte die Sache keine weitern Folgen. — Doch erkaltete ſeit dem Abgange Antons das Intereſſe, welches Fink an der Tanzſtunde genommen, und weder Theone Lara noch Lenore hatten Urſache, ſeine Anſpielungen zu fürchten, denn wenn er im Salon erſchien, ſo begnügte er ſich, der Tochter vom Hauſe und einigen erfahrenen Frauen ſeine Huldigungen darzubringen, um die aufſtrebende Jugend kümmerte er ſich nicht mehr.

Anton aber war wie ein erlöſchender Stern aus der Geſellſchaft geſchieden. Er wurde nicht wieder darin geſehen. Frau von Baldereck erkannte etwas ſpät, daß es paſſend ſei, den jungen Mann, der doch einmal in ihrem Hauſe aufgenommen war, gelegentlich wieder einzuladen, um ihm und andern zu zeigen, daß man ſeine Gegenwart nicht bloß deshalb für anſtändig halte, weil er — ſondern auch um ſeiner ſelbſt willen. — Und einige andere Familien des Landadels dachten ebenſo; da aber, wie bemerkt, alle dieſe Einladungen etwas ſpät kamen und Anton ſein Nichterſcheinen entſchuldigte, ſo geſchah ihm in kurzem, was viel bedeutenderen Größen der Geſellſchaft zu begegnen pflegte, er wurde vergeſſen. Die früheren Eideshelfer bei der großen Urkunde, Herr von Zernitz und Herr von Tönnchen, redeten ihn noch eine Weile auf der Straße an, wenn er ihnen begegnete, dann grüßten ſie ihn noch ein Jahr, und endlich kannten auch ſie ihn nicht mehr.

Unſerm Anton kam wenig darauf an. Er ſtürzte ſich jetzt mit Leidenſchaft in die Arbeiten des Geſchäfts. Gleich am andern Morgen klopfte er an die Tür des kleinen Kontors und trat in das Allerheiligſte des Prinzipals ein. Er erzählte ihm, was er geſtern zu Frau von Baldereck geſagt habe, und fügte hinzu: „Ich werde nicht mehr in die Geſellſchaft gehen, und ich bitte Sie, mir zu verzeihen, wenn ich in der letzten Zeit meine Pflicht nicht vollſtändig getan habe, ich werde von heute an ſorgfältiger ſein.“

„Ich habe keinen Grund, über Sie zu klagen“, erwiderte der Kaufmann freundlich; „geben Sie mir die Summe an, welche Sie bedürfen, um Ihre Verhältniſſe in Ordnung zu bringen.“ Anton zog einen Zettel aus der Taſche, auf dem

er gewiſſenhaft ſein Debet aufgezeichnet hatte, Herr Schröter rief den Kaſſierer, ließ die Summe an Anton zahlen und dieſem zur Laſt ſchreiben, und auch das war abgemacht.

Fink ſagte am nächſten Tage zu Anton: „Du biſt mit einem Knalleffekt ausgetreten und haſt von den älteren Herren der Geſellſchaft das Zeugnis bekommen, daß du dich angemeſſen benommen haſt.“

„Wer hat das geſagt?“ Fink erzählte ihm die Äußerungen des Freiherrn von Rothſattel und tat, als bemerke er nicht, daß Antons Geſicht eine tiefe Röte überflog. „Indes wäre doch klüger geweſen,“ fuhr Fink fort, „wenn du die Angelegenheit nicht ſo auf die Spitze getrieben hätteſt. Wozu die ganze Geſellſchaft meiden, in der doch einige ſind, die dich perſönlich liebgewonnen haben?“

„Ich habe gehandelt,“ ſprach Anton, „wie mir mein Gefühl eingab, ein anderer, der älter iſt und mehr Welt hat, wird es vielleicht geſchickter anfangen. Du kannſt mir nicht zürnen, daß ich in dieſer Sache nicht deinem Rat gefolgt bin.“

„Es iſt merkwürdig,“ dachte Fink, die Treppe hinuntersteigend, „bei welchen Gelegenheiten die verſchiedenen Menſchen lernen, den eigenen Willen zu gebrauchen. Dieſer Knabe iſt über Nacht ſelbſtändig geworden, und was ihm das Schickſal jetzt von größeren Dingen bringt, er wird ſicher alles anſtändig durchmachen.“

Für Anton ſowohl als ſeinen Freund war es ein gutes Zeichen, daß ihr Verhältnis durch dieſe Szene nicht geſtört wurde. Ja, es gewann an innerem Wert. Fink behandelte ſeinen jüngeren Freund mit größerer Achtung, und Anton bewegte ſich mit mehr Freiheit und gewöhnte ſich, auch Fink gegenüber einen eigenen Willen zu haben. Und das richtige Urteil des Jüngeren trug allmählich dazu bei, den Älteren von manchem loſen Streich abzuhalten und ſeinen Übermut zu bändigen. Anton erfüllte ſeine Pflichten im Kontor mit der größten Pünktlichkeit, ſein Dienſteifer war unendlich, und ſeine Zuvorkommenheit gegen die Kollegen größer als jemals. Fink gewöhnte ſich dadurch, ohne daß er es ſelbſt merkte, auch ſeinerſeits regelmäßiger im

Geſchäft zu erſcheinen und die Arbeitsſtunden beſſer auszuhalten. Nur einen Gegenſtand gab es, über den er mit ſeinem Freunde nie ſprach, obgleich er wußte, daß Anton immer an ihn dachte, das war die junge Dame der Tanzſtunde, welche ſo viel Herz und Mut gezeigt hatte.

## 4.

Nie hatten die Blumen ſo reichlich geblüht und nie die Vögel ſo luſtig geſungen, als in dieſem Sommer auf dem Gute des Freiherrn. Die Winterſaiſon hatte die Familie mit einem großen Teil des Landadels verbunden, und die Bekanntſchaften des Teetiſches und Ballſaales ſpannen ſich jetzt unter dem blauen Himmel weiter. Faſt immer war Beſuch auf dem Schloſſe. Aus der Stadt kam Frau von Baldereck mit Eugenie, zuweilen auch der Laubfroſch, Zernitz und Benno Tönnchen, von ihrem Gut Frau von Werner mit einem Sohn und vier Töchtern. Theone und Hildegard waren wochenlang die Gäſte Lenorens, ſie hatten kein Mittel gefunden, ihren Schwur zu halten, und trafen jetzt wenigſtens auf befreundetem Gebiet wieder zuſammen. Das Haus ſchien manchmal zu klein, die Gäſte zu faſſen. In allen Zimmern des Schloſſes und auf dem runden Raſenplatz tummelten ſich die zierlichen Geſtalten der Mädchen. Sie laſen Theaterſtücke mit verteilten Rollen, ſie fühlten miteinander die zarteſten und höchſten Gefühle durch, ſie tanzten, ſie ſchlugen den Dritten ab oder ließen ſich vom wilden Mann jagen. Und wenn die jungen Herren ja einmal langweilig wurden und die Stimmung der Mädchen nicht verſtanden, ſo beſtiegen dieſe den Kahn, ergriffen die Streichruder und zogen ſich vom Feſtlande zurück in eine unangreifbare Stellung mitten auf dem Waſſer. Wie ſüß wurde dort geſchwärmt, wenn das Ruder leiſe in der Flut plätſcherte und der Mond über den Bäumen des Parks heraufzog. Um den Kahn hoben die Seeroſen ihr weißes Haupt aus dem Waſſer, erfreut, daß ihre Feinde, die Schwäne, zur Ruhe gegangen waren, das Bild des Mondes zitterte auf

dem Kamm kleiner Kreiswellen, die Nachtigall ſchmetterte im Buſch, und ein warmer Windeshauch trieb den Duft blühender Sträucher über den See. Dann ſangen Theone und Hildegard zweiſtimmige Lieder, oder Hulda Werner geſtand eine holde Erinnerung aus der Reſidenz, oder Eugenie machte ſpöttiſche Bemerkungen über die unglücklichen Herren, welche am Uferrand auf und ab liefen und vergeblich durch Liſt und Gewalt in den Beſitz des Kahnes zu kommen ſuchten.

Aber die prächtigſten Stunden waren am Sonntag abends; dann wurde das Winterkränzchen fortgeſetzt, der Reihe nach im Schloß der Rothſattel, bei Werners, bei Balderecks. Wenn man nicht tanzte, trieb man ſchelmiſche Poſſen. Man verkleidete ſich. Mit Mänteln, Schals und Tüchern drapierte ſich die junge Geſellſchaft in der lächerlichſten Weiſe, dann ſtellte Zernitz, der in ſolchen Dingen ein Meiſter war, ſchnell ein Tableau, und die Väter und Mütter mußten als Publikum zuſehen. Oder man führte Scharaden in dramatiſchen Szenen auf, entweder aus dem Stegreif oder ſo, daß die Rollen der einzelnen auf kleine Zettel geſchrieben wurden, die man während der Aufführung in der Hand hielt. Die ganze Woche hindurch dachten die Mädchen auf hübſche Wörter, und wie man ſie darſtellen könnte. Klaſſiſche Wörter wurden dort aufgeführt, zum Beiſpiel „Referendarius“ als Reh, als Fee, als Wettrennen und als König Darius, wo Benno Tönnchen als toter Darius auf dem Boden lag und die ſchöne Hulda Werner als Alexander der Große mit gerungenen Händen hinter ihm ſtand, worauf Lenore als Ganzes mit einer Brille auf der Naſe und Akten unter dem Arm erſchien und über den Laubfroſch, welcher ein Verbrechen begangen hatte, ihr Protokoll aufnahm. —

Und erſt als das treffliche Wort Parthenia dargeſtellt wurde! Zuerſt ein feierliches Ehepaar aus der alten Zeit; dann ein langweiliger Tee, dann ein ſchüchterner Liebhaber, welcher täglich ſeiner Dame einen Liebesantrag machen will und niemals damit zuſtande kommt, ſondern immer ſitzen bleibt, ſo daß die Dame zuletzt mit einem Seufzer die Er-

klärung ausrufen kann: „nie, nie!“ und dann eine andere Brautwerbung, bei der ein verſchämtes Bauernmädchen ihrem Liebhaber, dem Otto Tronka, zuletzt ein leiſes Ja zuflüſtern muß. — Theone Lara war als Bauernmädchen bezaubernd, nur das Ja ſprach ſie nicht aus, ſie ſchämte ſich. — Und am Schluß erſchien Lenore wieder als Ganzes, als eine griechiſche Jungfrau, und der Laubfroſch, der Nußknacker und der kleine Lanzau ſaßen als Wilde in ſchwarzhaarigen Schlittendecken um ſie herum und wurden von ihr ach! ſo ſchlecht behandelt.

Wie glücklich war Lenore in dieſer Zeit! Zwar ein wenig Original war ſie geblieben, und die Mutter ſchüttelte zuweilen den Kopf über einen kecken Einfall oder einen kräftigen Ausruf, der den Lippen des ſchönen Mädchens entſchlüpfte. Natürlich tanzte Lenore immer als Herr, ſooft es an Herren fehlte; ſie war die Anführerin bei einigen entſchloſſenen Taten, welche die Mädchen verübten, ſie trieb ihre ganze Geſellſchaft einmal wohl eine Meile weit auf einen Punkt, wo eine gute Ausſicht ſein ſollte, ſie zwang ſie dann, in der Schenke des nächſten Dorfes einzukehren und Milch und Schwarzbrot als Abendkoſt zu genießen, und brachte die Todmüden am ſpäten Abend auf einem Leiterwagen zurück, den ſie gemietet hatte und auf dem ſie ſtand und ſelbſt kutſchierte. Sie behandelte die jüngeren Herren fortwährend gönnerhaft wie kleine Jungen, die ein Butterbrot in der Hand halten, ſie ließ ſich von ihnen Pferdegeſchichten erzählen und trat bei einer dramatiſchen Szene zum Schrecken der Mutter ſogar ſelbſt als Herr auf, mit einer Reitpeitſche und einem kleinen Bart von Wolle, den ſie allerliebſt zu drehen wußte. Dabei ſah ſie aber ſo wunderhübſch aus, daß die Baronin nicht im Ernſt zürnen konnte.

Wenn jemand auf dem Gut mit dem neuen Leben der Familie nicht ganz zufrieden war, ſo war's die Baronin. Über ihren Gemahl war Zerſtreuung und Geſchäftigkeit gekommen, die wolkenloſe ruhige Heiterkeit früherer Jahre ſchien aus ſeiner Seele verſchwunden. Auch jetzt im Sommer fuhr er oft nach der Stadt, manchen Abend brachte er

in der Reſſource zu, und luſtige Regimentskameraden, welche eine Frau zu nehmen vermieden hatten, zogen ihn häufig aus den Zimmern der Hausfrau in ihre Rauchſtuben. Er verhandelte mit Ehrenthal und gefiel ſich in lauter Geſellſchaft, von der er ſonſt wenig gehalten hatte. Es war eine ſehr geringe Veränderung des Freiherrn, nur für das Auge der Gattin erkennbar. Und auch die Baronin ſah ein, daß ſie unrecht tue, über dieſe Veränderung zu trauern.

Aber auch ihr wurde in dieſer Zeit große Freude. Eugen beſtand ſein Offizierexamen und kündigte ſeinen Beſuch an, um die Schnüre auf ſeinen Achſeln zu zeigen. Die Mutter ließ ihm ſein Zimmer neu einrichten, und der Vater ſtellte einen Gewehrſchrank und eine neue Jagdausrüſtung hinein, die er ihm zum Geſchenk beſtimmte. Als die Stunde kam, wo Eugen eintreffen ſollte, konnte der Freiherr die Ankunft gar nicht erwarten, er ließ ſatteln und ritt dem Sohn bis zum nächſten Dorf entgegen. Und als eine kleine Staubwolke auf der Landſtraße das Nahen des Reiters verkündete und der Vater die ſchlanke Geſtalt des Huſarenleutnants vor ſich erblickte, das Geſicht, welches der geliebten Frau ſo ähnlich ſah, da ſprang er wie ein Jüngling vom Pferde, der Sohn tat im Nu dasſelbe, und es war ein guter Anblick, als die beiden ritterlichen Geſtalten einander auf der Heerſtraße umarmten. Und ſtattlich anzuſehen war's, als ſie nebeneinander dem Schloſſe zutrabten.

„Ich bringe dir auch gute Nachricht vom Regiment", begann Eugen nach dem erſten Austauſch freudiger Fragen und Antworten. „Zuerſt läßt dich der Oberſt grüßen."

„Er war ſeinerzeit ein toller Junge", ſagte der Vater.

„Jetzt iſt er ein Brummbär", ſagte der Sohn. — „Unſer Avancement wird magnifik. Waldorf wird ausſcheiden müſſen, weil ſeine Bruſt immer ſchlechter wird; Balduin Tronka will ſich verſetzen laſſen, er hat mit dem Rittmeiſter einen famoſen Streit gehabt, die Geſchichte muß ich dir noch erzählen, und Stallinger bekommt das Majorat ſeines Onkels, der todkrank liegt. Er wird ein fanatiſch reicher Kerl. Man ſagt, Zwanzigtauſend Revenuen."

„Das iſt ſehr übertrieben," ſagte der Vater, „das Majorat iſt wenig größer als unſer Gut."

„Jedenfalls wird er ſeinen Wallach dem Wachtmeiſter ſchenken", ſagte der Sohn. „Er hat dem Tiſch einen ſüperben Satz verſprochen. — Wie gefällt dir mein Brauner, Vater?" Sie hielten vor dem Hofe an, der Leutnant ritt das Pferd vor. Der Freiherr unterſuchte als Kenner und ſprach im allgemeinen ſeine Billigung aus. Vor dem Pferdeſtall hielten ſie noch einmal an. „Wir wollen die Frauen überraſchen", ſagte der Freiherr. Als der Reitknecht die Pferde abnahm, konnten Vater und Sohn ſich nicht enthalten, auf einen Augenblick in den Stall zu treten. Zuerſt prüften ſie die Reitpferde des Freiherrn, dann gingen ſie die Reihe der Ackergäule durch. Mit Gönnermiene ſchlug der Leutnant das eine oder andere, einen perſönlichen Bekannten, an den Hals und ſprach zur Freude des Vaters mit militäriſcher Kürze entſchiedene Urteile über die Tüchtigkeit aus. Die Knechte ſtanden ehrerbietig herum, Vater und Sohn gerieten in Eifer und teilten einander nicht aufzuſchiebende Sportanekdoten mit, der Freiherr mit der Ruhe eines alten Roßbändigers, der Leutnant mit jugendlichem Feuer, ſeelenvergnügt, vor der erprobten Weisheit des Vaters auch ſeine luſtig grünende Wiſſenſchaft zu zeigen. Bei Lenorens Pony erinnerten ſich Vater und Sohn zu gleicher Zeit an die Frauen des Hauſes und eilten ſchnell aus dem Stall nach dem Schloſſe.

In der Roſenlaube hielt die Baronin ihren Sohn umſchlungen, während Lenore ihm liebkoſend auf die Schultern klopfte. — Jetzt erſt begann die rechte Freude auf dem Schloß. — Die Augen der Eltern glänzten, ſooft ſie auf die hohe Geſtalt des Reiters ſahen. Wenn einzelne ſeiner Ausdrücke und Gebärden noch an die Reitbahn erinnerten, ſo ertrug auch die Baronin das mit freundlichem Lächeln. Denn ſeit alter Zeit iſt der Stall die Vorhalle, durch welche der Kavalier zu den gefälligen Formen des Salons hinaufſteigt. Im Kreiſe der Mädchen eroberte ſich Eugen ſofort die Herrſchaft, wenigſtens in allen luſtigen Stunden wurde er ihr bevorzugter Gefährte. Er machte

ſeine Beſuche in der Umgegend, man lud ein und wurde geladen, ein fröhliches Feſt folgte dem andern.

Das Behagen an dieſem bunten Treiben wurde dem Freiherrn durch einen Umſtand beeinträchtigt: er konnte durchaus nicht mehr mit ſeinem Gelde auskommen. Was zwanzig Jahre hindurch möglich geweſen war, erwies ſich jetzt als völlig unmöglich. Das Winterquartier in der Stadt, die größere Ausdehnung ſeiner geſellſchaftlichen Verbindungen, die Epauletten ſeines Sohnes, die Florkleider und Spitzen Lenorens, ſogar die Zuſchüſſe, welche er zu den jährlichen Zinſen ſeiner Pfandbriefe machen mußte, um die Intereſſen an die Landſchaft zu zahlen, das alles zuſammen wurde ihm unbequem. Die Erträge des Gutes wurden zuweilen ungeduldig erwartet und ſchnell in Anſpruch genommen, ſie wurden dadurch nicht größer und nicht ſicherer; und mancher verſtändige Vorſatz früherer Zeiten blieb unausgeführt. Der Freiherr hatte den Plan gefaßt, eine ſterile Sandfläche an der Grenze ſeines Gutes mit Kiefern zu beſäen, ſogar die unbedeutenden Koſten dieſer Verbeſſerung wurden ihm läſtig, und der gelbe Sand glänzte ungefurcht das ganze Jahr in der Sonne. Wieder war er mehr als einmal in die Lage gekommen, die zierliche Kaſſette, welche ſeine geliebten Pfandbriefe beherbergte, zu öffnen und einzelne Nummern des ſchönen Pergaments herauszunehmen; wieder umwölkte ſich ſeine Stirn, und wieder durchfuhr eine fliegende Unruhe ſein in der Regel ſo würdig gehaltenes Weſen. Aber es war nicht mehr die quälende Angſt einer früheren Zeit, er hatte bereits eine kleine Praxis in Geſchäften erworben und ſah die Sache ein wenig kaltblütiger an. Es mußte einen Weg geben, aus dieſen Verlegenheiten herauszukommen, im ſchlimmſten Fall lebte er noch einen, höchſtens zwei Winter in der Stadt, bis Lenorens Erziehung vollendet war, und zog ſich dann mit Energie in ſeine Landwirtſchaft zurück. Er fühlte, daß ihn das kein großes Opfer koſten würde. Und dann führte er ſeine induſtriellen Projekte aus, als guter Wirt nur auf die Zukunft der Kinder bedacht. Unterdes beſchloß er, ſich gelegent-

lich bei Ehrenthal Rat zu holen. Der Mann war im ganzen doch wohl ein ehrlicher Mann, ſoweit ein Negoziant einem Edelmann gegenüber ſo etwas ſein kann; und was die Hauptſache war, er kannte die Verhältniſſe des Freiherrn ziemlich genau, und der Herr fühlte ihm gegenüber nicht die Scheu, welche ihn abhalten mußte, einem Fremden Bekenntniſſe zu machen.

Wie immer, erſchien auch diesmal der Händler zu rechter Zeit. Seine diamantene Buſennadel blitzte, ſeine unterwürfigen Komplimente gegen die Baronin waren lächerlicher als je, und ſeine Bewunderung des Gutes zeigte ſich wahrhaft grenzenlos. Der Freiherr führte ihn in guter Laune durch die Wirtſchaft und ſagte endlich: „Sie ſollen mir einen Rat geben, Ehrenthal.“

Ehrenthal zuckte mit den Augen und ſah den Freiherrn ſchlau an.

Es waren nur wenige Jahre vergangen, ſeit ſie einen ähnlichen Gang durch die Gebäude des Hofes gemacht hatten, und ſehr hatten ſich die Zeiten geändert! Damals mußte der Händler ſeinen guten Rat dem ſtolzen Baron ſo vorſichtig und in Süßigkeiten eingehüllt anbieten, wie man dem unartigen Kinde eine Arznei einflößt, und jetzt kam derſelbe Herr bereits Hilfe ſuchend zu ihm.

Der Freiherr fuhr mit möglichſt leichtem Tone fort: „Ich habe in dieſem Jahre größere Ausgaben gehabt als früher, ſelbſt die Pfandbriefe verlangen Zuſchüſſe, ich muß darauf denken, meine Einnahmen zu vermehren. Was iſt nach Ihrer Meinung für dieſen Zweck am beſten zu tun?“

Die Augen des Händlers glänzten, aber er erwiderte mit gebührender Demut: „Was zu tun iſt, werden der Herr Baron beſſer wiſſen als ich.“

„Nur keins von Ihren Geſchäften, Ehrenthal“, warf der Freiherr vorſichtig ein. „Ich werde mit Ihnen nicht wieder in Kompanie treten.“

Kopfſchüttelnd antwortete Ehrenthal: „Es iſt auch nicht immer zu machen ein ſolches Geſchäft, welches ich mit gutem Gewiſſen dem Herrn Baron empfehlen kann. Der gnädige Herr hat fünfundvierzigtauſend Taler liegen in Pfandbrie-

ſen. Wozu ſich halten die Pfandbriefe, welche ſo wenig Zinſen geben? Wenn Sie dafür kaufen eine ſichere Hypothek zu fünf Prozent, ſo werden Sie davon zahlen vier Prozent an die Landſchaft und ein Taler vom Hundert bleibt Ihnen als Vorteil, ein jährlicher Vorteil von vierhundertfünfzig Talern für Ihre Kaſſe. Und ſie können dabei haben noch einen größeren Vorteil. Manche ſichere Hypothek zu fünf Prozent wird angeboten zum Kauf mit großem Profit für den Käufer, welcher bar Geld bezahlen kann. Sie werden vielleicht vierzigtauſend Taler zahlen, vielleicht noch weniger, und eine gute Hypothek erhalten, welche Ihnen bringt fünf Prozent Zinſen von fünfundvierzigtauſend Talern."

Der Freiherr antwortete: „So war auch mein Gedanke, aber mit der Sicherheit ſolcher Hypotheken, welche auf dem Markt in den Händen von euch Händlern ſind, ſieht es ſchlecht aus, und ich kann mich darauf nicht einlaſſen."

Ehrenthal wälzte durch eine Handbewegung jeden Bruchteil dieſes Vorwurfs, welcher ihn perſönlich hätte treffen können, von ſich ab und ſagte ärgerlich über den unſoliden Schacher mit ſolchen Inſtrumenten: „Ich mache nicht gern Geſchäfte mit Hypotheken; was ſo iſt auf den Markt in den Händen der Händler, das iſt nichts für den Herrn Baron; Sie müſſen ſich wenden an einen zuverläſſigen Mann. Sie haben einen Rechtsanwalt, welcher gute Geſchäftskenntnis hat, vielleicht kann der Ihnen ſchaffen eine ſichere Hypothek."

„Sie wiſſen alſo keine?" fragte der Freiherr prüfend und doch mit dem ſtillen Wunſche, daß Ehrenthal ihm die Mühe erleichtern möchte.

„Ich weiß keine", ſagte der Händler mit größter Entſchiedenheit. „Aber wenn Sie wünſchen, will ich mich erkundigen unter der Hand; es ſind immer welche zu haben. Auch Ihr Rechtsanwalt wird Ihnen ſagen, was er für ſicher hält. Solche Herren geben ſich nur keine Mühe bei den Verhandlungen vor dem Kauf, und Sie werden beim Rechtsanwalt voll einzahlen müſſen die ganze Summe für

dieſelbe Hypothek, welche Sie durch einen Geſchäftsmann können erhalten mit einem Vorteil von einigen Tauſend.“

Da in der Seele des Freiherrn dieſer Vorteil bereits die größte Wichtigkeit erlangt hatte, ſo faßte er in der Stille ſeinen Entſchluß. Er wollte ſehr vorſichtig ſein, aber womöglich lieber eine bereits vorhandene Hypothek kaufen, als durch ſeinen Rechtsfreund das Geld anlegen laſſen. Und dem Händler ſagte er: „Es eilt nicht; falls Sie etwas Paſſendes finden, benachrichtigen Sie mich.“

„Ich will mir Mühe geben,“ ſprach der Händler mit Zurückhaltung, „aber es wird am beſten ſein, wenn auch der Herr Baron bei dieſem Geſchäft Erkundigungen einziehen, denn ich mache ſonſt keine Geſchäfte mit Hypotheken.“

Wenn dieſe Äußerung auch nicht wahrhaftig war, ſo erfüllte ſie doch ihren Zweck, denn die kühle Unſchuld des Händlers ſteigerte das Zutrauen des Freiherrn zu ihm um ein Bedeutendes. Ehrenthal aber ſuchte eilig von dem Gute wegzukommen; er vernachläſſigte diesmal die feinwolligen Sprungböcke, überſah das runde Ausſehen der Sperlinge auf dem Dache und grollte ſeinem Kutſcher, weil dieſer zu langſam fuhr. „Wenn ich einer Schnecke binde die Zügel an ihre Hörner, ſo wird ſie mich ſchneller fahren als Ihr“, zankte er ärgerlich und rückte auf ſeinem Sitze hin und her.

Der Kutſcher peitſchte verdrießlich die Pferde und warf grob über die Schultern zurück: „Wenn Sie Ihren Pferden mehr Hafer geben, werden ſie mehr ſein wie die Schnecken. Zwei Metzen Hafer, und er verlangt Galopp auf ſteinigem Wege!“

Der Freiherr fuhr am nächſten Tage nach der Stadt und erſuchte ſeinen Rechtsfreund, die nötigen Anſtalten zur Erwerbung einer Hypothek zu machen. Er verbarg ihm nicht, daß er dieſelbe gern mit einigem Vorteil erhalten würde.

Der verſtändige Juriſt riet ihm dringend, auf ſolchen Vorteil zu verzichten, weil keine Ausſicht ſei, daß er eine ſichere Anlage um weniger als den Nennwert bewirken werde. Gerade dieſer Rat machte den Freiherrn nur noch

mehr geneigt, ſich beim Erwerb der Hypothek ſeinem eigenen Urteil zu überlaſſen.

Einige Tage darauf meldete ſich beim Baron ein ſtarker großer Mann mit rötlichem, glänzendem Geſicht, ein Herr Pinkus aus der Hauptſtadt. Der würdige Herbergsvater wurde in das Arbeitszimmer des Barons geführt und beeilte ſich, ſein Erſcheinen zu entſchuldigen. Er hatte gehört, daß der gnädige Herr Geld anzulegen wünſchte, und wußte eine ausgezeichnet ſichere, höchſt empfehlenswerte Hypothek von vierzigtauſend Talern auf eine große Herrſchaft in der benachbarten Provinz, Eigentum des reichen Grafen Zaminſky, der im Auslande lebte. Die Güter, auf welchen die Hypothek haftete, hatten alle möglichen Vorteile; es waren drei, vier Güter, es war eine Waldfläche dabei von mehr als zweitauſend Morgen, und reiner Urwald war das nach den Schwüren des Berichterſtatters. Vier Dörfer waren zu Spann- und Handarbeit verpflichtet. Hundert Stellen in vier Dörfern hatten bares Geld an die Herrſchaft zu zahlen, kurz es war eine Beſitzung, welche dem größten Fürſten keine Schande gemacht hätte. Und dieſe Hypothek von vierzigtauſend Talern ſtand mit ihrem Pfandrecht gleich hinter den erſten hunderttauſend Talern. Hinter ihr waren noch fünf oder ſechs kleinere, aber immerhin anſehnliche Kapitalien eingetragen. Die Hypothek war gegenwärtig im Beſitz des Grafen Zaminsky ſelbſt. Er hatte dieſelbe ſeinem Geſchäftsträger zum Verkaufe zediert. Und dieſes vortreffliche Inſtrument war, wie Pinkus geheimnisvoll andeutete, möglicherweiſe für neunzig Prozent, alſo für ſechsundreißigtauſend Taler zu haben. Es war unbequem, daß die Herrſchaft in einer benachbarten Provinz lag, in welcher die Landwirtſchaft noch viele altertümliche Eigenheiten hatte. Aber die Grenze war höchſtens zwei Meilen entfernt, die nächſte Kreisſtadt war durch die Chauſſee mit der Welt verbunden, kurz es gab nichts, was nicht bei unbefangener Betrachtung an der Hypothek einnehmend erſchienen wäre, und Pinkus würde ſich nie entſchloſſen haben, einen ſolchen Schatz irgendeinem fremden Käufer zu gönnen, wenn dieſer nicht in ſo ausgezeichneter

Weiſe alle Tugenden in ſeiner Perſon vereinigte wie der Freiherr.

Der Gutsherr verhielt ſich gegenüber dieſen Anpreiſungen würdig, wie einem Mann von Erfahrung geziemte. Vor ſeinem Abgange zog Pinkus ein dickes Aktenbündel, welches das Dokument ſelbſt vorſtellte, aus einer Ledertaſche hervor und legte dasſelbe vertrauensvoll vor dem Freiherrn auf den Tiſch, damit dieſer mit Muße die Richtigkeit aller Angaben prüfen könne.

Am andern Morgen fuhr der Freiherr mit dem Dokument zu ſeinem Rechtsfreund, erſuchte ihn, dasſelbe durchzuſehen und die nötigen Ermittelungen anzuſtellen. Er ſelbſt ſtieg die ſchwarze Treppe zur weißlackierten Pforte des Herrn Ehrenthal hinauf.

Ehrenthal war entzückt über das Glück, welches ihm widerfuhr, er warf ſeinen Schlafrock mit Blitzeseile ab und beſtand darauf, der Herr Baron möge ihm die unendliche Ehre erweiſen, bei ihm zu frühſtücken. Der Freiherr war human genug, das nicht ganz auszuſchlagen; er wurde in das diſtinguierte Putzzimmer des Hauſes geführt und ſah mit innerer Heiterkeit die auffallenden Farben der bunten Vorhänge, den roten Plüſch des Sofas, den unſaubern Fußboden und die zahlreichen ſchlechten Ölbilder an den Wänden, dicke Farbenmaſſen, welche wahrſcheinlich auf dem Trödel gekauft waren und ſchwärzlichen Baumſchlag aus irgendeinem unreinlichen Weltteil darſtellten. Die ſchöne Roſalie trat nach einer Weile ſelbſt herein mit rabenſchwarzen Hängelocken, in rauſchendem Seidenkleid, machte eine tiefe Verbeugung und beſetzte den Frühſtückstiſch. Es war dem Freiherrn eine ſtille Unterhaltung, zu beobachten, wie die gezierte Haltung der Tochter von dem kriechenden Weſen des Vaters abſtach, und der gute Herr freute ſich ſchon darauf, wie er auf den Abend beim Teetiſch der Baronin und ſeiner Lenore dies wunderliche Gemiſch von Luxus und Unbehilflichkeit ſchildern würde. So ſaß er auf dem Sofa und ſah mit freundlichem Lächeln auf den Händler. Herr Ehrenthal ſaß ihm gegenüber und freute ſich auch, und auch ſein Mund lächelte verbindlich. Endlich ſagte der

Freiherr, nachdem er der ſchönen Tochter des Hauſes einige artige Worte gegönnt hatte: „Kennen Sie einen Herrn Pinkus, lieber Ehrenthal?“

Die Tochter verſchwand bei dieſen geſchäftlichen Andeutungen, der Vater rückte ſich auf ſeinem Stuhle zurecht. „Ja, ich kenne ihn,“ ſagte er kühl, „er iſt ein kleiner Geſchäftsmann; ich glaube auch, daß er iſt ein ehrlicher Mann. Er iſt nicht von Bedeutung, er macht ſeine Geſchäfte nach Polen zu.“

„Haben Sie dieſem Herrn etwas von meinem Wunſche geſagt, eine Hypothek zu kaufen?“ fragte der Freiherr weiter.

„Was ſollte ich es ihm ſagen?“ antwortete Ehrenthal; „iſt er geweſen bei Ihnen wegen einer Hypothek,“ fuhr er kopfſchüttelnd fort, „ſo hat er es erfahren von einem andern Geſchäftsmann, mit dem ich darüber geſprochen. Der Pinkus iſt ein kleiner Mann, was kann er bringen eine Hypothek für Sie?“ Hier deutete Herr Ehrenthal durch eine Handbewegung an, wie klein Pinkus ſei, und hob die Augen in die Höhe, gleichſam um die unermeßliche Höhe des Barons anzudeuten.

Der Baron erzählte ihm darauf, welche Hypothek der Unterhändler ihm angeboten habe, und fragte nach den Gütern und Verhältniſſen des Grafen.

Herr Ehrenthal wußte nichts Näheres, beſann ſich aber, daß ein reſpektabler Geſchäftsmann aus jener Gegend in der Stadt ſei, und erbot ſich, dieſen Mann aufſuchen zu laſſen und in die Wohnung des Freiherrn zu ſenden.

Das nahm der Freiherr an und erhob ſich. Ehrenthal begleitete ihn die Treppe hinunter bis in den Hausflur und ſagte beim Abſchiede: „Seien Sie vorſichtig mit der Hypothek, Herr Baron, es iſt ſchönes Geld, und es gibt viele ſchlechte Hypotheken, aber es gibt auch gute Hypotheken, und es wird viel geſchwatzt von manchen Geſchäftsleuten zur Empfehlung ihrer Sachen. Und was den Löbel Pinkus betrifft, ſo iſt er nur ein kleiner Mann, er wird nicht viel haben vom Geſchäft, aber er iſt, ſoweit ich ihn kenne,

ein ehrlicher Mann. Was Sie mir von der Hypothek ſagen, ſcheint gut, aber doch bitte ich untertänig, Herr Baron, ſeien Sie vorſichtig."

Da der Freiherr durch dieſe wortreiche Rede um nichts klüger geworden war, ſo ging er in ſeine Wohnung und erwartete mit Ungeduld die Ankunft des fremden Geſchäftsmanns. Dieſer ließ nicht lange auf ſich warten. Diesmal war es ein Herr Löwenberg, in ſeiner Erſcheinung ein Seitenſtück zu Ehrenthal und Pinkus. Nur war er etwas hagerer und trug als Mann aus der Provinz ein ſchweres ſpaniſches Rohr und in der Hand eine Mütze. Er gab ſich als Weinkaufmann zu erkennen und zeigte ſich über die betreffenden Güter und die Verhältniſſe des Grafen ſehr gut unterrichtet. Er erzählte, daß der gegenwärtige Beſitzer noch jung ſei und im Auslande lebe, daß der verſtorbene Vater desſelben etwas bunt gewirtſchaftet habe; dagegen ſei jetzt beſſere Ordnung eingeführt, man erzähle Gutes von dem Erben, und wenn auch Kapitalien auf den Gütern ſtänden, ſo habe die Familie doch ſo viel Mittel, daß an eine Gefährdung ihres Beſitzes gar nicht zu denken ſei. Die Güter ſeien noch nicht auf hoher Kulturſtufe, jedenfalls ſei aber viel daraus zu machen, und er hoffe, der junge Graf werde der Mann dazu ſein. Alles, was er ſagte, war nicht übertrieben, es klang recht nüchtern und verſtändig. Das Ganze war entſchieden günſtig, und als der Fremde den Baron verließ, war dieſer feſt entſchloſſen, das Geſchäft zu machen. Um nichts zu verſäumen, ging er noch zu einem ſeiner Bekannten und zog Erkundigungen ein. Was er erfuhr, war nicht viel, aber auch nicht ungünſtig. Die Hauptſache war, daß die Familie eine ſehr alte und in ihrer Provinz angeſehene Familie war, und daß der verſtorbene Graf Zaminſky wild gewirtſchaftet hatte. Bevor er nach Hauſe fuhr, erhielt er einen Gegenbeſuch des Herrn Ehrenthal, welcher ihn benachrichtigte, daß die Wolle der Schafe auf dieſen Gütern allerdings nicht fein ſei, und dagegen vom Freiherrn erfuhr, daß er vor allem noch das Gutachten ſeines Rechtsfreundes abwarten wolle, bevor er ſich entſchließe.

Das kleine Kontor Ehrenthals lag im Wohnhaus zu ebener Erde und hatte ſeinen einzigen Eingang von dem Hausflur. Es war gegen Abend, als Herr Ehrenthal in das Kontor trat, wo Itzig gelangweilt vor einem Buch weißen Briefpapiers ſaß und die Ankunft ſeines Meiſters erwartete. Ehrenthal war in großer Aufregung, er legte ſeinen Stock auf den Tiſch, vergaß aber ſeinen Hut abzunehmen und ſchritt unruhig in dem Raume auf und ab.

Itzig dachte: „Was tut der Mann? Was hat er, daß er ſo in Sorgen iſt?“ Da trat Ehrenthal vor Itzig und ſagte mit Eifer: „Itzig, heute werden Sie zeigen, ob Sie verdienen, daß Sie Brot bei mir haben und den Mittagstiſch, den ich Ihnen gebe wegen Ihrer Bildung.“

„Was ſoll ich tun?“ ſprach Veitel und erhob ſich von ſeinem Sitz.

„Erſt werden Sie mir rufen den Löbel Pinkus, dann werden Sie mir beſtellen eine Flaſche Wein und zwei Gläſer, und dann gehen Sie fort, ich brauche Sie heute nicht mehr. Sie ſollen mir aber gehen und herausbringen, an wen der Juſtizrat Horn, welcher wohnt am Markte, heut geſchrieben hat nach Rosmin außerhalb der Provinz, und wenn er heute nicht geſchrieben hat, an wen er morgen ſchreibt. Ich werde Ihnen geben fünf Talerſtücke, damit Sie das können erfahren. Wenn Sie mir heute abend noch Antwort bringen, ſo ſollen Sie außerdem haben einen Dukaten.“

Veitel erglühte innerlich, entgegnete aber mit dem Schein von Kälte: „Ich kenne keinen von den Schreibern des Juſtizrats und brauche Zeit, bis ich machen kann ihre Bekanntſchaft. Morgen abend ſollen Sie Antwort haben, Sie können mir aufheben den Dukaten auf morgen.“

„Wenn Sie Beſcheid bringen, kommen Sie zu jeder Zeit, und wenn es wäre nach Mitternacht“, rief ihm Ehrenthal nach.

Itzig ſprang die Treppe hinauf, beſtellte in der Küche eine Flaſche Wein und lief dann als Spürhund auf die Straßen.

Unterdes ſchritt Herr Ehrenthal, den Hut auf dem Kopfe, die Hände auf dem Rücken, immer noch in dem Kontor auf

und ab, und nickte dabei mit dem Haupt wie eine Pagode. So ſah er in dem Halbdunkel des Zimmers aus wie ein dickes ſchwarzes Geſpenſt, das ſeinen abgeſchlagenen Kopf nicht feſt auf den Schultern halten kann.

Veitel führte auf ſeinem Gange lebhafte Unterhaltung mit ſich ſelbſt. „Was iſt los?“ fragte er; „es muß ein großes Geſchäft ſein und ſoll mir bleiben ein Geheimnis. Ich ſoll den Pinkus holen. Der Pinkus iſt geweſen vor einigen Tagen beim Ehrenthal, und den Tag darauf iſt er gefahren aufs Land zum Baron Rothſattel. Das Geſchäft iſt alſo über den Baron. Und der Ehrenthal will einem vorſetzen ein Glas Wein, der Pinkus bekommt keinen Wein, es muß ſein ein anderer, es wird nicht ſein der Baron ſelbſt, denn den Edelmann führt er nicht aufs Kontor, der muß oben hinauf zum roten Plüſch. — Wenn der Pinkus zu tun hat bei dem Geſchäft mit dem Baron, ſo kann er nur haben geſtellt das Sprenkel für den Rotſchwanz, und der jetzt abends kommt, den ich nicht ſehen ſoll, der muß ſein der Treiber, — und der Ehrenthal ſelber? Als er heute herunterging mit dem Baron, habe ich gehört, wie er ſagte: „Seien Sie vorſichtig!“ Folglich iſt der Alte der Scheucher. Wenn der Ehrenthal ſcheucht, ſo muß es ſein ein großes und ein delikates Geſchäft.“ Bei dieſem Punkte ſeines Monologs war Veitel vor der Herberge angekommen, er beſtellte ſeinen Wirt, der eilig aus dem Laden in ſeine Stube lief, ſich einen beſſeren Rock anzuziehen, und ging dann im Selbſtgeſpräch weiter. „Wenn der Schreiber, der die Briefe aus dem Geſchäft des Juſtizrats trägt, um ſieben Uhr zur Poſt geht, und ich die Adreſſe von den Briefen leſen könnte, ſo würde ich mir erſparen die fünf Taler“, überlegte er weiter. „Es geht nicht,“ ſetzte er bekümmert hinzu, „er gibt die Briefe in einem Haufen in das Poſtloch hinein, der Poſtmann iſt zu ſchnell, ich werde nicht leſen können die verkehrten Adreſſen. — Vielleicht kann ich's doch möglich machen; der die Briefe auf die Poſt trägt, iſt gewöhnlich ein junger Menſch; vielleicht kann ich über ihn kommen. Und geht's nicht ſo, ſo geht's anders, ich kenne einen Schreiber von einem Juſtizmann, welcher ſchon manchen Groſchen von mir verdient

hat. Die Schreiber kennen einander alle. Wenn ich ihm zwei Taler gebe, beſorgt er mir das Verzeichnis der Briefe von ſeinem Kollegen, drei Taler will ich ſparen."

Nachdem Veitel dieſen Entſchluß gefaßt hatte, ging er in das Haus des Rechtsanwalts und ſtellte ſich, wie jemand erwartend, ſo auf, daß er das Amtslokal im Auge hatte; es war kurz vor dem Schluß der Sprechſtunde; mehrere Menſchen, welche den vielbeſuchten Notar konſultiert hatten, kamen die Treppe herab. Endlich polterte ein eiliger Schritt, ein junger Mann ſtürzte mit einem Paket Briefe zum Hauſe hinaus. Veitel ſetzte ihm in langen Schritten nach, machte an der nächſten Ecke eine Schwenkung und ſtand vor dem Schreiber. Er berührte ſeinen Hut: „Sie ſind aus dem Geſchäft des Juſtizrats Horn?" — „Ja", ſagte der Schreiber eilig und wollte weitergehen.

„Ich bin aus der Provinz und warte ſeit drei Tagen auf einen dringenden Brief vom Herrn Juſtizrat, ich bin heute gekommen, um ihn zu ſprechen, vielleicht haben Sie ſelbſt einen Brief an mich aufzugeben an der Poſt."

Mißtrauiſch ſah der Schreiber ihn an und fragte: „Wie heißen Sie?" Veitel griff in die Taſche, holte ſchnell ein Achtgroſchenſtück hervor und ſagte: „Ich will nichts Unrechtes von Ihnen, junger Mann, ich will nur, daß Sie die Gefälligkeit haben und mich laſſen nachſehen, ob ein Brief für mich da iſt."

„Ich kann Ihr Geld nicht nehmen", erwiderte der Schreiber kurz, im Begriff weiterzugehen. „Wie heißen Sie denn?"

„Bernhard Magdeburg aus Oſtrau," ſagte Veitel ſchnell, „es kann aber der Brief auch ſein an meinen Onkel."

„Es iſt kein Brief für Sie darunter", antwortete der Schreiber, flüchtig die Adreſſen auseinanderhaltend.

Veitels Augen ſtarrten auf die Briefe, als wollten ſie das Papier durchbrennen, es war ihm aber nicht möglich, mit den Augen der Handbewegung des Schreibers zu folgen. Er faßte daher mit ſchnellem Griff das Bündel Briefe, und während der erzürnte Schreiber ihn von der andern Seite packte und rief: „Was fällt Ihnen ein, Herr, wie können Sie ſich unterſtehen!" las er mit fliegender Eile die

Aufſchriften, gab die Briefe in einer verzweifelten Ruhe zurück und ſagte, an den Hut greifend: „Ich danke Ihnen, es iſt nichts für mich darunter.“ Der empörte Schreiber wollte ihn halten: „Herr, wie können Sie dieſe Unverſchämtheit haben! —“

„Verſäumen Sie nicht die Poſt,“ ſagte Veitel gutmütig, „ich gehe jetzt ſelbſt zum Herrn Juſtizrat.“ Damit drehte er ſich ſchnell auf das Haus zu und entkam dem Schreiber, welcher einen Augenblick ganz erſtarrt über die Frechheit daſtand und endlich nach der Poſt ſtürzte, die verſäumte Zeit nachzuholen.

Veitel hatte nur wenig Adreſſen in ſeinem Gedächtnis behalten trotz ſeiner ſchnellen Beobachtungsgabe. „Vielleicht iſt damit der Dukaten verdient,“ ſagte er; „wo nicht, ſo ſchadet's auch nichts.“ Er ſchlich langſam auf Umwegen nach ſeinem Kontor zurück, ſtellte ſich an die Tür und horchte. Der würdige Pinkus ſprach, aber es wurde leiſe geredet, und Veitel konnte nur wenig verſtehen. Endlich wurden die Stimmen lauter, und es klang wie Zank zwiſchen den beiden Herren.

„Wie können Sie fordern eine ſo große Summe für den einen Weg?“ rief Ehrenthal zornig; „ich habe mich in Ihnen getäuſcht, wenn ich Sie habe gehalten für einen zuverläſſigen Mann.“

„Ich will zuverläſſig ſein,“ klang die Stimme des Pinkus dazwiſchen, „ aber ich muß vierhundert Taler haben, oder es wird nichts aus dem Geſchäft.“

„Wie können Sie ſagen, daß nichts aus dem Geſchäft wird? Was wiſſen Sie von dem ganzen Geſchäft? Wer ſind Sie, daß Sie etwas davon wiſſen können?“

„Ich weiß ſo viel, daß ich mir kann die vierhundert Taler geben laſſen von dem Baron, wenn ich zu ihm gehe und ihm ſage, was ich weiß“, ſchrie Pinkus mit lauter Stimme.

„Sie ſind ein ſchlechter Menſch“, rief Ehrenthal im Zorn. „Sie ſind mir verächtlich wie eine Maus, welche piept in ihrem Loch. Wiſſen Sie, wen Sie ſo behandeln? Mich behandeln Sie ſo“, fuhr er immer zorniger fort. „Ich kann

Ihnen nehmen Ihren Kredit und werde Sie bekanntmachen als ein ſchlechtes Subjekt bei allen Geſchäftsleuten."

„Und ich will Sie bekannt machen dem Baron, was Sie ſind für ein ſchlechter Mann", rief ſeinerſeits Pinkus erzürnt.

Bei dieſen Worten öffnete ſich die Tür, Veitel tauchte mit einem Sprung in den Schatten der Treppe.

„Ich will Ihnen Zeit laſſen zur Überlegung bis morgen früh", ſchrie der abgehende Pinkus ins Kontor zurück und rannte hinaus.

Veitel trat mit der größten Unbefangenheit in das Kontor und wurde von ſeinem Patron, der in dem kleinen Raume auf und ab ſtürmte wie ein wildes Tier im Käfig, gar nicht geſehen. „Gerechter Gott, daß dieſer Löbel ſein kann ein ſolcher Verräter! Er wird alles ausſchwatzen auf dem Markte, er wird mich ruinieren", jammerte Herr Ehrenthal und ſchlug die Hände zuſammen.

„Wozu ſoll er Sie ruinieren?" fragte Veitel und warf ſeinen Hut auf das Pult.

„Was wollen Sie hier? Was haben Sie gehört?" ſchrie ihn Ehrenthal zornig an.

„Alles habe ich gehört", ſagte Veitel kaltblütig. „Sie haben ja beide geſchrien, daß man es hören mußte in dem Hausflur. Warum haben Sie mir ein Geheimnis gemacht aus dem Geſchäft? Wenn Sie mir geſagt hätten, was Sie vorhaben, ich hätte Ihnen den Löbel billiger verſchafft."

Herr Ehrenthal ſah ſtarr auf den kecken Burſchen und konnte nichts hervorbringen als die Worte: „Was iſt das?"

„Ich kenne den Pinkus", fuhr Veitel fort, entſchloſſen, ſich zum Mitſpieler in dem Stück zu machen, welches jetzt aufgeführt wurde. „Wenn Sie ihm geben hundert Taler, ſo wird er Ihnen als treuer Mann verkaufen eine gute Hypothek an den Baron."

„Was wiſſen Sie von der Hypothek?" fuhr Herr Ehrenthal beſtürzt heraus.

„Ich weiß genug, um Ihnen dabei zu helfen, wenn ich helfen will," antwortete Veitel. „Und ich will Ihnen helfen, wenn Sie haben Vertrauen zu mir."

Herr Ehrenthal ſtarrte immer noch verwundert in das Geſicht ſeines Buchhalters, es dämmerte ihm die Anſicht, daß ſein Gehilfe mehr kaltes Blut und Entſchloſſenheit haben könnte, als er ſelbſt. Endlich rief er zwiſchen Freude und Sorge: „Sie ſind ein braver Menſch, Veitel, ſchaffen Sie mir den Pinkus zurück, er ſoll haben die hundert Taler.“

„Ich habe auch geleſen die Aufſchrift von den Briefen, welche der Juſtizrat zur Poſt gegeben hat. Es iſt ein Brief darunter an den Juſtizkommiſſarius Walther in Rosmin.“

„Ich hab's gedacht,“ rief Herr Ehrenthal erfreut; „es iſt gut, Itzig, ſchaffen Sie mir den Löbel!“

„Dem Schreiber des Juſtizrats habe ich zu zahlen fünf Taler, und ich ſoll bekommen einen Dukaten, macht acht Taler 5½“, fuhr Veitel fort, ohne ſich von der Stelle zu rühren.

„Es iſt ſchon gut,“ beſchied ihn Ehrenthal durch eine nachläſſige Handbewegung; „Sie ſollen haben das Geld, aber vor allem muß ich haben den Pinkus.“

Veitel eilte hinüber in die Herberge und ſuchte nach dem entflohenen Geſchäftsmann. Dieſer hatte ſich in ſeine Stube zurückgezogen, in welcher auch er aufgeregt auf und ab lief und alle Anzüglichkeiten, die ihm Ehrenthal vorgeworfen hatte, mit Ingrimm verarbeitete.

Veitel öffnete die Tür und ſagte mit Energie: „Pinkus, ich komme vom Ehrenthal, ich will, daß Sie nehmen hundert Taler und helfen meinem Rebb; ich will, daß Sie nicht als ſchlechter Menſch an ihm handeln. Wenn Sie etwas von ihm wiſſen, was ihm ſchaden kann bei dem Baron, ſo weiß ich etwas von Ihnen, was Ihnen ſchaden wird bei der Polizei.“

Der Pinkus ſtand ſtill und unterdrückte einen Fluch, den er gegen Veitel auf ſeinen Lippen hatte. „Ich bin ein ehrlicher Mann“, rief er trotzig, „und brauche mich vor der Polizei nicht zu fürchten.“

„Sie wird fragen, was Sie für ein Warenlager halten in dem Hauſe daneben, und von welchen Leuten Sie gekauft haben Ihre Waren. Ich will Sie aber nicht zu Schaden

bringen; Ehrenthal ſoll Ihnen geben hundert Taler, und Sie werden mir geben von jetzt ab in Ihrem Hauſe eine Stube und ein Bett gegen billige Miete, und werden mich nicht mehr behandeln als Bocher, ſondern als Geſchäftsmann, welcher ſo gut iſt wie Sie."

Pinkus war überraſcht, beſiegt, gefangen; er ſprudelte noch eine Weile auf, focht mit Händen und Füßen gegen eine feindliche Luft, welche ihm keinen Widerſtand leiſtete; er beſchwor häufig ſeine Ehrlichkeit und miſchte ſtarke Klagen gegen Ehrenthal hinein, bis die Wogen ſeiner ſittlichen Entrüſtung allmählich kleiner und kürzer wurden und zuletzt in ſeiner Seele ein anmutiges Wellengekräuſel entſtand, als Zeichen, daß ſie brauchbar geworden für alle guten Werke des Friedens.

Veitel hatte, an den Ofen gelehnt, dieſe Umwandlung ruhig abgewartet und führte jetzt den Verſöhnten im Triumph zu Ehrenthal zurück. Hier maßen die beiden würdigen Männer einander zuerſt mit feindſeligen Blicken, dann ſchüttelten ſie einander die Hände und verſicherten ſich gegenſeitig ihrer Hochachtung, während Veitel wieder als Genius des Friedens daneben ſtand und beide mit einem Gefühl betrachtete, welches der entſchiedenſte Gegenſatz von Hochachtung war. Pinkus ſteckte ein Kaſſenbillett von hundert Talern ein und empfahl ſich, da ſeine Hilfe bei der großen Operation nicht mehr nötig ſchien, und Veitel öffnete kurz darauf die Tür für Herrn Löwenberg, den Geſchäftsmann aus der Provinz, und lächelte innerlich, als Ehrenthal faſt bittend ſagte: „Lieber Itzig, Sie können jetzt gehen." Er ging diesmal, ohne am Schlüſſelloch zu horchen, zufrieden nach Hauſe und bezog noch denſelben Abend ein kleines Zimmer im erſten Stock des Pinkus, trank das Glas Likör und aß das Bratenſtück, welches Frau Pinkus ihm vorſetzte.

Unterdes ſagte Herr Ehrenthal zu Löwenberg, als beide bei einem Glas Wein gemütlich einander gegenüberſaßen: „Ich habe erfahren, daß der Juſtizrat Horn ſich Auskunft holt über die Hypothek bei dem Juſtizkommiſſarius Walther in Ihrem Orte. Iſt etwas zu machen mit dieſem Mann?"

„Es iſt nichts zu machen mit Geld," erwiderte der Mann aus der Provinz nachdenklich, „aber es wird etwas zu machen ſein auf andere Weiſe. Er weiß nicht, daß ich ſelbſt von dem Bevollmächtigten des Grafen den Auftrag habe zu verkaufen dieſe Hypothek. Ich werde hingehen zu ihm in meinen Geſchäften und werde mir einen Vorwand nehmen, ihm zu loben das Gut und die Verhältniſſe des Grafen; vielleicht ſage ich ihm ſogar, daß ich Luſt habe zu kaufen dieſe Hypothek."

Kopfſchüttelnd ſagte Ehrenthal: „Wenn er kennt den Grafen und ſein Gut, ſo wird Ihr Lob noch nicht helfen, daß er einen günſtigen Brief hierher ſchreibt."

„Es hilft doch, dieſe Juſtizkommiſſarien müſſen bei uns Erkundigungen einziehen über die Verhältniſſe; ſie können ſelbſt nicht ſo gut wiſſen wie wir, wie es ſteht mit dem Kauf und Verkauf der Wolle und des Getreides. Wir müſſen tun, was wir können, und ich glaube, es wird helfen für das Geſchäft."

Ehrenthal ſtützte ſchwermütig den Kopf auf die Hand und ſagte mit einem Seufzer: „Sie können glauben, Löwenberg, es macht mir ſchwere Sorge."

„Es wird auch ſein ein ſchöner Vorteil", tröſtete der andere. „Neunzig Prozent zahlt der Käufer, den Sie haben, und dem Grafen werden geſchickt nach Paris ſiebenzig Prozent; von den zwanzig Prozent Differenz zahlen Sie fünf an den Bevollmächtigten des Grafen und fünf an mich für meine Bemühung, und zehn Prozent bleiben Ihnen. Viertauſend Taler ſind ein ſchöner Gewinn bei einem Geſchäft, zu dem man braucht kein Kapital."

„Aber es macht Sorge," ſprach Herr Ehrenthal gebeugt; „glauben Sie mir, Löwenberg, ich bin ſo aufgeregt von dem Nachdenken, ich habe keine Nacht, wo ich ſchlafen kann, wenn ich liege in meinem Bett. Und wenn meine Frau mich fragt: Schläfſt du, Ehrenthal? ſo muß ich ihr immer ſagen: Ich kann nicht ſchlafen, Sidonie, ich muß denken an die Geſchäfte."

Eine halbe Stunde darauf fuhr eine Extrapoſt zum Tore hinaus. Am nächſten Morgen erhielt der Juſtizkommiſſa-

rius Walther einen Geſchäftsbeſuch des Herrn Löwenberg und wurde durch die kühle und überzeugende Weiſe dieſes Herrn allerdings zu der Anſicht gebracht, daß die Verhältniſſe des Grafen Zaminſky doch nicht ſo zerrüttet waren, als man in der Umgegend annahm.

Acht Tage darauf empfing der Freiherr von Rothſattel einen Brief ſeines Rechtsfreundes und darin die Kopie eines Schreibens vom Juſtizkommiſſarius Walther. Das Gutachten beider Rechtsverſtändigen ſtellte den Kauf der Hypothek als ein Geſchäft dar, von dem wenigſtens nicht unbedingt abzuraten war. Und als den Tag darauf Ehrenthal auf dem Gut ſeinen Beſuch machte, hatte der Freiherr ſeinen Entſchluß gefaßt, die Hypothek zu nehmen. Was ihn lockte, fortwährend, unwiderſtehlich, das war der ſchnelle Gewinn von einigen tauſend Talern. Es war ein Segen der Praxis, die er in dem früheren Geſchäft mit Ehrenthal erworben hatte. Er wollte die Hypothek gut finden, und hätte ſie vielleicht genommen, auch wenn ſein Rechtsfreund ihm entſchieden abgeraten hätte.

Ehrenthal erbot ſich mit großer Uneigennützigkeit, da er doch eine Geſchäftsreiſe in jene Gegend vorhabe, Vollmacht von dem Freiherrn anzunehmen und für ihn den Kauf mit dem Bevollmächtigten abzuſchließen. Der Freiherr war gern damit zufrieden, denn ſein Zartgefühl ſträubte ſich dagegen, daß er in eigener Perſon eine Zahlung machen ſollte, deren Betrag geringer war als die Summe, welche er durch das Hypothekeninſtrument dafür kaufte.

Acht Tage ſpäter war er im Beſitz einer Hypothek von vierzigtauſend Talern, für welche er nur ſechsunddreißigtauſend Taler gezahlt hatte, und Ehrenthal und ſeine Freunde hatten obendrein ein ſchönes Geſchäft gemacht, das beſte von allen Itzig, denn er hatte ein Übergewicht über ſeinen Meiſter erhalten und war Ratgeber und Vertrauter geworden bei den geheimnisvollſten Unternehmungen. Alle Parteien waren zufrieden. Der Freiherr holte ſeine reich ausgelegte Kaſſette hervor und legte an die Stelle der ſchönen weißen Pergamente das dicke, gelbliche, durch viele Hände abgegriffene Aktenbündel, welches von jetzt ab ſein

Vermögen vorſtellte. — Er ſah nicht mehr mit der frohen Aufmerkſamkeit hinein, welche er früher den Pfandbriefen gegönnt hatte, er warf den Deckel des Käſtchens ſchnell zu und ſchob es in den Sekretär, ganz wie ein alter ermüdeter Geſchäftsmann, wie einer, der froh iſt, eine Arbeit hinter ſich zu haben. Er eilte in die Zimmer der Damen und beſchrieb dort mit Laune die Glückwünſche und Bücklinge Ehrenthals.

„Ich mag ihn nicht dulden," ſagte Lenore, „er ſieht aus wie ein kleiner ſauchender Hamſter."

„Diesmal wenigſtens hat er ſich in ſeiner Weiſe uneigennützig gezeigt", antwortete der Vater. „Es iſt wahr, alle dieſe Geſchäftsleute haben etwas Karikiertes, und es iſt bei aller Gutmütigkeit für unſereinen nicht immer möglich, bei ihren Bücklingen das Lachen zu unterdrücken."

An demſelben Abend ging Herr Ehrenthal bei ſeiner Frau Sidonie im langen Schlafrock vergnügt auf und ab, er verſuchte ein kleines Lied zu ſingen, klopfte ſeiner Tochter Roſalie auf den weißen Nacken und warf ſeiner Frau von Zeit zu Zeit einen ſchlauen und zärtlichen Blick zu, ſo daß ihn Madame Ehrenthal endlich fragte: „Du haſt abgemacht dein Geſchäft mit dem Baron?"

„Ja", rief Ehrenthal luſtig.

„Er iſt ein ſchöner Mann, der Baron", bemerkte die Tochter.

„Er iſt ein guter Mann," ſagte Ehrenthal, „aber er hat ſeine Schwächen. Er iſt einer von den Menſchen, welche verlangen tiefe Bücklinge und untertänige Reden, und welche Geld bezahlen, damit andere für ſie denken. Er würde lieber verlieren eins vom Hundert, wenn man nur zu ihm ſpricht mit gebogenem Rücken, den Hut in der Hand. Es ſind auch ſolche Leute nötig in der Welt, was ſollte ſonſt werden aus unſerm Geſchäft?" —

Und an demſelben Abend ſaß auch Veitel in ſeiner Stube, und der Advokat neben ihm, und Veitel berichtete in der Kunſtſprache über das abgeſchloſſene Geſchäft und ſagte: „So iſt der Rotſchwanz gefangen in dem Sprenkel, und der Ehrenthal hat dabei gewonnen viertauſend Taler."

Hippus hatte ſeine Brille abgenommen und ſah in den viereckigen Holzkaſten, welchen Frau Pinkus ein Sofa nannte, gerade aus wie ein ältlicher weißer Affe, der den Weltlauf verachtet und ſeinen Wärter in die Beine beißt. Er hörte mit kritiſchem Ernſt auf den Bericht ſeines Schülers, ſchüttelte hin und wieder den Kopf oder lächelte, wenn etwas nach ſeinem Geſchmack war.

Als Veitel ſeinen Bericht mit den Worten ſchloß: „Der Ehrenthal hat keine Courage, er verliert den Kopf bei großen Geſchäften", da rief Herr Hippus verächtlich: „Der Ehrenthal iſt ein Gimpel. Er ſetzt nichts Großes durch, er iſt ein kleinlicher Mann. Es iſt ihm immer ſo gegangen; wo es darauf ankam, hat er gezaudert und iſt ſteckengeblieben. Wenn er den Edelmann durch Trinkgelder kirren will, die er ihm zukommen läßt, ſo wird ihn der Freiherr zuletzt die Treppe hinunterwerfen."

„Was ſoll er aber mit ihm tun?" fragte Veitel.

„Sorgen muß er ihm machen," ſprach Hippus, im Eifer aufſtehend, „Sorgen durch Arbeit. Große Arbeit, immerwährende Unruhe, tägliche Sorgen, die nicht aufhören, das iſt das einzige, was der Freiherr nicht aushalten kann. Dieſe Leute ſind gewöhnt, wenig Arbeit zu haben und viel Vergnügen, alles wird ihnen zu leicht gemacht im Leben von klein auf. Es gibt wenige, die den Kopf nicht verlieren, wenn eine große Sorge das ganze Jahr in ihrem Schädel herumbohrt. Das ruiniert ſie. Iſt ſo einer höchſtens zweimal im Tage durch ſeine Wirtſchaft gelaufen, ſo denkt er, er hat gearbeitet, während der Amtmann das Beſte tut und manchmal noch die Dummheiten des Herrn ausbeſſern muß. — Will der Ehrenthal den Baron unter ſich bringen, ſo muß er ihn in große Geſchäfte verwickeln, er muß ſelbſt etwas wagen, und dazu hat er keine Entſchloſſenheit und keinen Verſtand, er iſt nur ein Gimpel, der ſein gelerntes Stückchen pfeift und hinterher mit dickem Kopfe daſitzt."

So lehrte der Advokat, und Veitel verſtand die klugen Worte und ſah mit einer Miſchung von Achtung und Scheu auf den kleinen häßlichen Teufel, welcher heftig vor ihm geſtikulierte. Endlich ergriff Herr Hippus die Branntwein-

flaſche, ſtampfte ſie auf den Tiſch und rief: „Heute noch eine Füllung extra! Was ich dir jetzt geſagt habe, du junger Galgenvogel, iſt mehr als eine Flaſche Doppelten wert.“

## 5.

„Ich bin heute achtzehn Jahre“, ſagte Karl zu ſeinem Vater, der an einem Sonntag zufrieden in ſeiner Stube ſaß und nicht müde wurde, den ſtattlichen Jüngling anzuſehen.

„Das iſt richtig,“ erwiderte der Vater, „achtzehn Lichter ſtehen auf dem Kuchen.“

„Alſo, Vater,“ fuhr Karl fort, „es iſt Zeit, daß ich etwas werde.“

„Du?“ fragte der Vater verwundert, „was willſt du denn noch anders werden als du biſt? Ein Knirps biſt du und wirſt in deinem Leben nichts anderes.“

„Sei jetzt einmal ſtill mit deinem ewigen Knirps“, entgegnete Karl. „Ich will Auflader werden.“

„Ei, ſo hört doch,“ rief der Alte, „alſo Auflader! Warum nicht lieber gar Bürgermeiſter oder König oder ſo etwas?“

„Ich habe Kräfte genug“, fuhr Karl entſchloſſen fort. „Ich will mir etwas verdienen. Ich will ein ordentlicher Mann werden. Herr Wohlfart iſt jetzt ſchon ſeit einem Jahre frei geworden, und ich bin noch immer ein Junge.“

„Du willſt etwas verdienen?“ wiederholte der Alte und ſah mit immer größerem Erſtaunen auf ſeinen Sohn. „Verdiene ich nicht genug und mehr als wir brauchen? Wozu willſt du als Geizhals an uns handeln?“

„Ich kann doch nicht immer an deiner Lederſchürze hängen,“ ſagte Karl, „und wenn du tauſend Taler verdienteſt, würde ich dadurch ein ordentlicher Menſch? Und wenn ich dich einmal verlieren ſollte, was ſoll dann aus mir werden?“

„Du wirſt mich verlieren, Junge,“ ſagte der Rieſe mit dem Kopf nickend, „das verſteht ſich, in einigen Jahren,“ ſetzte er hinzu, „nachher kannſt du werden, was du willſt, nur nicht Auflader.“

„Aber warum ſoll ich nicht werden, was du biſt? Sei doch nicht ſo hartnäckig.“

„Das verſtehſt du nicht. Komm mir nicht mit deinem Ehrgeiz, ehrgeizige Leute kann ich nicht vertragen.“

„Und wenn ich nicht Auflader werden ſoll,“ rief Karl wieder, „ſo muß ich etwas anderes lernen, ſieh das doch ein, Vater.“

„Du willſt nichts gelernt haben?“ rief der Alte bekümmert. „Ach, du armes Kind, was haben ſie dir nicht alles in deinen kleinen Kopf hineingetrieben! Da war die Klippſchule, zwei Klaſſen, und die Stadtſchule, vier Klaſſen, und die Gewerbeſchule, zwei Klaſſen; acht Klaſſen haſt du gelernt und kennſt alle Waren ſo gut wie ein Kommis, iſt das nichts? Du biſt ein nimmerſatter Junge!“

„Ja, ich muß doch aber etwas Beſtimmtes wiſſen für einen Beruf,“ verſetzte Karl, „Schuſter, Schneider, Kaufmann oder Mechanikus.“

„Darum mache dir keine Sorge,“ ſagte der Vater mit Überlegenheit, „dafür habe ich bei deiner Erziehung geſorgt, du biſt praktiſch — und ehrlich“, fügte er hinzu.

„Das denke ich,“ ſagte Karl, „aber kann ich ein Paar Stiefel machen? kann ich einen Rock zuſchneiden?“

„Du kannſt's,“ erwiderte der Alte ruhig, „verſuch's und du wirſt's können.“

„Na warte, du Brummbär, morgen kaufe ich Leder und nähe dir ein Paar Stiefel, du ſollſt fühlen, wie ſie drücken.“

„Weißt du was,“ entgegnete der Vater, „ich werde dieſe Stiefel nicht anziehen; ich werde vielleicht auch die zweiten nicht anziehen, ich werde warten, bis du das dritte Paar gemacht haſt, die werden nicht drücken.“

„Mit dir wird man nicht fertig,“ ſagte Karl ärgerlich, „ich weiß ſchon, wo ich mir Rat erhole. So kann's mit mir nicht bleiben; ich werde dir jemand auf den Hals ſchicken, der dir dasſelbe ſagen ſoll.“

„Sei nur nicht ehrgeizig, Karl,“ ſagte der Alte kopfſchüttelnd, „und verdirb mir den heutigen Tag nicht. Jetzt gib mir die Bierkanne her und ſei ein guter Junge.“

Karl ſetzte die große Kanne vor den Vater, nahm bald darauf ſeine Mütze und verließ das Zimmer. Der Vater blieb bei ſeinem Bier ſitzen, aber ſein Behagen war geſtört,

er ſah immer wieder nach der Tür, zu welcher Karl hinausgegangen war, er ſah ſich in der Stube um, die ohne das fröhliche Geſicht ſeines Sohnes ſo einſam war. Endlich ging er in die Kammer nebenan, ſetzte ſich dröhnend auf dem Bett nieder und zog unter der Bettſtelle einen ſchweren eiſernen Kaſten hervor. Er öffnete ihn mit einem Schlüſſel, den er aus der Weſtentaſche zog, nahm einen Beutel Geld nach dem andern heraus und ſtellte eine Kopfrechnung an, dann ſchob er den Kaſten wieder unter das Bett und ſetzte ſich beruhigt zu dem Haustrunk.

Unterdes ging Karl in ſeinem Sonntagsſtaat mit eiligen Schritten in die Stadt und trat in Antons Zimmer. „Guten Morgen, Karl," rief ihm Anton entgegen, „was bringſt du?"

Karl begann feierlich: „Ich komme, Sie um Rat zu fragen, was aus mir werden ſoll. Mit meinem Vater iſt darüber nicht zu reden. Ich will Auflader werden, und der Alte will's nicht leiden; ich will etwas anderes werden, und er vertröſtet mich auf die Zeit, wo er nicht mehr leben wird. Ein ſchöner Troſt! Er iſt gerade wie ein rechter Goliath. Ich bin heute achtzehn Jahre, und das Ding muß mit mir anders werden, ich greife hier im Hauſe überall mit an, aber das iſt nirgend etwas Ordentliches."

„Du haſt recht", ſagte Anton verſtändig. „Vor allem aber gratuliere ich dir zu deinem Geburtstage; und warte, hier iſt ein Buch für dich, das nimm zum Angebinde, ich werde dir meinen Namen hineinſchreiben."

„Seinem getreuen Karl, Anton Wohlfart", las der erfreute Karl. „Ich danke Ihnen, Herr Wohlfart, ich habe ſchon fünfundſechzig Bücher. Jetzt wird die zweite Reihe voll."

„Und ſo ſetze dich her zu mir und laß uns Rat halten. Vor allem ſage, was kann ich dir helfen? Iſt's nicht beſſer, wenn du mit Herrn Schröter ſelbſt ſprichſt? Er iſt ja dein Pate."

„Das wird mir zu groß," entgegnete Karl ernſthaft, „der Vater könnte denken, ich wollte ihn verklagen. Bei Ihnen iſt das freundſchaftlicher."

„Gut", ſtimmte Anton bei.

„Und ſo wollte ich Sie bitten, daß Sie gelegentlich mit meinem Vater über mich ſprechen. Er hat zu Ihnen ein großes Zutrauen, und er weiß, daß Sie's mit mir gut meinen."

„Das will ich gern," ſagte Anton, „aber was gedenkſt du zu werden?"

„Das iſt mir gleich," erwiderte Karl, „nur etwas Ordentliches."

Am nächſten Sonntage ging Anton nach dem Hauſe des Vater Sturm.

Die Wohnung des oberſten Aufladers war ein kleines Haus am Fluſſe, unweit des Packhofes; es war ſein Eigentum und zeichnete ſich durch die Roſafarbe ſeines Anſtrichs vor den Nachbarhäuſern ſchon von weitem aus. Anton öffnete die niedrige Tür und zweifelte, ob dem Rieſen überhaupt möglich ſei, ſich in einen ſo kleinen Bau einzupacken. Und als der alte Sturm aufſtand, ihn zu grüßen, da wurde ihm klar, daß eine unaufhörliche Geduld des mächtigen Mannes nötig war, um dieſe Wohnung zu ertragen. Denn wenn er ſich mit aller Kraft ausſtreckte, ſo mußte er unfehlbar Decke und Wände zerreißen und mit Kopf und beiden Fäuſten in die freie Luft hineinragen. Der rieſige Mann ſtand vergnügt über den Beſuch ohne Rock und Weſte vor ihm und hielt ihm grüßend ſeine Hand entgegen, welche wohl imſtande war, einen Kürbis von mäßiger Größe zu umſpannen.

„Ich freue mich ſehr, Sie in meinem Hauſe zu ſehen, Herr Wohlfart", ſagte Sturm und faßte ſo zierlich, als es ihm möglich war, Antons Hand.

„Es iſt etwas klein für Sie, Herr Sturm," antwortete Anton lachend, „Sie ſind mir noch nie ſo groß vorgekommen als in dieſem Zimmer."

„Mein Vater war noch größer," antwortete Sturm wohlgefällig und richtete ſich hoch auf, ſo daß ſein Kinn auf dem obern Rande des Ofens ruhte; „ſo groß war mein Vater", ſagte er und wies auf den bunten Farbenſaum längs der Decke, an welchem mehrere Marken mit Bleiſtift gezeichnet

waren. „So groß war er und noch breiter. Er war Älteſter der Auflader und der ſtärkſte Mann am Orte, und doch hat ihn ein Faß, nicht halb ſo hoch als Sie, zu Tode gebracht. Hier, nehmen Sie Platz, Herr Wohlfart.“ Er rückte ihm einen Stuhl von Eichenholz hin, der ſo ſchwer war, daß Anton Mühe hatte, ihn von der Stelle zu heben, und ſetzte ſich mit Geräuſch auf eine Bank. „Mein Karl hat mir geſagt, daß er Sie beſucht hat, und daß Sie ſehr freundlich gegen ihn waren. Er iſt ein guter Junge, und ich habe meine Freude an ihm, aber er iſt doch aus der Art geſchlagen. Seine Mutter war eine kleine Frau“, ſetzte Herr Sturm traurig hinzu und griff nach einem Glaſe Bier, welches mehr als ein Quart faßte, ſetzte das Glas an und nicht eher wieder auf den Tiſch, als bis der letzte Tropfen daraus verſchwunden war.

„Es iſt Faßbier,“ ſagte er entſchuldigend, „darf ich Ihnen ein Glas anbieten? Es iſt Herkommen bei unſerm Geſchäft, kein anderes zu trinken; dies freilich trinkt man den ganzen Tag, denn unſere Arbeit macht warm.“

„Ihr Sohn hat, wie ich höre, Luſt, in Ihre Korporation zu treten“, lenkte Anton ein.

„Unter die Auflader?“ fragte der Rieſe. „Nein, dies wird er nicht, niemals.“ Er legte ſeine Hand vertraulich auf Antons Knie. „Er wird es nicht, meine Selige hat mich auf dem Totenbette darum gebeten. Warum? Darum! Unſere Arbeit iſt reſpektabel, Sie wiſſen das ſelbſt am beſten, Herr Wohlfart. Wir ſind Männer, welche ein Vertrauen haben, wie wenig andere. Es iſt eine Ehre, Auflader der Kaufmannſchaft zu werden, um die ſich Hunderte bei mir bewerben, und nicht einen laſſen wir zu. Es gibt wenige, welche die Kraft haben, und noch wenigere, welche etwas anderes haben.“

„Die Ehrlichkeit“, ſagte Anton.

„Ganz recht,“ nickte Sturm, „daran fehlt's auch den Starken. Alle Tage jede Art Ware in Tonnen und Kiſten in größter Quantität vor ſich zu haben und darum zu hantieren, wie um eigentümliche Sachen, und niemals die Hand hineinzuſtecken, das iſt leider nicht jedermanns Gewohn-

heit. Alſo Sie wiſſen, wir halten auf uns. Und die Einnahmen ſind nicht ſchlecht, ja, ſie ſind gut. Meine Selige hielt noch auf Sparbüchſen und Strümpfe und ſolches Zeug. Als ſie ſtarb, fand ich den ganzen Grund ihres Kaſtens mit zugebundenen Strümpfen zugeſtopft, die nebeneinander ſtanden wie die fetten Lerchenſteiße in der Schachtel. Alles für unſern Karl, und es war nicht nur Silber, es war auch Gold dabei. Sie war eine ſparſame Frau und hob alles auf. Das iſt nun meine Art nicht. Denn warum? — Wer praktiſch iſt, braucht um das Geld nicht zu ſorgen, und der Karl wird ein praktiſcher Menſch. Aber nicht als Auflader," fügte er kopfſchüttelnd hinzu, „meine Selige wollte das nicht haben, und ſie hat recht."

„Ihre Arbeit iſt ſehr anſtrengend", ſtimmte Anton bei.

„Anſtrengend?" lachte Sturm; „ſie mag wohl anſtrengend ſein für einen, der nicht die Kraft hat, ſo anſtrengend, daß ihm der Rücken darüber zerbrechen kann; aber es iſt nicht die Anſtrengung, es iſt noch etwas anderes. Dies iſt es!" Bei dieſen Worten holte er einen großen Krug aus der Ecke und goß ſein Glas voll. „Das Faßbier iſt es."

Anton lächelte. „Ich weiß, Sie und Ihre Kollegen trinken viel von dem dünnen Getränk."

„Viel," ſagte Sturm mit Selbſtgefühl, „es iſt bei uns Geſchäftsbrauch, es iſt Herkommen, es iſt von je bei den Aufladern ſo gehalten worden; ſie müſſen Kräfte haben, ſie müſſen treue Männer ſein, und ſie müſſen Faßbier trinken. Es iſt Bedürfnis bei unſerer Arbeit, wer's nicht tut, hält's nicht aus; Waſſer trinken macht uns ſchwach, und Wein und Branntwein gleichfalls, nur Faßbier tut's, dies und Provenceröl. Sehen Sie, Herr Anton, ſo: —" Der Rieſe ſtreckte den Arm aus und holte ein kleines Glas von dem Geſtell, füllte es zur Hälfte mit feinem Baumöl, zur andern Hälfte mit Bier, tat eine Menge Zucker in die Miſchung und trank zu Antons Schrecken die widerwärtige Flüſſigkeit aus. „Das macht ſtark," ſagte er, „es iſt ein Geheimnis unſerer Zunft, es erhält die Kraft und macht ſolche Arme", er legte ſtolz ſeinen Arm auf den Tiſch und verſuchte ihn mit ſeiner Hand vergebens zu umſpannen. „Aber es iſt ein Haken

dabei", fügte er leiſer hinzu. „Es wird keiner von uns über fünfzig Jahre alt. Haben Sie ſchon einen alten Auflader geſehen? Sie haben keinen geſehen, denn es gibt keinen. Fünfzig Jahre iſt das höchſte, was einer erreicht, länger duldet's der Biergeiſt nicht. Mein Vater war fünfzig, als er ſtarb; der, den wir neulich begraben haben — Herr Schröter war mit beim Begräbnis —, der war neunundvierzig. Ich habe noch ein paar Jahre bis dahin", ſetzte er wie zur Beruhigung hinzu.

Anton blickte beſorgt in das ehrliche Geſicht des Aufladers. „Aber Sturm, wenn Sie das wiſſen, warum ſind Sie nicht mäßiger?"

„Mäßig?" fragte Sturm verwundert, „was iſt mäßig? Es ſteigt keinem von uns in den Kopf. Vierzig Halbe in einem Tag iſt nicht viel, wenn man's nicht merkt."

Anton ſah den Auflader ungläubig an.

„So viel trinke ich", ſagte Sturm. „Der, den wir neulich begraben haben, konnte noch mehr vertragen; er hatte aber auch Wochen, wo er noch ſtärker war als ich. Sehen Sie, Herr Wohlfart, deshalb aber ſoll mein Karl nach dem Willen der Seligen lieber etwas anderes werden. Es iſt, unter uns Männern geſagt, mit dem ganzen Alter nur dummes Zeug. Auch von den Menſchen, welche keine Auflader ſind, werden die wenigſten älter als fünfzig. Sie ſterben an allen möglichen Krankheiten von den Windeln an fortwährend dahin, und an lauter Krankheiten, die wir Auflader nicht kennen. Aber meine Selige hat's einmal ſo gewollt, und ſo mag's drum ſein."

„Und haben Sie an etwas anderes gedacht?" fragte Anton weiter. „Karl iſt zwar im Geſchäft ſehr nützlich, und wir alle werden ihn vermiſſen, wenn er im Hauſe fehlen ſollte."

„Das gerade iſt es," unterbrach ihn der Auflader, „das war das richtige, was Sie geſagt haben. Sie werden ihn vermiſſen, ich auch. Ich bin allein im Hauſe, ſeit meine Selige tot iſt; wenn ich die roten Backen meines Kleinen in dieſen Wänden ſehe, ſo bin ich zufrieden; wenn ich in Ihrem Hauſe ſeinen kleinen Hammer höre, ſo fühle ich die

Luſtigkeit in meinem Herzen. Wenn er weggeht von mir und ich einſam in dieſer Stube ſitze, ich weiß nicht, wie ich's ertragen ſoll."

Die Züge des Mannes zuckten vor innerer Bewegung. „Aber muß er ſich denn ganz von Ihnen trennen?" fragte Anton endlich, „vielleicht kann er noch jahrelang hier wohnen."

Sturm ſchüttelte bedeutungsvoll den Kopf. „Ich kenne ihn, er kann's nicht; wenn er erſt einmal etwas anfängt, ſo iſt er hinterher wie ein Teufel, dann denkt er an nichts als an das eine Ding. Aber ich habe mir's überlegt in den letzten Tagen. Ich will Ihnen ſagen," fuhr er vertraulich fort, „ich habe unrecht, wenn ich an mich denke. Der Junge hat nicht für mich ſeinen Kopf in die Welt geſteckt, ſondern für ſich ſelber. Er ſoll etwas werden. Und nun frage ich, was meine Selige ſich für den Jungen wünſchen würde, wenn ſie noch lebte. Dieſe Frau hatte einen Bruder, welcher mein Schwager iſt, und dieſer Schwager iſt auf dem Lande. Ein Freigut, dort oben, wo das hohe Waſſer herkommt; ein geſetzter Mann, er tauſcht nicht mit manchem Rittergut. Der beſucht mich alle Jahre, wenn ſie ihre Wolle geſchoren haben. Der kennt mich und kennt den Karl, dem möchte ich meinen Kleinen übergeben, wenn ich ihn nicht behalten ſoll. Es iſt weit von hier," ſchloß er traurig, „aber es iſt Verwandtſchaft."

„Das iſt ein guter Gedanke, Herr Sturm", ſagte Anton erfreut, auf ſo wenig Hinderniſſe zu ſtoßen; „aber ich habe immer gehört, daß der Landwirt auf eine ſelbſtändige Tätigkeit in der Regel nur dann hoffen kann, wenn er nicht ganz ohne Vermögen iſt."

„Das paßt," ſagte der Rieſe, ſeinen Finger erhebend, geheimnisvoll, „er iſt nicht ganz ohne Vermögen. Von ſeiner Mutter her, und auch etwas von ſeinem Vater. Er weiß aber von gar nichts, denn ich wollte, er ſollte praktiſch werden. Und ſagen Sie ihm auch nichts."

„Da Sie ſo väterlich für Ihren Sohn ſorgen," rief Anton, „ſo laſſen Sie ihn nicht länger in Unſicherheit; es iſt brav

von ihm, daß er das Ungenügende ſeiner jetzigen Arbeit empfindet."

„Er kann es ſogleich hören," ſagte der Alte aufſtehend, „er ſteckt im Garten. Sie ſollen dabei ſein." Sturm trat vor das Haus und rief mit ſeiner mächtigen Stimme in den Garten. Karl eilte herbei, begrüßte Anton und ſah erwartungsvoll bald auf dieſen, bald auf den Vater. Der Alte hatte ſich wieder ruhig hingeſetzt und fragte in ſeinem gewöhnlichen Ton: „Kleiner Knirps, willſt du ein Ökonom werden?"

„Landwirt?" rief Karl, „daran habe ich noch gar nicht gedacht. Dann müßte ich ja fort von dir, Vater."

„Er denkt auch daran", ſagte der Alte, Anton zunickend.

„Iſt denn dein Wille, daß ich von dir ſoll?" fragte Karl erſchrocken.

„Allerdings, mein Kleiner", ſagte der Vater. „Widerrede nutzt nichts, die Sache iſt abgemacht, natürlich vorausgeſetzt, daß dich der Onkel haben will. Du ſollſt Ökonom werden, du ſollſt etwas Ordentliches lernen, du ſollſt deinen Vater verlaſſen."

„Vater," ſagte Karl niedergeſchlagen, „wenn ich von dir weggehen ſoll, ſo iſt mir's nicht recht."

„Es ſoll dir aber recht ſein, du ehrgeiziger Knirps", rief der Alte.

„Dann komm mit aufs Land", ſagte der Sohn.

„Ich ſoll aufs Land kommen? ho, ho!" Sturm lachte, daß die Stubentür zitterte. „Mein Knirps will mich in die Taſche ſtecken und mit ſich auf dem Lande herumtragen." Er lachte ſo lange, bis er mit der Hand über die Augen fuhr. „Komm her, mein Karl", ſagte er endlich, zog den Sohn an ſich und hielt den Kopf desſelben lange zwiſchen ſeinen großen Händen. „Du biſt mein guter Junge, und Trennung muß ſein auf Erden, wenn nicht jetzt, dann in ein paar Jahren."

So ſchied Karl aus der Handlung. Vergeblich verſuchte er in den letzten Tagen ſeine Bewegung hinter leiſem Pfeifen zu verſtecken. Er ſtreichelte zärtlich Freund Pluto und die Katze, welche er in das Haus gebracht hatte, er ver-

richtete ſeine kleinen Arbeiten mit maßloſem Eifer und hielt ſich dabei ſoviel als möglich in der Nähe ſeines Vaters; auch dieſer ſah den Tag hindurch immer wieder auf ſeinen Sohn und verließ manchmal ſeine Tonnen, um langſam auf ihn zuzugehen und ihm die Hand ſchweigend auf den Kopf zu legen.

„Es iſt nicht ſchwer bei der Landwirtſchaft?“ ſagte Vater Sturm vor der großen Wage zu Anton, und blickte ihm fragend ins Geſicht.

„Leicht iſt es nicht,“ erwiderte Anton, „es iſt vielleicht noch mehr dabei zu lernen als bei unſerm Geſchäft.“

„Lernen!“ rief der Alte, „je mehr er lernen muß, deſto lieber iſt es ihm, das tut nichts; nur ob es ſehr ſchwer iſt?“

„Nein“, ſagte Herr Pix, der die Sprache des Rieſen beſſer verſtand. „Schwer iſt dort nichts; das Schwerſte iſt der Sack Weizen, hundertachtzig Pfund, und Bohnen, zweihundert Pfund. Und das braucht er nicht zu heben, das tun die Knechte.“

„Wenn das bei der Landwirtſchaft ſo iſt,“ rief Sturm verächtlich und richtete ſich hoch auf, „ſo iſt mir ganz egal, ob er das hebt. Zweihundert Pfund trägt auch mein Zwerg.“

## 6.

Anton war jetzt der pflichtgetreueſte Korreſpondent ſeines Kontors. Gegen die ritterlichen Künſte ſeines Freundes verhielt er ſich kühl. Nur ſelten vermochte ihn Fink, des Sonntags ſein Begleiter zu Pferde oder am Piſtolenſtand zu werden. Dagegen benutzte Anton Finks Bücherſchrank mehr als dieſer ſelbſt. Es war ihm nach langem Bemühen gelungen, in die Myſterien der engliſchen Ausſprache einzudringen, und eifrig ſuchte er die Gelegenheit, ſein Sprachtalent an Fink zu üben. Da aber dieſer den Übelſtand hatte, ein ſehr unregelmäßiger und gewiſſenloſer Lehrer zu ſein, gab Anton ſeine Zunge in die Zucht eines gebildeten Engländers.

Einſt ſah er von ſeinem Platz im Kontor auf, als ſich die Tür öffnete, und erkannte mit der größten Verwunderung in dem Eintretenden Veitel Itzig, den Genoſſen aus der Bürgerſchule von Oſtrau. Er war bisher nur ſelten mit ihm zuſammengetroffen. Das freche Weſen des Burſchen und die Furcht vor dem vertraulichen Du, mit dem dieſer ihn leicht anreden mochte, hatten ſein Auge auf allerlei andere Gegenſtände gelenkt, ſooft er Veitels Naſenſpitze im Gedränge der Straße erkannte. Noch mehr erſtaunte er, als Veitel auf die Frage des Herrn Specht: „Was ſteht zu Ihren Dienſten?“ artig erwiderte, er wünſche Herrn Wohlfart zu ſprechen.

Anton ſtieg von ſeinem Sitze in den freien Raum des Kontors, und Veitel redete ihn an: „Sie werden mich doch noch kennen, obgleich Sie oft an mir vorbeigegangen ſind, ohne mich zu grüßen.“

„Wie geht es Ihnen, Itzig?“ fragte Anton mit Kälte.

„Schlecht“, antwortete Itzig, die Achſeln zuckend; „es iſt kein Verdienſt im Geſchäft. — Ich ſoll Ihnen dieſen Brief vom Sohn des Ehrenthal übergeben und Sie fragen, zu welcher Zeit Ihnen der Bernhard ſeinen Beſuch machen kann.“

„Mir?“ fragte Anton und nahm eine Karte und einen Brief aus Veitels Händen. Der Brief war von Antons Sprachlehrer, er enthielt die Anfrage, ob Anton an einer Lehrſtunde teilnehmen wolle, in welcher Herr Ehrenthal ältere engliſche Schriftſteller in einer literarhiſtoriſchen Reihenfolge durchzunehmen beabſichtige.

„Wo wohnt Herr Bernhard Ehrenthal?“ fragte Anton.

„Im Hauſe bei ſeinem Vater“, erwiderte Veitel und verzog das Geſicht. „Er ſitzt den ganzen Tag auf ſeiner Stube.“

„Ich werde den Herrn ſelbſt aufſuchen“, ſagte Anton. — „Guten Morgen, Herr Anton!“ — „Guten Morgen. Itzig!“

Anton empfand keine große Neigung, auf den Antrag des Lehrers einzugehen. Der Name Ehrenthal hatte in ſeinem Kontor keinen guten Klang, und das Erſcheinen Itzigs trug nicht dazu bei, ihm das Anerbieten annehmlicher zu

machen. Doch die ironiſche Art, in welcher Itzig vom Sohne ſeines Brotherrn ſprach, und einzelnes, was er auf ſeine Erkundigungen von Bernhard hörte, bewog ihn, die Sache wenigſtens in Erwägung zu ziehen. So ſuchte er einige Tage darauf nach dem Schluß des Kontors das Haus Ehrenthals auf, entſchloſſen, ſich durch den Eindruck, den der Sohn auf ihn mache, beſtimmen zu laſſen.

Er trat an die weißlackierte Türe, zog den dicken Porzellangriff und wurde durch eine ſtruppige Köchin ohne weitläufige Anmeldung in die Stube des jungen Ehrenthal geführt. Es war ein langes ſchmales Zimmer mit alten Möbeln und ſchmuckloſen Büchergerüſten, auf welchen eine Menge großer und kleiner Bücher unordentlich durcheinander lag. Bernhard ſaß tief über ſeine Arbeit gebeugt am Schreibtiſch und ſah erſt auf, als Anton bereits im Zimmer ſtand. Eilig knöpfte er den Hausrock über ſeinem Hemd zuſammen und trat dem Fremden mit der Unſicherheit entgegen, welche Herren mit kurzem Geſicht bei der Begrüßung Eintretender eigen iſt. Neugierig ſah Anton auf den Sohn des Händlers. Es waren feine Züge und ein zarter Körper, kaſtanienbraunes krauſes Haar und zwei graue Augen von freundlichem Ausdruck. Bernhard nötigte ſeinen Gaſt auf ein kleines Sofa. Anton erwähnte den Zweck ſeines Beſuches, und Bernhard antwortete ſchüchtern, daß er ſich in allem nach den Wünſchen ſeines Beſuches richten wolle. Und als Anton nach dem Preiſe der Stunden fragte, erſtaunte er, daß der Sohn Ehrenthals mit einiger Verlegenheit ſagte: „Ich weiß es wirklich in dieſem Augenblick nicht, wenn Sie aber darauf beſtehen, auch den Lehrer zu bezahlen, ſo will ich mich ſogleich danach erkundigen.“ Darauf konnte ſich Anton nicht enthalten zu fragen: „Sind Sie nicht im Geſchäft Ihres Herrn Vaters?“

„Ach nein,“ erwiderte Bernhard, dieſen Übelſtand entſchuldigend, „ich habe ſtudiert, und da einem jungen Mann von meiner Konfeſſion die Anſtellung im Staate nicht leicht wird und ich in meiner Familie leben kann, ſo beſchäftige ich mich mit dieſen Büchern.“ Dabei warf er einen Blick voll Liebe auf ſein Büchergerüſt, ſtand auf und trat in

ihre Nähe, als wollte er sie seinem Gast vorstellen. Anton las einige goldene Titel und sagte mit einer Verbeugung: „Das ist für mich zu gelehrt.“ Es waren Ausgaben orientalischer Werke.

Bernhard lächelte: „Durch das Hebräische bin ich zu den andern asiatischen Sprachen gekommen. Es ist viel fremdartige Schönheit in dem Leben dieser Sprachen und in den Gedichten der alten Zeit. Ich habe auch Handschriften, wenn es Sie interessiert diese zu sehen.“

Er schloß einen Schub auf und holte ein Bündel seltsam aussehender Manuskripte heraus. Mit glänzenden Augen öffnete er das oberste, im Einband von grünem Seidenstoff, der mit Goldfaden fremdartig durchwirkt war; er ließ Anton die Schrift betrachten und war vergnügt, als dieser erklärte, er könne nicht einmal angeben, welcher Sprache die Schriftzüge angehörten.

„Es ist arabisch, aber freilich ist gerade diese Handschrift sehr schwer zu lesen. — Und hier ist mein Lieblingsdichter, der Perser Firdusi, ich habe aber nur ein kleines Bruchstück seines Gedichtes in der Handschrift.“

Anton sagte ihm: „Es muß viel Gelehrsamkeit dazu gehören, das alles zu verstehen.“

„Nur etwas Geduld“, antwortete Bernhard bescheiden; „wer ein Herz hat für das Schöne, der findet es bald überall heraus, auch unter dem fremdartigen Kleide, welches die Sänger aus dem Morgenlande tragen. Ich arbeite an einer Übersetzung persischer Gedichte; wenn Sie später einmal Muße haben und Sie so etwas nicht langweilt, möchte ich Sie um Erlaubnis bitten, Ihnen eine kurze Probe vorzulesen.“

Anton hatte die Höflichkeit, sogleich darum zu bitten. der junge Ehrenthal griff nach einem Papier auf seinem Schreibtisch und las schnell und etwas ungelenk ein kleines Liebesgedicht vor. Es war eins von den zahlreichen Gedichten, in denen ein weiser Trinker seine Geliebte mit allerlei hübschen Dingen vergleicht, mit Tieren, Pflanzen, der Sonne und andern Weltkörpern, und daneben einem zelotischen Pfaffen Nasenstüber gibt. Dem ehrlichen Anton im-

ponierte die verſchlungene Form und der zugeſpitzte Ausdruck ſehr, aber es war ihm doch komiſch, als der Vorleſer ausrief: „Nicht wahr, das iſt ſchön? Der Gedanke meine ich; denn die Schönheit der Sprache im Deutſchen wiederzugeben bin ich zu ſchwach.“ Bei dieſen Worten ſah er begeiſtert vor ſich wie ein Mann, der alle Tage fünf bis ſechs Flaſchen Schiraswein trinkt und alle Abende ſeine Suleika küßt.

„Muß man denn aber trinken, um recht lieben zu können?“ ſprach Anton, „das iſt bei uns doch auch ohne Wein möglich.“

„Bei uns“, erwiderte Bernhard, „iſt das Leben ſehr nüchtern“, dabei legte er das Blatt ernſthaft auf den Tiſch.

„Ich denke, es iſt nicht ſo“, erwiderte Anton eifrig; „ich kenne noch wenig vom Leben, aber ich ſehe doch, auch wir haben Sonnenſchein und Roſen, die Freude am Daſein, große Leidenſchaften und merkwürdige Schickſale, welche von den Dichtern beſungen werden.“

„Unſere Gegenwart“, erwiderte Bernhard weiſe, „iſt zu kalt und einförmig.“

„Ich habe das ſchon einige Male in Büchern geleſen, aber ich kann nicht verſtehen warum, und ich glaube es auch gar nicht. Ich meine, wer mit unſerm Leben unzufrieden iſt, der wird es mit dem Leben in Teheran oder in Kalkutta noch mehr ſein, wenn er längere Zeit dort lebt. Es muß dort viel einförmiger und langweiliger ſein als bei uns. Ich leſe das auch aus Reiſebeſchreibungen heraus. Was den Reiſenden reizt, iſt das Neue, wenn das Fremde alltäglich geworden iſt, ſieht es gewiß anders aus.“

„Wie arm an großen Eindrücken unſer ziviliſiertes Treiben iſt,“ entgegente Bernhard, „das müſſen Sie ſelbſt in Ihrem Geſchäft manchmal empfinden, es iſt ſo proſaiſch, was Sie tun müſſen.“

„Da widerſpreche ich,“ erwiderte Anton eifrig, „ich weiß mir gar nichts, was ſo intereſſant iſt als das Geſchäft. Wir leben mitten unter einem bunten Gewebe von zahlloſen Fäden, die ſich von einem Menſchen zu dem andern, über Land und Meer, aus einem Weltteil in den andern

ſpinnen. Sie hängen ſich an jeden einzelnen und verbinden ihn mit der ganzen Welt. Alles, was wir am Leibe tragen, und alles, was uns umgibt, führt uns die merkwürdigſten Begebenheiten aller fremden Länder und jede menſchliche Tätigkeit vor die Augen; dadurch wird alles anziehend. Und da ich das Gefühl habe, daß auch ich mit helfe, und ſowenig ich auch vermag, doch dazu beitrage, daß jeder Menſch mit jedem andern Menſchen in fortwährender Verbindung erhalten wird, ſo kann ich wohl vergnügt über meine Tätigkeit ſein. Wenn ich einen Sack mit Kaffee auf die Wage ſetze, ſo knüpfe ich einen unſichtbaren Faden zwiſchen der Koloniſtentochter in Braſilien, welche die Bohnen abgepflückt hat, und dem jungen Bauernburſchen, der ſie zum Frühſtück trinkt, und wenn ich einen Zimtſtengel in die Hand nehme, ſo ſehe ich auf der einen Seite den Malaien kauern, der ihn zubereitet und einpackt, und auf der andern Seite ein altes Mütterchen aus unſerer Vorſtadt, das ihn über den Reisbrei reibt."

„Sie haben eine lebhafte Einbildungskraft und ſind glücklich, weil Sie Ihre Arbeit als nützlich empfinden. Aber was der höchſte Stoff für die Poeſie iſt, ein Leben reich an mächtigen Gefühlen und Taten, das iſt bei uns doch ſehr ſelten zu finden. Da muß man wie der engliſche Dichter aus den ziviliſierten Ländern hinaus unter Seeräuber gehen."

„Nein," verſetzte Anton hartnäckig, „der Kaufmann bei uns erlebt ebenſoviele Großes, Empfindungen und Taten, als irgendein Reiter unter Arabern oder Indern. — Je ausgebreiteter ſein Geſchäft iſt, deſto mehr Menſchen hat er, deren Glück oder Unglück er mitfühlen muß, und deſto öfter iſt er ſelbſt in der Lage, ſich zu freuen oder Schmerzen zu empfinden. — Neulich hat hier ein großes Haus Bankerott gemacht."

„Ich weiß es", ſagte Bernhard, „es war ein trauriger Fall."

„Wenn Sie die Gewitterſchwüle empfunden hätten, welche auf dem Geſchäft lag, bevor es fiel, die furchtbare Verzweiflung des Mannes, den Schmerz der Familie, die Hochherzigkeit ſeiner Frau, welche ihr eigenes Vermögen

bis zum letzten Taler in die Maſſe warf, um die Ehre ihres Mannes zu retten, Sie würden nicht ſagen, daß unſer Geſchäft arm an Leidenſchaften und großen Gefühlen iſt."

„Sie ſind mit ganzer Seele Kaufmann," ſagte Bernhard freundlich, „ich möchte Sie beneiden um die reine Freude, die Sie über Ihre Arbeit haben."

„Ja", antwortete Anton. „Auch der Kaufmann hat trübe Erfahrungen in Menge zu machen. Der kleine Ärger fehlt ihm nicht, und vieles Schlechte muß er erleben, aber der ganze Handel iſt doch ſo ſehr auf die Redlichkeit anderer und auf die Güte der menſchlichen Natur berechnet, daß ich bei meinem Eintritt in dieſe Tätigkeit erſtaunt war. Wer ein ehrliches Geſchäft hat, kann von unſerm Leben nicht ſchlecht denken, er wird immer Gelegenheit haben, Schönes und Großartiges darin zu finden."

Bernhard hatte mit geſenkten Augen zugehört, jetzt blickte er ſchweigend zum Fenſter hinaus, und Anton bemerkte, daß er verlegen und bekümmert ausſah. Endlich wandte ſich Bernhard um und ſagte, das Geſpräch abbrechend, mit bittender Stimme: „Wenn es Ihnen recht iſt, Herr Wohlfart, ſo möchte ich mit Ihnen ſogleich zum Sprachlehrer gehen. Es iſt ein weiter Weg, wir ſprechen im Freien mehr miteinander."

Wie alte Bekannte traten die beiden Jünglinge aus dem finſtern Haus in die warme Abendluft. Und als ſie nach einer Stunde voneinander ſchieden, ſagte Bernhard angelegentlich: „Iſt Ihnen der Verkehr mit mir nicht zu unintereſſant, Herr Wohlfart, ſo beſuchen Sie mich doch manchmal in Ihren Freiſtunden." Anton verſprach das. Beide hatten Behagen aneinander gefunden. Anton wunderte ſich noch immer, daß ein Sohn Ehrenthals ſo wenig Geſchäftsmann ſein konnte, und Bernhard war glücklich, einen Menſchen zu treffen, mit dem er über vieles reden konnte, was er ſonſt ſchweigend mit ſich herumtrug.

Bernhard trat am Abend vergnügt in die Familienſtube und ſtellte ſich hinter den Rücken der Schweſter, welche auf einem koſtbaren Flügel ein neues Modeſtück einübte und

dabei eine große Fingerfertigkeit entwickelte. Der Bruder küßte ſie leiſe an das Ohr, ſie drehte ſich ſchnell um und rief: „Laß mich in Ruh, Bernhard, ich muß das Stück einüben, denn auf den Sonntag iſt große Soiree, und ſie werden mich auffordern zu ſpielen.“

„Ich weiß, daß ſie dich auffordern werden“, ſagte die Mutter, als Bernhard ſich ſchweigend auf das Sofa niederſetzte und ein aufgeſchlagenes Buch in die Hand nahm. „Es iſt keine Geſellſchaft, wo man nicht das Verlangen hat, die Roſalie zu hören. Wenn du nur einmal dich entſchließen könnteſt mitzukommen, Bernhard, du biſt ein Mann von ſo viel Geiſt, du biſt gelehrter als alle aus der ganzen Bekanntſchaft. Neulich hat der Profeſſor Starke von der Univerſität mit großer Hochachtung über dich geſprochen und hat geſagt, du würdeſt ein Stolz werden für die Wiſſenſchaft. Es iſt erfreulich für eine Mutter, wenn ſie ſtolz ſein kann auf ihre Kinder. Warum kommſt du nicht in die Geſellſchaft, ſie wird ſo auserleſen ſein, wie ſie in unſerer Stadt nur ſein kann.“

„Du weißt, Mutter, ich gehe nicht gern zu fremden Leuten“, ſagte der Sohn.

„Und ich will, daß mein Sohn Bernhard hat ſeinen eigenen Willen“, rief der Vater aus einer Nebenſtube, wo er die letzten Worte Bernhards gehört hatte, da in dieſem Augenblicke Roſalie von ihren ſchweren Paſſagen ausruhte. Herr Ehrenthal trat in ſeinem verſchoſſenen Schlafrocke zu der Familie: „Unſer Bernhard iſt nicht wie andere Leute, und der Weg, den er geht, wird immer ſein ein guter Weg. Du ſiehſt aus ſo bleich“, ſagte er zum Sohne und ſtrich mit der Hand über ſeine braunen Locken. „Du ſtudierſt zuviel, mein Sohn. Denke auf deine Geſundheit, der Doktor hat geſagt, daß dir Bewegung nötig iſt, und hat dir geraten zu nehmen ein Pferd und darauf zu reiten. Warum willſt du nicht nehmen ein Pferd? Ich kann es haben, daß mein Bernhard auf dem teuerſten Pferd reitet, das in der Stadt zu haben iſt; tu, was der Arzt ſagt, mein Bernhard, ich will dir kaufen ein Pferd.“

„Ich danke dir, lieber Vater," erwiderte Bernhard, „es würde mir keine Freude machen, und wie ich fürchte, deshalb nicht viel helfen." Er drückte dankbar die Hand des Vaters, der ihm wehmütig in das faltige Geſicht ſah.

„Gebt ihr dem Bernhard auch immer zu eſſen, was er gern hat? Laß ihm Pfirſiche holen, Sidonie, es ſind neue Pfirſiche angekommen beim Fruchthändler, das Stück koſtet zwei gute Groſchen; oder willſt du haben irgend etwas anderes, ſo ſag's. Du ſollſt haben, was du gern haſt; du biſt mein guter Sohn Bernhard, und ich habe meine Freude an dir."

„Er will ja nie etwas annehmen," ſprach die Mutter dazwiſchen, „er hat keine andere Freude als an ſeinen Büchern; nach Roſalie und mir fragt er manchmal den ganzen Tag nicht."

„Liebe Mutter", warf Bernhard bittend ein.

„Er lieſt zuviel in den Büchern und kümmert ſich nicht um die Menſchen," fuhr die erfahrene Frau fort, „deshalb ſieht er aus ſo bleich und verfallen wie ein Mann von ſechzig Jahren. Warum will er nicht gehen auf den Sonntag in die Soiree?"

„Ich werde mitkommen, wenn du es wünſcheſt", ſagte Bernhard traurig, und ſetzte nach einer Weile hinzu: „Iſt euch ein junger Mann bekannt, ein Herr Wohlfart, der in Schröters Geſchäft iſt?"

„Den kenne ich nicht", ſprach der Vater mit beſtimmtem Kopfſchütteln.

„Vielleicht du, Roſalie? Er iſt ein hübſcher Mann von gentilem Ausſehen. Er ſcheint mir ein guter Tänzer und Geſellſchafter zu ſein. Biſt du nicht irgendwo ihm begegnet? Ich glaube, er müßte dir aufgefallen ſein."

„Iſt er blond?" fragte die Schweſter, indem ſie ihr Haar vor einem kleinen Handſpiegel zurechtſtrich.

„Er hat dunkles Haar und blaue Augen."

„Wenn er aus einem Kontor iſt, werde ich ihn wohl ſchwerlich kennen", ſagte Roſalie, das Haupt zurückwerfend.

„Unſere Roſalie tanzt meiſt mit Offizieren und Künſtlern", ſchaltete die Mutter erklärend ein.

„Er iſt ein tüchtiger und liebenswürdiger Menſch," fuhr Bernhard fort; „ich will mit ihm zuſammen Engliſch treiben und freue mich ſehr, daß ich ſeine Bekanntſchaft gemacht habe."

„Er ſoll eingeladen werden zu uns," dekretierte Herr Ehrenthal, vom Sofa aufſtehend; „wenn er unſerem Bernhard gefällt, ſo ſoll er willkommen ſein in meinem Hauſe. Laß einen guten Braten machen auf den Sonntag, Sidonie, und laß mir einladen Herrn Wohlfart zum Mittageſſen, nicht um ein Uhr, ſondern um zwei Uhr! Er ſoll von jetzt gebeten werden zu allen Geſellſchaften, die wir geben; wenn er ein Freund iſt von Bernhard, ſo ſoll er auch ein Freund ſein von unſerem Hauſe."

„Er hat ja noch nicht ſeinen Beſuch gemacht," ſagte die Mutter wieder, „wir müſſen doch abwarten, bis er ſein Entree macht bei der Familie?"

„Wozu Entree," fuhr der Vater auf; „wenn er bekannt iſt mit unſerem Bernhard, wozu ſoll er erſt Entree machen bei uns?"

„Ich will noch in dieſer Woche zu ihm gehen, und wenn du erlaubſt, liebe Mutter, ihn auffordern, auf den Sonntag bei uns zu eſſen."

Die Mutter gab ihre Einwilligung, und Roſalie ſetzte ſich jetzt zum Bruder und fragte ihn mit größerem Intereſſe über Perſon und Weſen des neuen Bekannten aus.

Bernhard ſchilderte mit Wärme den angenehmen Eindruck, den Anton auf ihn gemacht hatte, ſo daß die Mutter daran dachte, auf den Sonntag die große Silbervaſe herauszugeben und aufputzen zu laſſen. Roſalie überlegte, in welchem Kleide und durch welche Seite ihrer Bildung ſie auf den Fremden Eindruck machen wolle, und der Vater erklärte wiederholt, daß er Herrn Wohlfart zu jeder Tageszeit und bei jedem ausgezeichneten Bratenſtück in ſeinem Hauſe zu ſehen wünſche.

Wie kam es doch, daß Bernhard ſeiner Familie nicht den Inhalt des Geſprächs mitteilte, welches ihm den neuen Bekannten ſo lieb gemacht hatte? Wie kam es doch, daß er kurz darauf wieder in tiefes Schweigen verfiel und in ſein

Arbeitszimmer zurückging? Daß er dort ſeinen Kopf über eine alte Handſchrift lehnte und lange auf die krauſen Züge hinſtarrte, bis ihm große Tränen herabfielen, welche die Tuſche der Buchſtaben, auf die er ſo viel hielt, auflöſten und verdarben, ohne daß er's merkte? Wie kam es doch, daß der junge Mann, auf den die Mutter ſo gern ſtolz ſein wollte und den der Vater ſo ſehr verehrte, allein in ſeiner Stube ſaß und die bitterſten Tränen vergoß, die ein guter Menſch weinen kann? Und woher kam es, daß er endlich mit rotgeweinten Augen am ſpäten Abend ſich zuſammenfaßte und eifrig den Kopf in ſeine Bücher ſenkte, während ſeine ſchöne Schweſter in der andern Ecke der Wohnung noch immer mit ihren runden Fingern über die Taſten fuhr und das ſchwere Stück einübte, welches beſtimmt war bei der nächſten Soiree zu wirken?

Mit dieſem Tage begann für Anton und Bernhard ein Verhältnis, welches für beide Wert erhielt. Bei der Unterhaltung über das Schöne, welches die Kraft eines fremden Volkes geſchaffen hatte, genoſſen ſie die Freude, auch das Gute liebzugewinnen, das jeder in dem andern fand. Bernhards Sprachkenntniſſe waren größer, und ſein Gefühl für das Reizende in fremder Poeſie bis zum Übermaß fein, in Antons Seele war alles geordnet und ſicher. Wenn Bernhard für Byron kämpfte, ſo vertrat Anton die ruhige Klarheit Walter Scotts, und beide waren glücklich, als ihre Begeiſterung ſich vor dem größten dramatiſchen Dichter vereinigte.

Anton ſchilderte die ungewöhnliche Bildung Bernhards dem gleichgültigen Fink. Er freute ſich darauf, beide miteinander bekannt zu machen, und als er einſt Bernhard zu ſich geladen hatte, bat er auch Fink heraufzukommen.

„Wenn dir's Spaß macht, Tony," ſagte Fink achſelzuckend, „ſo will ich kommen. Ich ſage dir aber im voraus, daß ich unter allen Kreaturen Büchereulen am wenigſten leiden kann. Es gibt kein Volk, welches ſelbſtgefälliger über alles mögliche aburteilt, und keines, das ſich törichter benimmt, wenn es ſelbſt etwas tun ſoll. Und vollends ein

Sohn des würdigen Ehrenthal! Nimm mir's nicht übel, wenn ich euch bald entlaufe."

Bernhard ſaß erwartungsvoll auf dem Sofa Antons und ſah mit Befangenheit der Ankunft des berühmten Mannes entgegen, über welchen manche Sage ſogar in ſeine ſtille Studierſtube gedrungen war. Als Fink eintrat und die tiefe Verbeugung Bernhards mit einem leichten Kopfnicken beantwortete, ſich einen Stuhl zum Tiſche zog und den ſchwachen Tee, den Bernhard ſo erbeten hatte, durch allerlei Zutaten trinkbar zu machen ſuchte, da empfand Anton mit Betrübnis, daß dieſe beiden ſchwerlich zueinander paſſen würden. Kein größerer Gegenſatz war möglich als ihr Weſen. Die magere durchſichtige Hand Bernhards und der kräftige Fleiſchton in den Muskeln Finks, die gedrückte Haltung des einen, die elaſtiſche Kraft des andern, dort ein faltiges Geſicht mit träumeriſchen Augen, hier ſtolze Züge mit einem Blick, der dem eines Adlers glich: das paßte nimmermehr zuſammen. Doch ging es beſſer, als Anton gedacht hatte. Bernhard hörte mit Achtung an, was der Jockei erzählte, und da Anton eifrig bemüht war, das Geſpräch auf ein Gebiet zu bringen, wo auch Bernhard teilnehmen konnte, blieb die Unterhaltung in Fluß.

„Fink hat auch Indianer geſehen", ſagte Anton zu Bernhard.

„Haben Sie etwas von ihren Liedern gehört?" fragte der Gelehrte.

„Ich habe ſie einige Male gehört. Möglich, daß klügere Leute etwas Erbauliches in ihrem Geſange finden, mir iſt er nie anders vorgekommen als kläglich. Schlagen Sie auf ein altes Blech und ſingen Sie dazu durch die Naſe mit allerlei Nebentönen: ‚Tum, tum, te — ticke, ticke, te, — Och, och, tum, tum, te,' ſo haben Sie ihren Geſang, der auf Deutſch ungefähr bedeuten würde: ‚Guter Geiſt, gib Büffel, Büffel, Büffel. Dicke Büffel gib uns, guter Geiſt.'" — Seine Zuhörer lachten. — „Und wozu ſollen dieſe Geſchöpfe kunſtvolle Lieder machen? Entweder ſind ſie auf der Jagd, oder ſie ſuchen Skalpe, oder ſie eſſen und ſchlafen, oder ſie halten

Parlamentsreden, wozu ſie allerdings große Neigung haben."

„Aber die Frauen?" fragte Bernhard lächelnd.

„Wie es bei denen mit der Poeſie ſteht, weiß ich nicht, mir rochen ſie immer zu ſehr nach Fett. Freilich, wenn man nichts anderes hat, gewöhnt man ſich auch daran. Doch iſt mit den Männern noch beſſer zu verkehren. So ein nackter Burſch auf ſeinem halbwilden Pferde iſt kein übler Anblick."

„Die erſte Begegnung muß doch ſehr imponieren, ihre auffallende Tracht und ihr ſtolzes Weſen", warf Bernhard ein.

„Das kann ich nicht ſagen", verſetzte Fink. „Vor Jahren machte ich mit meinem Onkel eine Reiſe nach der Agentur einer Pelzwaren-Kompanie, bei der er beteiligt war. Als wir aus dem Dampfer ans Ufer ſtiegen, fanden wir am Landungsplatze eine Geſellſchaft der rötlichen Herren, welche ſtark betrunken war. Ein langer Schlingel ſchritt auf meinen Onkel zu und hielt ihm eine Rede, die, wie der Dolmetſch erklärte, die Verſicherung enthielt, daß ſie ſämtlich große Krieger wären, und nach jedem Satze bellte die Bande ein lautes Hau, hau, das in ihrer Sprache ſoviel als ja bedeutet. Es war ein Trupp Schwarzfüße."

„Es waren Sioux", verbeſſerte Bernhard beſcheiden.

Fink legte den Teelöffel hin und ſah Bernhard groß an. „Ich kalkuliere, Herr, es waren Schwarzfüße."

„Es waren doch wohl Sioux", wiederholte Bernhard. „Bei den Schwarzfüßen lautet das Ja anders."

„Wetter," rief Fink, „wenn Sie mit den roten Teufeln ſo bekannt ſind, wozu laſſen Sie mich hier meine Jagdgeſchichten erzählen?"

„Ich habe mich nur ein wenig um ihre Sprache bekümmert," erwiderte Bernhard, „es iſt ein Zufall, daß ich vor kurzem einige Wörterverzeichniſſe verſchiedener Stämme durchgeſehen habe."

„Und wozu haben Sie ſich die unnütze Mühe gemacht? Es wird dort drüben ſchnell aufgeräumt; bevor Sie eine Sprache erlernen, iſt der Stamm ausgerottet, der ſie ſprach."

Jetzt wurde Bernhard beredt. Er ſagte, daß die Kenntnis der Sprachen für die Wiſſenſchaft die beſte Hilfe ſei, um das Höchſte zu verſtehen, was der Menſch überhaupt begreifen könne, die Seelen der Völker.

Die vom Geſchäft hörten aufmerkſam zu. Als Bernhard ſich entfernt hatte, rief Fink noch immer verwundert: „Er geht mit unſerm alten Herrgott um wie mit einem Duzbruder und konnte vorhin rechts und links nicht unterſcheiden.“

Die Folge dieſes Abends war, daß Bernhard einige Tage ſpäter ſogar auf den Polſterſtuhl Finks zu ſitzen kam, und daß er ſelbſt den Mut faßte, mit Anton auch Fink zu ſich einzuladen. „Es iſt keine Geſellſchaft,“ fügte er hinzu, „ich möchte nur Sie beide einmal auf meinem Zimmer ſehen.“

Fink ſagte zu.

Darüber entſtand in der Familie Ehrenthal große Aufregung. Bernhard ſtäubte ſelbſt ſeine Bücher ab und ſtellte die verkehrten zurecht, und es geſchah das Unerhörte, daß er ſich um die Wirtſchaft kümmerte. „Es muß Tee ſein, Abendeſſen, Wein, auch Zigarren.“

„Du ſollſt um nichts ſorgen,“ beruhigte ihn die Mutter; „wenn der Herr von Fink dein Gaſt iſt, ſo ſoll er ſehen, wie es in unſerm Hauſe zugeht.“

„Die Zigarren werde ich dir kaufen,“ rief der Vater, „wie ſie rauchen die jungen Herren, etwas Feines, und ich werde dir auch beſorgen den Wein. Laß Faſanen holen, Sidonie.“

„Wir wollen einen Lohndiener annehmen“, ſagte die Mutter.

„So will ich's nicht,“ widerſprach Bernhard ängſtlich, „die Herren kommen zu mir als gute Freunde, und ſo ſollen ſie aufgenommen werden, in meiner Stube und ohne fremden Diener.“

Und als die Stunde des Beſuchs herankam, wie wurde da Bernhard eifrig; ja er wurde ärgerlich, nichts war ihm in Ordnung. „Wo iſt der Teekeſſel? Noch ſteht kein Keſſel in meiner Stube“, rief er der Mutter zu.

„Ich werde dir den Tee eingießen und hineinſchicken, wie ſich's bei Herrengeſellſchaften paßt", ſagte die Mutter, die im neuen Seidenkleide auf und ab rauſchte.

„Nein," entgegnete Bernhard eigenſinnig, „ich ſelbſt will den Tee machen, Wohlfart macht ihn, und Herr von Fink macht ihn."

„Der Bernhard will ſelbſt den Tee machen!" rief die Mutter verwundert Roſalie zu. „Ein Wunder, er will ſelbſt den Tee machen!" rief Ehrenthal in ſeiner Schlafſtube, in der er gerade unter den Stiefeln klapperte. „Er will Tee machen!" rief die Köchin in der Küche und ſchlug die Hände zuſammen.

Und wieder kam Bernhard in die Wohnſtube gerannt, eine geſchliffene Flaſche in der Hand. „Was iſt das hier?" fragte er im Eifer.

„Arrak", ſagte die Mutter.

„Es muß Rum ſein, Fink trinkt keinen Arrak im Tee."

„Ich werde ſelbſt gehen Rum holen", rief Ehrenthal, ergriff ſeinen Hut und lief mit der Flaſche zum Nachbar Goldſtein, dem Weinhändler.

Auf dem Wege ſagte Anton zu Fink: „Es iſt hübſch von dir, Fritz, daß du mitkommſt. Bernhard wird eine große Freude darüber haben."

„Der Menſch muß Opfer bringen", erwiderte Fink. „Ich habe mir die Freiheit genommen, im voraus zu Abend zu eſſen, denn ich habe einen Abſcheu vor Gänſefett. Aber das ſchönſte Mädchen der Stadt iſt ſchon eine Entſagung wert. Ich habe ſie neulich wieder im Konzert geſehen, ein prachtvoller Leib. Und welche Augen! Ihr Vater, der alte Wucherer, hat nie einen Edelſtein unter ſeinen Händen gehabt, der ſo funkelt."

„Wir ſind zu Bernhard eingeladen", verſetzte Anton mit leiſem Vorwurf.

„Jedenfalls wird doch die Schweſter zu ſehen ſein," ſagte Fink; „wo nicht, ſo zwingen wir ihn, ſie vorzuführen."

„Ich hoffe, ſie wird unſichtbar bleiben", ſeufzte Anton.

Die Tür öffnete ſich, das Entree war durch zwei prachtvolle Lampen erleuchtet, Bernhards Stube war feſtlich ge-

ſchmückt. Eine große Blumenvaſe ſtand auf dem Tiſch, daneben buntes Porzellan, vergoldete Löffel auf ſeidener Tiſchdecke, und ein großes Bund Imperiales von rieſigem Format, wahre Stangen, die man ohne Stütze zwiſchen den Lippen nicht halten konnte. Auf dem Boden war ein neuer Teppich ausgebreitet, es war alles ſehr anſtändig. Und wie liebenswürdig war Bernhard als Wirt. Er machte den Tee. Er bat in rührender Hilfloſigkeit Fink um Rat, wieviel Tee er einſchütten ſolle, er drehte den Hahn ſo künſtlich herum, daß lange Zeit gar nichts aus der Öffnung floß, und dann wieder die Flut nicht zu bändigen war. Errötend ſcherzte er über ſeine eigene Ungeſchicklichkeit, und ſeine Augen leuchteten vor Freude, als Fink entſchied, der Tee ſei vortrefflich. Eifrig bot er die Zigarren, andächtig hörte er die Belehrung, die ihm Fink über das ſchickliche Maß hielt, in welchem dieſe Erfindung menſchlichen Scharfſinnes geformt werden müſſe. Und ganz glücklich wurde er, da Anton endlich bat, dem Freund ſeine Bücherſchätze zu zeigen, und da Fink über das Ausſehen der fremden Buchſtaben humoriſtiſche Gloſſen machte. Als gute Leute ſaßen die drei zuſammen und plauderten eine Stunde in beſter Eintracht. Fink war in der menſchenfreundlichſten Stimmung, und Anton bat die Götter im ſtillen, die ſchöne Schweſter nur heute von ihrem Tiſche fernzuhalten.

Doch Punkt neun Uhr öffnete ſich die Tür des Nebenzimmers, und Frau Sidonie überſchritt majeſtätiſch die Schwelle. „Bathſeba tritt ein zu König David“, ſagte Fink leiſe zu Anton, erzürnt drückte ihm Anton den Fuß. Bernhard ſtellte verlegen vor, die Frau vom Hauſe lud in das Nebenzimmer, Herr Ehrenthal und Roſalie präſentierten ſich. Fink trat zu dem ſchönen Mädchen, nannte ſie gnädiges Fräulein und erzählte ihr, daß er eine alte Bekanntſchaft erneuere, da er ſie bereits in der Akademie geſehen habe. Er ſetzte ſich zwiſchen Mutter und Tochter zu Tiſch, er ſagte ihnen im gleichgültigſten Ton ſo viele Artigkeiten, daß beide bezaubert wurden. Er rühmte gegen die Mutter die entfernte Reſidenz, gegen welche dieſe Stadt ein kleinlicher Haufe von Ziegelſteinen ſei, er ließ ſich mit Roſalie in

eine lebhafte Unterhaltung über Muſik ein, für die er ſonſt wenig Herz hatte, er verſprach ihr beim nächſten Wettrennen einen guten Platz auf der Tribüne, er erzählte kleine Geſchichten aus der beſten Geſellſchaft, in denen er mit Humor die Schwächen derſelben karikierte. Er entzückte dadurch die Frauen, die mit Eiferſucht auf die Kreiſe hinſahen, die ſich gegen Leute von Bildung ſo ſehr abſchloſſen, er erfreute dadurch auch Bernhard, der auf dieſe Berichte lauſchte, wie auf die Kunde aus fremder Welt. Es war von einer Fürſtin die Rede, welche für eine berühmte Schönheit galt, Fink war ihr irgend einmal vorgeſtellt worden und fand, daß ſie dem Fräulein vor ihm zum Verwechſeln ähnlich ſah, etwas kleiner war die Fürſtin, die Geſtalt weniger edel; er bewunderte dreiſt eine Moſaikbroſche an der Bruſt von Frau Sidonie und verglich ſie mit einem koſtbaren Kunſtwerk in einem Muſeum. Nur Vater Ehrenthal war für ihn nicht vorhanden. Nach den erſten Begrüßungen mit Anton machte der Händler einige vergebliche Verſuche, mit Fink eine Unterhaltung anzuknüpfen. Aber Fink ſprach über ihn weg, als ob ein Stück Luft auf dem Stuhle des Hausherrn ſitze. Und doch war er nicht unartig, jedem war, als müßte es ſo ſein. Ehrenthal ſelbſt fand ſich mit Demut in die beſcheidene Rolle, zu der er verurteilt war, und rächte ſich dadurch, daß er einen ganzen Faſan verzehrte.

Als Fink merkte, daß es ein wenig unbequem war, die Frauen zu lebhafter Teilnahme an der Unterhaltung heranzuziehen, fing er an, in ſeiner Weiſe mit Worten zu phantaſieren.

Die Mutter klagte gegen ihn über Bernhards Stubenſitzen.

„Er iſt ein Ariſtokrat“, antwortete Fink gutmütig. „Der zehnte Menſch iſt ihm nicht recht. Die Herren Gelehrten haben alle dieſe Eigentümlichkeit. Wenn ich meinem Schöpfer für etwas dankbar bin, ſo iſt es dafür, daß er mich zu einem einfachen beſcheidenen Mann gemacht hat, deſſen Kopf nicht ſtark genug iſt, große Weisheit zu vertragen. Uns gewöhnlichen Menſchen wird es am leichteſten, mit

dieſer Welt fertig zu werden, wir ſind genötigt, uns in andere zu ſchicken. Wer aber berechtigt iſt, große Anſprüche zu machen wegen ſeines Wiſſens oder wegen ſeiner Schönheit" — hier neigte er ſich mit überzeugender Ehrlichkeit gegen die Tochter vom Hauſe —, „der findet leicht die Welt nicht ſo, wie er ſie fordert, während ich und meinesgleichen die Überzeugung haben, daß ſie ganz vortrefflich iſt."

„Es iſt doch vieles Gemeine auf der Erde", ſagte Madame Ehrenthal.

„Daß ich nicht wüßte", rief Fink lachend. „Ich gebe Ihnen zu, daß einige Inſekten einen gemeinen Charakter haben, und daß es gemein iſt, ſich in Branntwein zu betrinken. Im übrigen kommt vieles auf Anſichten an. Sehen Sie dieſe Auſter. Ich wette, es gibt zahlreiche Fiſche und Erdbewohner, welche dies holde Geſchöpf für etwas Gemeines halten, mir erſcheint ſie als eine der vornehmſten Erfindungen der Natur. Was verlangen wir von einem Vornehmen? Die Auſter hat alles: ſie iſt ruhig, ſie iſt ſtill, ſie ſitzt feſt auf ihrem Grund und Boden. Sie ſchließt ſich ab gegen die Außenwelt wie kein anderes Geſchöpf. Wenn ſie ihre Schalen zuklappt, ſo deutet ſie auf das entſchiedenſte an: Ich bin für niemand zu Hauſe; wenn ſie ihr perlmutternes Haus öffnet, ſo zeigt ſie den bevorzugten Ebenbürtigen ein zartes, gefühlvolles Weſen. Wenn der Menſch das Recht hat, etwas Geſchaffenes zu beneiden, ſo iſt es die Auſter. Sie werden ſagen, daß das Seewaſſer kein anſprechendes Element iſt. Aber da muß ich widerſprechen. Wer auf die ſchlechte Gewohnheit verzichten kann, alle Augenblicke nach Luft zu ſchnappen, wie wir leider tun müſſen, für den muß es dort unten auf dem Meeresgrund ſehr gemütlich ſein." Er wandte ſich zu Roſalie: „Nur die muſikaliſche Bildung der Auſter iſt, wie ich fürchte, ungenügend. Außer dem Heulen des Sturmwindes und dem Geraſſel des Dampfſchiffs dringen nicht viele Töne in ihre Behauſung."

„Treiben Sie Muſik?" fragte Roſalie.

„Kaum darf ich das zugeben", erwiderte Fink verbindlich. „Ich klimpere ein wenig auf dem Flügel herum, und wenn ich zu ſingen verſuche, meide ich Menſchenwohnungen. Aber

ich ſtehe zur Muſik in dem Verhältnis eines unglücklichen Liebhabers. Ich habe ein Inſtrument, das ich ſchwärmeriſch verehre, und ich würde viel darum geben, wenn ich imſtande wäre, dasſelbe mit Meiſterſchaft zu ſpielen."

„Die Violine?" fragte Roſalie.

„Vergebung, die Pauke. Ich frage Sie, was heißt ſpielen auf den anderen Inſtrumenten? Es iſt ein ewiges unruhiges Umherraſen von der Höhe zur Tiefe und wieder umgekehrt, eine ungemütliche Anſtrengung in allen möglichen Schnelligkeiten, Triolen, Trillern, Tremolos und wie die Quälereien alle heißen. Nur ſelten erſcheint eine lange, dicke, ruhige Note, ein ſolider Ton, welcher aushallt und nicht von der nächſten Note ſeinen Fußtritt bekommt. Nehmen Sie dagegen den Ton der Pauke. Welche Kraft, welche Feierlichkeit und welche Wirkung! Und erſt der Glückliche, dem ein ſolches Inſtrument anvertraut wird! Man ſagt den übrigen Virtuoſen nach, daß ſie reizbar und empfindlich ſind, der Pauker wird ein Held, ein großer Charakter, er bekommt eine Weltanſchauung, wie ſie nur auf dem erhabenſten Standpunkt möglich iſt. Er pauſiert, dreißig, fünfzig Takte, unterdes rennt und quiekt das Volk der übrigen Töne durcheinander wie die Mäuſe, wenn die Katze nicht zu Hauſe iſt. Er allein ſteht in einſamer Größe, ſcheinbar mit nichts beſchäftigt, er nimmt vielleicht eine Priſe oder ſucht ſich lächelnd die ſchönſten Damen im Zuhörerraum. Aber innerlich denkt er: 27, wartet nur, ihr ruppiges Notengeſindel, 28, ich werde euch ſogleich eins auf den Kopf geben, 29, dieſe Geige wird naſeweis, 30, bum! er ſchlägt auf, und die andern Inſtrumente fahren aufgeregt zuſammen, ſie fühlen die Sprache ihres Herrn und Meiſters, und alle Zuhörer atmen tief auf, das große Wort iſt geſprochen." — Roſalie lachte.

„Ich laſſe mir nächſtens ein Paar Pauken bauen und werde mir die Ehre geben, ein Duett für Pauke und Fortepiano zu ſchreiben und Ihnen, mein Fräulein, zu widmen, am liebſten ein gefühlvolles Notturno. — Beim Apoll, ein vortrefflicher Wein! Was für ein Landsmann? Ich habe noch nicht die Ehre ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft."

„Es iſt ein Ungarwein, alter Menes," rief Vater Ehrenthal über den Tiſch, „er hat fünfzig Jahre gelegen im Keller."

„Kennen Sie die Sorte, Herr Bernhard?" fragte Fink, die Worte des Vaters überhörend.

„Ich verſtehe wenig vom Wein", ſagte Bernhard.

„Schade", erwiderte Fink. „Wer ein Gönner der Poeten iſt wie Sie, der ſollte auch etwas auf ſeinen Weinkeller halten. Aber da wir von Muſik ſprechen, müſſen Sie uns wenigſtens ſagen, wie Ihre perſiſchen Freunde, die Herren Juſſuf und Sadi, ihre Lieder den ſchwarzäugigen Schönen vorſingen. Bitte, rezitieren Sie uns ein Gedicht auf perſiſche Weiſe."

Bernhard ſetzte ernſthaft auseinander, daß die Muſik des Orients für unſer Ohr manches Auffallende habe, und hatte lange zu tun, um die angelegentlichen Bitten Finks abzuwehren, welcher durchaus einen Vortrag in Originalſprache und Melodie von ihm hören wollte.

So zog Fink die Tafel hin bis nach Mitternacht, zuletzt mußte Roſalie ſich an den Flügel ſetzen, dann fuhr auch er mit den Fingern über die Taſten und ſang ein wildes Lied in ſpaniſcher Sprache. Als die Gäſte ſich entfernten, war die Familie entzückt. Roſalie eilte wieder an den Flügel und ſuchte die Melodie des fremden Gaſſenhauers zu wiederholen, die Mutter war unerſchöpflich im Ruhme des vornehmen Weſens; auch der von den Stühlen der Menſchheit geſtrichene Vater war über den Beſuch des reichen Erben begeiſtert und wiederholte in angenehmer Weinlaune, daß er über eine Million ſchwer ſei. Selbſt Bernhards unſchuldige Seele war durch die Art des gewandten Mannes mächtig gefeſſelt. Wohl hatte er bei den Reden Finks zuweilen ein leichtes Mißbehagen gefühlt, es war ihm vorgekommen, als mache der Fremde ſich über ihn und die Seinen luſtig, aber er war zu unerfahren, um das vollſtändig zu überſehen und beruhigte ſich damit, daß ſolche Gleichgültigkeit zum Weſen der Weltleute gehöre.

Nur Anton war unzufrieden mit dem Freunde und ſagte ihm das auf dem Heimwege

„Du haſt geſeſſen wie ein Stock," erwiderte Fink, „ich habe die Leute unterhalten, was willſt du mehr? Laß dich in eine Maus verwandeln und kriech' in die Löcher der aufgeputzten Stube, und du wirſt hören, wie ſie jetzt mein Lob ſingen. Kein Menſch kann mehr verlangen, als daß man ihn ſo behandelt, wie ihm ſelbſt behaglich iſt."

„Ich meine," ſagte Anton, „man ſoll ihn ſo behandeln, wie es der eigenen Bildung würdig iſt. Du haſt dich benommen wie ein leichtſinniger Edelmann, der morgen bei dem alten Ehrenthal eine Anleihe machen will."

„Ich will leichtſinnig ſein," rief Fink luſtig, „vielleicht will ich auch eine Anleihe bei dem Hauſe Ehrenthal machen. Schweig jetzt mit deinen Bußpredigten, es iſt ein Uhr vorüber."

Einige Tage ſpäter erinnerte ſich Anton nach dem Schluß des Kontors, daß er dem jungen Gelehrten die Überſendung eines Buches verſprochen hatte. Da Fink ſchon vor einer Stunde weggegangen war und, wie er oft tat, den Paletot Antons mitgeführt hatte, ſo wickelte dieſer ſich in Finks Burnus, der auf ſeiner Stube lag, und eilte in Ehrenthals Haus. Er trat an die weiße Tür und war nicht wenig verwundert, als die Tür geräuſchlos aufging und eine verhüllte Geſtalt herausſchlüpfte. Ein weicher Arm legte ſich in den ſeinen, und eine leiſe Stimme ſprach: „Kommen Sie ſchnell, ich erwarte Sie ſchon lange." Anton erkannte Roſaliens Stimme. Er ſtand ſtarr wie eine Bildſäule und erwiderte endlich mit dem Erſtaunen, das in ſolcher Lage verzeihlich iſt: „Sie verkennen mich, mein Fräulein." Mit einem unterdrückten Schrei huſchte die junge Dame die Stufen hinab, Anton trat kaum weniger erſchrocken in Bernhards Zimmer. Er hatte in der Verwirrung den Mantel nicht abgenommen und erlebte jetzt das Leid, daß der kurzſichtige Bernhard auf ihn zutrat und ihn Herr von Fink anredete. Ein ſchrecklicher Verdacht ſtieg in ihm auf, er ſchützte gegen Bernhard große Eile vor und trug den unglücklichen Mantel ſchnell nach Hauſe über einem Herzen voll Schmerz und Ärger. Wenn es Fink war, der von der ſchönen Tochter

Ehrenthals zu ſo vertraulichem Abholen erwartet wurde! Je länger Anton auf den Abweſenden harrte, deſto höher ſtieg ſein Unwille. Endlich hörte er Finks Tritt auf den Steinen des Hofes und eilte mit dem Mantel zu ihm hinab. Er erzählte kurz, was ihm begegnet war, und ſchloß mit den Worten: „Sieh, ich hatte deinen Mantel um, und es war dunkel, ich habe den häßlichen Verdacht, daß ſie mich für dich gehalten hat, und daß du das Vertrauen Bernhards in unverantwortlicher Weiſe gemißbraucht haſt.“

„Ei, ei,“ ſagte Fink kopfſchüttelnd, „da ſieht man, wie ſchnell der Tugendhafte bereit iſt, ſeine Steine auf andere zu werfen. Du biſt ein Kindskopf. Es gibt mehr weiße Mäntel in der Stadt, wie kannſt du beweiſen, daß es gerade mein Mantel war, der erwartet wurde? Und dann erlaube mir die Bemerkung, daß du ſelbſt dich bei dieſem Abenteuer in einer Weiſe benommen haſt, die weder artig, noch entſchloſſen, noch irgend etwas anderes war als töricht. Warum haſt du nicht das Fräulein die Treppe heruntergeführt? Und wenn die Verwechſelung unten nicht mehr zu verbergen war, konnteſt du nicht ſagen: Zwar bin ich nicht der, für den Sie mich halten, aber ich bin ebenfalls bereit, in Ihrem Dienſt zu ſterben, und ſo weiter?“

„Du täuſcheſt mich nicht“, erwiderte Anton. „Ich traue nicht, daß du mir die Wahrheit ſagſt. Wenn ich mir alles recht überlege, ſo kann ich, trotz deinem Leugnen, den Verdacht nicht loswerden, daß du doch der Erwartete warſt.“

„Du biſt ein kleiner Schlaukopf,“ ſagte Fink gemütlich; „du wirſt mir aber ebenfalls zugeſtehen, daß ich, da eine Dame im Spiel iſt, nichts anderes tun kann als leugnen. Denn ſiehſt du, mein Sohn, wenn ich dir Geſtändniſſe machte, ſo würde ich ja die ſchöne Tochter des ehrenwerten Hauſes kompromittieren.“

„Leider fürchte ich,“ rief Anton, „daß ſie ſich ohnedies kompromittiert fühlt.“

„Na,“ ſagte Fink ruhig, „ſie wird's ertragen.“

„Aber Fritz,“ rief Anton die Hände ringend, „haſt du denn gar keine Empfindung für das Unrecht, das du an Bernhard begehſt? Du verleiteſt die Schweſter eines ge-

bildeten und feinfühlenden Menſchen zu Torheiten, die für ſie verhängnisvoll werden müſſen. Gerade daß ſein reines Herz in einer Umgebung ſchlägt, die er nur ertragen kann, weil er ſo voll Vertrauen iſt und ſowenig erfahren, gerade das macht dein Unrecht für mich ſo bitter."

„Deshalb wirſt du am klügſten tun, wenn du das große Zartgefühl deines Freundes ſchonſt und ſeiner Schweſter Verſchwiegenheit gönnſt."

„Nein," erwiderte Anton zornig, „meine Pflicht gegen Bernhard zwingt mich zu etwas anderem. Ich muß von dir fordern, daß du dein Verhältnis zu Roſalie, von welcher Art es auch ſei, auf der Stelle abbrichſt und dich bemühſt, in ihr nur das zu ſehen, was ſie dir immer hätte ſein ſollen, die Schweſter meines Freundes."

„So?" entgegnete Fink ſpöttiſch, „ich habe nichts dawider, daß du dieſe Forderung ſtellſt. Wenn ich aber nicht darauf eingehe, wie dann? Immer vorausgeſetzt, was ich überhaupt leugne, daß ich der glückliche Erwartete war."

„Wenn du nicht darauf eingehſt," rief Anton in großer Bewegung, „ſo kann ich dir dieſen Streich niemals verzeihen. Das iſt nicht mehr Mangel an Zartgefühl, es iſt etwas Schlimmeres."

„Und was, wenn's beliebt?" fragte Fink kalt.

„Es iſt ſchlecht", rief Anton. „Es war ſchon ſchlimm genug, daß du die Koketterie des Mädchens benutzteſt, aber es iſt doppelt ſchlecht, daß du auch jetzt nicht daran denken willſt, wie du ſie kennengelernt haſt, nicht an ihren Bruder und nicht an mich, der ich dieſe unglückliche Bekanntſchaft vermittelt habe."

„Und du laß dir ſagen," erwiderte Fink, die Lampe ſeiner Teemaſchine anzündend, „daß ich dir durchaus nicht das Recht einräume, mir ſolche Vorträge zu halten. Ich habe keine Luſt, mit dir zu zanken, aber ich wünſche über dieſen Gegenſtand kein Wort weiter von dir zu hören."

„Dann muß ich dich verlaſſen," ſagte Anton, „denn es iſt mir unmöglich, mit dir über anderes zu ſprechen, ſolange ich die Empfindung habe, daß du frevelhaft handelſt." Er ging zur Tür. „Ich laſſe dir die Wahl, entweder du brichſt

mit Roſalie oder, ſo furchtbar mir iſt, dies auszuſprechen, du brichſt mit mir. Wenn du mir bis morgen abend nicht die Verſicherung gibſt, daß deine Intrige zu Ende iſt, ſo gehe ich zu Roſalies Mutter."

„Gute Nacht, dummer Tony", ſagte Fink.

Anton verließ den leichtſinnigen Freund. Es war der erſte ernſthafte Streit zwiſchen ihm und Fink. Er war ſehr unglücklich über Finks Leichtſinn und ſchritt bis tief in die Nacht in ſeinem Zimmer troſtlos auf und ab. Dem harmloſen Bernhard etwas zu ſagen, erſchien ihm bei der Perſönlichkeit des Gelehrten bedenklich, er fürchtete, ihn im tiefſten Herzen zu verwunden, und traute ihm wenig Einfluß auf die Schweſter zu. Auch Fink war ärgerlich über den Zufall. Er trank ſeinen Grog diesmal allein und dachte vielleicht mehr an Antons Groll, als an den Schreck der ſchönen Roſalie.

Der nächſte Tag war grau für beide. Sonſt wenn Fink ins Kontor trat, nickte er dem Freunde, der ihm ſeit einiger Zeit gegenüberſaß, freundlich zu, und Anton kam dann ſchnell an den Stuhl des andern und fragte leiſe, wie Fink den letzten Abend verlebt hatte. Heute ſaß Anton ſtumm auf ſeinem Platz und beugte ſich tief auf den Brief hinab, als Fink ſich ihm gegenüberſetzte. Jeder mußte, wenn er aufſah, in das Geſicht des andern blicken, heut hatten beide die Aufgabe, zu tun, als ob ihnen gegenüber ein leerer Raum ſei. Es war Fink leicht geweſen, den Vater Ehrenthal als Luft zu behandeln, bei Anton war auch ihm das läſtig, und Anton, der keine ſolche Gewandtheit im Überſehen fremder Körper hatte, fühlte ſich höchſt unglücklich, wenn er nach rechts und links ausſchauen mußte, bei dem Kopfe des andern vorbei, über ihn weg, immer gleichgültig, wie der Kriegsbrauch zwiſchen Schmollenden nötig macht. In der Mitte des Vormittags kam das Frühſtück in das Kontor, dann wurde eine kurze Pauſe gemacht, die Herren ſtanden von ihren Plätzen auf und traten zuſammen. Heut blieb Anton ſitzen, weil ſein Platz der einzige Ort war, welcher ihn vor der Berührung mit Fink ſicherte. Alles ver-

ſchwor ſich, beiden ihre Rolle ſchwer zu machen. Schmeie Tinkeles erſchien im Kontor, und Fink hatte wieder eine lächerliche Verhandlung. Alle Herren ſahen auf Fink und ſprachen mit ihm; ſonſt hatte Anton dem Freunde fröhliche Zeichen des Einverſtändniſſes gemacht, jetzt ſtarrte er vor ſich hin, als ob Tinkeles hundert Meilen entfernt wäre. Herr Schröter gab Anton einen Auftrag, bei dem er Fink um Auskunft fragen mußte. Anton war genötigt, ſich vorher ſtark zu räuſpern, damit ſeine Stimme nicht gepreßt klang, und als Fink eine kurze Antwort gab, kränkte ihn das, und ſein Zorn gegen den Verſtockten loderte wieder zu heller Flamme auf. Zum Mittageſſen waren die beiden immer zuſammen gegangen, Fink hatte regelmäßig gewartet, bis Anton ihn abholte. Heute kam Anton nicht. Fink ging mit Herrn Jordan ins Vorderhaus, ſo daß Jordan verwundert fragte: „Wo bleibt denn Wohlfart?“ und Fink mußte ſagen: „Wo er will.“

Am Nachmittag konnte Anton ſich nicht enthalten, einige Male heimlich von ſeinem Briefe aufzuſehen und den Kopf und das ſtolze Angeſicht des andern zu betrachten. Dabei mußte er denken, wie fürchterlich es für ihn ſei, von jetzt ab dem Manne fremd zu werden, an dem er ſo ſehr hing. Aber er blieb feſt. Auch jetzt, wo der erſte Zorn verraucht war, fühlte er, daß er nicht anders handeln konnte. Dieſe Überzeugung rührte ihm das Herz. Und in ſolcher Stimmung vermied er nicht mehr auf den Platz des verlorenen Freundes zu ſchauen. Als Fink aufblickte, ſah er das Auge Antons voll Trauer auf ſeinem Geſichte ruhen. Der ſchmerzliche Ausdruck beunruhigte den Rückſichtsloſen mehr als der frühere Zorn. Er erkannte daraus, daß Anton feſt war, und die Wagſchale, worin Roſalie ſaß, fuhr in die Höhe. Wenn Anton in ſeiner Spießbürgerlichkeit zu Roſalies Mutter ging, ſo wurde ihm das Abenteuer doch verdorben. Zwar um den Zorn der Mutter kümmerte er ſich wenig, Roſalie mochte ſehen, wie ſie mit ihr fertig wurde, aber der Gedanke an den harmloſen Bernhard war ihm unbehaglich. Und was das ſchlimmſte war, ſein eigenes Verhältnis zu Anton war für immer zerſtört, ſobald dieſer erſt mit einer

dritten Perſon über die Angelegenheit geſprochen hatte. Dieſe Erwägung zog ihm die Stirn in Falten.

Kurz vor ſieben Uhr fiel ein Schatten auf Antons Papier. Anton ſah auf, Fink hielt ihm ſchweigend einen kleinen Brief über das Pult, die Aufſchrift war an Roſalie. Anton ſprang von ſeinem Sitz auf.

„Ich habe an ſie geſchrieben," ſprach der andere mit eiſiger Kälte; „da deine Freundſchaft mir nur die Wahl läßt, entweder das Mädchen zu kompromittieren oder meine Studien über eine intereſſante Völkerſeele aufzugeben, ſo muß ich mich zu dem letzteren verſtehen. Hier iſt der Brief. Ich habe nichts dagegen, daß du ihn lieſt. Es iſt der Laufpaß."

Anton nahm den Brief aus der Hand des Sünders, ſiegelte ihn in der Eile mit dem kleinen Kontorſtempel und übergab ihn einem Hausknecht zur ſchleunigen Abgabe auf der Stadtpoſt.

So war die Gefahr beſeitigt, aber es blieb ſeit dieſem Tage eine Spannung zwiſchen den beiden Verbündeten. Fink grollte, und Anton konnte nicht vergeſſen, was er Verrat an ſeinem Freund Bernhard nannte. Und Fink trank durch einige Wochen ſeinen Tee nicht in Antons Geſellſchaft.

## 7

Das Haus von T. O. Schröter hatte einen Tag im Jahre, an dem es ſich unabänderlich dem Vergnügen ergab. Dies geſchah zur Erinnerung an die Stunde, in welcher Herr Schröter als Teilhaber in das Geſchäft ſeines Vaters eingetreten war. Wenn dieſer Tag durch die Tücke der Kalendermacher unter die Wochentage geſetzt wurde (und es war ſechs gegen eins zu wetten, daß ſie dem Geſchäft den Poſſen ſpielten), ſo wurde das Feſt am nächſten Sonntag gefeiert. Es war keine Feſtfeier, welche übermäßig aufregte, ſie hatte einen ruhigen, regelmäßigen Verlauf und einen leiſen Anflug von Geſchäftlichkeit. Zuerſt war großes Diner des Kontors beim Prinzipal, dann fuhr die Geſellſchaft nach einem nahe gelegenen Dorfe, wo der Kaufmann

ein Landhaus beſaß, und wo eine Anzahl öffentlicher Gärten und Sommerkonzerte die Stadtbewohner anzogen. Dort wurde Kaffee getrunken, Natur genoſſen und am Abend zur Bürgerſtunde nach der Stadt zurückgefahren.

In dieſem Jahre feierte der Kaufmann das fünfundzwanzigjährige Jubiläum ſeines Eintritts. Schon am Morgen gratulierten Deputationen der Auflader und Hausknechte, an der Mittagstafel waren heute die Kollegen im höchſten Staat verſammelt, Herr Liebold in einem neuen Frack, den er, wie alle Prachtſtücke ſeiner Garderobe, ſeit vielen Jahren an dieſem Feſt zum erſten Male trug.

Nach dem Mittageſſen fuhren einige Wagen vor das Haus, die Geſellſchaft ins Freie zu ſchaffen. Herr Schröter ſtieg mit Sabine in den erſten Wagen, und da die Tante als Krankenpflegerin einer Verwandten abweſend war, ſah ſich der Prinzipal unter den Herren um, welche maſſenhaft um den Wagen ſtanden und das Einſteigen Sabines durch heftige Dienſtbefliſſenheit wenigſtens moraliſch unterſtützten. Fink ſaß bereits auf ſeinem Reitpferd, und ſo rief der Prinzipal Herrn Liebold und Herrn Jordan auf den Rückſitz des Staatswagens. Beide Herren verneigten ſich, Herr Liebold nahm mit feierlichem Lächeln gegenüber dem Fräulein Platz. Ach, aber ſeine Freude war nicht ohne den Bodenſatz heimlicher Angſt. Es war allen Kollegen wohl bekannt und ihm am beſten, daß er das Rückwärtsfahren durchaus nicht vertragen konnte. Nie hatte er nach Ehrenplätzen geſtrebt, ſein ganzes Leben durch war er auf der Rückſeite von Fortunas Karoſſe fortgeſchafft worden, aber in einem gewöhnlichen Wagen empörte ſich augenblicklich ſein ganzes Innere, wenn er nicht vornehm im Fond ſaß. Auch heute ſah er das Unglück kommen, gerade heute, wo er der angebeteten Herrin des Hauſes gegenüberſaß. Wie gern hätte er ſeinen Platz geopfert, aber das war unmöglich, die Ehre war zu groß, und ſeine Weigerung wäre ihm falſch ausgelegt worden. So ſaß er als Märtyrer, auf das Ärgſte gefaßt, dem Fräulein gegenüber, er verſuchte vergebens unbefangen auszuſehen und auf die Seite zu blicken, wo Häuſer und Bäume, Menſchen und Hunde an ihm vorbei-

tanzten. Dies fürchterliche Tanzen kannte er, das war immer der Anfang. Er mußte gerade vor sich hin sehen, und da es unpassend gewesen wäre, dem Fräulein ins Gesicht zu blicken, so starrte er über sie weg. Noch lächelte sein Mund, aber sein Auge sah stier, und seine Wangen wurden blaß, blutlos, erdfarben. Jordan sah ihn von der Seite an und konnte das Lachen nicht verbergen. Das brachte Sabine zu der besorgten Frage: „Fehlt Ihnen etwas, Herr Liebold?“ Da Liebold die Augen nicht vom Himmel wegwenden durfte, so bohrte er sich an einer ruhigen Wolke fest und murmelte die Versicherung, daß ihm sehr wohl sei. Dabei erhielt sein Gesicht aber den Ausdruck stumpfer Verzweiflung, so daß Sabine sich ängstlich an Herrn Jordan wandte.

„Er kann nicht vertragen rückwärts zu sitzen“, sagte dieser.

„Dann wechseln wir die Plätze“, rief Sabine. Herr Liebold schüttelte erschrocken den Kopf und machte schweigend allerlei Bewegungen, um seinen Abscheu gegen eine solche Zumutung auszudrücken. „Bitte, Herr Jordan, lassen Sie den Kutscher halten“, rief Sabine. Der Wagen stand, das Fräulein erhob sich. „Schnell, Herr Liebold“, rief sie. Dieser versuchte noch zu protestieren, aber Jordan rückte ihn kräftig in die Höhe, und ehe er wußte, wie ihm geschah, saß er im Fond, und das Fräulein ihm gegenüber auf dem Rücksitz. Die Spannung in seinen Zügen ließ nach, eine feine Röte zog verklärend über sein Gesicht. Aber in welcher Lage war er! Was mußten die Vorübergehenden von ihm und seiner Stellung im Hause denken! Fremde konnten ihn für den Onkel der Dame halten, aber jeder, der sie kannte, — und wer kannte die schöne Sabine Schröter nicht? — der mußte auf die abenteuerlichsten Gedanken kommen. Daß er mit ihr verlobt sei, war noch viel zuwenig, als Verlobter hätte er nicht im Fond sitzen dürfen, nein, er saß da wie mit ihr verheiratet. Der Gedanke trieb ihm den Schweiß aus allen Poren, er sah demütig auf das Fräulein und bat sie mit leiser Stimme um Verzeihung wegen des Skandals, den er verursache. Sabine streckte zur Antwort ihre Hand aus und schüttelte ihm die seine kräftig. Da übermannte

ihn die Freude, er beugte ſich ſchon ein wenig herab, in der kühnen Abſicht, ihr den Handſchuh zu küſſen. Und in demſelben Augenblick fuhren ſie bei dem Buchhalter von Strumpf & Knieſohl vorüber, Herr Liebold ſchnellte ſtracks in die Höhe, jetzt war das Unglück geſchehen. Sabine und er waren das Opfer eines unerhörten Irrtums. Es war unnütz, noch gegen das Schickſal anzukämpfen. Er ſaß fortan verklärt und ſtillſelig, bis die Wagen vor der großen Reſtauration des Dorfes anhielten. Man ſtieg aus, die Herren ſammelten ſich um das ſeidene Gewand ihres Fräuleins, rauſchende Muſik ſcholl ihnen entgegen, ſie traten in die Buchengänge des geſchmückten Gartens, welcher heute mit den glänzenden Toiletten der Städter angefüllt war.

Sabine ſchwebte in einer Wolke von Herren dahin. Es iſt möglich, daß dieſer wandelnde Hof mancher Mitſchweſter größere Freude gemacht haben würde als ihr. Jedenfalls ſah es ſtattlich aus, als ſie am Arm des Bruders durch die Gänge ſchritt, auf beiden Seiten und hinter ihr dienſteifrige Herren, alle bemüht, ſich mit ihr als dem Mittelpunkt in Verbindung zu halten, zumal heute, wo das Haus in Maſſe unter den Vornehmen der Stadt auftrat und jeder einzelne als Mitglied des berühmten Geſchäfts zu repräſentieren hatte. Liebold war in einem beſtändigen Lächeln begriffen, welches er auf der Außenſeite ſeines Geſichts allerdings zu bewältigen ſuchte, um bei den Vorübergehenden nicht den Argwohn zu erregen, daß er ſie auslache. Aber um ſo ſtärker arbeitete es in ſeinem Innern und fuhr zuweilen im gleichgültigen Geſpräch wie ein Wetterleuchten über ſein Geſicht, dehnte ihm plötzlich Naſe und Mund aus und machte die Augen klein und glänzend. Er trug heute als Bevorzugter den Schal des Fräuleins, ſchritt in angemeſſener Entfernung hinter ihr her und bezeichnete ſo die zweite von den Linien, welche die Firma im grünen Hauptbuch der Natur einnahm. Durch eine kühne Handbewegung hatte ſich Herr Specht in Beſitz des Sonnenſchirms geſetzt und umgab mit dieſem Sabine von allen Seiten, in der Regel marſchierte er wie ein Fähnrich voran am Rand des Gehölzes. Mit verlangendem Blick ſah er in das Gebüſch, ob nicht eine

auffallende Blume oder ein Schmetterling Veranlaſſung geben könnte, mit dem Fräulein eine Unterhaltung anzufangen. Jedenfalls war das nicht leicht, denn Fink ging neben ihr. Dieſer war heute in boshafter Stimmung, und wider Willen lachte Sabine über die unbarmherzigen Gloſſen, welche er auffallenden Geſtalten unter den Spaziergängern gönnte. Auch den maſſenhaften Aufmarſch der Firma machte er lächerlich, aber er ſelbſt verſchmähte nicht, etwas von dem exkluſiven Stolz der Handlung zu empfinden.

Um ſie herum zogen, trippelten und rauſchten die Schwärme der Luſtwandelnden. Es war ein unaufhörliches Anſtarren, Grüßen, Ausweichen, der Kaufmann mußte immer wieder nach dem Hut greifen, und ſo oft er grüßte, gerieten die vierzehn Hüte der Kollegen ebenfalls in Bewegung und erregten in der Luft zahlreiche kleine Wirbelwinde. Das machte einen großartigen Eindruck.

Als die Hausgenoſſen einige Zeit in der Strömung fortgeſchwommen waren, äußerte Sabine den Wunſch auszuruhen. Sogleich flogen Tirailleure der Herren unter die Bankreihen und belegten einen Tiſch. Man nahm Platz, die Kellner ſchleppten eine rieſige Kaffeekanne mit der entſprechenden Anzahl Taſſen herbei. Jetzt war eine Freude, der Handlung zuzuſehen, wie jeder der Herren bemüht war, dem Fräulein das Eingießen abzunehmen, weil die Kanne für ſie zu ſchwer war, wie Sabine ſich Anton zum Adjutanten erwählte, weil er im Salon der Kollegen das Geſchäft des Eingießens verrichtete, wie die Kollegen ſich freuten, daß man im Vorderhauſe auch das von ihnen wußte, ferner, wie verbindlich Sabine jedem der Herren den Kuchen präſentierte, und wie ſie immer ein Auge darauf hatte, daß die Zuckerſchale und der Sahnentopf in ihrem Laufe um den Tiſch nicht unterbrochen wurden, und endlich, wie alle Kollegen den braunen Trank des Wirts mit der ſtillen Überlegenheit von Leuten einnahmen, welche beſſer wiſſen, was guter Kaffee iſt. Es war kein ruhiger Sitz, und Sabine hatte viel zu tun, die vorbeiziehenden Bekannten zu grüßen und den Freunden des Bruders, welche an ſie herantraten,

Rede zu ſtehen. Sie war allerliebſt in dieſer unaufhörlichen Bewegung. Mit einer hausmütterlichen Haltung ſprach ſie mit den Herren vom Kontor, und mit einfacher Herzlichkeit erhob ſie ſich und bewillkommnete die Herantretenden. Sie grüßte, ſcherzte und waltete über dem Kaffeebrett, ſie ſah auf die Spaziergänger und hatte noch Zeit, prüfende Blicke in das Innere der Taſſen zu werfen, welche ſie Anton zureichte. Anton und Fink, beide empfanden, wie gut ihr das ſichere Weſen ſtand, und Fink ſagte ihr das: „Wenn dies ein Tag der Erholung iſt, Fräulein Sabine, ſo beneide ich Sie nicht um Ihre Arbeitstage. Keine Prinzeß hat im Empfangſaal ſo viele Rückſichten zu nehmen, ſo viel mit dem Kopfe zu nicken, zu lächeln und Artiges zu ſagen als Sie. Es geht vortrefflich, Sie haben das jedenfalls einſtudiert. Da kommt der Bürgermeiſter ſelbſt, er wird Sie ſogleich anreden. Jetzt tun Sie mir leid, mit dem Ohr ſollen Sie auf mich hören, in der Hand halten Sie Liebolds Taſſe, und mit den Augen müſſen Sie achtungsvoll den Großwürdenträger empfangen. Ich bin neugierig, ob Sie noch meine Worte verſtehen.“

„Nehmen Sie nur den Käfer aus Ihrer Taſſe, ich werde Ihnen ſogleich eingießen“, ſagte Sabine lachend und ſtand auf, den Bekannten des Hauſes zu begrüßen.

Unterdes beluſtigte ſich Anton, die Urteile der Vorübergehenden über ſeine Geſellſchaft zu erlauſchen. „Da iſt Herr von Fink“, wiſperte eine junge Dame ihrer Begleiterin zu. „Ein nettes Geſicht, famoſe Taille“, ſchnarrte ein Leutnant. „Was iſt ein Fiſch unter ſo viele Hungrige?“ brummte ein Ruchloſer. „Still, das ſind die von Schröters“, ſtieß ein Kommis den andern an. Als Anton aufblickte, ſah er zwei hohe, üppige Geſtalten langſam heranziehen. Es waren Dame Ehrenthal und Roſalie, Roſalie ſchritt auf der Seite des Tiſches. Ihr Geſicht überzog ſich langſam mit einer dunkeln Röte, als ſie in dem Gedränge dicht an ſeinem und Finks Platz vorüberkam. Unruhig ſah er auf Fink, der wieder in lebhaften Geſpräch mit Sabine doch Augen genug hatte, die Nahenden zu bemerken. Anton erhob ſich grüßend, der unerſchütterliche Fink griff nachläſſig an ſeinen

Hut und blickte von ſeinem Sitze ſo kalt auf die beiden Frauen, als hätte er nie die Armbänder an dem weißen Arm der ſchönen Roſalie bewundert. Der Gruß Antons, die Schönheit Roſaliens, vielleicht einiges Auffallende ihrer Toilette bewirkten, daß auch Sabine die beiden Frauen aufmerkſam anſah.

Die Tochter Ehrenthals achtete nicht auf Antons Gruß, ihre dunkeln Augen hefteten ſich feſt auf Sabine. Ein Flammenblitz voll Haß und Zorn fiel auf das Mädchen, welches ſie für ihre glückliche Nebenbuhlerin hielt, ſo daß Sabine ſich erſchrocken zurückbeugte, wie um dem Anfall eines Raubtieres zu entgehen.

Mit zuſammengepreßten Lippen, unſäglichen Widerwillen auf allen Zügen, rauſchte Roſalie vorüber, Finks Lippen kräuſelten ſich, und er zog ſeine Schultern ein wenig in die Höhe. Als die Frauen vorüber waren, ſah Sabine erſtaunt auf Anton und Fink und fragte: „Wer war das?“

„Eine von den Bekanntſchaften Antons“, ſprach Fink höhnend.

„Madame Ehrenthal und ihre Tochter,“ erwiderte Anton verlegen, „die junge Dame iſt die Schweſter des Gelehrten, von dem ich Ihnen neulich erzählt habe.“ Aber unwillkürlich ſah er auf Fink, während er ſprach, und beide tauſchten einen finſtern Blick miteinander aus.

Sabine ſchwieg und rückte ſich auf ihrer Bank zurück, ihre frohe Laune war dahin. Die Unterhaltung kam nicht mehr in Fluß, und als der Bruder von einem Beſuch bei dem nächſten Tiſch zurückkehrte, erhob ſich das Fräulein und lud die Herren ein, nach ihrem Garten zu kommen. Von neuem zog ſie mit ihrer Wolke dahin, aber Fink ging nicht mehr an der Seite des Fräuleins. Der glühende Blick voll Haß hatte die grünen Ranken verſengt, welche ſich wieder von ihr zu ihm gezogen hatten. Sabine wandte ſich zu Anton und ſprach mit dieſem; ſie mühte ſich heiter zu ſein, aber Anton merkte ihr den Zwang an.

Der große Garten des Kaufmanns mit einem hübſchen Gartenhaus und Glashäuſern war ein Lieblingsaufenthalt Sabinens. Sommer und Winter fuhr ſie hinaus, wenn das

Wetter es irgend erlaubte, und beſprach mit dem Gärtner alle Einzelheiten der Einrichtung und Blumenzucht. Die Kollegen beſtürmten ſie daher mit Fragen über Namen und Charakter ihrer Blumen, und während der Kaufmann mit Fink ein benachbartes Grundſtück betrachtete, das ihm zum Kauf angeboten war, zeigte Sabine der übrigen Geſellſchaft, was ſie in der letzten Zeit angelegt hatte. Sie führte die Herren durch die Blumen, die Raſenſtücke, in das Warmhaus. Der Bruder hatte ihr eine hohe Palme geſchenkt, und die Palme, große Piſangblätter, tropiſche Farne und blühende Kakteen waren in einer Gruppe zuſammengeſtellt, eine zierliche Bank und ein Tiſch ſtanden davor, es war ein allerliebſter Wintergarten. Während Sabine erzählte, daß ſie hier an ſonnigen Wintertagen den Kaffee trinke, und wie ſchön es ſich dann unter den großen Blättern ſitze, brachte ihr der Gärtner auf einem Teller Kuchenbrocken und Vogelfutter. „Auch wenn ich nicht ſo große Begleitung habe, bin ich hier nicht allein“, ſagte ſie lächelnd.

„Wir bitten, ſtellen Sie uns den Vögeln vor“, rief Anton.

„Sie müſſen aber in das Gartenhaus treten und hübſch ſtill ſein,“ bat Sabine, „das kleine Volk kennt zwar mich, aber die vielen Herren würden ihm doch Schrecken einjagen.“

Die Kollegen zogen nach dem Gartenhaus, Pix lenkte den aufgeregten Specht am hinterſten Rockknopf zurück und drehte die Glastüre herum, Sabine ſtreute das Futter einige Schritt von der Tür auf den Kies und ſchlug in die Hände. Dem Klatſchen antwortete mehrſtimmiger Ruf von den nächſten Bäumen und dem Dache des Hauſes. Eine Menge kleiner Vögel ſchoß herzu und hüpfte mit luſtigem Geſchrei um die Krumen, ſie waren ſo zahm, daß ſie bis an die Füße Sabinens herankamen. Es war keine vornehme Geſellſchaft, einige Finken, Hänflinge und ein ganzes Volk Spatzen. Sabine trat leiſe zur Tür und fragte durch den Spalt: „Können Sie die einzelnen unterſcheiden? So ähnlich auch die Herrſchaften einander ſehen, ſie ſind doch verſchieden, nicht nur im Kleide, auch in ihrem Weſen. Meh-

rere davon kenne ich persönlich." Sie wies auf einen großen Sperling, ein schönes Männchen mit schwarzem Kopf und feurigem Braun auf dem Rücken: „Sehen Sie den dicken Herrn dort?"

„Er ist der größte von allen", sagte Anton erfreut.

„Er ist mein ältester Bekannter, er hat sich zuerst an mich gewöhnt, von meinem Kuchen ist er so stark geworden. Er ist ausgefüttert und satt. Wie sicher er umherhüpft, und wie vornehm er in die Brocken pickt! Gleich einem reichen Bankier geht er unter den andern umher. Hören Sie ihn schreien? Seine Stimme klingt wegwerfend und aristokratisch. Er betrachtet dies Ausstreuen als eine Verpflichtung, welche die Welt gegen ihn hat. Da kräht er wieder. Wissen Sie, was er sagt: Mein Kuchenmädel ist da. Dies ewige Gebäck! Was ich nicht aufessen kann, will ich den andern lassen. Ich glaube, es hängt ihm eine Berlocke an seinem kleinen Bauch herunter."

„Es ist eine Feder", flüsterte Herr Specht.

„Ja," fuhr Sabine fort, „ich fürchte, die hat ihm seine Frau ausgehackt. Denn, so gewichtig er aussieht, er steht unter dem Pantoffel. Das graue Weibchen dort, das hellste von allen, ist seine Frau. Sehen Sie, daß sie ihn weghackt?"

Ein lebhafter Zank unter den Sperlingsleuten begann. Der Bankier, welcher gerade vornehm in einen ungewöhnlich großen Brocken pickte, bekam von seiner Frau einige Hiebe mit dem Schnabel; er fing an zu räsonieren, die Nachbarn flogen herzu, ein heftiges Geschrei begann, der allgemeine Unwille war gegen den Bankier gerichtet. Er wurde aus dem Haufen beiseite gejagt und hüpfte zerzaust, mit dem Kopfe schüttelnd, einige Schritte von den Brocken auf und ab, während seine Frau über dem eroberten Bissen stand und laut triumphierte.

Die Herren lachten.

„Jetzt kommt mein Kleiner, mein Liebling, jetzt merken Sie auf!" rief Sabine freudig. Unbehilflich, mit ausgebreiteten Flügeln tappte ein kleiner Sperling heran, ganz wie ein Kind, welches Mühe hat im Gehen das Gleichgewicht zu behaupten. Er flatterte neben die Sperlingsfrau, sperrte

den Schnabel weit auf, ſchrie und ſchlug mit den Flügeln auf die Erde. Die Mutter zerhackte den großen Biſſen, faßte die Teile und ſteckte ſie in den aufgeſperrten Schnabel des Kleinen. Mitten unter der ſchwirrenden, tanzenden, hackenden Geſellſchaft fütterte die Mutter den Schreihals. Ein Stück des eroberten Biſſens nach dem andern ſteckte ſie ihm in den Hals, während der Vater einige Schritte davon ſelbſtgefällig auf und ab hüpfte und zuweilen von der Seite mißtrauiſch auf die energiſche Hausfrau hinſah.

„Wie allerliebſt!“ rief Anton.

„Nicht wahr?“ ſagte Sabine. „Auch bei den Kleinen ſind Charaktere und Familienleben.“

Aber die Szene wurde auf gewaltſame Weiſe unterbrochen. Ein leichter Schritt kam um das Haus, die Vögel flatterten auf, nur die Mutter und das Junge waren ſo eifrig beſchäftigt, daß ſie zögerten. Endlich flog auch die Sperlingsfrau auf den Baum und rief ängſtlich ihr Kind. Doch der Kleine, vom genoſſenen Kuchen ſchwer und betäubt durch die Fülle des Genuſſes, vermochte nicht ſo ſchnell die ſchwachen Flügel zu heben. Ein Schmiß von der Reitpeitſche Finks erreichte ihn, der Körper fiel als Leiche in die Blumen. Ein zorniger Ruf von ſämtlichen Herren wurde gehört, und finſter blickten alle Geſichter des Kontors auf den Mörder. Fink, der auf die Gruppe an der Salontür nicht geachtet hatte, ſah verwundert den Sturm, der gegen ihn hereinbrach. Sabine eilte an ihm vorbei nach dem Beet, auf dem der Vogel lag, ergriff dieſen, küßte den kleinen Kopf und ſprach mit klangloſer Stimme: „Er iſt tot.“ Sie ſetzte ſich auf die Bank an der Tür und deckte ihr Taſchentuch über den Toten.

Ein unbequemes Stillſchweigen folgte. „Es war der Lieblingsvogel von Fräulein Sabine, den Sie erſchlagen haben“, ſagte endlich Herr Jordan vorwurfsvoll.

„Das tut mir leid“, erwiderte Fink und rückte ſich einen Stuhl zum Tiſch. „Ich habe nicht gewußt, Fräulein, daß Sie Ihre Teilnahme auch auf dieſe Klaſſe von Spitzbuben ausdehnen. Ich habe im beſten Glauben gehandelt und

dachte den Dank des Hauses zu verdienen, als ich den Dieb aus der Welt schaffte."

„Das arme Kleine," sprach Sabine traurig; „die Mutter schreit auf dem Baum, hören Sie?"

„Sie wird sich trösten", antgegnete Fink. „Ich halte es für unzweckmäßig, einem Sperling mehr Gemüt zu gönnen, als seine eigene Verwandtschaft hat. Aber ich weiß, Sie lieben alles, was Sie umgibt, mit Rührung und Gefühl zu betrachten."

„Wenn Sie diese Eigenschaft nicht haben, weshalb verspotten Sie dieselbe bei andern?" fragte Sabine mit zuckendem Munde.

„Weshalb?" fragte Fink. „Weil ich dieser Gewohnheit überall begegne. Dies ewige Gefühl, mit dem hier alles überzogen wird, was des Gefühls nicht wert ist, macht zuletzt schwach und kleinlich. Wer seine Empfindung immer an allen möglichen Tand heftet, der hat zuletzt keine, wo eine große Leidenschaft seiner würdig ist."

„Und wer nie etwas anderes tut, als mit herber Kälte zu betrachten, was ihn umgibt, wird dem zuletzt nicht auch die Empfindung fehlen, wo eine große Leidenschaft Pflicht wird?" fragte Sabine mit einem schmerzlichen Blick auf Fink.

„Es wäre unartig, wenn ich das nicht zugeben wollte", sagte Fink achselzuckend. „Jedenfalls wird es einem Mann besser anstehen, hart zu sein als zu weichlich."

„Aber sehen Sie das Volk hier an", fuhr er nach einer unbehaglichen Pause fort. „Das liebt seinen Strickbeutel, den Kupferkessel, in dem die Mutter Würste gekocht hat, es liebt eine zerbrochene Pfeife, einen fadenscheinigen Rock, und ebenso alle Mißbräuche, die zehntausend verrotteten Gewohnheiten seines Lebens; überall liegen phantastische Grillen, Liebhabereien und schwache Gemütlichkeiten herum und hängen sich wie Blei an die Menschen, wenn es einmal gilt, frisch vorwärts zu gehen. Achten Sie auf die deutschen Auswanderer. Welche Masse unnützen Krames schleppt dies Volk übers Wasser, alte Vogelbauer, zerbrochene Holzstühle, wurmstichige Wiegen und andern

Plunder. Ich habe einen Kerl gekannt, der in brennender Sonnenhitze acht Tagereiſen machte, um einmal Sauerkraut zu eſſen. Und wenn ſich ſo ein armer Teufel irgendwo niedergelaſſen hat und nach einem Jahre entdeckt, daß er in einer Fiebergegend ſteckt, ſo hat er ſeine ganze Umgebung mit Gemütlichkeit umſponnen wie mit Spinnweben und iſt oft nicht mehr aus dem Sumpf zu bringen, und wenn er und Weib und Kind darüber zugrunde gehen.

Da lobe ich mir das, was Sie die Gemütloſigkeit des Amerikaners nennen. Er arbeitet wie zwei Deutſche, aber er wird ſich nie in ſeine Hütte, ſeine Fenz, in ſeine Zugtiere verlieben. Was er beſitzt, das hat ihm gerade nur den Wert, der ſich in Dollars ausdrücken läßt. Sehr gemein, werden Sie mit Abſcheu ſagen. Ich lobe mir dieſe Gemeinheit, die jeden Augenblick daran denkt, wie viel und wie wenig ein Ding wert iſt. Denn dieſe Gemeinheit hat einen mächtigen freien Staat geſchaffen. Hätten nur Deutſche in Amerika gewohnt, ſie tränken noch jetzt ihre Zichorie ſtatt Kaffee unter der Steuer, die ihnen eine gemütliche Regierung von Europa aus auflegen würde."

„Und fordern Sie von einer Frau denſelben Sinn?" fragte Sabine.

„In der Hauptſache, ja", entgegnete Fink. „Keine deutſche Hausfrau, die nicht in ihre Servietten verliebt iſt. Je mehr eine von den Lappen hat, deſto glücklicher iſt ſie. Ich glaube, ſie taxieren einander in der Stille, wie wir die Leute an der Börſe: fünfhundert, achthundert Servietten ſchwer. Die Amerikanerin iſt kein ſchlechteres Weib als die Deutſche, aber ſie wird über eine ſolche Liebhaberei lachen. Sie hat, ſo viel ihr für den täglichen Gebrauch nötig ſind, und kauft neue, wenn die alten zugrunde gehen. Wozu ſein Herz an ſolchen Tand hängen, der dutzendweiſe für etwa vier bis ſechs Taler in jeder Straße zu haben iſt?"

„Oh, es iſt traurig, das Leben in ein ſolches Rechenexempel aufzulöſen!" erwiderte Sabine. „Was man erwirbt und was man hat, verliert ſeinen beſten Schmuck. Töten Sie die Phantaſie und unſere gute Laune, die auch den lebloſen Dingen ihre freundlichen Farben verleiht, was bleibt

dann dem Leben des Menſchen? Nichts bleibt, als der betäubende Genuß oder ein egoiſtiſches Prinzip, dem er alles opfert. Treue, Hingebung, die Freude an dem, was man ſchafft, das alles geht dann verloren. Wer ſo farblos denkt, der kann vielleicht groß handeln, aber ſein Leben wird weder ſchön, noch freudenreich, noch ein Segen für andere.“ Unwillkürlich faltete ſie die Hände und warf einen Blick voll Trauer auf Fink, deſſen Geſicht einen trotzigen und harten Ausdruck erhielt.

Die Kollegen hatten bis jetzt der Unterhaltung in düſterm Schweigen zugehört und nur durch Mimik ihren Abſcheu gegen Finks Behauptungen ausgedrückt. Der Geiſt des gemordeten Sperlings hob ſich vor aller Augen fortwährend über die Tiſchplatte neben Finks Stuhl, und ſie ſtarrten auf den Macbeth des Kontors wie auf einen verlorenen Mann. Anton ergriff begütigend das Wort:

„Vor allem muß ich bemerken, daß Fink ſelbſt ein glänzendes Beiſpiel gegen ſeine eigene Theorie iſt.“

„Wieſo, Herr?“ fragte Fink, von der Seite auf Anton ſehend.

„Das wird ſogleich offenbar werden, ich will nur erſt uns alle zuſammen loben. Wir alle, die wir hier ſitzen und ſtehen, ſind Arbeiter aus einem Geſchäft, das nicht uns gehört. Und jeder unter uns verrichtet ſeine Arbeit in der deutſchen Weiſe, die du ſoeben verurteilt haſt. Keinem von uns fällt ein zu denken, ſoundſo viel Taler erhalte ich von der Firma, folglich iſt mir die Firma ſoundſo viel wert. Was etwa gewonnen wird durch die Arbeit, bei der wir geholfen, das freut auch uns und erfüllt uns mit Stolz. Und wenn die Handlung einen Verluſt erlitten hat, ſo iſt es allen Herren ärgerlich, vielleicht mehr als dem Prinzipal. Wenn Liebold ſeine Ziffern ins große Buch ſchreibt, ſo ſieht er ſie mit Genuß an und freut ſich über den ſchönen kalligraphiſchen Zug, und wenn er Poſten einträgt, welche der Handlung beſonders vorteilhaft waren, ſo lacht er in der Stille vor Behagen. Sehen Sie ihn an, wie er's jetzt tut.“

Liebold ſah verlegen aus und rückte an ſeinem Hemdkragen.

„— Da iſt ferner Kollege Baumann, welcher in der Stille Neigung zu einem andern Beruf hat. Er brachte mir neulich einen Bericht über die Greuel des Heidentums an der afrikaniſchen Küſte und ſagte in tiefſter Seele erſchüttert: ‚Es wird Zeit, Wohlfart, ich muß hin.‘ ‚Wer ſoll die Kalkulatur beſorgen?‘ fragte ich, ‚und wie ſoll es mit dem Krappgeſchäft werden, das Sie und Balbus ſo feſt halten, daß Sie keinen andern darüber laſſen?‘ „Ja,‘ rief Baumann, ‚an den Krapp hatte ich nicht gedacht. Ich muß es noch aufſchieben.‘“

Die Herren ſahen lächelnd auf Baumann, der leiſe vor ſich hinſagte: „Es iſt auch unrecht.“

„— Und von dem Tyrannen Pix will ich gar nicht ſprechen, da er ſelbſt in vielen Stunden zweifelhaft iſt, ob die Handlung ihm gehört oder Herrn Schröter.“

Alle lachten. Herr Pix ſteckte wie Napoleon die Hand in ſeine Bruſttaſche. — „Du biſt ein perfider Advokat,“ ſagte Fink, „du regſt perſönliche Intereſſen auf.“

„Du haſt dasſelbe getan“, erwiderte Anton. „Und jetzt will ich von dir reden. Vor etwa einem halben Jahre iſt dieſer Amerikaner zu Herrn Schröter gegangen und hat ihm geſagt: Ich wünſche nicht mehr Volontär zu ſein, ich bitte um eine feſte Stellung im Geſchäft. Warum? fragte Herr Schröter. Natürlich hatte Fink nur die Abſicht, ſoundſo viel Taler feſtes Gehalt von der Handlung zu beziehen.“

Wieder lächelten alle und ſahen auf Fink; aber die Blicke waren nicht mehr feindlich, es war etwas von Achtung und fröhlicher Billigung darin, denn es war allen bekannt, daß Fink geſagt hatte: „Ich wünſche einen regelmäßigen Anteil an der Arbeit, und die Verantwortung, welche bei feſter Tätigkeit iſt; die Arbeit in meiner Branche macht mir Freude.“

„Und ferner,“ fuhr Anton fort, „wer einmal das Behagen geſehen hat, mit welchem Fink den Schmeie Tinkeles behandelt, der weiß, wieviel von dem ſchwächlichen deutſchen Gemüt auch bei ihm zutage kommt. Es iſt ſo viel drollige Laune in ſeinem Weſen, daß das Kontor durch ſolche Stun-

den entzückt wird, und, was die Hauptſache iſt, Tinkeles ſelbſt iſt geradezu in ihn verliebt."

„Weil er malträtiert wird, Herr", verſetzte Fink.

„Nein, ſondern weil er hinter deinen kräftigen Worten dasſelbe behagliche Wohlwollen bemerkt, mit dem ein anderer ſein Hündchen oder ſeine Vögel liebkoſt. — Und wenn irgendein Geſchäft des Prinzipals glänzenden Erfolg gehabt hat, ſo iſt niemand von uns fröhlicher darüber als Fink ſelbſt. Neulich, als die Kriſis im Zinkgeſchäft eintrat, und Herr Schröter gegen die ſtille Anſicht des ganzen Kontors, auch gegen Finks Anſicht, noch zu rechter Zeit in Hamburg verkauft und die Handlung dadurch vor einigen tauſend Talern Verluſt bewahrt hatte, da triumphierte derſelbe Fink lauter als einer von uns, und zwang Jordan und mich, denſelben Abend mit ins Weinhaus zu gehen."

„Weil ich nicht allein trinken wollte, du Narr", ſagte Fink.

„Natürlich," rief Anton, „deshalb ſtießeſt du auch bei dem erſten Glas auf das Wohl der Handlung an und nannteſt ſie eine glorreiche Firma."

Fink ſah vor ſich nieder. Sabine blickte mit leuchtenden Augen auf Anton. Wieder lächelten die Herren freundlich und rückten näher heran, die kleine Spannung war gehoben.

„Und", fuhr Anton ſiegreich fort, „auch in andern Fällen hat er ganz dieſelbe armſelige Gemütlichkeit, die er jetzt ſo angreift. Er liebt, wie wir alle wiſſen, ſein Pferd perſönlich, es iſt ihm durchaus etwas anderes, als die Summe von fünfhundert Dollar, repräſentiert durch ſoundſo viel Zentner Fleiſch mit einer Haut überzogen. Er iſt beſorgt um das Tier wie um einen Freund.

„Weil es mir Spaß macht."

„Verſteht ſich," ſprach Anton; „die Servietten machen unſern Hausfrauen auch Spaß, das iſt's ja eben. Und ſeine Kondorflügel, die Piſtolen, Reitpeitſchen, die rote Rumflaſche, das ſind alles Dinge, die ihm ſo gut Spaß machen, wie einem deutſchen Auswanderer ſein Vogelbauer. Ja er hat mehr grillige Kapricen und Liebhabereien als wir. Um

es kurz zu ſagen, er iſt in Wahrheit ebenſoſehr ein armer gemütlicher Deutſcher als irgendeiner."

Sabine ſchüttelte leiſe den Kopf, aber ſie blickte jetzt freundlich auf den Amerikaner. Auch Finks Geſicht hatte ſich verwandelt. Er ſah ernſt vor ſich hin, und es lag etwas auf ſeinen ſtolzen Zügen, was man bei einem andern Rührung genannt hätte. „Na," begann er endlich, „das Fräulein und ich, beide haben wir zu ſehr auf einer Seite geſtanden." Er wies auf den toten Sperling. „Vor dieſem ernſten Fakt ſtrecke ich die Waffen und bekenne, daß ich den Wunſch habe, der kleine Herr wäre noch am Leben und erreichte unter den Kirſchen und Kuchen der Firma das höchſte Greiſenalter. Und ſo ſind Sie mir nicht mehr böſe, Fräulein?"

Sabine nickte zu ihm hinüber und ſagte herzlich: „Nein."

„Du aber, Anton, reiche mir deine Hand. Du haſt mit Glanz plädiert und von der deutſchen Jury ein Nichtſchuldig erſchwindelt. Nimm die Feder und ſtreiche in unſerm Kalender vierzehn Tage aus. Du verſtehſt mich." Anton drückte ihm die Hand und legte den Arm um ſeine Schulter.

Wieder war die Geſellſchaft in der beſten Stimmung. Herr Schröter kam heran, Zigarren wurden angezündet, jeder beſtrebte ſich ſo unterhaltend als möglich zu ſein. Herr Liebold ſtand auf und erbat ſich von dem Fräulein und dem Prinzipal die Erlaubnis, wenn es ſie nicht ſtöre, und wenn ſie an dem ſchönen Abend nichts beſſeres vorzuſchlagen hätten, in welchem Falle er ergebenſt bitte, ſeine Worte als ungeſprochen zu betrachten, ſo wollten er und einige Kollegen ſich die Freiheit nehmen, vierſtimmige Lieder zu ſingen. Da er ſeit mehreren Jahren an dieſem Tage regelmäßig eine ſolche Mitteilung machte und alles darauf vorbereitet war, ſo rief ihm Sabine zu: „Das verſteht ſich, Herr Liebold, wenn das Quartett fehlte, wäre die Freude nur halb." Die Sänger holten Notenbücher herzu und rückten zuſammen, Herr Specht als erſter Tenor, Herr Liebold als zweiter, Herr Birnbaum und Herr Balbus als Bäſſe. Dieſe vier bildeten den muſikaliſchen Teil des Kontors und hielten trotz kleiner Zwiſtigkeiten, welche durch ihr muſi-

kaliſches Naturell hervorgerufen wurden, gegen die übrigen feſt zuſammen; Herr Specht krähte etwas zu laut, und Herr Liebold ſang etwas leiſe, aber ihr Publikum war dankbar, und der Abend war wunderſchön. Im farbigen Licht glänzten die großen Blätter des Nußbaums vor dem Gartenhauſe, die Grillen ſchwirrten, und die wilden Sänger der Bäume flöteten einzelne Noten herunter, die Natur ſelbſt flüſterte und ſtimmte, bis die volle Kraft der Menſchenſtimmen einfiel und die feinen Laute des Gartens übertönte. Dann ſchwiegen die Vögel, die Heimchen und Mücken, aber ſooft die Sänger anhielten, klang das leiſe Summen der Natur wie zum Wechſelgeſange wieder durch. Alle hörten erfreut zu. „Wir danken, wir danken!“ rief Sabine, als ſie aufhörten, und klatſchte in die Hände.

„Es iſt eine närriſche Sache,“ begann Fink, „daß eine gewiſſe Folge von Tönen das Herz erſchüttert und Tränen hervorruft auch bei Menſchen, welche ſonſt für weiche Stimmungen abgeſtorben ſind. Jedes Volk hat ſolch einfache Weiſen, bei denen ſich Landsleute an dem Eindruck erkennen, den die Melodie auf ſie macht. Wenn die Auswanderer, von denen wir vorhin ſprachen, alles verlieren, die Liebe zu ihrem Vaterlande, ſelbſt den geläufigen Ausdruck ihrer Mutterſprache, die Melodien der Heimat leben unter ihnen länger als alles andere, und mancher Narr, der in der Fremde ſeinen Stolz darein ſetzt, ein naturaliſierter Fremder zu ſein, fühlt ſich plötzlich wieder deutſch, wenn er ein paar Takte ſingen hört, die ihm in ſeiner Jugend bekannt waren.“

Der Kaufmann antwortete: „Sie haben recht. Wer aus ſeiner Heimat ſcheidet, iſt ſich ſelten bewußt, was er alles aufgibt; er merkt es vielleicht erſt dann, wenn die Erinnerung daran eine Freude ſeines ſpäteren Lebens wird. Dieſe Erinnerung iſt wohl auch dem verwilderten Mann ein Heiligtum, das er oft ſelbſt entehrt und verſpottet, das er aber in ſeinen beſten Augenblicken immer wieder aufſucht.“

„Mit einiger Beſchämung bekenne ich, daß ich ſelbſt von dieſer Freude nur wenig empfinde“, ſagte Fink. „Ich weiß nicht recht, wo ich zu Hauſe bin. Wenn ich die Jahre meines

Lebens zuſammenzähle, ſo habe ich freilich den größten Teil in Deutſchland verlebt, aber die mächtigſten Eindrücke hat mir die Fremde gegeben. Immer hat mich das Schickſal wieder ausgeriſſen, bevor ich irgendwo feſtgewurzelt war. Und jetzt in Deutſchland fühle ich mich zuweilen fremd. Die Dialekte der Landſchaften zum Beiſpiel ſind mir faſt ganz unverſtändlich. Ich habe zu Weihnachten immer mehr Geſchenke erhalten, als mir gut war, aber der Zauber der deutſchen Weihnachtsbäume hat mich nie berührt; von den Volksliedern, die Sie ſo rühmen, klingen nur wenige in mein Ohr; noch heute bin ich unſicher, wann man Karpfen eſſen muß und Hörner und Mohnkuchen, und ich geſtehe einen entſchiedenen Mangel an Empfänglichkeit für die Reize des Bleigießens und Pantoffelwerfens. — Und außer dieſen Kleinigkeiten gibt es noch anderes, worin ich mich unter der deutſchen Art fremd und arm fühle", fuhr er ernſter fort. „Ich weiß, daß ich zuweilen die Schonung meiner Freunde mehr als billig in Anſpruch nehme. Ihrem Hauſe werde ich zu danken haben," ſchloß er, ſich gegen den Kaufmann verneigend, „wenn ich von einigen reſpektablen Seiten der deutſchen Natur Kenntnis erhalte."

Das war ein männliches Bekenntnis, er ſprach die letzten Worte mit einem Gefühl, das ſelten bei ihm durchbrach. Sabine war glücklich, der Sperling war vergeſſen, ſie rief mit überſtrömendem Gefühl: „Das war edel geſprochen, Herr von Fink."

Der Diener lud zum Abendeſſen. Im Saal des Gartenhauſes war die Tafel gedeckt. Der Kaufmann nahm in der Mitte Platz, Sabine lächelte, als Fink ſich neben ſie ſetzte. „Mir gegenüber, Herr Liebold", rief der Prinzipal. „Heute muß ich Ihr treues Geſicht vor mir ſehen. Heute ſind's fünfundzwanzig Jahre, daß wir miteinander in Verbindung ſtehen. — Herr Liebold trat wenige Wochen vor dem Tage bei uns ein, an dem ich durch meinen Vater als Aſſocié aufgenommen wurde", erklärte er den Jüngeren. „Und wenn ich allen Mitgliedern des Kontors Anerkennung ſchuldig bin, Ihnen bin ich die größte ſchuldig. Fünfundzwanzig Jahre im Geſchäft, zehn Jahre beim Hauptbuch, ſtets ein

treuer, zuverläſſiger Gehilfe!“ Er hielt ihm ſein Glas über die Tafel entgegen: „Stoßen Sie an, mein alter Freund; ſolange unſere Stühle nebeneinander ſtehen, nur durch eine dünne Wand getrennt, ſoll es zwiſchen uns bleiben wie bisher, ein feſtes Vertrauen ohne viele Worte.“

Herr Liebold hatte die Anrede des Prinzipals ſtehend angehört und blieb ſtehen. Er wollte eine Geſundheit ausbringen, das ſah jeder, aber er brachte kein lautes Wort aus ſeinem Munde, er hielt ſein Glas in die Höhe und ſah auf den Prinzipal, und ſeine Lippen bewegten ſich ein wenig. Endlich ſetzte er ſich ſchweigend wieder hin. Statt ſeiner erhob ſich zu aller Erſtaunen Fink und ſprach in tiefem Ernſt: „Trinken Sie mit mir auf das Wohl eines deutſchen Geſchäfts, wo die Arbeit eine Freude iſt, wo die Ehre eine Heimat hat; hoch unſer Kontor und unſer Prinzipal!“

Ein donnerndes Hoch der Kollegen folgte, Sabine ſtieß mit allen an, der Kaufmann kam mit ſeinem Glaſe dem beredten Fink auf halbem Wege entgegen. — Der Reſt des Abends war ungeſtörte Freude. Das Quartett ſang noch einige luſtige Trinklieder, und es war lange nach zehn Uhr, als die Geſellſchaft in der Stadt ankam.

An der Treppe des Hinterhauſes ſagte Fink zu Anton: „Heute, mein Junge, darfſt du nicht an meiner Stube vorbei. Es iſt mir langweilig genug geweſen, dich ſolange zu entbehren.“ Und bis ſpät in die Nacht ſaßen die verſöhnten Freunde beieinander, beide bemüht, einander zu zeigen, wie froh ſie über die Verſöhnung waren. —

Sabine trat in ihr Zimmer. Da überreichte ihr das Mädchen ein Billett von unbekannter Hand. Ein ſtarker Moſchusgeruch und die gekritzelten Züge verrieten, daß es von einer Dame kam.

„Wer hat den Brief gebracht?“ fragte Sabine.

„Ein fremder Mann,“ antwortete das Mädchen, „er wollte den Namen nicht nennen und ſagte, Antwort ſei nicht nötig.“

Sabine las: „Mein Fräulein, triumphieren Sie nicht zu früh. Sie haben durch Ihre Koketterie einen Herrn an ſich

gelockt, welcher gewöhnt iſt zu verführen, zu vergeſſen und die, welche auf ſeine Worte hören, unverſchämt zu behandeln. Vor kurzem hat er einer andern Geſtändniſſe gemacht, jetzt hat er Sie betört. Er wird auch Ihnen heucheln und Sie verraten."

Das Billett hatte keine Unterſchrift, es war von Roſalie.

Sabine wußte, wer die Schreiberin war. Sie hielt den Brief an die Kerze und ſchleuderte das brennende Papier in den Kamin. Schweigend ſah ſie zu, wie die lodernde Flamme kleiner wurde und verlöſchte, und wie die glimmenden Punkte auf der verkohlten Fläche umherfuhren, bis auch der letzte verging. Lange ſtand ſie da, ihr Haupt an das Geſims gelehnt, den Blick auf das Häufchen Aſche gerichtet. Ohne Tränen, lautlos hielt ſie die Hand auf ihr zuckendes Herz.

## 8.

Veitel Itzig war in der größten Aufregung. Er, der Nüchterne, Enthaltſame, glich in allen ſeinen Freiſtunden einem Trunkenbold. Seine Lippen bewegten ſich in lebhaftem Selbſtgeſpräch, und eine fieberiſche Röte lag über ſeinen ſpitzen Backenknochen. Auf der Straße war er ſchon von weitem kenntlich durch die allerauffälligſte Weiſe der Fuß- und Armbewegungen; ruhiger Schlaf war etwas, das er kaum dem Namen nach kannte. Und das alles, weil eine verwitwete Geheimrätin ihren Lieblingshund verloren hatte. Dieſer Mops war an einem heitern Frühlingsmorgen, verführt durch den Sonnenſchein oder durch das Aroma eines Fleiſcherjungen, mühſam zwei Treppen bis auf die Straße hinabgeſtiegen. Und dort war er verſchwunden, im Waſſer ertrunken, von Gaunern geſtohlen, von Banditen geſchlachtet, kurz er war verſchollen, und keine Zeitungsannonce vermochte die runde Geſtalt des Flüchtlings in die Räume zurückzuführen, in denen er ſolange als Tyrann geherrſcht hatte. Aus Ärger über dieſen Verluſt war die Rätin gefährlich erkrankt, und Veitel nahm einen ſo lebhaften Anteil an ihrem Leide, daß er ſelbſt in Gefahr kam

ſeine Geſundheit einzubüßen. Leider waren Veitels Hoffnungen nicht auf das Leben der würdigen Dame gerichtet. Er hatte ein Rieſengeſchäft gewagt, er hatte es unternommen nach vielen Verabredungen mit ſeinem Ratgeber Hippus und nachdem er oft in ſtillen Nächten ſeine Brieftaſche hervorgeholt und ſein Vermögen überrechnet hatte. Die Spekulation war eine der ſchönſten, welche ein Mann von Veitels Grundſätzen unternehmen konnte, ſie war vielleicht ein wenig gewagt, aber ſo ſauber wie ein Wickelkind unter dem Badeſchwamm.

Ein armer Teufel von Rittergutsbeſitzer hatte ſchlecht gewirtſchaftet und war ſo lange betrogen worden, bis er ſein Gut auf dem traurigen Wege der notwendigen Subhaſtation verloren hatte. Bei dieſem Verkauf war ein Hypothekeninſtrument von zwölftauſend Talern ausgefallen. Der Gläubiger, deſſen Forderung durch die Verkaufsſumme des Gutes nicht gedeckt werden konnte, hatte vergebens verſucht, ſich an die Perſon des verarmten Gutsbeſitzers zu halten. Der Schuldner war ohne alle Mittel, das Gericht fand nichts, was ihm zu nehmen war. Er war frustra excussus, wie unſere Juriſten ſagen, und empfand das Behagen des Elends, ſeine Gläubiger nicht mehr zu fürchten; dies verzweifelte Glück war für ihn nach trüben Jahren eine Art grönländiſcher Sonnenſchein. Der Eigentümer der Hypothek aber ſah wehmütig auf ſein zerſchnittenes Dokument, welches unter ſolchen Umſtänden für ihn faſt nur den Wert von Makulatur hatte. Den Spüraugen Itzigs blieb dies Sachverhältnis nicht unerforſcht. Er ſtand mit dem Gutsbeſitzer wohl ein Jahr lang in inniger Verbindung, er hatte die Gefälligkeit, ihm alte Röcke abzukaufen, ja ſogar Geld vorzuſchießen, und wurde in manches kleine Geheimnis dieſes verfehlten Lebens eingeweiht. So hatte er auch erſpäht, daß ſein Kunde alles Segelwerk ſeines lecken Fahrzeugs aufſpannte, ſich in die Gunſt und das Teſtament einer alten Tante zu ſetzen, und kam allmählich zu der Überzeugung, daß ihm dies gelingen werde. Zwei ſeidene Halstücher und ein Paar vergoldete Ohrringe mußte Veitel an das Dienſtmädchen der Rätin wenden, um genaue Nachrichten zu er-

halten. Der Neffe las der Tante Mordgeſchichten aus den Zeitungen vor, er wurde eingeladen, wenn die Tante ihr Lieblingsgericht kochen ließ, die Tante ſprach davon, ihn zu verheiraten, tat es aber nicht, und endlich, als aller Lebensmut der Tante durch einen vierwöchigen Regen fortgeſchwemmt worden war, ließ ſie Gerichtsperſonen kommen, trieb ihren Neffen, der, zum Weinen gerüſtet, ſein Taſchentuch in der Hand hielt, aus dem Zimmer und zwang durch dieſe auffallenden Maßregeln das Dienſtmädchen, an der Kammertür zu erlauſchen, daß ſie ihr Teſtament machte und des armen Neffen darin ehrenvoll gedachte. Als Veitel dies erkundſchaftet hatte, tat er den zweiten großen Schritt und kaufte dem Beſitzer des ausgefallenen Inſtruments die Urkunde und alle Rechte, welche dieſelbe an die Perſon des Schuldners gab, um vierhundert Taler ab.

Jetzt war der Mops verſchwunden, die ſchwer geärgerte Tante lag zu Bett, acht Tage darauf war ſie geſtorben, und der Neffe erbte den größten Teil ihrer Hinterlaſſenſchaft. Veitel unterzog ſich übermenſchlichen Anſtrengungen, um zu verhindern, daß ſein Schuldner nicht durch eins von den kleinen Manövern, welche Veitel alle perſönlich kannte, die Erbſchaft unſichtbar machte. Wie ein Geſpenſt verfolgte er den unglücklichen Erben; kaum hatte dieſer ſich in die erſten Träume über ſein künftiges Glück hineingelebt, ſo ſtand Veitel als unerbittlicher Mahner an eine finſtere Vergangenheit vor ihm und ſchlug durch die eiſige Kälte ſeiner Forderungen allen warmen Dampf nieder, welcher aus der hoffnungsvollen Seele des Erben aufſtieg. Es war unmöglich, ihm zu entkommen, mit eiſernen Zangen hielt er ſeinen Schuldner feſt, und das Geſetz half ihm ſo energiſch, daß der Erbe nach vielen Winkelzügen kapitulieren mußte. Durch achttauſend Taler, den größten Teil ſeiner Erbſchaft, kaufte er ſich von Veitel frei.

Heut war der glückliche Tag, wo der junge Geſchäftsmann ſein großes Kapital in der Taſche nach Hauſe trug. Er flog über die Straße, er flog die Treppe hinauf in ſeine Hinterſtube, ganz unſinnig vor Freude. Der Zwang, den er ſich lange angetan, kalt zu ſcheinen, während ihm ſein Herz in

Angſt und Erwartung wie ein Schmiedehammer pochte, war überwunden, er war wie ein Kind, wenn auch nicht ſo unerfahren; er ſprang in der Stube umher, ja er lachte vor Freuden und fragte Herrn Hippus, der ihn ſeit einigen Stunden erwartete: „Welche Sorte Wein wollen Sie trinken, Hippus?“

„Wein allein wird's nicht tun“, erwiderte Hippus vorſichtig. „Indes iſt es lange her, daß ich keinen Ungar gekoſtet habe! Hole eine Flaſche alten Oberungar, oder halt, es iſt draußen finſter genug, ich will ſie ſelbſt holen.“

„Was koſtet's?“ rief Veitel.

„Zwei Taler“, antwortete Hippus.

„Das iſt viel Geld,“ ſagte Veitel, „aber es iſt einerlei, hier ſind ſie.“

Mit kühner Handſchwenkung holte er einen Doppeltaler aus der Taſche ſeines Beinkleides und warf ihn auf den Tiſch.

„Schön“, nickte Hippus und griff haſtig nach dem Geldſtück. „Aber dies allein wird's nicht tun, mein Sohn. Ich verlange Prozente von deinem Gewinn. In Erwägung, daß wir alte Bekannte ſind, und daß man ſeine Freunde nicht drücken ſoll, will ich zufrieden ſein mit fünf vom Hundert des Kapitals, das du heute eingenommen haſt.“

Veitel ſtand ſtarr, ſein ſtrahlendes Geſicht wurde plötzlich ſehr ernſt, mit offenem Munde ſah er auf den ſchwarzen Mann im Sofa.

„Rede nichts,“ fuhr Hippus kaltblütig fort und warf über ſeine Brille hinweg einen böſen Blick auf Veitel, „unterſteh dich nicht, auch nur ein Wort von deinem Geſchacher gegen mich vorzubringen, wir kennen einander; — ich habe gemacht, daß du das Geld gewinnen konnteſt, ich allein. Du brauchſt mich, und du ſiehſt, daß auch ich dich gebrauchen kann. Gib mir auf der Stelle vierhundert von deinen achttauſend.“

Veitel wollte ſprechen.

„Kein Wort,“ wiederholte Hippus und ſchlug mit dem Geldſtück im Takt auf den Tiſch, „gib her das Geld.“

Veitel ſah ihn an, griff endlich ſchweigend in die Taſche ſeines Rockes und legte zwei Pergamente vor Hippus auf den Tiſch.

„Noch zwei“, fuhr Hippus in demſelben Tone fort. Veitel legte hundert Taler dazu. „Und jetzt das letzte, mein Sohn“, nickte der Alte ermunternd und ſchlug mit dem Taler wieder auf den Tiſch.

Veitel zögerte einen Augenblick und ſah ängſtlich auf den Alten, in welchem eine boshafte Freude mächtig geworden war. Auf dieſem Antlitz war nichts Tröſtendes zu finden; wieder griff Veitel in die Taſche, ſchob das vierte Pergament auf den Tiſch und ſprach mit klangloſer Stimme: „Ich habe mich in Euch geirrt, Hippus.“ Und darauf holte er ſein Taſchentuch hervor, wandte ſich ab, ſchneuzte ſich und wiſchte ſich die naſſen Augen.

Hippus achtete wenig auf die elegiſche Stimmung ſeines Schülers. Er befühlte das Pergament, wie man eine Koſtbarkeit in der Hand umwendet, die man vor langer Zeit verloren hat und unerwartet wiederfindet. Endlich ſagte er, ſeine Beute einſteckend: „Wenn du dir's ruhig überlegſt, wirſt du einſehen, daß ich als guter Freund an dir gehandelt habe. Ich hätte viel mehr fordern können.“

Veitel ſtand noch immer am Fenſter und ſah in die Nacht hinaus. Ihm war jämmerlich zumute. Gleich auf dem Heimwege vom Notar hatte er an den Alten gedacht und den Entſchluß gefaßt, auch dieſem eine Freude zu machen; er hatte ihm eine neue Schnupftabakdoſe von Silber kaufen und zehn Dukaten hineinlegen wollen. Und jetzt kam ihm dieſer Hippus ſo!

Da er vor Schmerz über das Benehmen ſeines Lehrers kein Wort ſprach, ſtand Hippus gemütlich auf und ſagte wohlwollend: „Laß dir's nicht zu Herzen gehen, du Dummkopf; ſollt ich eher ſterben als du, ſo mache ich dich zu meinem Erben. Dann wirſt du dein Geld wiederbekommen, wenn noch etwas davon übrig iſt. Jetzt gehe ich den Wein koſten. Auf deine Geſundheit werde ich ihn trinken, gefühlvoller Itzig.“ Bei dieſen Worten ſchlich der Alte zur Tür hinaus.

Noch einmal fuhr Veitel nach ſeinem Taſchentuch und wiſchte eine bittere Träne ab, welche an ſeiner Wange herunterrann. Seine Freude über den Gewinn war verdorben. Es war eine unklare Empfindung und ein unreines Gefühl, das ihn bewegte, denn es war viel Schmerz um die verlorenen Pergamente dabei. Aber er hatte noch mehr verloren als ſein koſtbares Geld. Der einzige Menſch auf Erden, gegen den er eine Anhänglichkeit fühlte und von dem er gute Freundſchaft erwartete, hatte ſich gefühllos, eigennützig, feindſelig gegen ihn benommen. Zu allen andern Menſchen ſtand er auf Kriegsfuß und erwartete auch von ihnen nichts anderes als Krieg, nur dem kleinen Mann mit der Brille hatte er ſein Herz offen gehalten. Und dies warme Gefühl hatte der Alte durch ſeine rohe Forderung tödlich beſchädigt. Es war vorbei zwiſchen ihm und Hippus, er konnte den Mann nicht entbehren, aber von dieſer Stunde ab trug er einen Groll gegen ihn mit ſich herum, der Alte hatte ihn einſamer und ſchlechter gemacht. So erfuhr Veitel den Fluch der Argen, daß ſie elend gemacht werden nicht nur durch ihre Miſſetaten, ſondern auch durch ihre beſſern Neigungen.

Doch nicht lange dauerte die Schwermut des Geſchäftsmannes: bald griff er entſchloſſen in die Taſche, holte den übriggebliebenen Schatz hervor, unterſuchte jedes einzelne Pergament von allen Seiten und notierte die Nummern zuerſt in ſeine Brieftaſche und dann auf einen Zettel. Den Zettel verſteckte er in einer Ritze der Diele. Dieſe Beſchäftigung tröſtete ihn wieder etwas. Und jetzt wandte er ſeine Gedanken auf die Zukunft. Wieder rannte er in dem Zimmer auf und ab und machte Pläne. Seine Weltſtellung war mit einem Schlage geändert. Als Eigentümer von baren achttauſend Talern — ach, es waren nur ſiebentauſendſechshundert — ſtand er unter den Geſchäftsleuten ſeiner Art da als ein kleiner Krösus. Viele andere machten Geſchäfte mit Hunderttauſenden, ohne ſoviel Vermögen zu beſitzen als er; die Welt lag widerſtandslos vor ihm, wie eine Perlmuſchel auf dem Teller, es kam nur darauf an, mit welchem Hebel er ſie öffnen wollte. Wie ſollte er ſein Kapital an-

legen, verdoppeln, verzehnfachen? Jetzt mußte er wählen, und er mußte dies allein tun. Es gab wohl zehn verſchiedene Wege für ihn: er konnte fortfahren, Geld gegen hohe Intereſſen zu leihen, er konnte in Aktien ſpekulieren, er konnte das Woll- oder Getreidegeſchäft betreiben, und mit einem Gefühl von Stolz ſagte ſich der Schelm, daß er auf jedem von dieſen Wegen ſo gut vorwärts kommen könnte, wie der verſchlagenſte unter ſeinen Genoſſen. Aber jede von dieſen Tätigkeiten brachte ihm das geliebte Kapital in Gefahr, er konnte dabei ein reicher Mann werden, er konnte aber auch alles verlieren; und dieſer Gedanke war ihm ſo ſchrecklich, daß er ſofort alle dieſe Pläne beiſeite warf. Eine Beſchäftigung gab es, bei der ein ſchlauer Mann viel gewinnen konnte, und bei der es wohl möglich war, große Verluſte zu vermeiden. Von ſeiner Heimat aus war er als umherziehender Trödler auf die Höfe der Gutsherren gekommen, zur Zeit des Wollmarktes hatte er in den Straßen der Stadt den vornehmen Herren mit Schnurrbart und Ordensband ſeine Dienſte angeboten, im Kontor ſeines Brotherrn hatte er ſich unaufhörlich mit dem Vermögen und den Geldgeſchäften des Landadels beſchäftigt. Wie genau kannte er die ſtille Sehnſucht des alten Ehrenthal, ein gewiſſes Rittergut zu beſitzen, wie oft hatte ihm der Mann mit der Brille in höhniſchem Scherz geraten, er ſolle ſich zum Rittergutsbeſitzer machen. Und wie kam es doch, daß ihm in ſeinem Schmerz über den Alten plötzlich ſein Schulkamerad Anton einfiel und der Tag, wo er zum letzten Male mit dieſem verkehrt hatte? Auch damals, als er zur Stadt zog und mit Anton zuſammentraf, war er auf dem Gute des Freiherrn umhergeſtrichen, hatte vor der Tür des Kuhſtalls geſtanden und die lange Doppelreihe der gehörnten Rinder abgeſchätzt, bis die Großmagd ihn herriſch wegwies. Und wie ein heißer Strahl ſchoß es in ſeinen Kopf: er ſelbſt konnte Rittergutsbeſitzer werden, ſo gut wie Ehrenthal, er ſelbſt konnte andere ſeine weiße Wolle waſchen laſſen und mit zwei, ja mit vier Pferden nach der Stadt fahren. Er griff mit beiden Händen heftig an die Tiſchplatte und rief laut: „Ich werde es tun!“ ſetzte ſich auf dem Stuhle feſt

und ſchlug die hagern Arme übereinander. Und von dem Augenblicke an wollte er etwas und begann ſeine Arbeit.

Und er ſpekulierte ſchlau. Er hatte nach ſeiner Meinung ein Recht an das Gut des Freiherrn gewonnen durch ſeinen Entſchluß, er wollte dies Recht auch erwerben durch ſein Geld, er wollte für ſich eine Hypothek auf dem Gute des Barons. So wollte er ſein Kapital ſicherſtellen auf Jahre, ruhig wollte er arbeiten, bis der große Tag käme, wo er mit ſeinem Kapital das ganze Gut in ſeine Hände brächte. Und im ſchlimmſten Falle, wenn ſein Plan nicht gelang, der jetzt der ſtille Zweck ſeines Lebens werden ſollte, dann war wenigſtens ſein Geld nicht verloren. Unterdes wollte er Agent und Kommiſſionär werden, er wollte Käufe und Verkäufe vermitteln, wie ſo viele andere taten, arme Teufel, die einander die halben Prozente gegenſeitig beneideten, und vornehme Herren mit großen Titeln, welche den Güterſchacher im großen betreiben und Hunderttauſende dabei gewinnen durch Liſt, Beſtechung und Schleichwege. Veitel wußte, daß es wenig Wege gab, auf denen er nicht bekannt war. So wollte er anfangen, zunächſt mußte er als Faktotum bei Ehrenthal bleiben, ſolange er den Alten benutzen konnte. Die Roſalie war ſchön, und ſie war reich, denn Bernhard war nicht zu rechnen als Erbe des Vaters. Vielleicht wollte er werden der Schwiegerſohn des alten Ehrenthal, vielleicht wollte er auch nicht; dies Geſchäft hatte keine Eile. Und noch einer war, mit dem er ſich ſtellen mußte: der kleine ſchwarze Mann, welcher jetzt drüben in der Gaſtſtube ſeinen teuren Wein trank. Auch mit ihm mußte er von heute ab Rechnung halten, er wollte ihn bezahlen für jeden Dienſt, den ihm der Alte tat, und wollte ihm nur ſo weit ſein Vertrauen geben, als es nötig war.

Das waren die Entſchlüſſe, zu denen Veitel kam, und als er ſeinen Plan überlegt hatte, wie ein Gelehrter das Buch, das er ſchreiben will, da trug er ſeine Pfandbriefe unter das Kopfkiſſen, verſchloß ſeine Tür, lehnte einen ſchweren Stuhl dagegen und warf ſich erſchöpft durch die Anſtrengung des Tages auf ſein hartes Lager, er, der neue wild aufgeſchoſſene Agnat der Rothſattel, der Mitbeſitzer ihres ſchönen

Gutes. Vielleicht war es die aberwitzige Phantaſie eines Toren, was der Händler auf ſeiner ärmlichen Stube in unruhiger Seele umhergewälzt hatte, vielleicht wurde es der Anfang einer Reihe von entſchloſſenen und konſequenten Taten, ein finſteres Schickſal für den Freiherrn und ſeine Familie. Der Freiherr ſelbſt ſollte darüber entſcheiden.

An demſelben Abend ſaßen die Baronin und ihre Tochter in der Roſenlaube des Parks, beide waren allmählich verſtummt. Die Mutter ſah in tiefen Gedanken auf den Tanz eines Nachtſchmetterlings, der mit dem kleinen dicken Kopf durchaus in die Flamme der Kerze fahren wollte und immer wieder an die Glasglocke ſtieß, welche das Licht vor der Nachtluft ſchützte.

Lenore beugte ſich über ein Buch und warf zuweilen einen forſchenden Blick in das ernſte Geſicht der Mutter. Da knirſchte der Kies, und der alte Amtmann des Gutes trat haſtig mit abgezogener Mütze heran und fragte nach dem gnädigen Herrn.

„Was bringen Sie?“ fragte Lenore den Graukopf, „iſt etwas vorgefallen?“

„Mit dem alten Rappen geht's zu Ende,“ antwortete der Amtmann beſorgt, „er hat wütend um ſich geſchlagen und in die Krippe gebiſſen, jetzt liegt er und keucht wie im Sterben.“

„Das wäre der Teufel!“ rief Lenore aufſpringend.

„Lenore!“ ſchalt die Mutter.

„Ich komme, ſelbſt nachzuſehen“, ſagte Lenore eifrig und eilte mit dem Alten nach dem Hofe.

Das kranke Pferd lag auf ſeiner Streu triefend von Angſtſchweiß, und ſeine Flanken hoben und ſenkten ſich in keuchendem Atemholen. Beim Schein der Stallaterne ſtanden die Knechte umher und ſahen phlegmatiſch auf das leidende Tier. Als Lenore eintrat, wandte das Pferd die Augen Hilfe ſuchend nach dem Fräulein.

„Es kennt mich noch“, rief ſie und winkte den ſtämmigen Großknecht beiſeite.

„Es hat ſich abgearbeitet," ſagte der Mann, „jetzt iſt's ruhig."

„Werft Euch ſogleich auf ein Pferd und reitet zum Tierarzt", befahl Lenore dem Knecht.

Dem Mann war es nicht behaglich, zur Nacht einige Meilen zu reiten, er antwortete zögernd: „Der Doktor iſt niemals zu Hauſe; ehe er kommt, iſt's mit dem Pferde zu Ende."

„Gehorcht!" befahl Lenore kalt und wies nach der Tür. Der Knecht ging widerwillig hinaus.

„Was iſt das mit dem Großknecht?" fragte Lenore, als ſie mit dem Amtmann aus dem Stalle trat.

„Er tut nicht mehr gut und müßte fort, ich habe es dem gnädigen Herrn ſchon oft geſagt. Aber gegen den Herrn Baron iſt der Schlingel betulich wie ein Ohrwurm; er weiß, daß er einen Stein im Brett hat; gegen alle andern Leute iſt er widerhaarig, und ich habe täglich meinen Ärger mit ihm."

„Ich will mit dem Vater ſprechen", erwiderte Lenore die Stirn faltend.

Der alte Diener blieb ſtehen und fuhr zutraulich fort: „Ach, gnädiges Fräulein, wenn Sie ſich der Wirtſchaft etwas annehmen wollten, das wäre ein wahres Glück für das Gut. Mit dem Kuhſtall bin ich auch nicht zufrieden. Die neue Wirtſchafterin verſteht die Mägde nicht zu traktieren, ſie iſt zu flatterhaft, Bänder hinten und Bänder vorn. Sonſt war's beſſer im Gange, da kam der Herr Baron manchmal ſelbſt und beſah das Butterfaß. Jetzt hat er wohl andere Geſchäfte, und wenn die Leute wiſſen, daß der Herr nachſichtig iſt, ſo ſpielen ſie dem Amtmann Trumpf aus, wenn er ſie ſcharf behandelt. — Sie können ſcharf ſein mit den Leuten, es iſt jammerſchade, daß Sie kein Herr ſind."

„Ja, Sie haben recht, es iſt jammerſchade", nickte Lenore beiſtimmend ihrem alten Freunde zu. „Aber man muß es mit Geduld ertragen. Um die Molkerei will ich mich kümmern, ich werde von heute ab alle Tage beim Buttern ſein.

Wie ſteht das Korn jetzt? Sie haben ja neulich nach der Stadt gefahren.“

„Ja,“ ſagte der Alte gedrückt, „der gnädige Herr hatten ſo befohlen, ich weiß nicht, was er genommen hat. Er hat den ganzen Schüttboden ſchon im Winter an Händler verkauft auf Lieferung. Sehen Sie,“ fuhr er bekümmert fort und ſchüttelte ſeinen weißen Kopf, „ſonſt verkaufte ich, und ich ſchrieb's ins Buch und ſtrich das Geld ein und zählte es dem Herrn Baron auf; jetzt kann ich in meinem Buch die Einnahmen nicht mehr notieren; wenn die Seite zu Ende iſt, mache ich einen Strich, aber ich ziehe keine Summe mehr.“

Lenore hörte, die Hände auf dem Rücken, die Klage teilnehmend an. „Hm! Es wird eine von den neuen Einrichtungen ſein. Grämt Euch nur nicht darüber, mein Alter. Ich will, ſooft Papa nicht da iſt, nachmittags mit Ihnen auf das Feld gehen oder Sie dort aufſuchen. Sie ſollen Ihre Pfeife dabei rauchen. Wie ſchmeckt's in dem neuen Kopf, den ich Ihnen mitgebracht habe?“

„Er iſt dick angeraucht“, ſagte der Amtmann ſchmunzelnd und zog zur Bekräftigung ſeine kurze Pfeife halb aus der Taſche. „Aber um wieder auf den Rappen zu kommen, der Herr Baron wird ſehr böſe ſein, wenn er das Malheur erfährt, und wir können doch nichts dafür.“

„Ei was,“ ſagte Lenore, „wenn wir nichts dafür können, wollen wir's ruhig abwarten. Gute Nacht, Amtmann. Gehen Sie mit zurück zu dem Pferde.“

„Zu Befehl, gnädiges Fräulein, und gute Nacht auch für Sie“, ſagte der Amtmann.

Noch immer ſaß die Baronin allein unter den ſchwellenden Knoſpen der immergrünen Roſe, auch ſie dachte an ihren Hausherrn, der ſonſt ſelten an ihrer Seite gefehlt hatte, wenn ſie die warmen Frühlingsabende im Freien zubrachte. Ihr Gemahl war anders geworden. Er war herzlich und liebevoll gegen ſie wie immer, aber er war oft zerſtreut und abgeſpannt und wieder reizbarer und durch Kleinigkeiten verſtimmt, ſeine Fröhlichkeit war lauter, und ſein Bedürfnis nach Herrengeſellſchaft größer als vordem. Sein Haus, ja ſie ſelbſt, übte geringere Anziehungskraft aus als

ſonſt, und ſie fragte ſich immer wieder, ob ſolche Veränderung die trübe Folge davon ſein konnte, daß der roſige Hauch der Jugend von ihrer Stirne ſchwand. Mit dieſem Gefühl rang ſie und ſuchte ängſtlich nach anderen Gründen für die häufige Abweſenheit des geliebten Mannes.

„Iſt der Vater noch nicht zurück?“ fragte Lenore zu ihr tretend. „Es fuhr ein Wagen auf der Landſtraße.“

„Nein, mein Kind,“ ſagte die Mutter; „er hat wohl in der Stadt zu tun, es iſt möglich, daß er erſt morgen zurückkommt.“

„Ich bin nicht zufrieden damit, daß Papa jetzt ſoviel in der Stadt iſt und bei den Nachbarn umherfährt,“ ſagte Lenore; „es iſt lange her, daß er uns des Abends nicht mehr vorgeleſen hat.“

„Er will, daß du meine Vorleſerin wirſt“, ſagte die Mutter lächelnd. „Du ſollſt es auch heute abend ſein, hole ein Buch und ſetze dich artig neben mich, du Ungeduld.“

Lenore verzog ſchmollend den kleinen Mund, und ſtatt das Buch zu ergreifen, ſetzte ſie ſich neben die Baronin, umſchlang ſie mit beiden Armen, und ſagte, das Haupt der Mutter an ſich drückend und ihr das Haar ſtreichend: „Liebes Herz, auch du biſt traurig, du haſt Kummer; haſt du Sorge um den Vater? Er iſt nicht ſo, wie er früher war. Ich bin kein Kind mehr, ſage mir, was er treibt.“

„Du biſt töricht“, antwortete die Baronin mit ruhiger Stimme. „Ich habe nichts vor dir zu verbergen. Wenn dein Vater wirklich etwas hat, was ihn von uns fortzieht, ſo dürfen wir Frauen nicht danach fragen, es iſt an uns zu warten, bis die Stunde kommt, wo der Herr des Hauſes uns ſein Herz öffnet.“

„Und unterdes ſollen wir uns ängſtigen, vielleicht um ein Nichts?“ rief Lenore.

„Wir ſollen uns mühen ruhig zu ſein, und wenn wir vertrauen, wo wir lieben, iſt das nicht ſchwer“, antwortete die Baronin, ſich aus dem Arm Lenorens aufrichtend.

„Und doch ſind deine Augen feucht, und du verbirgſt mir deine Sorge“, ſprach die Tochter. „Wenn du ſchweigen willſt, ich werde es nicht tun, ich werde den Vater fragen.“

„Das wirſt du nicht“, ſagte die Baronin in beſtimmtem Ton.

„Der Vater!“ rief Lenore, „ich höre ſeinen Tritt.“ — Die ſtattliche Geſtalt des Freiherrn kam mit ſchnellen Schritten auf die Laube zu. „Guten Abend, ihr Heimchen“, rief er ſchon von weitem mit heller Stimme. Er ſchloß Frau und Tochter zugleich in ſeine Arme und ſah ihnen ſo fröhlich in die Augen, daß die Baronin ihren Schmerz und Lenore die Frage vergaß. „Es iſt hübſch, daß du ſo früh zurückkommſt,“ ſagte die Hausfrau mit heiterem Lächeln, „Lenore wollte dich heute abend durchaus neben uns ſehen. Der Abend war ſo ſchön.“

Der Freiherr ſetzte ſich zwiſchen die Frauen und fragte behaglich: „Kinder, bemerkt ihr keine Veränderung an mir?“

„Du biſt heiter,“ ſagte die Baronin, ihm ins Auge ſehend, „ſonſt wie immer.“

„Du haſt deine Uniform angehabt und Beſuche gemacht,“ ſagte Lenore, „ich ſehe es an der weißen Krawatte.“

„Ihr habt beide recht,“ antwortete der Baron, „aber ich bringe doch noch etwas: der König hat die Huld gehabt, mir den Orden zu verleihen, den der Vater und Großvater getragen haben; es freut mich, daß das Kreuz in unſerer Familie faſt erblich wird. Und mit dem Orden kam ein gnädiges Schreiben des Prinzen, worin er mir Glück wünſcht und ſich ſehr freundlich an die Jahre erinnert, die ich in ſeiner Nähe verlebte, und auch an dich, du vielumworbene Dame des Hofes. Ich wollte, er ſähe dich wieder; er wird es für unmöglich halten, daß Jahre vergangen ſind, ſeit er dein Tänzer war.“

„Welche Freude!“ rief die Baronin und umſchlang den Hals ihres Mannes, „ich habe deiner Toilette den Stern ſchon ſeit Jahren gewünſcht.“ Lenore öffnete unterdes das Etui und drehte den Orden beim Licht der Kerze hin und her. „Wir binden ihm die Dekoration um.“ Die Baronin hing ihm das Kreuz um den Hals und küßte loyal erſt ihn und dann das Kreuz.

„Nun, wir wiſſen ja,“ ſagte der Baron, „was in unſerer Zeit von ſolchem Schmuck zu halten iſt. Doch geſtehe ich,

daß gerade dieſe Standesdekoration mir die liebſte von allen iſt. Unſere Familie iſt eine der älteſten, und in unſerer Linie ſind, was freilich ein Zufall iſt, niemals Mißheiraten vorgekommen. Dies Kreuz iſt gegenwärtig ſo ziemlich die letzte Erinnerung an die alte Zeit, wo man auf dergleichen noch großen Wert legte. Jetzt tritt eine andere Macht an die Stelle unſerer Privilegien, das Geld. Und auch wir ſind in der Lage, uns darum bemühen zu müſſen, wenn wir unſere Familie in Anſehen erhalten wollen. In dem Briefe des Prinzen iſt das Alter der Familie erwähnt und der Wunſch ausgeſprochen, daß ſie noch viele Generationen wie bisher, in muſterhafter Gentilität, ſo ſind die Worte des Briefes, blühen möge. Du, Lenore und dein Bruder, ihr habt dafür zu ſorgen."

„Ich lebe in muſterhafter Gentilität", antwortete Lenore, die Arme übereinanderſchlagend. „Und für die Ehre der Familie kann ich nichts tun. Wenn ich heirate, wozu ich gar keine Luſt habe, ſo muß ich doch einen andern Namen annehmen, und es wird dem alten Ahn in der Rüſtung, der oben im Erkerzimmer hängt, ziemlich gleich ſein, wen ich zu meinem Herrn mache. Eine Rothſattel kann ich doch nicht bleiben."

Der Vater lachte und zog die Tochter an ſich. „Wenn ich nur wüßte, woher mein Kind dieſe Ketzereien hat."

„Sie iſt allmählich ſo geworden", ſagte die Mutter.

„Das wird ſich geben", antwortete der Vater und küßte die Tochter herzlich auf die Stirn. „Hier lies den Brief des Prinzen, ich ſehe nach dem Pferde, dann eſſen wir zuſammen im Freien."

Das Ordenszeichen, eine niedliche Erinnerung an einen gewaltigen Bund geiſtlicher Ritter, welche Länder erobert und ein eigenes Reich gegründet hatten, warf in die Seele des Freiherrn ein helles Licht, ſo gleichgültig er ſich auch dagegen ſtellte. Die Glückwünſche ſeiner zahlreichen Bekannten taten ihm wohl, und ſeine Selbſtachtung erhielt dadurch eine geheime Stütze, deren ſie manchmal bedurfte. So fand ihn nach Verlauf einer Woche auch Ehrenthal, der

Händler, als er auf ſeinem Wege nach einem nahe gelegenen Dorfe vorfuhr, nur um dem Freiherrn zu gratulieren. Er hatte bereits ſeine Abſchiedsverbeugung gemacht, als er noch einmal anhielt und die Worte hinwarf: „Der gnädige Herr hatten früher die Idee, eine Zuckerfabrik aus Rüben anzulegen. Ich höre, es iſt jetzt im Werk, eine Kompanie zu bilden, welche eine ſolche Fabrik ganz in Ihrer Nähe bauen will; ich bin aufgefordert worden, an dem Geſchäft teilzunehmen, und wollte doch erſt fragen, wie der Herr Baron es noch gedenken zu halten in dieſer Sache.“

Dem Freiherrn war die Nachricht ſehr unangenehm. Seit Jahren hatte er ſich mit dem Gedanken getragen, eine gleiche Fabrik auf ſeinem Grund und Boden zu errichten, er hatte eine Anzahl ähnlicher Unternehmungen beſucht, hatte ſich Anſchläge machen laſſen, mit Technikern verhandelt, ja er hatte ſchon den Platz bezeichnet, auf dem der Bau am wenigſten unſchön geweſen wäre. Er hatte dieſen Plan eine Zeitlang mit großem Eifer verfolgt, allmählich war er ihm weniger lockend erſchienen. Die Scheu eines vorſichtigen Mannes vor der neuen und noch unſichern Induſtrie, die Klagen einiger Bekannten über die Menge der Koſten und vor allem über die Unruhe und vielen Beläſtigungen, die ein ſolches Unternehmen in das Leben eines Gutsbeſitzers und die Verwaltung ſeines Gutes bringe, das alles hatte ihn bewogen, das Projekt liegenzulaſſen und für die nächſten Jahre eine ruhige Anlage ſeines Kapitals mit allerdings mäßigem Zinſengenuß vorzuziehen. Jetzt ſollte eine Anlage, die er ſich doch für die Zukunft vorbehalten hatte, von andern ausgeführt werden; es war klar, daß ſeine eigene Abſicht dadurch geſtört wurde. Denn zwei gleiche Fabriken in unmittelbarer Nähe mußten ſich zuverläſſig hindern. Geärgert rief er: „Gerade jetzt, wo ich mir auf einige Jahre die Dispoſition über die Kapitalien genommen habe.“

„Herr Baron,“ ſagte der Händler mit Herzlichkeit, „Sie ſind ein reicher Mann und angeſehen in der Gegend. Wenn Sie erklären, daß Sie ſelbſt anlegen wollen dieſe Fabrik, ſo geht der Aktienverein auseinander an demſelben Tage.“

„Sie wiſſen, daß ich das jetzt nicht kann“, erwiderte der Freiherr unwillig.

„Wenn Sie wollen, gnädiger Herr, ſo können Sie auch“, entgegnete der Händler mit ehrerbietigem Lächeln. „Ich bin nicht der Mann, der Ihnen zuredet zu einer ſolchen Fabrik. Was haben Sie nötig, Geld zu verdienen? Wenn Sie aber jetzt zu mir ſagen, Ehrenthal, ich will anlegen eine Fabrik, ſo ſteht Ihnen Kapital zu Gebot, ſoviel Sie haben wollen. Ich ſelbſt habe eine Summe von ſieben, von zehntauſend Talern vorrätig, Sie können dieſe erhalten jeden Tag. — Und ich will Ihnen einen Vorſchlag tun. Ich ſchaffe Ihnen das Geld, welches Sie brauchen, zu billigen Zinſen. Für die Summe, die ich ſelbſt Ihnen gebe, laſſen Sie mir einen Anteil am Geſchäft bis zu dem Tage, wo Sie mir zurückzahlen mein Geld. Für das übrige Geld, das Sie brauchen, beſtellen Sie Hypothek auf Ihr Gut, bis Sie zurückzahlen in einigen Jahren die ganze Anleihe.“

Der Vorſchlag erſchien uneigennützig, ja freundſchaftlich, aber der Freiherr fühlte zu lebhaft die große Veränderung, welche ein ſolches Geſchäft in ſeinem ganzen Leben hervorbringen werde, er ſah mit banger Sorge und einem Mißtrauen ſowohl gegen ſich ſelbſt als gegen Ehrenthal in eine Zukunft von Verwicklungen. Er verhielt ſich deshalb ſehr kühl gegen Ehrenthals Antrag. „Ich danke Ihnen für das Zutrauen,“ ſagte er, „aber ich will nicht mit fremdem Gelde einrichten, was doch nur aus den Überſchüſſen der eigenen Einnahmen mit Segen erbaut wird.“

Ehrenthal mußte ſich mit dieſem Beſcheide entfernen und ſagte nur noch an der Tür: „Der gnädige Herr können ſich ja die Sache überlegen, ich getraue mir durch vier Wochen das Aktiengeſchäft aufzuhalten, damit in dieſer Zeit nichts weiter geſchieht.“

Nur wer einmal in ſeinem Leben eine gefeierte Sängerin geweſen iſt, kann ſich eine Vorſtellung von der Fülle unbekannter kleiner Briefe, Pakete und Sendungen machen, welche der Freiherr in den nächſten vier Wochen aus der Stadt empfing. Zuerſt ſchrieb Herr Ehrenthal: „Ich habe die Aktionäre vier Wochen aufgehalten“; dann ſchrieb Herr

Karfunkelſtein, ein Aktionär: „Ich höre, daß Sie wollen anlegen eine Fabrik, in dieſem Falle ſtehe ich Ihnen nach.“ Dann ſchrieb wieder Herr Ehrenthal: „Hier iſt eine Jahresberechnung einer ähnlichen Fabrik, woraus man kann ſehen, was zu gewinnen wäre.“ Dann ſchrieb wieder ein Herr Wolfsdorf: „Es verlautet, daß der Herr umgehe mit einer Fabrik: ich habe Kapitalien auszuleihen gegen mäßigen Zinsfuß und würde glücklich ſein, wenn ich eine Hypothek erhielte oder am liebſten einen Anteil am Geſchäft.“ Zuletzt ſchrieb gar ein undeutlicher Herr Itzigweit: „Der Herr Baron ſoll das Geſchäft nicht machen mit Ehrenthal, wie man in der Stadt erzählt, Ehrenthal iſt ein reicher, aber ein intereſſierter Mann, er ſoll ihn wenigſtens nicht annehmen zum Kompagnon; ich, der Briefſchreiber, will ihm viel beſſere Kapitalien verſchaffen und ganz andere Teilnehmer“, worauf Herr Ehrenthal wieder genötigt war zu ſchreiben, „Es werden Intrigen geſpielt von meinen Gegnern in der Stadt, um dem gnädigen Herrn anderes Geld zu ſeinem ſchönen Unternehmen zu verſchaffen; Sie können tun nach Gefallen, ich bin ein ehrlicher Mann und dränge mich nicht vor.“

Der Freiherr war erſtaunt zu ſehen, wie leicht und maſſenhaft ſeinem Namen die Kapitalien zurollten, und daß ganz unbekannte Menſchen bereit waren, das Unternehmen auf ſeinem Grund und Boden für ein unfehlbares, glänzendes, beneidenswertes zu halten. Er hatte in ſeinen Spekulationen bis jetzt entſchiedenes Glück gehabt, er hatte die Abneigung vor Geldgeſchäften ziemlich vollſtändig überwunden, ja er hatte ſich gewöhnt, einen gewiſſen Anſpruch an die Kapitalien anderer zu machen. Jetzt wurde er allmählich mit dem Gedanken vertraut, das Geld zur Anlage ſeiner Fabrik von Fremden zu nehmen. Nur eines widerſtand ſeinem Stolz, den zuvorkommenden Ehrenthal als Teilnehmer zu ertragen; ſo weit wirkte der Brief des undeutlichen Schreibers. Und er beſchloß, im Fall das Unternehmen zuſtande kommen ſollte, dem Händler für ſein geliehenes Geld feſten Zinsfuß zu gewähren. Vier Wochen kämpfte der Freiherr mit innerer Unentſchloſſenheit, oft war ſeine Stirn umwölkt, oft ſah die Baronin wieder mit ſtillem

Schmerz die Aufregung ihres Gemahls, oft fuhr dieser nach der Stadt oder auf die Güter seiner Bekannten, um ähnliche Anlagen zu besichtigen und sich die möglichen Vorteile aus verschiedenen Anschlägen herauszunehmen. Über die projektierte Aktiengesellschaft konnte er nichts Sicheres erfahren. Die weniger günstigen Nachrichten, welche er über die Erfolge einzelner Fabrikanten einsammelte, schrieb er auf Rechnung einer natürlichen Furcht vor seiner Konkurrenz oder auf die unvorteilhafte Anlage ihres Geschäfts.

Vier Wochen vergingen, und ein neuer Brief von Ehrenthal erschien, worin der Baron dringend gebeten wurde, seinen Entschluß mitzuteilen, weil einzelne von den Aktionären gar nicht mehr zu halten wären.

Es war der Abend eines heißen Tages, als der Freiherr unruhig aus dem Wirtschaftshof ins Freie trat. Tief unten am Himmel glänzte ein gelbes, blendendes Licht hinter schwarzem Dunst hervor, dicht zusammengeballt hingen die Wolken über seinem Scheitel, wie dunkle Felsen der Luft mit eisigen Gipfeln. Rings um den Herrn des Guts war Schwüle, Mutlosigkeit und bange Ahnung. Im Getreide schwirrten die Grillen lauter als sonst, unaufhörlich tönte ihr warnender Ruf in das Ohr des Herrn. Die kleinen Vögel auf den Bäumen der Landstraße kreischten in den Zweigen, flatterten von einem Baum auf den andern und riefen einander zu, daß etwas Furchtbares über ihre Felder hereinbreche; wir Kleinen werden es überstehen, schrien sie, aber die Großen mögen sich hüten. Die Schwalben strichen tief am Boden hin und flogen dicht an dem Freiherrn vorüber, als sei er nicht mehr vorhanden, und die Stelle leer, wo er stand. Die wilden Blattpflanzen am Wege ließen saftlos ihre Blätter hängen, sie waren mit graulichem Staub überzogen und sahen aus wie Gewächse einer untergegangenen Welt, die vor vielen Jahren einmal grün war und Blüten trug. Eine dicke Staubwolke rollte die Landstraße entlang auf den Herrn zu, die heimkehrenden Gespanne zogen an ihm vorüber. Schwerfällig schritten die Pferde vorwärts und senkten die Köpfe in den Geschirren. Die häßliche,

graue Wolke wälzte ſich mit ihnen fort und verhüllte die Umriſſe ihres Leibes, daß nur die Hälſe hervorragten, und ſie dem Freiherrn ausſahen wie ſchattenhafte Geſtalten, welche in der Luft dahinfuhren. Nach ihnen kam langſam in drei Haufen die Schafherde, wieder in Wolken des erſtickenden Staubes gehüllt. Die Glöckchen der Tiere klangen dumpf in der dicken Luft, und wie aus weiter Entfernung tönte im Wirbel am Boden bald hier bald dort die Stimme eines geiſterhaften Schäferhundes. Und als der Schäfer an ſeinem Herrn grüßend vorüberſchritt, ſah der Mann ſo grau und ſchattenhaft aus wie ein Geſpenſt aus dem Grabe, das einſt auf der grünenden Erde wirkliche Schafe über das Brachfeld getrieben hatte.

Der Gutsherr blieb ſtehen an den Pferden und Schafen, er ſtand vor der welken Königskerze am Grabenrand, er hörte auf die Vögel im Laube, es waren unheimliche Gedanken, die ſie ihm gaben. Er ging weiter auf dem Damm am Teiche, wo einſt Anton den letzten Blick auf das Herrenhaus geworfen hatte. Im roten Feuer ſtand das Schloß mit ſeinen Türmen und Mauern vor dem Freiherrn, helle Flämmchen brannten auf den Spitzen der Türme in die Wolken hinein, im Brand leuchteten alle Fenſterſcheiben des Schloſſes, und wie Blutstropfen lagen die roſigen Blumenbüſchel auf dem ſchwarzgelben Laub der Kletterpflanzen. Über dem Schloſſe aber in der Luft ballte und wälzte ſich's, und immer näher kam's in ſchwarzen Maſſen heran, um mit Macht den glänzenden Bau zu verhüllen. Kein Blatt der Bäume bewegte ſich, keine Kreiswelle furchte die dunkle Waſſerfläche, tot lag ſie da wie ein See der Unterwelt. Der Herr beugte ſich hinab und ſuchte ein Zeichen des Lebens, nur eine Waſſerſpinne, eine Libelle, welche in dem finſtern Schweigen um ihn herum ſich leibhaftig regte; — da ſtarrte ihm aus der Tiefe ein bleiches Menſchengeſicht entgegen, daß er zurückfuhr und ein zweites Mal hinſehen mußte, um zu lächeln und zu erkennen, daß es ſein eigener Widerſchein war. Auch hier war um den Herrn des Gutes Schwüle, Mutloſigkeit und bange Ahnung.

Er lehnte ſich an den hohlen Weidenſtamm und ſah un-

verwandt auf sein Haus und auf die Fenster, wo seine Lieben wohnten: er suchte nach einem Umriß ihrer Gestalt, er horchte nach einem Ton von dem Flügel der Baronin, er wünschte, daß nur ein helles Band Lenorens niederflattern möchte von dem Balkon ihres Zimmers; aber kein Zeichen des Lebens war in dem Hause zu erspähen, das Schloß war ausgestorben, wüst wie ein Bau aus uralter Zeit, durch geisterhaftes Licht beleuchtet; — noch wenig Augenblicke, und es mußte verschwinden in den Boden. Dann konnte das Wasser darüber hinfluten, und die Leute konnten sich erzählen, daß hier einst ein schönes Schloß war, in dem ein stolzer Baron lebte, das sei aber lange, lange her. —

Ein gefallenes Haus, eine untergegangene Familie! — Wenn die Zeit kam, wo ein fremder Mann an seiner Stelle stand und ein neues Haus ansah, das er sich erbaut, dann lag die Wasserfläche vor dem Fremden, wie jetzt vor ihm, dieselbe Erdscholle, die sein Pflug aufwarf, trug auch dem Spätern bereitwillig Frucht. Dann gaben die Körner aus seinen Halmen noch weißes Mehl, die Lämmer von seinen Schafen sprangen um denselben steinernen Wassertrog, die Ackerfläche lag vor dem Neuen da, wie jetzt vor ihm, an derselben Stelle liefen vielleicht die Wasserrinnen durch das Feld, die Binsenwurzel unter ihm trieb ebenso ihren Schaft aus dem Wasser: nur er und sein Geschlecht, die jetzt über alles geboten, sie sollten dann verschwunden sein, verschwunden bis auf eine gleichgültige Erinnerung!

So stand der Herr des Gutes, gelähmt durch den bösen Zauber, der auf der Erde und auf seiner Seele lag, er holte tief Atem und trocknete den Schweiß von der Stirne, er war ratlos und wie gebrochen. Da fuhr ein scharfer Ton durch die Wipfel der Bäume, es war ein Jagdruf der Lüfte. Noch einmal wurde alles still, dann raste der Sturmwind plötzlich hernieder von der Höhe, er rauschte durch die Baumwipfel, er zischte über das Wasser, tief beugten die Weiden ihre grauen Äste, und die Staubwolken der Straße fuhren in tollen Wirbeln nach der Höhe; der gelbe Schein an den Mauern des Schlosses verschwand, bleigraue Dämmerung überzog die Landschaft. Ein zackiger Blitz fuhr durch die

Finſternis, und lang und majeſtätiſch rollte der Donner herauf. Der wilde Jäger der Luft hielt ſeine Hetzjagd über die Fluren der Menſchen.

Der Freiherr richtete ſich hoch auf und öffnete ſeine Bruſt dem Zuge des Sturmwindes, Blätter und Baumzweige flogen um ihn, und große Regentropfen ſchlugen auf ſein Haupt, er aber ſtarrte nach den Wolken in das Wetter hinein und auf die Blitze, welche ſich kreuzten, als erwartete er von da oben eine Entſcheidung. Da klapperte der Galopp eines Pferdes auf der Straße, und eine fröhliche Männerſtimme rief von der Höhe herab: „mein Vater!“ Ein junger Reiteroffizier hielt vor ihm.

„Mein Sohn, mein geliebter Sohn,“ rief der Vater mit bebender Stimme, „du kommſt zur rechten Zeit.“ Er drückte den Jüngling feſt an ſich, und als er ihn aus der Umarmung losließ, hielt er noch lange ſeine Hände feſt und wurde nicht müde, ihn anzuſehen. Auch der Reitersmann war mit grauem Staube bedeckt, aber ein jugendliches Geſicht und zwei kecke Augen ſprachen in dieſem Augenblick entſcheidende Worte zu dem Vater. Die Unſicherheit, alle trübe Ahnung war verſchwunden, er fühlte ſich wieder feſt, wie dem Haupt ſeines Hauſes geziemte. Vor ihm ſtand in blühender Jugend die Zukunft ſeines Geſchlechtes. Daß dieſe Erinnerung ihm gerade jetzt kam, in der Stunde, wo er einen Entſchluß faſſen ſollte, das galt ihm für einen Befehl des Schickſals. „Und jetzt komm nach Hauſe,“ ſagte er, „es iſt kein Grund mehr, daß wir unſere Begrüßung im Regen abmachen.“

Während die Baronin ihren Sohn auf das Sofa zog und nicht müde wurde, ſich über ſein männliches Ausſehen zu freuen, und während Lenore ſogleich mit dem Bruder ein leichtes Wortgefecht begann, ging der Freiherr in der Familienſtube auf und ab und ſah zuweilen durch den ſtrömenden Regen in die Landſchaft hinaus. Immer ſchneller fuhren die Blitze durcheinander, und immer kürzer wurden die Pauſen, in denen der Donner dem Zucken des Feuerſtrahls folgte.

„Schließe das Fenster," bat die Baronin, „das Wetter kommt herauf."

„Es wird unſerm Hauſe nichts tun", antwortete der Freiherr beruhigend. „Der Leiter ſteht oben auf dem Dach, er glänzte vorhin hell wie ein Licht durch die dunkeln Wolken. Sieh dorthin, wo die Wolken am ſchwärzeſten zuſammengeballt ſind, dort über der hellen Eſche."

„Ich ſehe die Stelle", ſagte die Baronin.

„Mache dich gefaßt," fuhr der Freiherr lächelnd fort, „daß dein blauer Himmel dort für immer durch graue Wolken bedeckt wird, dort wird der Schornſtein der Fabrik über die Bäume ragen."

„Du willſt bauen?" fragte die Baronin beſorgt.

„Du willſt eine Fabrik errichten?" rief der Leutnant vorwurfsvoll.

„Ja," ſagte der Freiherr zu ſeiner Gemahlin, „das Unternehmen wird viel Unangenehmes haben für dich und mich und wird meine Kräfte in jeder Beziehung in Anſpruch nehmen. Wenn ich es doch wage, ſo geſchieht es nicht um unſertwillen, ſondern für die Kinder, für die Familie. Ich will das Gut befeſtigen bei unſerm Hauſe, ich will ſeine Einkünfte ſo vermehren, daß der Herr dieſes Schloſſes in der Lage iſt, auch für die Zukunft der Lieben zu ſorgen, denen er nach dem alten Recht der Erſtgeburt und der männlichen Nachfolge das Gut nicht überlaſſen kann. Es hat mich langen Kampf gekoſtet, heut hab' ich mich entſchloſſen."

## 9.

Der Freiherr trieb mit Feuer die Anlage ſeiner Fabrik. Er ſuchte wenigſtens einen Teil der Ziegel ſelbſt zu brennen, er bezeichnete die Stämme des Waldes, welche im Winter zu Bauholz geſchlagen werden ſollten. Ein Baumeiſter wurde durch Ehrenthal empfohlen, und ein Techniker von dem Freiherrn ſelbſt angeworben. Er erkundigte ſich ſorgfältig nach der Vergangenheit des Mannes, dem er Einrichtung und Betrieb ſeiner Fabrik übergeben wollte,

und wünſchte ſich Glück, als er nach langem Suchen einen redlichen Mann fand, der eine ungewöhnlich theoretiſche Bildung beſaß. Vielleicht war gerade dieſe letztere Eigenſchaft vom Standpunkte des Barons nicht ohne Bedenken, denn dem Erwählten wurde von zähen Praktikern nachgeſagt, daß er nie eine Fabrik in ruhigem Betriebe laſſen könne, ſondern durch haſtige Einführung neuer Erfindungen die tägliche Arbeit zu oft ſtöre. Daher galt er für koſtſpielig und unſicher. Dem Freiherrn war die Intelligenz und Redlichkeit des Mannes natürlich die Hauptſache, mehr noch als jedem andern, weil er im ſtillen die Empfindung hatte, daß dieſe Eigenſchaften des Technikers die Mängel ſeiner eigenen Leitung ausgleichen müßten.

So froh aber dieſe Ausſichten waren, ein Übelſtand war doch dabei. Ordnung und Behagen waren auf dem Gut nicht mehr zu finden, ſie waren mitten im Sommer fortgeflogen wie die Störche, welche ſeit vielen Jahren hinter der großen Scheuer geniſtet hatten. Alle Welt wurde durch die neue Anlage beläſtigt. Die Baronin verlor eine Ecke des Parks, ſie erlebte das Herzeleid, daß ihr ein Dutzend mächtiger alter Bäume niedergeſchlagen wurde. Ein Haufe fremder Arbeiter zog mit Hacke, Schaufel und Karren wie ein Heuſchreckenſchwarm über das Gut. Sie zertraten die Grasplätze des Parks, ſie lagerten in ihren Eßſtunden in der Nähe des Schloſſes und beläſtigten die Frauen oft durch ihren Mangel an Rückſicht. Der Gärtner rang die Hände über die zahlreichen Diebſtähle an Obſt und Gemüſe. Der Amtmann war in lauter Verzweiflung über die Unordnung, welche in ſeiner Wirtſchaft einriß. Die neuen Leute, welche er angenommen hatte, erſchwerten ihm die Aufſicht über das Geſinde. Die neuen Zugtiere, in der Eile gekauft, reichten nicht aus. Die Ackerpferde wurden ihm zu Fuhren verwandt, wenn er ſie am notwendigſten im Felde brauchte, ſeine guten Zugochſen waren für ihn gar nicht mehr vorhanden. Der Bedarf der Wirtſchaft wurde größer, die Einnahmen drohten geringer zu werden. Auch die Bodenfläche, welche für die Rübenkultur beſtimmt war, machte dem alten Mann ſchwere Arbeit. In der Fruchtfolge mußte vieles ge-

ändert, die Taglöhner ſollten für den neuen Bau angelernt werden. Lenore hatte viel zu tröſten und brachte ihm manches Pfund Tabak aus der Stadt, damit er ſeinen Kummer mit den blauen Wolken in die Luft blaſen konnte. Die ſchwerſte Laſt trug natürlich der Freiherr ſelbſt. Sein Arbeitszimmer, ſonſt nur von einzelnen Bittſtellern oder dem Amtmann beſucht, wurde jetzt ein Gemeinplatz wie der Laden eines Krämers. Nach zehn Seiten ſollte er Rat ſchaffen, Aufſchluß geben, Schwierigkeiten überwinden. Faſt täglich jagte er nach der Stadt, und wenn er am Friede bringenden Abend auf dem Gute war, erſchien er im Familienkreiſe ſorgenvoll, mürriſch, abgeſpannt. Es war eine große Hoffnung, die ihn erfüllte, aber es war ſehr ſchwierig, ſie in Wirklichkeit zu verwandeln.

Einigen Troſt fand der Freiherr in der lebhaften Anhänglichkeit Ehrenthals. Dieſer wußte ſich überall nützlich zu machen, hatte ſtets einen guten Rat bei der Hand und war um Auskunft niemals verlegen. Oft beſuchte er das Herrenhaus, dem Baron ein willkommener Gaſt, weniger den Frauen. Dieſe gönnten ihm den Argwohn, daß ſeine Beſchwörung die Flut von Geſchäften heraufführe, welche ſich durch alle Fenſter und Türen des Schloſſes ergoß. Glücklicherweiſe dauerten ſeine Beſuche immer nur kurze Zeit, und wenn man ihm auch anſah, daß er ſich auf dem Gut nicht unbehaglich fühlte, ſo war ſein Benehmen in betreff der Ehrerbietung doch durchaus untadelhaft.

An einem ſonnigen Mittag trat Ehrenthal mit Brillantnadel und Buſenkrauſe in das Zimmer ſeines Sohnes. „Willſt du heute mitfahren auf das Gut der Rothſattel, mein Bernhard? Ich habe dem Baron geſagt, daß ich dich mitbringen werde, um dich zu präſentieren der Familie.“

Bernhard ſprang von ſeinem Sitze auf. „Aber Vater, ich bin den Herrſchaften ja ganz fremd!“

„Wenn du das Gut geſehen haben wirſt, wird es dir nicht mehr fremd ſein, und wenn du geſprochen haben wirſt den Baron, die Baronin und das Fräulein, ſo wirſt du ſie kennen. Es ſind gute Leute“, fügte er wohlwollend hinzu.

Der Sohn hatte noch viel ſchüchterne Bedenken, aber der Vater ſchlug ſie durch die beſtimmte Erklärung nieder, daß der Freiherr ihn erwarte.

Bernhard ſaß im Wagen, über ihm hoch in der Luft flogen die Vögel, die Pappeln an der Landſtraße ſchnurrten wie durch ein Band gezogen hinter ihm, lachend ſchien die Sonne in ſein bleiches Geſicht und fragte: wo kommſt du her, Mann? Dich kenne ich nicht; er rückte ſich auf ſeinem Sitze in unruhiger Spannung zurecht. Seit er Anton kannte, ja länger, ſeit er ſeine Dichter las, hatte er von der kleinen einſamen Stube ſehnſüchtig auf das fröhliche Treiben ſolcher geſehen, welche darauf los leben und unnützes Grübeln haſſen. Heute kam ihm vor, als ob er ſelbſt ein wenig darauf los lebe, heute jagte er in die Welt hinein zu einem unbekannten Edelmann in das Haus einer berühmten Schönheit, die er ſich anſehen wollte. Er zog ſeinen Hemdkragen zurecht, drückte den Hut entſchloſſen in die Stirn und ſchlug die Arme unter. Mit ſcharfem Blick muſterte er die vorübergehenden Reiſenden, und die Frau vom Zollhauſe, welche das Geld abnahm, fixierte er ſo unternehmend, daß ſie ihr Bruſttuch zurechtzog und ihn lächelnd anblinzte. Unterdes floß das Herz des alten Ehrenthal von Lobreden auf den Freiherrn und ſeine Familie über. „Noble Leute," rief er; „wenn du geſehen haben wirſt dieſe Baronin, wie ſie iſt, wenn ſie iſt in ihrer Spitzenhaube, alles ſo fein, und alles ſo honett! Zu honett für die Welt, wie dieſe Welt einmal iſt! Die Stücke Zucker ſind zu groß, und der Wein, den man bei Tiſche trinkt, iſt zu teuer, aber es iſt ihre Qualität, es ſteht ihnen gut."

„Fräulein Lenore ſoll eine große Schönheit ſein", fragte Bernhard. „Iſt ſie ſo ſtolz, wie junge Damen von ihrem Stande zu ſein pflegen?" — Mein armer Bernhard kannte nicht viele junge Damen, weder aus dieſem noch aus jenem andern Stande.

„Sie iſt ſtolz," ſagte der Vater, „aber es iſt wahr, ſie iſt ſchön. Unter uns geſagt, ſie gefällt mir beſſer als die Roſalie."

„Iſt ſie blond?“ Herr Ehrenthal dachte nach. — „Was ſoll ſie anders ſein als blond oder braun, freilich hat ſie blonde Augen. Du kannſt dir auch anſehen die Herde auf dem Gute und vergiß nicht, herumzugehen im Park. Sieh dich um, ob du einen Platz findeſt, wo du gern ſitzen möchteſt mit deinem Buche.“

Der argloſe Bernhard ſchwieg und ſah mit glänzenden Augen auf die dunkeln Umriſſe des Parks, der am Horizont aufſtieg.

Der Wagen hielt vor dem Schloſſe. Der Bediente trat an den Schlag. Die Gäſte erfuhren, daß der Freiherr in ſeinem Zimmer und die gnädige Frau im Augenblick nicht zu ſprechen war, das Fräulein aber ſpazierte im Garten. Ehrenthal ſchritt um das Haus, Bernhard neugierig hinter ihm her. Über den Grasplatz kam die hohe Geſtalt Lenorens langſam auf die Fremden zu. Ehrenthal ſtellte ſich auf, bog ſeinen linken Arm zu einem Kreiſe zuſammen, ſteckte ſeinen Hut hinein und präſentierte: „Mein Sohn Bernhard; dies iſt das gnädige Fräulein.“ Bernhard verneigte ſich tief. Es war nur ein kühler Gruß, den Lenore dem Gelehrten ſchenkte. „Wenn Sie zu meinem Vater wollen, er iſt oben in ſeinem Zimmer.“

„Ich werde hinaufgehen“, ſagte Ehrenthal gehorſam. „Bernhard, du kannſt unterdes zurückbleiben bei dem gnädigen Fräulein.“

In dem Zimmer des Freiherrn legte der Händler einige tauſend Taler auf den Tiſch und ſagte: „Hier iſt das erſte Geld. Und wie wollen der Herr Baron es mit der Sicherheit halten?“

„Nach unſerer Verabredung muß ich Ihnen dafür Hypothek auf das Gut geben“, erwiderte der Freiherr.

„Wiſſen Sie was, Herr Baron, um jedes Tauſend Taler, das ich Ihnen zahle, können Sie mir nicht immer beſtellen eine Hypothek, das macht viel Koſten und bringt das Gut in ſchlechtes Renommee. Laſſen Sie vom Gericht ausſtellen ein Hypothekeninſtrument, welches auf eine große Summe lautet, ich will ſagen auf zwanzigtauſend Taler. Laſſen Sie

es ausſtellen auf den Namen der gnädigen Frau Baronin, ſo haben Sie eine Sicherheit, die Sie jeden Tag verkaufen können, und Ihr Gut wird noch nicht belaſtet durch ein neues Kapital. Und mir geben Sie jedesmal, ſooft ich an Sie zahle, einen einfachen Schuldſchein, worin Sie mir auf Ihr freiherrliches Wort verſichern, daß ich für den Betrag der Summe, die ich Ihnen zahle, ein Anrecht haben ſoll an dieſer Hypothek von zwanzigtauſend Talern, welche im Hypothekenbuche ſteht zunächſt hinter den Pfandbriefen. Das iſt einfach, und es bleibt ſtill zwiſchen uns beiden. Und wenn Sie keine weitern Vorſchüſſe brauchen, dann machen wir die Sache feſt vor dem Notar. Sie zedieren mir dann die Hypothek ſelbſt, und ich gebe Ihnen Ihre Schuldſcheine zurück und zahle Ihnen nach, wenn noch etwas fehlt an den zwanzigtauſend Talern. Ich verlange nichts von Ihnen, als Ihr Ehrenwort auf einem Blatt Papier, welches nicht größer iſt als dieſes Schnitzel. Und wenn das Gericht Ihnen ausgefertigt hat das Hypothekeninſtrument von zwanzigtauſend Talern, ſo wäre mir's lieb, wenn Sie's wollten aufheben laſſen in meinem Hauſe."

Als der Freiherr bei der letzten Bedingung unwillig aufſah, legte Ehrenthal ſeine Hand auf den Arm des Herrn und ſagte vertraulich: „Seien Sie ruhig, Herr Baron; dagegen, daß ich ſelbſt aufheben will das Hypothekeninſtrument, dürfen Sie nichts einwenden. Ich kann keinen Mißbrauch damit treiben, und es iſt mir eine Beruhigung. Jeder Juriſt wird Ihnen ſagen, daß ich in dieſen Sachen gegen Sie verfahre, wie es ſelten vorkommt im Geſchäft. Oft wird ein Wort gebrochen, das einer dem andern gegeben hat, aber wenn es etwas gibt, was feſt iſt auf dieſer Welt, ſo iſt es für mich, wenn Sie mir geben Ihr Ehrenwort. Iſt es nicht geſchäftlich, Herr Baron, daß ich ſo denke, ſo iſt es doch freundſchaftlich."

Ehrenthal ſagte das mit einem Ausdrucke von Herzlichkeit, der nicht ganz erlogen war. Was er anbot, zeigte in der Tat ein großes Vertrauen. Nach vielen Beratungen mit Veitel Itzig war er auf dieſe Maßregel gekommen. Er wußte, daß der Freiherr außer den zwanzigtauſend Talern

noch manches andere Kapital für die Fabrik brauchen würde. Es lag im Intereſſe auch des Händlers, daß der Freiherr noch andere Summen ohne Schwierigkeit erhielt. Und er traute dem Edelmann; er, der durchtriebene Schelm, hatte einen feſten Glauben an den adligen Sinn des andern. Auch wenn ihn Itzig nicht unaufhörlich auf den ehrenwerten Charakter des Gutsherrn aufmerkſam gemacht hätte, er würde ihm nichts Unehrliches zugetraut haben. Was von achtungsvoller Zuneigung in ſeiner Seele noch Raum hatte, das war dem Freiherrn zuteil geworden. Der Herr war ſeit langer Zeit der Gegenſtand ſeiner Sorge, ſeiner Arbeit, ſeiner eiferſüchtigen Wachſamkeit. Er war dem Schurken geworden, was dem Landwirt ſein Acker, der Hausfrau ihr Lieblingstier iſt. Es war ein allerliebſter kleiner Teil von gemütlicher Zuneigung in dem Verhältnis. Auch die Hausfrau vertritt eifrig die Tugenden ihres vierbeinigen Pfleglings, ſie betrachtet ihn mit Freude und findet ſein Temperament ungewöhnlich ſanft. Sie iſt geneigt, ihren Liebling für das vortrefflichſte Stück ſeiner Art zu halten, und wenn der Schlachttag kommt, vergießt ſie vielleicht eine Träne. Aber, beim heiligen Antonius! ſo leid es ihr auch tut, ſie wird das arme Ding doch ſchlachten.

Unterdes ſagte unten Lenore zu Bernhard: „Iſt Ihnen gefällig, in den Park zu gehen?“ Bernhard folgte ſchweigend und ſah ſcheu auf die Ariſtokratin, welche ihren Kopf trotzig in die Höhe warf und wenig von ſeiner Anweſenheit erbaut ſchien. An dem grünen Platz, der einſt Anton ſo entzückt hatte, blieb ſie ſtehen und wies auf den Kiesweg. „Dort hinab geht es zum See, und hier weiter hinein in den Garten.“ Sie erhob die Hand zu einer verabſchiedenden Bewegung. Bernhard aber ſah ſtaunend auf den Platz, auf die Türmchen des Schloſſes, die Schlingpflanzen des Balkons und rief: „Das habe ich ſchon einmal geſehen, und ich bin doch nie hier geweſen.“

Lenore blieb ſtehen: „Das Haus iſt nicht nach der Stadt gekommen, ſoviel ich weiß; es mag wohl andere geben, die ähnlich ausſehen.“

„Nein," erwiderte Bernhard ſich beſinnend, „ich habe das Schloß auf einer Zeichnung im Zimmer eines Freundes geſehen. Er muß Sie kennen," rief er freudig, „und er hat mir doch nie etwas davon geſagt."

„Wie heißt dieſer Herr, der Ihr Freund iſt?"

„Es iſt ein Herr Wohlfart."

Das Fräulein wandte ſich lebhaft zu dem Gelehrten: „Wohlfart? Ein Kaufmann bei T. O. Schröter, Kolonialwaren und Produkte? Iſt's dieſer Herr? — Und dieſer Herr iſt Ihr Freund? Wie kommen Sie zu der Bekanntſchaft?" fragte ſie ſtreng und ſtellte ſich vor Bernhard auf, die Hände auf dem Rücken wie ein Lehrer, der einen kleinen Dieb wegen geſtohlener Äpfel ins Verhör nimmt.

Bernhard erzählte, wie er Anton kennengelernt hatte und wie lieb ihm der tüchtige Freund geworden war. Darüber verlor er etwas von ſeiner Befangenheit, und das Fräulein viel von ihrer Strenge.

„Ja, wenn Sie ſo ſind", ſagte Lenore noch immer verwundert. „Alſo wie geht es Herrn Wohlfart? Erzählen Sie geſchwind, wie ſieht er aus, iſt er luſtig? Er hat wohl recht viel zu tun?"

Bernhard erzählte, er wurde immer beredter. Lenore ſetzte ſich in die Roſenlaube und winkte ihm herablaſſend, gegenüber Platz zu nehmen. Als er geendet hatte, ſagte ſie freundlich: „Wenn Herr Wohlfart Ihr Freund iſt, ſo gratuliere ich Ihnen, er iſt ein guter Menſch; ich will hoffen, daß Sie das auch ſind."

Bernhard lächelte: „Unter meinen Büchern habe ich nur wenig Gelegenheit, meinen guten Willen dafür zu erweiſen. Ich lebe ſtill vor mich hin und zirpe wie eine Grille; in dem Treiben der Welt komme ich mir oft recht unnütz vor."

„Das viele Studieren wäre nicht meine Sache", erwiderte Lenore. „Man ſieht Ihnen auch an, daß Sie wenig in der freien Luft leben. Kommen Sie, mein Herr, ich werde Sie herumführen. So ſetzen Sie doch Ihren Hut auf!"

Der Bediente trat mit dem Teebrett aus der Halle. Lenore winkte ihm und ſah wohlwollend zu, als Bernhard

den heißen Trank ſo eilig einſchlürfte wie ein Ritter ſeinen Steigbügeltrunk. „Verbrennen Sie ſich nicht“, ermahnte ſie.

Sie führte ihn durch den Park, wie ſie einſt Anton geleitet hatte. Bernhard war ein Sohn der großen Stadt. Nicht die hohen Baumkronen, nicht die blühenden Beete im grünen Raſen, auch nicht die Türmchen des Herrenhauſes waren ihm etwas Ungewöhnliches, ſein Auge hing nur an dem Fräulein. Es war ein klarer Abend im September. Das Sonnenlicht fiel ſchräge durch das Laub, der Kiesweg war gefleckt von gelben Lichtern und dunkeln Schlagſchatten. Sooft ein Sonnenſtrahl durch die Blätter auf Lenorens Haupt ſchoß, glänzte ihr Haar wie Gold. Das ſtolze Auge, der feine Mund, die ſchlanken Glieder des kräftigen Mädchens nahmen die Empfindungen des Gelehrten gefangen. Sie lachte und zeigte die weißen kleinen Zähne, und er war entzückt; ſie brach einen Zweig ab und ſchlug damit an die Büſche am Wege, und ihm war, als neigten ſich die Zweige und Blätter vor ihr auf den Boden.

Sie kamen zu der Brücke, welche am Ende des Parks nach dem Feld führte. Einige Mädchen liefen an Lenore heran, knixten und küßten ihr die Hände, ſie nahm dieſe Huldigung der Untertanen wie eine Königin hin. Zwei kleine Dirnen hatten die hohlen Stengel des Löwenzahns in Kettenglieder zuſammengebogen und eine lange Kette daraus gemacht, ſie ſtellten ſich verſchämt vor Bernhard in den Weg und hielten ihm die Kette vor.

„Hinweg, ihr unartiges Volk!“ rief Lenore. „Wie könnt ihr uns den Weg verſperren, der Herr kommt ja aus dem Schloß. — Sie lernen dies Wegelagern von den fremden Arbeitern.“ Und Bernhard fühlte mit Stolz, daß er in dieſem Augenblicke zu ihr gehörte. Er griff in die Taſche und löſte ſich von den Mädchen. „Es iſt lange her, daß ich eine ſolche Kette geſehen habe“, ſagte er. „Dunkel erinnere ich mich, daß ich als kleiner Knabe auch einmal auf einem grünen Platze ſaß und die Stiele zuſammenſteckte.“

Er pflückte einige Stengel des Löwenzahns und verſuchte die Kinderarbeit.

„Haben die gelehrten Herren auch an ſolchen Spielen Freude?“ fragte Lenore lächelnd.

„O ja“, erwiderte Bernhard. „Ich habe auch die ſpitzen Blüten von Akelei und Ritterſporn zu runden Kränzen ineinander geſteckt und in meinen Büchern gepreßt, dann trocknete ich Blätter und ganze Blumen, dann legte ich ein Herbarium an. Was uns als Erwachſene intereſſiert, das knüpft ſich häufig an eine kleine Freude der Kinderzeit. Aus dem Kind, das zufällig einige bunte Kriſtalle in die Hand bekam, wird vielleicht ein Mineralog, und ſchon mehr als ein berühmter Reiſender iſt durch den Robinſon Kruſoe zu ſeinen Entdeckungen gekommen. Es iſt immer eine Freude, zu erfahren, wie ein bedeutender Mann das gefunden hat, was ſeine Seele erfüllt.“

„Wir Frauen ſehen das ganze Leben hindurch die Natur an wie die Kinder,“ ſagte Lenore, „wir ſpielen mit den glänzenden Steinen und Blüten noch in unſern alten Tagen, geradeſo wie die Mädchen vor uns. Und die Kunſt iſt ſo gefällig, uns Blumen und Steine nachzumachen, damit wir nur niemals das Spielzeug entbehren. — Wenn Sie ſo gut mit den Kinderſpielen Beſcheid wiſſen, dort iſt etwas für Sie“, ſie wies auf einen großen Klettenſtrauch am Wege. „Haben Sie ſich jemals eine Mütze aus Kletten gemacht?“

„Nein“, antwortete Bernhard mit bangen Ahnungen.

„Sie ſollen ſogleich eine haben“, entſchied Lenore. Sie gingen zu dem Klettenſtrauch. Bernhard pflückte die runden Köpfe ab und reichte ihr einige Hände voll hin. Sie neſtelte die Kletten aneinander und machte eine Kappe mit zwei kleinen Hörnern daraus. „Das können Sie aufſetzen“, ſagte ſie gnädig.

Bernhard hielt das kleine Monſtrum in der Hand. „Allein wage ich's nicht,“ verſetzte er, „die Vögel auf den Bäumen würden mich zu ſehr anſchreien. Wenn Sie auch eine Haube aufſetzen wollten —“

„Kletten können Sie nicht verlangen,“ erwiderte Lenore, „aber Sie ſollen den Willen haben. Kommen Sie zurück,

ich zeige Ihnen, wie wir als Mädchen unſere Mützen gemacht haben." Sie führte ihn an eine Stelle, wo eine Gruppe Sonnenroſen mit ſchwarzen Geſichtern und gelben Strahlen am Rande des Gebüſches ſtand. Dort ſchnitt ſie mit einem kleinen Trennmeſſer einige Blumen ab, durchſtach die Stengel und band ſie zu einem Helm zuſammen, den ſie ſich lachend aufſetzte. Es war ein fremdartiger Schmuck und gab dem ſchönen Geſicht ein wildes Anſehen. „Jetzt ſetzen Sie Ihre Kappe auf", befahl ſie. Bernhard gehorchte, und ſein ehrbares faltiges Geſicht, der ſchwarze Frack und die weiße Krawatte erſchienen unter der Klettenmütze ſo abenteuerlich, daß Lenore ihr Lachen nicht bekämpfen konnte und vergebens den Mund hinter ihrem Taſchentuch verbarg. „Sie ſehen ſchrecklich aus." Bernhard nahm den Kopfputz ſogleich wieder ab. „Kommen Sie zum Waſſer, dort ſollen Sie Ihr Spiegelbild ſehen."

Sie geleitete ihn zu der Stätte, wo der Grund des Fabrikgebäudes ausgegraben wurde. Es war ein wüſter Platz. Erdhaufen, einige tauſend Ziegel, Baumſtämme und Balken waren zuſammengefahren. Die Arbeiter hatten Feierabend gemacht und den Platz verlaſſen, nur einige Kinder aus dem Dorf kauerten unter dem Holz und ſammelten die Späne zum Abendfeuer. Wenige Schritte hinter der Bauſtelle zog ſich eine Bucht des Sees heran, durch Gebüſch eingefaßt und mit grünen Waſſerlinſen überdeckt. „Wie wüſt es hier ausſieht," klagte Lenore, „die Zweige der Sträucher ſind geknickt, auch die Bäume ſind beſchädigt. Das alles macht der Bau. Wir kommen der fremden Arbeiter wegen jetzt nur ſelten hierher. Auch die Kinder vom Dorfe ſind dreiſt geworden, ſie haben hier einen Spielplatz aufgeſchlagen, und es iſt ihnen gar nicht zu wehren."

In dem Augenblick fuhr ein Kahn hinter dem Vorſprung des Gehölzes hervor. Ein kleines Bauernmädchen, ein pausbäckiges rundes Ding, ſtand darin und wankte ängſtlich bei der raſchen Bewegung des Kahnes, den ihr älterer Bruder mit einer Stange vom Ufer abſtieß. „Sehen Sie," rief Lenore ärgerlich, „die Krabben haben auch unſern Kahn genommen. Wollt ihr ſogleich ans Land!" Die Kinder er-

ſchraken über den Zuruf, dem Knaben fiel die Stange ins Waſſer, das kleine Mädchen ſchwankte in der Angſt des böſen Gewiſſens an den Rand des Kahnes, ſie verlor das Gleichgewicht und ſank in den Teich. Der Knabe trieb hilflos mitten in der Bucht. Ein lauter Schrei vom Ufer und aus ſeiner Kehle folgte dem Fall der Kleinen. „Retten Sie das Kind!“ rief Lenore außer ſich. Bernhard lief gehorſam in den See, ohne daran zu denken, daß er nicht ſchwimmen konnte, er watete einige Schritte vor und ſtand gleich darauf bis unter die Arme in Schlamm und Waſſer. Er ſtreckte die Hände nach der Stelle aus, wo das Kind verſunken war, aber der Punkt war noch einige Klaftern von ihm entfernt. Unterdes war Lenore ſchnell wie der Blitz hinter einen Strauch geſprungen. Nach wenig Augenblicken trat ſie hervor und eilte an einen Vorſprung des Ufers. Aus der Tiefe der grünen Waſſerlinſen ſah Bernhard mit Entſetzen und Wonne auf die hohe Geſtalt. Noch haftete die phantaſtiſche Blumenkrone auf ihrem Haupt, das luftige Kleid floß jetzt in leichten Falten an ihrem Leibe herunter, aus dem entſchloſſenen Geſicht ſtarrten die Augen nach der Stelle, wo der Rock des Kindes wieder ſichtbar wurde. Sie erhob die Arme hoch über das Haupt und ſtürzte ſich mit einem Sprunge in den See. Der Kranz fiel von ihrem Haupt, in langen Stößen ſchwamm ſie auf das Kind zu. Sie faßte den Rock, noch zweimal griff ſie mit der freien Hand aus und hatte den Kahn erreicht. Sie hielt ſich daran feſt und ſpannte alle Kräfte an, das Kind hineinzuheben, ſie faßte die Kette des Kahns und zog ihn hinter ſich an das Land. Bernhard, der bleich wie der Tod ihrer Anſtrengung zugeſehen hatte, kämpfte ſich an das Ufer zurück, er reichte ihr helfend die Hand und packte den Kahn. Lenore ergriff das bewußtloſe Kind, Bernhard hob den Knaben an das Ufer, und vorwärts eilten beide zu der nahen Gärtnerwohnung, der Knabe lief mit gellendem Geſchrei hinter ihnen her. Das naſſe Gewand legte ſich dicht an Lenorens Leib, die ſchönen Formen des Körpers wurden in der raſchen Bewegung dem Auge ihres Begleiters faſt unverhüllt ſichtbar. Sie achtete nicht darauf. Bernhard

drang mit ihr in die Stube des Gärtners, aber Lenore trieb ihn haſtig wieder hinaus. Mit Hilfe der erſchrockenen Gärtnersfrau entkleidete ſie das bewußtloſe Kind und ſuchte es durch Reiben ins Leben zurückzubringen. Unterdes lehnte Bernhard draußen an der Tür vor Kälte klappernd und in einer Aufregung, welche ſeine Augen glühen machte wie Kohlen. „Lebt das Kind?“ rief er durch die Tür.

„Es lebt“, rief Lenore vom Bett zurück.

„Gelobt ſei Gott!“ rief Bernhard und ſchlug die Hände zuſammen; aber der Gott, an den er in dieſem Augenblick dachte, war das ſchöne Weib da drin, von deſſen Reizen ſein Auge mehr geſehen hatte als irgendein anderer Mann. Lange ſtand er ſo, ſchauernd und vor ſich hinträumend, bis eine hohe Geſtalt in wollenem Rock und Mieder aus dem Hauſe trat. Es war Lenore in den Kleidern der Gärtnerin, noch ergriffen von der Anſtrengung, aber mit einem fröhlichen Lachen auf den Lippen. Außer ſich griff Bernhard in ſtürmiſcher Bewegung nach ihrer Hand und küßte ſie mehr als einmal, er hätte vor ihr auf die Knie ſinken mögen.

„Sie ſehen ſchön aus, mein Herr,“ ſagte Lenore heiter, „Sie werden ſich erkälten.“

Er ſtand vor ihr, naß, am ganzen Körper triefend, mit Waſſerlinſen und Schlamm überzogen. „Ich fühle nichts von Kälte“, rief er, aber ſeine Glieder ſchütterten.

„Schnell in das Haus“, trieb Lenore. Sie öffnete die Tür und rief der Frau zu: „Geben Sie dem Herrn Kleider des Gärtners zum Wechſel. — Dort in der Kammer machen Sie Ihre Toilette.“

Bernhard lief nach der Kammer, die Gärtnersfrau trug ihm herzu, was ſie von Kleidern in der Eile fand. Nach einer Weile trat er, in einen Bauernburſchen verwandelt, vor das Haus, wo Lenore in der Abendſonne mit ſchnellen Schritten auf und ab ging. „Kommen Sie nach dem Schloß“, ſagte das Fräulein, welche wieder ihre ruhige Gönnermiene angenommen hatte.

„Noch einmal möchte ich das Kind ſehen“, bat Bernhard. Sie traten an das Bett, auf welchem das Mädchen

lag, mit müden Augen ſah die Kleine auf das faltige Geſicht des Mannes, der ſich über das Lager beugte und ihr die Stirn küßte. „Es iſt das Kind eines Tagelöhners aus dem Dorfe“, ſagte die Frau. Bernhard legte hinter Lenorens Rücken ſeine Börſe auf das Bett.

Eilig ſchritten Lenore und Bernhard dem Schloſſe zu, wo Ehrenthal an ſeinem Wagen ungeduldig die Rückkunft des Sohnes erwartete und mit maßloſem Erſtaunen in dem Gärtnerburſchen ſeinen Bernhard erkannte.

„Geben Sie dem Herrn einen Mantel,“ befahl Lenore dem Bedienten, „er friert. Wickeln Sie ſich gut ein, Sie könnten ſonſt lange an Ihren Marſch unter die Waſſerlinſen denken.“

Und Bernhard dachte lange daran. Er hüllte ſich in den Mantel und drückte ſich in eine Ecke des Wagens, dem kalten Bade folgte brennende Hitze, ſtürmiſch rollte ſein Blut durch die Adern. Er hatte das ſchönſte Weib der Welt geſehen, er hatte etwas erlebt, was für ihn größer und hinreißender war als jeder Dichtertraum in ſeinen Pergamenten. Mit Scham dachte er daran, wie unbehilflich er ſelbſt geweſen war, und wie von ſeinem tiefen Stand im Waſſer ſah er zu der Heldin auf, welche ſo entſchloſſen und ſtark geholfen hatte. Nur kurze Antworten vermochte er auf die Fragen ſeines Vaters zu geben. So ſaßen Vater und Sohn nebeneinander, kalte Argliſt und die Glut der Leidenſchaft. Beide hatten auf dieſer Fahrt erreicht, wonach ſich ihr Herz ſolange geſehnt, der Vater ein Anrecht an das ſchöne Gut, der Sohn ein Abenteuer, das ſeinem Leben einen neuen Inhalt gab.

Auf dem Gute ſtieg das Fabrikgebäude langſam in die Höhe, in dem Geldſchrank Ehrenthals füllte ſich die Kaſſette des Freiherrn mit ſeinen Schuldverſchreibungen und dem neuen Hypothekeninſtrument, und während Bernhards zarter Leib an den Folgen des kalten Bades kränkelte, berauſchte ſich ſeine Seele an ſüßen Phantaſien.

## 10.

An einem Nachmittage brachte der Briefbote einen ſchwarzgeſiegelten Brief an Finks Adreſſe. Fink öffnete den Brief und ging ſchweigend auf ſein Zimmer. Als er nicht wieder herunterkam, eilte Anton beſorgt zu ihm hinauf. Er fand Fink auf dem Sofa ſitzend, den Kopf auf die Hand geſtützt.

„Du haſt eine traurige Nachricht erhalten?“ fragte Anton.

„Mein Oheim iſt geſtorben,“ erwiderte Fink, „er, vielleicht der reichſte Mann der Wallſtreet in Neuyork, iſt auf einer Geſchäftsreiſe mit der Maſchine eines Miſſiſſippibootes in die Luft geflogen. Er war ein unzugänglicher Mann; mir hat er in ſeiner Art viel Güte erzeigt, und ich habe ihm als törichtes Kind mit Undank vergolten. Dieſer Gedanke macht mir ſeinen Tod bitter. Außerdem wird das Fakt entſcheidend für meine Zukunft.“

„Du willſt fort von uns?“ fiel Anton erſchrocken ein.

„Ich werde morgen abreiſen. Mein Vater iſt zum Univerſalerben des Verſtorbenen ernannt, mir hat dieſer ſeinen Landbeſitz in den weſtlichen Vereinsſtaaten als Legat vermacht. Mein Oheim war ein großer Landſpekulant, und es gilt jetzt, ſchwierige und verworrene Verhältniſſe zu löſen. Deshalb will mein Vater, daß ich ſo ſchnell als möglich nach Neuyork gehe, und auch ich merke, daß die perſönliche Anweſenheit der Erben dort nötig iſt. Mein Vater hat auf einmal ein großes Zutrauen zu meiner Umſicht und Geſchäftskenntnis bekommen. Lies ſelbſt ſeinen Brief.“

Anton zögerte, den Brief zu nehmen. „Lies, Anton,“ ſagte Fink mit trübem Lächeln, „in meiner Familie ſchreiben Vater und Sohn einander keine Geheimniſſe.“ Anton ſah auf eine Stelle: „Die vortrefflichen Zeugniſſe, welche Herr Schröter mir über deinen praktiſchen Sinn und deinen Scharfblick im Geſchäft eingeſendet hat, veranlaſſen mich, dich zu erſuchen, daß du ſelbſt hinübergehſt. Ich würde dir in dieſem Falle Herrn Weſtlock aus unſerem Geſchäft zur Hilfe mitgeben.“

Anton legte den Brief ſchweigend auf den Tiſch, und Fink fragte: „Was ſagſt du zu dem Lob, welches mir der

Prinzipal ſo freigebig erteilt? Wie du weißt, habe ich einigen Grund, zu glauben, daß ich nicht in ſeiner Gunſt ſtehe.“

„Und doch halte ich das Lob für gerecht und ſein Urteil für richtig“, erwiderte Anton.

„Gleichviel aus welchen Gründen es gegeben iſt,“ verſetzte Fink, „es entſcheidet mein Schickſal. Ich werde jetzt, was ich mir lange gewünſcht habe, Grundbeſitzer jenſeit des Waſſers. — Auch wir müſſen uns trennen, lieber Anton,“ fuhr er fort und hielt dem Freunde die Hand hin, „ich habe nicht geglaubt, daß das ſo ſchnell kommen würde. Doch wir ſehen uns wieder.“

„Vielleicht“, ſagte Anton traurig und hielt die Hand des jungen Erben feſt. „Jetzt aber geh' zu Herrn Schröter, er hat das erſte Anrecht, zu erfahren, daß du uns verlaſſen willſt.“

„Er weiß es bereits, auch er hat einen Brief meines Vaters erhalten.“

„Um ſo mehr wird er erwarten, daß du mit ihm ſprichſt.“

„Du haſt recht, laß uns gehen!“

Anton eilte an ſeinen Platz zurück, und Fink trat in das kleine Zimmer des Prinzipals hinter dem zweiten Kontor. Der Kaufmann kam ihm ernſt entgegen und ſagte, nachdem er in würdiger Weiſe ſeine Teilnahme ausgedrückt hatte: „Es verſteht ſich, daß von dieſer Stunde an Ihr Verhältnis zu meinem Geſchäft gelöſt iſt; während der Tage, welche Sie noch hier zubringen, bitte ich Sie, ſich als einen Gaſt meines Hauſes zu betrachten, dem ich für ſeine Tätigkeit in meinem Intereſſe zu vielem Danke verpflichtet bin. Nehmen Sie Platz, Herr von Fink, und laſſen Sie uns ruhig beſprechen, womit ich Ihnen etwa noch dienen kann.“

Fink ſagte vom Sofa aus mit ebenſo großer Artigkeit: „Die Beſtimmungen, welche mein Vater über meine Zukunft getroffen hat, ſtimmen ſo ſehr mit dem zuſammen, was ich mir ſelbſt für meine künftige Tätigkeit gewünſcht habe, daß ich Ihnen darüber meinen Dank ausſprechen muß. Ihre Urteile über mich ſind günſtiger geweſen, als ich es nach manchem, was vorgefallen iſt, erwartet habe. Waren Sie in

der Tat zufrieden mit mir, so wird es mich freuen, wenn ich aus Ihrem Munde dasselbe höre."

„Ich war es nicht ganz, Herr von Fink," erwiderte der Kaufmann mit Haltung, „Sie waren hier nicht an Ihrem Platz. Das durfte mich nicht verhindern, zu beurteilen, daß Sie für eine andere, immerhin größere Tätigkeit vorzügliche Befähigung haben. Sie verstehen ausgezeichnet zu disponieren und die Menschen unter Ihre Herrschaft zu bringen, und besitzen eine ungewöhnliche Energie des Willens. Für solche Natur ist das Pult im Kontor nicht der rechte Ort."

Fink verneigte sich. „Es wäre demungeachtet meine Pflicht gewesen, diese Stelle ganz auszufüllen; ich bekenne, daß ich das nicht immer getan habe."

„Sie kamen her, ohne an eine regelmäßige Tätigkeit gewöhnt zu sein und haben sich in den letzten Monaten nur noch sehr wenig von einem fleißigen Kontoristen unterschieden. Deshalb und weil ich die Überzeugung habe, daß Sie Ihrem Wesen nach nicht sowohl zum Kaufmann als zum Fabrikanten passen, habe ich Ihrem Herrn Vater so über Sie berichtet, wie ich berichtet habe."

„Sie halten mich für geeignet, Fabrikant zu werden?" fragte Fink mit einer Verbeugung, welche für die gute Meinung danken sollte.

„Im weitesten Sinne des Wortes", erwiderte der Kaufmann. „Jede Tätigkeit, welche neue Werte schafft, ist zuletzt Tätigkeit des Fabrikanten; sie gilt überall in der Welt für die aristokratische. Wir Kaufleute sind dazu da, diese Werte populär zu machen."

„In diesem Sinne lasse ich Ihre Ansicht gern gelten", antwortete Fink und erhob sich von seinem Platz.

„Ihr Abgang wird für einen unserer Freunde ein großer Verlust sein", sprach der Kaufmann, den Erben begleitend.

Fink blieb stehen und sagte schnell: „Geben Sie mir ihn mit nach Amerika. Er hat das Zeug, dort sein Glück zu machen."

„Haben Sie bereits mit ihm darüber gesprochen?" fragte der Kaufmann.

„Nein“, antwortete Fink.

„So will ich Ihnen mein Bedenken nicht verhehlen; Wohlfart iſt jung, und die beſcheidene und regelmäßige Tätigkeit des Binnengeſchäfts erſcheint mir noch auf Jahre hinaus für die Bildung ſeines Charakters wünſchenswert. Übrigens wiſſen Sie, daß ich durchaus kein Recht habe, den freien Entſchluß desſelben zu beſtimmen. Ich werde ihn ungern verlieren; wenn er aber die Überzeugung hat, in Ihrer Nähe ſchneller ſein Glück zu machen, ſo werde ich nichts dagegen einwenden.“

„Geſtatten Sie mir, ihn ſogleich darüber zu fragen“, erſuchte Fink.

Er rief Anton in das Kontor und ſagte zu ihm: „Anton, ich habe Herrn Schröter gebeten, dich mit mir zu entlaſſen. Es würde mir viel wert ſein, dich mitzunehmen; du weißt, daß ich an dir hänge, wir werden in den neuen Verhältniſſen zuſammen tüchtig vorwärtskommen, du ſelbſt ſollſt die Bedingungen feſtſetzen, unter denen du mit mir gehſt. Herr Schröter überläßt deinem freien Entſchluß die Entſcheidung.“

Anton ſtand betroffen und nachdenkend; die Bilder der Zukunft, welche ſich ſo plötzlich vor ihm aufrollten, erſchienen ihm ſehr lachend, aber er faßte ſich ſchnell, ſah auf den Prinzipal und fragte dieſen: „Sind Sie der Meinung, daß ich gut tue, wenn ich gehe?“

„Nicht ganz, lieber Wohlfart“, erwiderte der Kaufmann ernſt.

„Dann bleibe ich“, entſchied Anton entſchloſſen. „Zürne mir nicht, daß ich dir nicht folge; ich bin eine Waiſe und habe jetzt keine andere Heimat als dies Haus und dies Geſchäft; ich will, wenn Herr Schröter mich behalten will, bei ihm bleiben.“

Durch dieſe Worte faſt gerührt, ſagte der Kaufmann: „Denken Sie aber auch daran, daß Sie mit dieſem Entſchluß vieles aufgeben. In meinem Kontor können Sie weder ein reicher Mann werden, noch das Leben in großen Verhältniſſen kennenlernen; unſer Geſchäft iſt begrenzt, und es werden wohl die Tage kommen, wo die Beſchrän-

kung desſelben auch Ihnen peinlich erſcheinen wird. Alles, was eine Selbſtändigkeit Ihrer Zukunft ſichert, Vermögen und Bekanntſchaften, vermögen Sie drüben leichter zu erwerben als bei mir."

„Mein guter Vater hat mir oft geſagt: Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Ich will nach ſeinen Worten leben", antwortete Anton mit einer Stimme, die vor innerer Bewegung leiſe klang.

„Er iſt und bleibt ein Philiſter", rief Fink in einer Art von Verzweiflung.

„Ich glaube, daß dieſer Bürgerſinn eine ſehr reſpektable Grundlage für das Glück des Mannes iſt", ſagte der Kaufmann, und die Sache war abgemacht.

Fink ſprach nicht weiter über den Vorſchlag, und Anton bemühte ſich, durch zahlreiche kleine Aufmerkſamkeiten dem ſcheidenden Freunde zu zeigen, wie lieb er ihm ſei und wie ſchwer ihm der Abſchied werde.

Am Abend ſagte Fink zu Anton: „Höre, mein Sohn, ich habe Luſt, mir eine Frau mit hinüberzunehmen."

Erſchrocken ſah Anton den Freund an, und wie einer, der eine mächtige Erſchütterung ſich und dem andern verbergen will, fragte er in gezwungenem Scherz: „Wie? du willſt Fräulein von Baldereck —"

„Nichts da," rief Fink mutwillig, „was ſoll ich mit einer Frau machen, die keine anderen Gedanken hat, als ſich mit dem Geld ihres Mannes zu amüſieren?"

„An wen denkſt du denn ſonſt? Du willſt doch nicht der Tante vom Geſchäft deinen Antrag machen?"

„Nein, mein Schatz, aber dem Fräulein vom Hauſe."

„Um alles nicht," rief Anton beſtürzt aufſpringend, „das wird eine ſchöne Geſchichte werden."

„Gar nicht," verſetzte Fink kaltblütig; „entweder nimmt ſie mich, und dann werde ich ein wohlberatener Mann, oder ſie nimmt mich nicht, dann werde ich ohne Frau abreiſen."

„Du wirſt ohne Frau abreiſen", rief Anton. „Haſt du denn je daran gedacht, Fräulein Sabine für dich zu wählen?" fragte er unruhig.

„Zuweilen," ſagte Fink, „im letzten Jahr oft, ſie iſt die

beſte Hausfrau und das edelſte uneigennützigſte Herz von der Welt.“

Anton ſah erſtaunt auf ſeinen Freund. Nie hatte Fink durch eine Andeutung verraten, daß ihm Sabine mehr gelte als eine andere Dame ſeiner Bekanntſchaft. „Aber du haſt mir ja nie etwas davon geſagt?“

„Haſt du mir etwas von deinen Empfindungen für eine andere junge Dame erzählt?“ antwortete Fink lachend.

Anton errötete und ſchwieg.

„Daß ſie mich wohl leiden mag, glaube ich,“ fuhr Fink fort, „ob ſie mit mir geht, weiß ich nicht; dies wollen wir ſogleich erfahren, ich gehe jetzt hinunter, ſie zu fragen.“

Anton ſprang zwiſchen ſeinen Freund und die Tür: „Noch einmal beſchwöre ich dich, überlege, was du tun willſt.“

„Was iſt da zu überlegen, du Kindskopf“, lachte Fink, aber eine ungewöhnliche Haſt wurde in ſeinen Gebärden ſichtbar.

„Liebſt du denn Fräulein Sabine?“ fragte Anton.

„Das iſt wieder eine ſpießbürgerliche Frage“, verſetzte Fink. „Meinetwegen ja, ich liebe ſie!“

„Und du willſt ſie mitnehmen in die Anſiedelungen und Wälder?“

„Gerade deshalb will ich ſie heiraten; ſie wird ein hochherziges ſtarkes Weib ſein, ſie wird meinem Leben Halt und Adel geben. Sie iſt nicht liebenswürdig, wenigſtens iſt nicht ſo bequem mit ihr zu plaudern wie mit mancher andern, aber wenn ich mir ein Weib nehme, ſo brauche ich eins, das mich überſehen kann, und glaube mir, der Schwarzkopf iſt dazu gemacht! Jetzt aber laß mich los. ich muß erfahren, wie ich daran bin.“

„Sprich nur erſt mit dem Prinzipal“, rief Anton dem Stürmenden nach.

„Zuerſt mit ihr“, ſagte Fink und ſprang die Treppe hinab.

Anton ging mit gefalteten Händen die Stube auf und ab; alles, was Fink an Fräulein Sabine rühmte, hatte guten Grund, das fühlte er lebhaft; er wußte, daß ſie ihn tief im Herzen trug, aber er ahnte auch, daß ſein Freund mit un-

bekannten Hinderniſſen zu kämpfen habe. Und dieſe Haſt, dies Überſtürzen war ihm unheimlich, es war zu ſehr gegen ſeine eigene Natur. Und noch etwas mißfiel ihm. Fink hatte nur von ſich geſprochen, hatte er denn auch an das Glück des Fräuleins gedacht, hatte er auch Sinn dafür, was es ſie koſten würde, den geliebten Bruder zu verlaſſen, aus der Heimat zu ſcheiden, ſich in ein fremdes Volk, vielleicht in ein wildes Leben zu wagen? Ja, er war überzeugt, Fink war der Mann, alle Blüten der neuen Welt vor ihre Füße zu ſtreuen, aber er war auch unruhig, ſtets viel beſchäftigt, würde er immer ein Herz haben für die Gefühle ſeiner deutſchen Frau? Unwillkürlich nahm unſer Held in Gedanken wieder Partei gegen ſeinen Freund; es ſchien ihm, als dürfe Sabine nicht fort aus der Handlung, er fühlte tief die Leere, welche entſtehen würde, wenn ſie verſchwunden wäre, vom Mittagstiſch, aus dem Haushalt, und vor allem aus dem Leben ihres Bruders. So ging er unruhig und kummervoll auf und ab. Es wurde dunkel, aus den gegenüberliegenden Fenſtern fiel ein matter Lichtſchein in das finſtere Zimmer, und immer noch kam Fink nicht zurück.

Unterdes ward Fink bei Sabine gemeldet. Sie kam ihm haſtig entgegen, und ihre Wangen waren gerötet, als ſie ihm ſagte: „Mein Bruder hat mir geſagt, daß Sie uns verlaſſen müſſen.“

Fink begann in lebhafter Bewegung: „Ich muß, ich kann aber nicht ſcheiden, ohne offen gegen Sie geweſen zu ſein. Ich kam hierher ohne Intereſſe an dem ſtillen Leben, welches meinem zerſtreuten Geiſt ungewohnt war; ich habe hier das Glück und die Innigkeit eines deutſchen Haushalts kennengelernt. Sie, mein Fräulein, habe ich immer als den guten Geiſt dieſes Hauſes verehrt. Sie haben mich bald nach meinem Eintritt in einer Entfernung zu halten geſucht, welche mir oft ſchmerzlich war. Ich komme, Ihnen jetzt zu ſagen, wie ſehr mein Blick und meine Seele an Ihnen gehangen hat; ich fühle, daß mein Leben glücklich ſein würde, wenn ich Ihre Stimme immerfort hören, und wenn Ihr

Geiſt den meinen begleiten könnte auf den Wegen meiner Zukunft.“

Sabine wurde ſehr bleich und trat zurück: „Sprechen Sie nicht weiter, Herr von Fink“, ſagte ſie bittend und bewegte halb bewußtlos die Hand, als wollte ſie abwehren, was ihr bevorſtand.

„Laſſen Sie mich ausreden,“ fuhr Fink ſchnell fort; „ich würde es für mein höchſtes Glück halten, wenn ich die Überzeugung mit mir nehmen könnte, daß auch ich Gnade vor Ihren Augen gefunden habe. Ich habe nicht die Anmaßung, Sie zu bitten, daß Sie mir jetzt folgen ſollen in ein ungewiſſes Leben, aber geben Sie mir die Hoffnung, daß ich in einem Jahr zurückkehren und Sie bitten darf, mein Weib zu werden.“

„Kehren Sie nicht zurück,“ ſagte Sabine unbeweglich wie eine Statue, mit kaum vernehmbarer Stimme; „ich beſchwöre Sie, machen Sie dieſem Geſpräch ein Ende.“

Ihre Hand faßte krampfhaft die Lehne des nächſten Seſſels, ſie hielt ſich daran feſt und ſtand ohne einen Tropfen Blut in den Wangen vor dem Flehenden, aber ſie ſah ihn durch ihre Tränen unverwandt an, mit einem Blick ſo voll Schmerz und Zärtlichkeit, daß der wilde Mann ganz aufgelöſt wurde und in der Sorge um ihre Bewegung all ſein Selbſtvertrauen, ja ſeine Werbung vergaß und nur die Abſicht hatte, ſie zu beruhigen.

„Ich fühle großes Bedauern, daß ich Sie ſo erſchreckt habe,“ ſagte er; „verzeihen Sie mir, Sabine!“

„Gehen Sie“, ſagte Sabine noch unbeweglich mit rührender Bitte.

„Laſſen Sie mich nicht ohne einen Troſt von Ihnen ſcheiden, geben Sie mir eine Antwort; auch die ſchmerzlichſte iſt beſſer als dieſes Schweigen.“

„So hören Sie“, ſprach Sabine mit einer unnatürlichen Ruhe, während ihre Bruſt ſich hob und ihre Hand zitterte. „Ich bin Ihnen gut geweſen ſeit dem erſten Tage Ihrer Ankunft; als ein kindiſches Mädchen habe ich mit Entzücken auf den Ton Ihrer Stimme gehört und auf das, was Ihr Mund ſo einſchmeichelnd ſchilderte. Aber ich habe das Ge-

fühl bekämpft. Ich habe es bekämpft", wiederholte sie. „Ich darf Ihnen nicht angehören, denn es würde mein Unglück sein."

„Weshalb?" fragte Fink mit aufrichtiger Verzweiflung.

„Fragen Sie mich nicht", sagte Sabine kaum vernehmlich.

„Ich muß aus Ihrem Munde mein Urteil hören", rief Fink.

„Sie haben gespielt mit Ihrem eigenen Leben und mit dem Leben anderer; Sie werden einst schonungslos handeln für Ihre Pläne. Sie werden Großes und Edles unternehmen, das glaube ich; aber die Menschen werden Ihnen dabei nichts gelten. Ich kann einen solchen Sinn nicht ertragen. Sie würden gütig gegen mich sein, das glaube ich. Sie würden mich überall schonen, aber Sie würden mich immer schonen müssen, und das würde Ihnen eine Last werden; und ich, ich wäre in der Fremde allein. — Ich bin weich, ich bin verwöhnt, mit hundert Fäden bin ich festgebunden an den Brauch dieses Hauses, an die kleinen Pflichten des Haushaltes und an das Leben des Bruders."

Fink sah finster vor sich nieder. „Sie strafen in dieser Stunde streng, was Ihnen an mir mißfallen hat."

„Nein," rief Sabine, die Hand gegen ihn ausstreckend, „nicht so, mein Freund! Wenn ich Stunden hatte, wo Sie mir Schmerz machten, ich hatte ebenso viele, wo ich mit Bewunderung zu Ihnen aufsah. Und Sie sehen, das eben ist es, was uns für immer auseinander hält. Ich kann nicht ruhig werden in Ihrer Nähe, immer fühle ich mich aus einem Gefühl in das andere geschleudert, jetzt in banger Scheu und wieder in mächtiger Freude. Ich bin unsicher Ihnen gegenüber, und das würde ewig so bleiben. Ich müßte diesen Kampf in mir verbergen, in einem Verhältnis, wo ich mich mit all meinem Gefühl an Sie anschließen sollte. Und Sie würden das erkennen und würden mir deshalb zürnen."

Sie reichte ihm die Hand hin, Fink beugte sich tief auf die kleine Hand und drückte einen Kuß darauf.

„Segen über Ihre Zukunft", sagte Sabine, am ganzen Körper bebend. „Wenn Sie eine Stunde hatten, wo Sie

gern unter uns waren, ſo denken Sie in der Fremde daran. Wenn Sie in dem deutſchen Bürgerhaus, in dem Tun meines Bruders je etwas gefunden haben, was Ihnen ehrenwert erſchien, oh, ſo denken Sie in der Fremde daran. In dem großartigen Leben, das Sie erwartet, unter den mächtigen Verſuchungen, in dem wilden Kampfe, den Sie führen werden, denken Sie niemals gering von unſerer Art zu ſein.“ Sie hielt die Rechte über ſein Haupt wie eine Mutter, welche angſtvoll den ſcheidenden Liebling ſegnet.

Fink hielt ihre Hand feſt. Beide ſahen einander ſtumm in die Augen, beide mit erblichenen Wangen. Endlich rief Fink mit tiefem Tonfall ſeiner melodiſchen Stimme: „Leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl!“ ſagte das Mädchen leiſe, ſo leiſe, daß Fink kaum die Worte verſtand. Er ſchritt langſam über die Türſchwelle, ſie ſah ihm unverwandt nach, wie man einer Erſcheinung nachſieht. —

Als der Kaufmann nach dem Schluß des Geſchäfts in das Zimmer ſeiner Schweſter trat, flog ihm Sabine entgegen, drückte ſich feſt an ihn und legte ihren Kopf an ſeine Bruſt. „Was haſt du, Mädchen?“ fragte der Bruder beſorgt und ſtrich ihr das Haar von der feuchten Stirn.

„Fink war bei mir,“ rief Sabine ſich erhebend, „ich habe mit ihm geſprochen.“

„Worüber? Hat er dir einen Antrag gemacht? Iſt er unartig geweſen?“ fragte der Kaufmann ſcherzend.

„Er hat mir einen Antrag gemacht“, ſagte Sabine.

Der Kaufmann trat erſchrocken zurück. „Und du, meine Schweſter?“

„Ich habe getan, was du von mir erwarten konnteſt; ich werde ihn nicht wiederſehen.“ Dabei ſtürzten ihr die Tränen aus den Augen, ſie ergriff die Hand des Bruders und küßte ſie: „Sei nicht böſe, daß ich weine, ich bin noch angegriffen, es wird vorübergehen.“

„Meine holde Schweſter, liebe, liebe Sabine!“ rief der Kaufmann und umfaßte die gebeugte Geſtalt der Weinenden, „ich will nicht fürchten, daß du an mich gedacht haſt, als du die Hand des reichen Erben ausſchlugſt.“

„Ich dachte an dich und dein aufopferndes pflichtgetreues Leben, und seine glänzende Gestalt verlor die schönen Farben, in denen ich sie wohl sonst gesehen hatte."

„Sabine, du hast mir ein Opfer gebracht", rief der Bruder erschrocken.

„Nein, Traugott; wenn es ein Opfer war, so habe ich es diesem Hause gebracht, in dessen Räumen ich unter deinem Schutze aufgewachsen bin, und dem Andenken an unsere guten Eltern, deren Segen über unserem bescheidenen Leben ist."

Es war spät, als Fink in Antons Zimmer trat, er sah erhitzt aus, setzte den Hut auf den Tisch, sich auf das Sofa und sagte zum Freunde: „Vor allem gib mir eine Zigarre."

Kopfschüttelnd trug Anton ein Bündel herzu und fragte: „Nun, wie sieht's aus?"

„Hochzeit wird nicht", erwiderte Fink kalt. „Sie erklärte mir, ich sei ein Taugenichts und keine annehmbare Partie für ein anständiges Mädchen. Sie nahm die Sache wieder zu gefühlvoll, versicherte mich ihrer Hochachtung, gab mir eine Silhouette von meinem Wesen und entließ mich. Aber der Teufel soll mich holen," rief er aufspringend und warf die Zigarre in eine Ecke, „wenn sie nicht die beste Seele ist, die je in einem Unterrocke Tugend gepredigt hat; sie hat nur den einen Fehler, daß sie mich nicht heiraten will; und zuletzt hat sie auch darin recht."

Das Heftige in der Laune des Freundes machte Anton besorgt. „Wo bist du aber solange gewesen, und woher kommst du jetzt?"

„Nicht aus dem Weinhaus, wie deine Weisheit anzunehmen scheint. Wenn jemand einen Korb erhält, so hat er doch wohl das Recht, ein paar Stunden melancholisch zu sein; ich habe mich benommen, wie sich jeder in solchen verzweifelten Fällen benimmt, ich bin einige Zeit umhergelaufen und habe philosophiert. Ich habe mit der Welt gegrollt, d. h. mit mir selbst und dem Schwarzkopf, und habe zuletzt damit aufgehört, daß ich vor einer bunten

Lampe ſtehenblieb und einer Hökerin dieſe Orangen abkaufte.“ Bei dieſen Worten zog er einige Früchte aus der Taſche. — „Jetzt aber, mein Sohn, iſt die Vergangenheit abgetan, jetzt laß uns von der Zukunft reden, es iſt der letzte Abend, den wir miteinander zubringen, an dem ſoll keine Wolke über unſeren Seelen ſein. Mache mir ein Glas Punſch und drücke die dicken Geſchöpfe hinein. Orangenpunſch iſt eine von deinen Forcen, die du mir verdankſt. Ich habe dich's gelehrt, und du Schelm machſt ihn jetzt beſſer als ich. Komm und ſetze dich her zu mir.“

Am andern Tage kam Vater Sturm in eigener Perſon auf das Zimmer des jungen Erben, um ſeine Reiſekoffer in die Droſchke zu tragen. Anton hatte den Morgen über mit Fink eingepackt und ſich ſo über die bangen Empfindungen weggeholfen, welche den zurückbleibenden Freund mehr bewegten als den ſcheidenden.

Fink faßte Antons Hand und ſagte: „Bevor ich das Handſchütteln mit den übrigen durchmache, wiederhole ich, was ich in den erſten Tagen zu dir geſagt habe: Treibe dein Engliſch fort, damit du mir nachkommen kannſt. Und wo ich auch ſein mag, in einer Kajüte oder im Blockhauſe, für dich werde ich ſtets einen Raum offen halten. Sobald dir dieſe alte Welt mißfällt, komm zu mir! Unterdes ſei überzeugt, daß ich aufhöre, dumme Streiche zu machen. Und jetzt keine Rührung, mein Junge, es gibt keine große Entfernung mehr auf Erden.“ Er riß ſich los, eilte in das Kontor, trat noch einen Augenblick vor ſeinen Prinzipal, und es war für Anton eine Freude, zu ſehen, wie die beiden ſo verſchiedenen Männer, die große breitſchultrige Geſtalt des Bürgers und die zierliche Figur des Ariſtokraten nebeneinander ſtanden. Noch einen Gruß an die Damen warf Fink in das Haus zurück, zog den Freund noch einmal an die Bruſt und ſprang in den Wagen, fort in die neue Welt.

Anton aber ging traurig in ſein Kontor zurück und ſchrieb einen Brief an Herrn Stephan in Wolfsburg, worin er dem ehrenwerten Mann eine neue Warenliſte und Zuckerproben übermachte.

Anton fühlte den Verluſt ſeines Freundes lange Zeit ſehr ſchmerzlich. Er blieb in den erſten Tagen vor Finks Tür ſtehen, weil er das fröhliche Lachen desſelben zu hören glaubte, oft ſah er im Kontor von ſeinem Sitze auf, um ſich an Finks ſpöttiſcher Miene zu erfreuen und einen ſchnellen Blick des Einverſtändniſſes mit ihm einzutauſchen.

Seine Stellung im Haushalt wurde durch den Abgang des Freundes außerordentlich geändert. Das ging ſo zu. Herr Liebold hätte jetzt bei Tiſche neben der Tante ſitzen müſſen, wenn es nach Rang und Würde gegangen wäre. So war es auch früher geweſen, und Fink war zwiſchen ihn und die Tante eingeſchoben worden. Es iſt für einen wahrheitsliebenden Chroniſten ſchmerzlich, zu berichten, daß Herr Liebold über dieſen Einſchub aufs höchſte erfreut war, indem er behauptete, es ſei ſehr angenehm, neben Damen zu ſitzen, und kein Menſch verſtehe beſſer weiblichen Umgang zu ſchätzen als er; aber zuweilen ſei eine nahe Nachbarſchaft doch ſehr unbequem, zumal alle Tage und beſonders beim Eſſen, und außerdem, wenn die Dame über das Zeitalter der jugendlichen Torheiten hinaus ſei. Dieſen letzten Grund ſeiner Abneigung geſtand er aber nur ſeinen vertrauteſten Freunden, und ſeine Gegner, zu denen der Kaſſierer gehörte, behaupteten, er werde neben der jungen Nichte ſich noch viel verlegener und unglücklicher fühlen, als neben der ruhigen Schönheit der Tante. Das Reſultat war, daß im Kontor wegen des Platzes am Mittagstiſch eine ſtille Gärung und ein geheimes Intrigieren entſtand, deſſen letzter Grund, leider und zur Schande des Männergeſchlechts ſei es geſagt, der war, daß keiner von den Herren neben der Tante und ſo nahe am Prinzipal ſitzen wollte. Es wurde deshalb am Abend nach Finks Abreiſe, während Anton einige Aufträge des Freundes beſorgte, im Hinterhauſe großer Rat gehalten, dem Herr Jordan präſidierte. Herr Specht erklärte ſich bereit, überall und neben jeder Tante der Welt zu ſitzen; aber der Vorſitzende bemerkte ihm mit vieler Artigkeit, ſeine Gegenwart ſei unten am Tiſche zur Belebung der Unterhaltung unentbehrlich; denn ſeinen ge-

wagten Behauptungen zu widerſprechen, ſei der Hauptſpaß ſeiner Nachbarn. Und als jeder einzelne der Anweſenden gegen die Ehre proteſtiert hatte, erklärte Herr Jordan ſeine Anſicht dahin, daß Wohlfart neben der Tante ſitzen ſolle; dies ſcheine ihm darum paſſend, weil er mit Fink am meiſten befreundet geweſen ſei und ein gutes Temperament für ältliche Damen habe. So wurde Anton am nächſten Tage durch Dekret ſeiner Kollegen an den leeren Platz gerückt, nachdem dieſer Beſchluß durch den Bedienten in das Vorderhaus getragen war und die ſtille Sanktion der Damen erhalten hatte.

Noch eine Veränderung machte Anton durch. Wenige Tage nach Finks Abreiſe erhielt Herr Schröter einen Brief aus Hamburg, in welchem ein offener Zettel Finks an Anton lag. Fink ſchrieb: „Die Möbel in der Stube, welche ich bewohnt habe, gehören mir, ich mache dich hiervon ſowie von allem, was ich ſonſt hinterlaſſe, zu meinem Erben.“ — Das Wort „Erbe“ war unterſtrichen. — „Ich habe Herrn Schröter erſucht, dich in meiner Stube wohnen zu laſſen.“ Anton zog hinunter in das elegante Zimmer des erſten Stocks. In die zweite Stube Finks wurde Herr Baumann befördert, welcher ſo Antons Stubennachbar blieb. Anton vergaß nicht, die gelbe Katze von ſeinem Schreibtiſch mit hinunterzuſchaffen. Die Katze erwies ſich übrigens in der ganzen Zeit als verſtockt und machte auf ihrem Poſtament keine nächtlichen Bewegungen. Vielleicht kam das daher, daß Anton bei dem ſtillen und tätigen Leben, das er führte, nicht mehr träumte.

Seit dieſer Zeit wurde er im Kontor Finks Erbe genannt, und dieſe Erbſchaft wurde für ihn wichtiger, als ſeine Kollegen geglaubt hatten. Er ſaß jetzt am oberen Tiſche und hatte täglich ſeinen beſcheidenen Teil an der Unterhaltung, welche von der Familie geführt wurde. Die Tante, deren Liebling Fink geweſen war, verſöhnte ſich bald mit der Änderung und nahm die kleinen Aufmerkſamkeiten Antons gnädig hin, und der Kaufmann richtete oft das Wort an ihn und freute ſich über die verſtändigen, mannhaften Anſichten des Jünglings; auch Sabine gewöhnte ſich, mit ihm

über die Intereſſen des Tages zu ſprechen, und ihr Auge, welches ſonſt den Platz hinter der Tante ſo eifrig gemieden hatte, ruhte jetzt mit freundlichem Glanze auf dem offenen Geſicht unſeres Helden. Zwiſchen beiden beſtand ein ſtilles Einverſtändnis, eine von den reizenden leichten Beziehungen, welche das Leben ſo freundlich ſchmücken. Sabine ſah in Anton den Freund, vielleicht den Vertrauten des Geſchiedenen, und Anton fühlte gegen das Fräulein eine unbegrenzte Verehrung, welche ſein Benehmen ſo zart und rückſichtsvoll machte, daß Sabine dies zuweilen mit Rührung empfand. Er ſprach bei Tiſche nie von Fink, obgleich ſein Herz voll von ihm war, und wenn die Tante in ihrer gutmütigen Weiſe bei hundert kleinen Veranlaſſungen an Fink zu erinnern wußte, ſo parierte Anton mit aller Diplomatie, die er aufbringen konnte, ihre Andeutungen und wußte das Geſpräch wieder in eine unbedenkliche Richtung zu bringen.

Auch im Geſchäft änderte ſich die Stellung Antons: er war bis dahin einer der Adjutanten des Herrn Jordan im Provinzialgeſchäft geweſen, jetzt erhielt er ſeinen Platz im auswärtigen Geſchäft unter dem Prinzipal ſelbſt. Dieſelbe Tätigkeit, welche Fink gehabt hatte, wurde ihm zugewieſen, und er erlangte bald etwas von der Virtuoſität Finks, mit Herrn Tinkeles umzugehen und die Zackelwolle aus Ungarn zu beurteilen.

# Drittes Buch

## 1.

Ein böſes Jahr kam über das Land, ein plötzlicher Kriegslärm erregte die deutſchen Grenzländer im Oſten, darunter auch unſere Provinz. Die furchtbaren Folgen eines heftigen Landſchreckens wurden ſchnell fühlbar. Der Verkehr ſtockte, die Werte der Güter und Waren fielen, jeder ſuchte das Seine zu retten und an ſich zu ziehen, viele Kapitalien wurden gekündigt, große Summen, welche in kaufmänniſchen Unternehmungen angelegt waren, kamen in Gefahr. Niemand hatte Luſt zu neuer Tätigkeit, Hunderte von Bändern wurden zerſchnitten, welche die Menſchen zu gegenſeitigem Nutzen durch lange Zeit verbunden hatten. Jede einzelne Exiſtenz wurde unſicherer, iſolierter, ärmer. Überall ſah man ernſte Geſichter, gefurchte Stirnen. Das Land war wie ein gelähmter Körper, langſam rollte das Geld, dies Blut des Geſchäftslebens, von einem Teile des großen Leibes zu dem andern; der Reiche befürchtete, daß er viel verlieren werde, der Arme verlor die Möglichkeit, ſich auch nur wenig zu erwerben. Die Zukunft erſchien plötzlich verhängnisvoll, ſchwarz, verderblich, wie der Himmel vor einem ſchweren Gewitter.

Das Schreckenswort „Revolution in Polen“ brachte ſo große Wirkungen auch in Deutſchland hervor. Das Landvolk jenſeit der Grenze, aufgeregt durch alte Erinnerungen und ſeine Gutsherren, hatte ſich erhoben, es zog, von fanatiſchen Geiſtlichen angeführt, längs der Grenze hin und her, hielt Reiſende und Warenſendungen an, fiel plündernd und brennend über Edelhöfe und kleine Städte und verſuchte, ſich unter Häuptlingen militäriſch zu organiſieren, indem es ſeine Senſen gerade ſchmieden ließ und alte Flinten aus

dem Verſteck hervorholte. Die Inſurgenten nahmen eine große polniſche Stadt unweit der Grenze ein, ſetzten ſich dort feſt und verkündeten ein Polenreich.

In unſerem Staat wurden ſchleunigſt Truppen zuſammengezogen und nach der Grenze geſchickt, dieſelbe militäriſch zu beſetzen. Unaufhörlich führten die Dampfwagen der neuerbauten Eiſenbahn Soldaten ab und zu, überall raſſelte die Trommel, die Straßen der Hauptſtadt füllten ſich mit Uniformen. Die Armee geriet in die Aufregung, welche bei der Ausſicht auf Krieg regelmäßig entſteht. Die Offiziere rannten geſchäftig umher, kauften Landkarten und tranken Toaſte in jeder Art von Wein, die Soldaten ſchrieben nach Hauſe, ließen ſich womöglich etwas Geld ſchicken und mit mehr oder weniger Gefühl ihre Mädchen grüßen. Zahlreiche Soldatenbräute im Lande wurden durch bleiche Wangen kenntlich und erſchreckten ihre Familien durch fürchterliche Träume von ermordeten Musketieren; zahlreiche Mütter kauften ſich Wolle und ſtrickten mit trübem Auge Kriegsſocken für ihre armen Söhne, und ſuchten vorſichtig alte Leinwand zuſammen, um Scharpie zu zupfen, was noch vom letzten großen Kriege her als nützliche Beſchäftigung in wilder Zeit anerkannt war; zahlreiche Väter ſprachen mit unſicherer Stimme von der Verpflichtung eines braven Sohnes, für König und Vaterland in den Krieg zu gehen, und erinnerten ſich mit größerer Sicherheit an den Schaden, den ſie einſt dem argen Napoleon zugefügt hatten.

Es war ein ſonniger Herbſtmorgen, als die erſte Nachricht von dem polniſchen Aufſtande in der Hauptſtadt ankam. Dunkle Gerüchte hatten ſchon am Abend vorher die Einwohner neugierig gemacht, und Haufen unruhiger Geſchäftsleute und erſchreckter Müßiggänger ſtanden auf dem Perron des Bahnhofes. Sogleich nach Öffnung des Kontors von T. O. Schröter kam Herr Braun, der Agent, hereingeſtürzt und erzählte atemlos, aber mit dem innern Behagen, welches der Beſitzer auch der unangenehmſten Neuigkeit verſpürt, daß ganz Polen und Galizien und viele angrenzende Länder in vollem Aufſtande loderten; unzählige fremde Geſchäftsreiſende und friedliche Beamte ſeien über-

fallen und getötet worden, viele Grenzſtädte ſtänden in Flammen und ein nichtswürdiger Krakuſe in roter Mütze habe um einen Vetter von Herrn Braun bereits mit ſeiner Senſe den Kriegstanz getanzt, in der Abſicht, ihm den Garaus zu machen, ſei aber durch eine Erinnerung, die ihm ſein Weib mit der Miſtgabel gegeben, wieder ſo weit zur Beſinnung gekommen, daß er nur die Mütze des Vetters, die dieſem vor Haarſträuben vom Kopfe gefallen war, durchſtochen habe. Darauf ſei ſein Vetter barhäuptig die hundert Schritte bis zur Grenzbrücke gelaufen, wo ihn unſere Grenzwache aufgenommen und durch einen Schluck aus der Feldflaſche wieder ins Gleichgewicht gebracht habe, während der Krakuſe, die gemordete Mütze auf ſeiner Senſe ſchwenkend, mit Triumphgeſchrei abgezogen ſei.

Anton geriet über dieſe Nachrichten in die größte Beſtürzung, und er hatte Grund dazu. Kurze Zeit vorher hatte ein unternehmender Kaufmann aus Galizien eine ungewöhnlich große Sendung von Kommiſſionsartikeln, deren Wert ſich auf zwanzigtauſend Taler belief, an die Firma abgeſendet und, wie bei ſolchen Geſchäften dort üblich iſt, den größten Teil des Wertes bereits in Wechſeln bezogen. Die Wagenkarawane, welche dieſen Transport bringen ſollte, mußte gerade in dem inſurgierten Gebiet ſein. Außerdem war eine zweite Karawane mit Kolonialwaren auf dem Wege nach Galizien expediert und nach der Berechnung jetzt ebenfalls in Feindesland. Und was über dem allen ſtand, ein großer Teil der Geſchäfte, welche das Haus machte, und ein großer Teil des Kredits, welchen dasſelbe bewilligte, war in den empörten Landſchaften gemacht und bewilligt worden; vieles, ja alles, ſo ahnte Anton, ward durch dieſen Krieg in Frage geſtellt. Deshalb ſtürzte er ſeinem Prinzipal entgegen, als dieſer die Treppe herabkam, und erzählte ihm haſtig das wichtigſte der Neuigkeit; während Herr Braun im Kontor ſich beeilte, den anderen Herren die Schauergeſchichte vom tanzenden Krakuſen in zweiter Auflage mitzuteilen, wobei ihm begegnete, daß diesmal außer der Mütze des Vetters auch noch deſſen Rock und Stiefel an der Senſe des Krakuſen hängenblieben,

ſo daß der Bedrohte nur mit einem Hemd bekleidet bei der ſchützenden Grenzwache ankam. Beiläufig ſei hier erwähnt, daß der arme Vetter bei der nächſten Wiederholung auch das Hemd hergeben mußte, und daß ihm ſpäter noch die Haare abraſiert und ſein Leib durch Megären auf die nichtswürdigſte Weiſe zerzwickt wurde. Weiter konnte Herr Braun, ein wahrheitsliebender Mann, nicht gehen, da der Vetter noch als lebender Menſch unter dem Schirm einer neuen Mütze umherwandelte.

Unterdes vernahm der Prinzipal Antons fliegenden Bericht. Er blieb einen Augenblick ſtumm auf der Treppe ſtehen, und Anton, welcher ängſtlich in ſein Geſicht ſtarrte, glaubte zu bemerken, daß er etwas bleicher ausſah als gewöhnlich; aber er mußte ſich wohl geirrt haben, denn der Kaufmann ſah über Anton hinweg unter die Auflader, welche unruhig in dem Hausflur ſtanden, und rief mit dem kühlen Geſchäftston, welcher unſerm Helden ſooft imponiert hatte: „Sturm, ſchaffen Sie das Faß beiſeite, es ſteht mitten im Wege. Rührt euch, ihr Leute, in einer Stunde muß der Fuhrmann abgehen!“ worauf Sturm ſein breites Geſicht bekümmert nach dem Auge des Kaufmanns richtete und mit der ungeheuren Fauſt nach draußen weiſend, faſt mutlos ſagte: „Es trommelt, ſie ſchlagen Generalmarſch; es geht los, unſre Leute marſchieren. Mein Karl iſt mitten darunter als Huſar, mit den Schnüren an ſeinem kleinen Rock. Es iſt ein Unglück! Ach, unſre Waren, Herr Schröter!“

„Eben deshalb eilt, ihr Männer“, antwortete der Prinzipal lächelnd. „Der Wagen geht nach der Grenze, es iſt Zucker und Rum darauf, unſere Soldaten wollen bei dem kalten Wetter ein Glas Punſch trinken.“ Dieſe humane Rückſicht auf die Kehlen der Vaterlandsverteidiger brachte das Behagen in die Seelen der Rieſen zurück, ſie lächelten grimmig, und Sturm ſetzte ſeinen Haken mit furchtbarer Kraft an den nächſten Ballen und ſchwang ihn mit einer Verachtung in die Luft, welche bedeuten ſollte: „Wir geben nicht ſo viel auf die ganze Polackenwirtſchaft“, während die übrigen das Faß aus dem Wege rollten und kurze geſchäftliche Späße über Soldatenpunſch machten.

Zu Anton gewandt ſprach der Prinzipal: „Die Nachrichten ſind nicht gut, aber wir wollen nicht alles glauben.“ Darauf ging er in das Kontor, grüßte Herrn Braun faſt heiterer als ſonſt und ließ ſich von ihm noch einmal die Geſchichte ſeines Vetters und das übrige Unglück erzählen.

Als Braun gegangen war, ſagte er beruhigend den Herren vom Kontor: „Ich hoffe, daß unſere Waren an der Grenze liegen, Fuhrleute ſind ihrer Pferde wegen vorſichtig, ſie werden es vermeiden, den Inſurgenten in die Hände zu fallen. Sind die Wagen auf feindlichem Gebiet, ſo müſſen wir verſuchen, ſie herauszubekommen.“ Zu Anton ſetzte er leiſer hinzu: „Schreiben Sie ſogleich an das Grenzzollamt und unſern Spediteur an der Grenze, ſicher gehen Extrazüge dahin ab, ein Nachtzug kann Antwort bringen, morgen wiſſen wir Näheres.“

Damit war für heute die große Frage erledigt, und alles im Kontor ging ſeinen gewöhnlichen Gang. Herr Liebold ſchrieb ſeine großen Zahlen ins Hauptbuch, Herr Purzel ſetzte Häufchen von Talern zuſammen und ſchob papierne Handſchuhhalter um große Bündel von Kaſſenanweiſungen, und Herr Pix ergriff den ſchwarzen Pinſel, malte neben der großen Wage Hieroglyphen auf Packleinwand und beherrſchte die Hausknechte mit gewohnter Entſchiedenheit. Der Prinzipal ſelbſt wendete ſich an Herrn Jordan, nahm die eingegangenen Briefe, welche zum Teil eine Beſtätigung der kriegeriſchen Nachrichten enthielten, beſprach die geſchäftlichen Antworten und übergab ſie den einzelnen Kommis. Darauf erſchienen die Mäkler, die Agenten und Senſale, und wie gewöhnlich fielen vom Pult des Prinzipals kurze Bemerkungen oder ein trockener Scherz, wenn die Geſchäftsfreunde ſich zu tief in die Schrecken des Bürgerkrieges einließen. Die kleine Nebenunterhaltung im Geſchäft war etwas belebter, ſonſt alles wie gewöhnlich. Beim Mittagstiſch ging das Geſpräch ſo ruhig vorwärts, als hätte nie ein polniſcher Bauer ſeine Senſe geſchwungen, und nach Tiſch fuhr der Prinzipal mit ſeiner Schweſter und einigen Damen ihrer Bekanntſchaft ſpazieren, und die Geſchäftsleute, welche ihn ſahen, ſagten mit Verwunderung: „Er

fährt heute ſpazieren, er hat's wie gewöhnlich vorausgewußt, es iſt doch ein kluger Kopf, ein ſolides Haus. Allen Reſpekt!"

Anton war den ganzen Tag an ſeinem Schreibpult in einer nervöſen Aufregung, wie er bis dahin noch nicht gekannt hatte. Er war beklommen und erwartungsvoll, und doch empfand er dieſe Stimmung mit Behagen als ein großes Ereignis. Er fühlte lebhaft die Gefahr des Geſchäfts und ſeines Prinzipals, aber er war nicht mehr niedergeſchlagen und mutlos. Ihm war, als trüge er Sprungfedern am Arm und Bein; ſeine Feder flog bei den gleichgültigen Geſchäftsbriefen, die er zu ſchreiben hatte; trotz dem Gedanken an die Gefahr, welche in ſeiner Seele fortwährend Fanfare blies, war ſeine Faſſungskraft nie ſchneller, ſein Stil nie klarer geweſen, nie hatte er ſo hurtig Proviſion und Speſen ausgerechnet. Es waren Augenblicke einer erhöhten, faſt freudigen Tätigkeit; er bemerkte das ſelbſt und wunderte ſich darüber. Bei ſeinem Prinzipal ſah er dieſelbe Stimmung, auch dieſer ſchritt mit glänzenden Augen und ſchnellem Fuß durch die Kontore.

Nie hatte ihn Anton ſo verehrt als heute, er ſah ihm aus wie verklärt. Mit einer wilden Freude ſagte ſich Anton: „Das iſt Poeſie, die Poeſie des Geſchäfts, ſolche ſpringende Tatkraft empfinden nur wir, wenn wir gegen den Strom arbeiten. Wenn die Leute ſprechen, daß unſere Zeit leer an Begeiſterung ſei und unſer Beruf am allerleerſten, ſo verſtehen ſie nicht, was ſchön und groß iſt. Dem Manne ſteht in dieſem Augenblick alles auf dem Spiel, woran ſeine Seele hängt, ſein Geſchäft, der Erfolg eines langen Lebens von raſtloſer Tätigkeit, ſeine Freude, ſein Stolz, ſeine Ehre; und er ſteht kaltblütig an ſeinem Pult, ſchreibt Briefe über geraſpeltes Farbeholz und gibt ſein Urteil über Kleeſamen ab, ja, ich glaube, er lacht innerlich." So dachte Anton, als er am Abend ſein Pult abräumte und mit den übrigen Herren nach dem Hinterhauſe ging. Auch ſeine Kollegen ließen jetzt ihre innere Aufregung merken, ſie ſetzten ſich in Jordans Salon zuſammen und beſprachen mit gemütlichem Schauder bei einer Taſſe ſchwarzen Tees die Neuigkeit und

den Einfluß derſelben auf das Geſchäft. Alle waren geneigt anzunehmen, daß die Firma zwar einigen Verluſt erleiden werde, aber ſie ſeien die Männer, mehr zu retten, als irgendein anderes Geſchäft retten werde. Herr Specht bemerkte hoffnungsreich, bei jeder Inſurrektion würden ungeheure Kolonialwaren verbraucht, und die Firma werde ein glänzendes Geſchäft in allen Flüſſigkeiten nach der Grenze machen. Wenn der Aufſtand nur ein Vierteljahr anhalte, ſei der mögliche Verluſt wieder gedeckt, denn trinken täten ſie alle, Freunde und Feinde. Zuletzt ſprach ſich Herr Jordan dahin aus, daß man noch gar nicht wiſſen könne, wie die Sache verlaufen werde. Dieſe neue und gründliche Anſicht wurde von den meiſten gebilligt, worauf ſich die einzelnen in ihre Zimmer verfügten. In ſeiner Stube vernahm Anton durch die dünne Wand, wie ſein Nachbar, Herr Baumann, beim Zubettgehen für das Geſchäft und den Prinzipal betete. Dies ergriff Anton ſo, daß er mit großen Schritten in ſeiner Stube auf und ab ging, bis das Licht flackerte und der Gips auf dem Schreibtiſch erſchrak und in ein krankhaftes Zittern geriet.

Es war ſpät geworden, als der Diener geräuſchlos in Antons Zimmer trat und halblaut meldete, Herr Schröter wünſche ihn noch heute zu ſprechen. Raſch folgte Anton dem Diener in den erſten Stock des Vorderhauſes und trat erwartungsvoll in das braune Arbeitszimmer des Prinzipals. Der Kaufmann ſtand vor dem gepackten Koffer, ſein Portefeuille lag auf dem Tiſch und daneben das untrügliche Zeichen einer längeren Reiſe, die große engliſche Zigarrentaſche von Büffelleder. Dieſe hielt hundert Stück, war ſeit alter Zeit ein Lieblingsgegenſtand für die Bewunderung des Herrn Specht und galt dem ganzen Kontor für eine Art Kriegsfahne, welche nur dann hervorgeholt und in den Wagen getragen wurde, wenn die Hauptmacht des Geſchäfts auf ein außerordentliches Unternehmen auszog. Sabine war an den Schubladen des Schreibtiſches beſchäftigt und trug ſchweigend zu, was ihre Sorgfalt dem Reiſenden für nützlich hielt. Sie warf einen ſchnellen Blick auf Anton und ſenkte das Haupt, als ſie in ſeinem Geſicht las, was ſie ſelbſt

mit banger Ahnung erfüllte. Der Prinzipal trat Anton freundlich entgegen. „Ich habe Sie spät herbemüht, glaubte aber nicht, daß Sie noch außer Bett sein würden.“

Als Anton erwiderte: „Die Aufregung ließ mich nicht schlafen“, fiel wieder ein Strahl aus dem Auge der Schwester auf ihn, so sorgenvoll und so dankbar für seine Teilnahme, daß er mächtig gerührt wurde und nicht weiter sprach, um seine Bewegung nicht zu verraten.

Der Prinzipal aber sagte lächelnd: „Sie sind noch jung, die Ruhe kommt mit den Jahren. Es wird nötig sein, daß ich selbst morgen nach unsern Waren sehe. — Ich höre, die Polen zeigen besondere Rücksicht gegen unsere Landsleute, es ist möglich, daß sie sich sogar mit dem Gedanken tragen, unsere Regierung sei ihnen nicht abgeneigt. Diese Täuschung kann nicht lange dauern, es wird kein Unrecht sein, wenn wir davon für unsere Waren Vorteil zu ziehen suchen. Sie haben die Korrespondenz geführt und wissen selbst, was für mich zu tun ist. Ich werde nach der Grenze reisen und mich dort über die nächsten Schritte entscheiden.“

Mit ängstlicher Spannung hörte die Schwester auf seine Worte, sie suchte in seinen Mienen zu lesen, was er aus Rücksicht gegen sie nicht aussprach. Anton aber verstand, was die Rede bedeutete, sein Chef ging über die Grenze in das insurgierte Land.

Mit bittender Stimme sprach er nähertretend: „Könnte nicht ich an Ihrer Stelle die Reise machen? Ich fühle wohl, daß ich Ihnen noch keine Veranlassung gegeben habe, mir in so wichtiger Sache zu vertrauen. Ich werde mir wenigstens alle Mühe geben, bis zum äußersten, Herr Schröter.“ Antons Wangen glühten, als er dies sagte, er fühlte in diesem Augenblick entschiedene Neigung, sich mit allen Krakusen um die Warenballen zu raufen.

„Das ist brav gesprochen, und ich danke Ihnen,“ erwiderte der Prinzipal; „aber ich kann Ihr Anerbieten nicht annehmen, die Reise könnte Schwierigkeiten haben, und da der Vorteil mein ist, wird auch billig sein, daß ich die Mühe übernehme.“ Anton ließ den Kopf hängen. „Ich beabsichtige im Gegenteil, Sie mit bestimmter Order hier zu lassen

für den Fall, daß ich übermorgen abend nicht zurück ſein ſollte."

Sabine hatte ängſtlich zugehört, jetzt faßte ſie die Hand des Bruders und ſagte leiſe: „Nimm ihn mit."

Dieſe Unterſtützung gab Anton neuen Mut. „Wenn Sie mich nicht allein ſchicken wollen, ſo erlauben Sie mir wenigſtens, Sie zu begleiten, vielleicht kann ich Ihnen doch in etwas nützlich ſein, ich würde es wenigſtens ſehr gern ſein."

„Nimm ihn mit", wiederholte Sabine flehend.

Der Kaufmann wandte den Blick langſam von der Schweſter auf das ehrliche Geſicht Antons, welches von Dienſteifer ſtrahlte, und erfreut über den Eifer der Jugend, erwiderte er: „So mag es ſein. Sie begleiten mich morgen früh bis zur Grenze. Sollte meine Abweſenheit für längere Zeit nötig werden, ſo wird es vorteilhaft ſein, Sie an Ort und Stelle zu informieren. Bis dahin mag Jordan die laufenden Geſchäfte beſorgen. Es iſt nicht nötig, daß von unſerer Reiſe hier am Ort viel verlautet. Und jetzt ſchlafen Sie aus, Herr Wohlfart. Einer unſerer Hausknechte erwartet auf der Eiſenbahn die Nachtzüge; man hat mir verſprochen, daß die Zugführer uns Antwort zurückbringen ſollen. Iſt die Antwort ſo, wie ich annehme, dann fahren wir mit dem erſten Zug. Schlafen Sie wohl!"

Anton verbeugte ſich dankend und ſah noch im Hinausgehen, daß Sabine in heftiger Bewegung den Hals des Bruders umſchlang. Er ging nach ſeinem Zimmer, packte geräuſchlos eine Reiſetaſche, holte die damaszierten Piſtolen heraus, welche ihm Fink hinterlaſſen hatte, und warf ſich halbentkleidet auf das Bett, wo er erſt ſpät den Schlummer fand. Gegen Morgen weckte ihn ein leiſes Klopfen, der Bediente meldete: „Die Briefe von der Eiſenbahn ſind gekommen." Anton eilte in das Kontor und fand dort bereits Herrn Jordan und den Prinzipal in lebhaftem Geſpräch; bei ſeinem Eintritt rief ihm Herr Schröter aus den geſchäftlichen Verhandlungen kurz zu: „Wir reiſen!"

„Gut", dachte Anton. „Wir reiſen in Feindesland, wir ſchlagen uns mit den Senſenmännern, und wir zwingen ſie, unſere Waren herauszugeben, denn daß ſie uns zwingen

könnten, darf nach dem Willen des Prinzipals nicht angenommen werden."

Nie hatte Anton mehr mit den Türen geklopft, schneller die Treppenstufen gemessen und kräftiger die Hände seiner Kollegen geschüttelt, als in der nächsten Stunde. Als er so geschäftig durch den dunkeln Hausflur eilte, hörte er ein leises Rauschen neben sich. Sabine trat schnell an ihn heran und faßte seine Hand: „Wohlfart, schützen Sie meinen Bruder vor Gefahr!" Anton versprach mit maßloser Bereitwilligkeit, dies in jeder Weise zu tun, fühlte nach seinen geladenen Pistolen in der Rocktasche und stieg in den Wagen, selbst geladen mit den edelsten und seligsten Gefühlen, welche je ein junger Held gehabt hat. Er zog auf Abenteuer, er war stolz auf das Vertrauen seines Prinzipals, gehoben durch das zarte Verhältnis, in das er zu der Heiligen des Geschäfts getreten war. Er war glücklich.

Das Dampfroß schnaubte und raste über die weite Tallandschaft wie ein Pferd aus Beelzebubs Marstall. In allen Waggons des Zuges saßen Soldaten, sie hingen auf den Frachtstücken, sie guckten aus den kleinen Fenstern der Packwagen; überall glänzten Bajonette und Helme, überall steckten Tornister, Feldkessel und Trommeln. Auf allen Stationen standen die Haufen der Neugierigen, überall hastige Fragen und Antworten, überall aufregende Neuigkeiten, schreckliche Gerüchte und abenteuerliche Erzählungen. Anton war froh, als sie sich am Ende der Bahnstrecke aus der kriegerischen Masse lösten und in einer leichten Chaise mit Kurierpferden der Grenze zurollten. Auf der Landstraße war es still, leerer als gewöhnlich, nur kleine Abteilungen aus den Garnisonen nahe der Grenze wurden noch von den Reisenden überholt. Die Mannschaft sang lustig, als zöge sie zum Manöver, hier und da machte der Spaßvogel der Kompanie seinen Witz über die schnellfüßigen Zivilisten, zuweilen ritt ein Offizier grüßend an den Wagen, wenn er den Prinzipal kannte oder einen Auftrag für sein Nachtquartier vorauszusenden hatte. Der Kaufmann sprach zu Anton gar nicht vom Geschäft, aber mit großer Heiterkeit von allem andern, von früheren Erlebnissen, von dem Trei-

ben an der Grenze, von Schmugglern und Zollwächtern, und behandelte ſeinen Reiſegenoſſen mit der vertraulichen Herzlichkeit, welche ein älterer Kamerad dem jüngeren zu zeigen pflegt. Nur gegen die Piſtolen bewies Herr Schröter eine Kälte, welche den kriegeriſchen Mut Antons ein wenig dämpfte; denn als dieſer auf der zweiten Station ſeine Mordwerkzeuge ſorgfältig aus einer Wagentaſche in die andere trug, ſah der Prinzipal mit feindſeligem Blick auf die beiden Läufe, und als die Reiſenden bei den letzten Häuſern des Orts vorübergerollt waren, wies er auf die braunen Kolben, welche brüderlich aus der Taſche hervorragten, und ſagte zu Anton: „Ich glaube nicht, daß Ihnen gelingen wird, durch die Puffer unſere Waren wieder zu erobern. Sie ſind geladen?“

Anton bejahte und erwiderte mit dem letzten Reſt ſeines kriegeriſchen Selbſtgefühls: „Es ſind gezogene Läufe.“

„So?“ ſagte der Prinzipal ernſthaft, nahm die Piſtolen aus der Taſche, rief dem Poſtillion zu, die Pferde anzuhalten und ſchoß kaltblütig beide Läufe ab. „Es iſt beſſer, wir beſchränken uns auf die Waffen, die wir zu gebrauchen gewöhnt ſind,“ bemerkte er gutmütig, indem er Anton die Piſtolen zurückgab, „wir ſind Männer des Friedens und wollen nur unſer Eigentum zurückhaben. Wenn wir es nicht dadurch erhalten, daß wir andere von unſerem Recht überzeugen, ſo iſt keine Ausſicht dazu. Es wird dort drüben viel Pulver unnütz verſchoſſen werden, alles Ausgaben, welche Land und Menſchen ruinieren. Es gibt keine Raſſe, welche ſo wenig das Zeug hat vorwärtszukommen und ſich durch ihre Kapitalien Menſchlichkeit und Bildung zu erwerben als die ſlawiſche. Was die Leute dort im Müßiggang durch den Druck der rohen Maſſe zuſammengebracht haben, vergeuden ſie in phantaſtiſchen Spielereien. Bei uns tun ſo etwas doch nur einzelne bevorzugte Klaſſen, und die Nation kann es zur Not ertragen. Dort drüben erheben die Privilegierten den Anſpruch, das Volk darzuſtellen. Als wenn Edelleute und leibeigene Bauern einen Staat bilden könnten! Sie haben nicht mehr Berechtigung dazu, als dieſes Volk Sperlinge auf den Bäumen. Das Schlimme iſt nur,

daß wir ihre unglücklichen Versuche auch mit unserem Gelde bezahlen müssen."

„Sie haben keinen Bürgerstand", sagte Anton eifrig beistimmend.

„Das heißt sie haben keine Kultur," fuhr der Kaufmann fort; „es ist merkwürdig, wie unfähig sie sind, den Stand, welcher Zivilisation und Fortschritt darstellt und welcher einen Haufen zerstreuter Ackerbauer zu einem Staate erhebt, aus sich heraus zu schaffen."

„Da ist doch Konrad Günther in der insurgierten Stadt vor uns, dann die Geschäfte der drei Hildebrand in Galizien", warf Anton ein.

„Brave Leute, stimmte der Kaufmann bei, „alle aber eingewandert, und der ehrbare Bürgersinn hat keinen Halt, vererbt sich selten auf die nächste Generation. Was man dort Städte nennt, ist nur ein Schattenbild von den unsern, und ihre Bürger haben blutwenig von dem, was bei uns das arbeitsame Bürgertum zum ersten Stande des Staates macht."

„Zum ersten?" fragte Anton.

„Ja, lieber Wohlfart; die Urzeit sah die einzelnen frei und in der Hauptsache gleich, dann kam die halbe Barbarei der privilegierten Freien und der leibeigenen Arbeiter, erst seit unsere Städte groß wuchsen, sind zivilisierte Staaten in der Welt, erst seit der Zeit ist das Geheimnis offenbar geworden, daß die freie Arbeit allein das Leben der Völker groß und sicher und dauerhaft macht."

Im Abendlicht kamen die Reisenden im Grenzort an. Es war ein kleines Dorf, welches außer den Zollgebäuden und den Wohnungen der Grenzbeamten nur ärmliche Hütten und eine Schenke zu zeigen wußte. Auf dem freien Platz zwischen den Häusern und um das Dorf herum biwakierten zwei Schwadronen Reiter, welche ihre Posten längs dem schmalen Grenzfluß aufgestellt hatten und mit einer Abteilung Jäger die Grenze bewachten. In der Schenke war ein wildes Treiben, Husaren und Jäger zogen ein und zogen aus, Husaren und Jäger saßen Kopf an Kopf gedrängt in der kleinen Gaststube, bunte Dolmans und grüne Röcke la-

gerten um das Haus herum auf Stühlen, Tischen, Pferderaufen, wankenden Tonnen und jedem möglichen Gerät, welches irgendeine Art des Sitzens verstattete. Wie unzählige Herren Pixe kamen sie Anton vor, so entschlossen verfuhren sie mit der Schenke und allem Inhalt derselben, lebendigem und flüssigem. Mit lautem Gruß empfing der jüdische Wirt den wohlbekannten Kaufherrn; durch seinen Diensteifer wurde der letzte Raum des Hauses für die Reisenden frei gemacht, ein kleiner Verschlag, in welchem sie die Nacht wenigstens allein verbringen konnten.

Kaum war der Kaufmann vom Wagen gestiegen, als ihn ein halbes Dutzend Fuhrleute mit lebhaftem Freudenruf umringte, die Führer der Wagen, welche vor kurzem durch das Geschäft expediert waren. Ganz ohne Unfall war es mit ihnen nicht abgegangen. Wie der älteste erzählte, waren sie auf der Straße jenseit der Grenze durch den Anblick eines bewaffneten Bauernschwarmes zur eiligen Rückkehr getrieben worden. Beim Umwenden war ein Rad des letzten Wagens zerbrochen, der Fuhrmann hatte in der Angst die Pferde ausgespannt und den Wagen jenseit der Grenze stehenlassen. Während der flüchtige Führer mit dem abgezogenen Hut in der Luft umherfocht und seine Entschuldigungen machte, trat der kommandierende Rittmeister zu dem Kaufmann und bestätigte die Aussage der Leute.

„Man kann den Wagen etwa tausend Schritt jenseit der Brücke an der Straße hängen sehen“, erklärte er, und als der Kaufmann um Erlaubnis bat, die Brücke zu betreten, sagte er zuvorkommend: „Ich werde Ihnen einen meiner Offiziere mitgeben.“

Ein junger Offizier der Schwadron, welcher soeben von einer Patrouille zurückgekehrt war, tummelte sein feuriges Pferd vor der Schenke.

„Leutnant von Rothsattel,“ rief der Rittmeister, „begleiten Sie die Herren auf die Brücke.“

Mit Entzücken hörte Anton den Namen, an welchen sich für ihn so holde Erinnerungen knüpften. Er wußte augenblicklich, daß der Herr auf dem wilden Pferde niemand anders sein konnte, als der Bruder des Fräuleins vom See.

Der Leutnant, eine ſchlanke Geſtalt mit kleinem Bart auf der Oberlippe, ſah ſeiner Schweſter ſo ähnlich, wie einem jungen Reiteroffizier in Beziehung auf das allerſchönſte irdiſche Fräulein nur möglich iſt. Anton fühlte auf der Stelle eine freundſchaftliche Hochachtung für ihn, welche der junge Herr aus Antons Gruß wohl herausleſen mochte, denn er dankte durch ein herablaſſendes Neigen ſeines kleinen Kopfes. Tänzelnd bewegte ſich ſein Pferd neben den Kaufleuten bis zur Brücke. Dort ſtanden die Vedetten, ihre Piſtole mit geſpanntem Hahn in der Hand, unbeweglich wie Statuen, nur ihre Pferde verrieten manchmal durch eine Schweifbewegung oder ein Stampfen der Füße das mutige Leben. Die Reiſenden eilten auf die Mitte der Brückenwölbung und ſahen mit ſpähendem Blick die Landſtraße hinab. Vor ihnen in der Ferne lag der rieſige Wagen, wie ein weißer Elefant lag er verwundet auf einem Knie.

„Vor kurzem war noch nicht geplündert," ſagte der Leutnant, „die Leinwand hing noch dickbäuchig darüber. Ja, ſie haben ausgeräumt; dort an der Ecke flattert die weiße Decke."

„Es ſcheint nicht arg zu ſein", antwortete der Prinzipal.

„Wenn Sie ein Rad und ein paar Pferde hinüberſchaffen wollen, können Sie das Ding abholen", bemerkte der Leutnant nachläſſig. „Unſere Leute hatten den ganzen Tag große Luſt dazu. Sie hätten gern nachgeſehen, ob etwas Trinkbares darin iſt. Wir haben aber Befehl, die Grenze nicht zu überſchreiten. Sonſt iſt's eine Kleinigkeit, den Wagen herüberzuſchaffen, wenn der kommandierende Offizier Ihnen erlaubt, die Poſten zu paſſieren, und wenn Sie mit dieſen da fertig werden." Dabei wies er auf einen Haufen Bauern, welche jenſeits der Brücke außerhalb Schußweite hinter einigen verkrüppelten Weiden lagerten und einen bewaffneten Mann als Poſten auf die Landſtraße vorgeſtellt hatten.

„Wir wollen den Wagen holen, wenn der kommandierende Offizier erlaubt," ſagte der Prinzipal, „ich hoffe, es wird möglich ſein, mit den Leuten dort zu unterhandeln."

Und Anton konnte ſich nicht enthalten zu murmeln: „Den ganzen Tag haben die Herren ein paar tauſend Taler auf der Landſtraße liegenlaſſen, ſie hätten Zeit genug gehabt, den Wagen für uns zurückzuſchaffen.“

„Man muß keine unbilligen Forderungen an das Heer machen,“ antwortete der Kaufmann lächelnd, „wir wollen zufrieden ſein, wenn ſie uns erlauben, unſer Eigentum aus den Händen der Bauern zu holen.“ Die Reiſenden eilten zum Rittmeiſter zurück, und der Kaufmann teilte dieſem ſeinen Wunſch mit.

„Wenn Sie Pferde und Menſchen finden, ſo habe ich nichts dagegen“, erwiderte dieſer.

Sogleich wurden die Fuhrleute zuſammengerufen, der Prinzipal fragte, wer ihn mit den Pferden begleiten wolle, er ſei gut für den Schaden an den Pferden. Nach einigem Kratzen des Kopfes und einigem Schütteln der Hüte erklärten mehrere ihre Bereitwilligkeit. Schnell wurden vier Pferde angeſchirrt, ein Kinderſchlitten des Schenkwirts hervorgeholt, ein Rad und einige Hebebäume darauf gelegt, und die kleine Karawane zog der Brücke zu, verfolgt von beifälligen Scherzen der Soldaten und begleitet von einigen Offizieren, welche an dem Feldzuge ſo viel Teilnahme verrieten, als ſich mit ihrer kriegeriſchen Würde irgend vertrug.

An der Brücke ſagte der Rittmeiſter: „Ich wünſche guten Erfolg, leider bin ich außerſtande, Ihnen meine Mannſchaft zu Hilfe mitzugeben.“

„Es iſt beſſer ſo,“ antwortete der Prinzipal grüßend, „wir wollen als friedliche Leute unſere Waren wiederholen und fürchten die Herren dort nicht, wollen ſie aber auch nicht reizen. Haben Sie die Güte, Herr Wohlfart, Ihre Piſtolen zurückzulaſſen, wir müſſen den Bewaffneten zeigen, daß uns der Kriegsapparat nichts angeht.“

Anton hatte ſeine Piſtolen in die Rocktaſche geſteckt, wo ſie wieder trotzig hervorſahen, er gab ſie jetzt einem Schützen, den der Leutnant von Rothſattel herbeiwinkte. So zogen ſie über die Brücke. Am Ende der Grenzbrücke parierte der Leutnant unwillig ſein Pferd und brummte:

„Dieſe Pfefferſäcke rücken eher ein als wir", und der Rittmeiſter rief ihnen noch nach: „Sollten Ihre Perſonen in Gefahr kommen, ſo werde ich es für keine Überſchreitung meiner Order halten, wenn ich Ihnen Leutnant von Rothſattel mit Mannſchaft zu Hilfe ſchicke." Der Leutnant ſtob zurück und kommandierte den Zug, welcher in einiger Entfernung hielt, ſehr kampfluſtig: „Still geſeſſen!" worauf er wieder bis an das Ende der Brücke vorſprengte und mit großem Intereſſe und kriegeriſcher Ungeduld den Ziviliſten nachſah. Zu ſeiner und des Kriegsheeres Ehre muß an dieſer Stelle bekannt werden, daß ſowohl er als ſein Zug den Einrückenden warmen Empfang und ernſte Unbequemlichkeiten herbeiwünſchten, damit ſie ſelbſt das Recht erhielten, ſich hineinzumengen und ein wenig einzuhauen.

Es war kein imponierender Einmarſch in das feindliche Gebiet, den die Kaufleute anführten; mit einer gewiſſen Gemütlichkeit, im ruhigen Schritt ſeine Zigarre anzündend, ging der Prinzipal voran, ihm dicht zur Seite Anton, dahinter drei ſtämmige Fuhrleute mit den Pferden. So waren ſie ungefähr auf dreißig Schritt einigen Bauern mit weißen Kitteln nahe gekommen, als dieſe ihre Gewehre anſchlugen und durch einen polniſchen Schrei Halt geboten. Der Prinzipal rief mit lauter Stimme in ihrer Sprache: „Ruft euern Anführer." Gehorſam ſchrie einer von den Wilden mit heftiger Handbewegung einem entfernten Haufen zu. Die andern behielten mit drohender Haltung ihre Gewehre im Anſchlag und zielten, wie Anton ohne beſonderes Wohlgefallen bemerkte, unter heimtückiſchem Augenblinzeln ſämtlich gerade auf ihn. Unterdes kam mit großen Schritten der Anführer der Bande heran. Er trug einen blauen Rock mit bunten Schnüren, eine viereckige rote Mütze mit grauem Pelz beſetzt und hielt eine lange Entenflinte in der Hand. Er war im ganzen betrachtet ein brauner Kerl von gefährlichem Ausſehen, verziert mit einem ſchwarzen Schnurrbart, der ihm auf beiden Seiten am Mund herunterhing. Als der Mann herangekommen war, redete ihn der Kaufmann in unvollkommenem Polniſch mit kräftiger Stimme an: „Wir ſind Freunde! ich bin der Herr des Wagens dort

und will mir ihn herüberholen; ſagt euern Leuten, daß ſie mir dabei helfen, Ihr ſollt ein gutes Biergeld haben.“ Bei dem Wort „Biergeld“ ſenkten ſich die Gewehre hochachtungsvoll von ſelbſt. Der Hauptkrakuſe aber ſtellte ſich pathetiſch in die Mitte der Heerſtraße und begann eine Rede mit Handbewegungen, von welcher Anton ſehr wenig und ſein Prinzipal nicht alles verſtand, die aber durch den Fuhrmann dahin erklärt wurde, der Mann bedaure, dem Herrn nicht dienen zu können, er habe Befehl, von einem dahinterſtehenden Korps, den Wagen zu bewachen, bis die Pferde ankämen, welche ihn nach ihrer Stadt ſchaffen ſollten.

Der Kaufmann ſchüttelte gemütlich den Kopf und antwortete im Tone des ruhigen Befehls: „Das geht nicht, der Wagen gehört mir, und ich muß ihn mitnehmen, ich kann nicht ſolange warten, bis euer Führer mir die Erlaubnis gibt.“ Dabei griff er in die Taſche und hielt dem inſurgierten Bewohner des blauen Rockes ungeſehen von den andern ein halbes Dutzend harte Taler hin: „So viel für Euch und ebenſoviel für eure Leute.“ Der Anführer ſah auf die Taler, fuhr mit der Hand nach dem Kopfe, kraute ſich heftig und drehte an ſeiner Mütze, worauf er endlich zu dem Reſultat kam: wenn die Sache ſo ſei, möge der gnädige Herr den Wagen nur fortnehmen.

Im Triumph zog die Karawane zu dem Wagen, die Fuhrleute ergriffen die Hebebäume und hoben mit vereinter Kraft die geſenkte Seite in die Höhe, löſten die Trümmer des alten Rades, ſetzten das neue an und ſpannten die Pferde vor, alles unter tätiger Mitwirkung einiger Bauern, brüderlich unterſtützt von dem Kommandeur, welcher in eigener Perſon einen Hebebaum regierte. Darauf wurden die Pferde herzhaft angetrieben, und der Wagen rollte der Brücke zu unter dem lauten hoi! hoi! des Krakuſen, welcher dadurch vielleicht eine abmahnende Stimme in ſeinem Innern überſchreien wollte.

„Gehen Sie mit dem Wagen voraus,“ ſagte der Kaufmann zu Anton, und da Anton zögerte, ſeinen Prinzipal allein unter den Bauern zurückzulaſſen, fügte dieſer befehlend hinzu: „Ich will es haben.“ So fuhr der Wagen

langſam an die Grenze, und ſchon von weitem hörte Anton das Lachen und die Grüße der Soldaten.

Unterdes blieb der Kaufmann in eifrigem Geſpräch mit dem Dolmetſch und dem Bandenführer zurück und ſchied endlich im beſten Einvernehmen von dem Inſurgenten, welcher mit ſlawiſcher Höflichkeit den Hauswirt auf der Landſtraße machte und die Reiſenden mit abgezogener Mütze bis in Schußweite von dem Militär begleitete. An der Brücke holte der Prinzipal den Wagen ein, machte das Halt! Wer da! der Vedetten und das damit verbundene kriegeriſche Zeremoniell durch und empfing auf heimatlichem Boden den lachenden Glückwunſch des Rittmeiſters, während der Leutnant ſpöttiſch zu Anton ſagte: „Sie haben keinen Grund gehabt, die Abweſenheit Ihrer Schlüſſelbüchſen zu bedauern.“

„Es iſt beſſer ſo,“ antwortete Anton, „es war ein glattes Geſchäft. Die armen Teufel haben nichts geſtohlen als ein kleines Faß Rum.“

Eine Stunde darauf ſaßen die Reiſenden mit den Offizieren der Reiter und der Jäger zuſammen in dem kleinen Verſchlage der Schenke bei einigen Flaſchen alten Ungarweins, welche der Wirt aus dem tiefſten Winkel ſeines Kellers heraufgeholt hatte. Nicht am wenigſten vergnügt war Anton. Er hatte zum erſtenmal in ſeinem Leben eine kleine anſtändige Kriegsgefahr durchgemacht und war im ganzen mit ſich zufrieden, und jetzt ſaß er neben einem jungen Krieger, den er hochzuſchätzen äußerſt bereitwillig war, und hatte die Freude, dieſem ſeine Zigarren anzubieten und von dem Abenteuer dieſes Tages zu ſprechen.

„Die Bauern haben ja im Anfange auf Sie angelegt,“ ſagte der junge Herr, nachläſſig ſein Bärtchen kräuſelnd, „das war Ihnen wohl unbequem?“

„Nicht ſehr,“ erwiderte Anton ſo kühl als möglich; „einen Augenblick wurde ich ſtutzig, als die Flinten auf uns gerichtet waren und hinter den Flinten andere Männer mit ihren Senſen die Pantomime des Kopfabſchneidens machten. Es kam mir befremdlich vor, daß die Mündungen

alle gerade auf mein Geſicht gerichtet waren. Nachher hatte ich am Wagen zu tun und dachte nicht mehr daran. Und als auf dem Rückwege jeder unſerer Fuhrleute behauptete, daß gerade nur auf ihn gezielt worden ſei und auf keinen andern, da kam ich zu der Anſicht, daß dieſe Vielſeitigkeit eine beſondere Eigenſchaft der Flintenläufe ſein muß, eine Art von optiſcher Ungezogenheit, die nicht viel zu bedeuten hat."

„Wir hätten Sie ſchon herausgehauen, wenn die Bauern Ernſt gemacht hätten", antwortete der Leutnant wohlwollend. „Ihre Zigarren ſind übrigens gut."

Anton freute ſich darüber und goß ſeinem Nachbar das Glas voll. So unterhielt er ſich und blickte auf ſeinen Prinzipal, der heute beſonders aufgelegt war, ſich mit den bunten Herren über Krieg und Frieden zu unterhalten. Anton ſah, daß der Kaufmann die Offiziere mit einer gewiſſen förmlichen Artigkeit behandelte, welche dem nachläſſigen Ton, in welchem die Herren die Trinkgeſellſchaft begonnen hatten, wirkſam ſteuerte. Bald wurde das Geſpräch allgemein, und man hörte mit Aufmerkſamkeit dem Kaufmanne zu, welcher von dem inſurgierten Gebiet, mit dem er durch frühere Reiſen bekannt war, erzählte und einzelne Führer des Aufſtandes zu ſchildern wußte.

Nur der junge Herr von Rothſattel ſchien zu Antons großer Betrübnis nicht zufrieden mit der Anerkennung, welche ſeine Kameraden dem Ziviliſten gönnten, und mit dem Löwenanteil, den dieſer an der Unterhaltung erlangt hatte: er legte ſich nachläſſig in ſeinen Stuhl zurück, ſah wie zerſtreut nach der Decke, ſpielte mit dem Säbelgriff und warf kurze Bemerkungen von den Lippen, welche eine gelangweilte Stimmung andeuten ſollten. Als der Rittmeiſter erwähnte, daß er am nächſten Morgen den Befehlshaber des Grenzkorps erwarte und der Kaufmann darauf entgegnete: „Ihr Oberſt wird vor morgen abend nicht hier eintreffen, wenigſtens hat er mir heute auf der Eiſenbahn, wo ich mit ihm zuſammentraf, ſo erzählt," da kam in dem jungen Offizier der Teufel des Hochmuts zum Durchbruch

und er ſagte mit unartigem Ton: „Sie kennen unſern Obriſten alſo perſönlich? Er nimmt ja wohl ſeinen Zucker und Kaffee bei Ihnen?“

„Wenigſtens geſchah das früher,“ ſagte der Kaufmann artig, „ich ſelbſt habe als junger Mann einigemal den Kaffee für ihn abgewogen.“

Unter den Offizieren entſtand eine gewiſſe Verlegenheit, und einer der ältern verſuchte von ſeinem Standpunkt aus eine Verbeſſerung der beabſichtigten Grobheit, indem er etwas von einer höchſt reſpektablen Handlung ſprach, bei welcher jeder Militär oder Nicht-Militär ſeinen Bedarf nur mit Vergnügen entnehmen könnte.“

„Ich danke Ihnen für das gute Zutrauen, welches Sie zu meinem Geſchäft haben, Herr Hauptmann,“ ſagte der Kaufmann lächelnd; „ich bin allerdings ſtolz darauf, daß mein Geſchäft reſpektabel geworden iſt durch meine und meiner Angehörigen angeſtrengte Tätigkeit.“

„Leutnant Rothſattel, Sie führen die nächſte Patrouille, es iſt Zeit, daß Sie aufbrechen“, erinnerte der Rittmeiſter. Klirrend erhob ſich der Leutnant.

„Hier bringt Herr Warſchauer eine neue Flaſche, auf welche er große Stücke hält, es iſt der beſte Wein ſeines Kellers. Darf Herr von Rothſattel nicht erſt den Wein verſuchen, bevor er unſere Nachtruhe bewacht?“ fragte der Kaufmann mit ruhiger Artigkeit zum Rittmeiſter gewandt. Der junge Herr dankte mit Trotz und ging raſſelnd aus der Stube. Anton hätte ſeinen Liebling prügeln mögen, ſo zornig war er auf ihn. Der Rittmeiſter aber beſeitigte das kleine Zwiſchenſpiel durch ein lebhaftes Geſpräch, welches er einleitete.

Es war ſpät geworden, und Anton ſah mit Verwunderung, daß der Kaufmann fortfuhr, mit ausgeſuchter Artigkeit den Wirt zu machen und an dem Prüfen des Ungarweins ein Behagen zu empfinden, welches mit dem Zwecke ſeiner Reiſe nicht recht verträglich war. Endlich, nachdem eine neue Flaſche entkorkt war, und auch der Rittmeiſter eine neue Zigarre des Kaufmanns bewundert hatte,

warf dieſer leicht hin: „Ich wünſche morgen nach der inſurgierten Hauptſtadt zu reiſen und erbitte mir Erlaubnis dazu, wenn dieſe nötig iſt.“

„Sie wollen —“, riefen die Offiziere rund um den Tiſch.

„Ich muß“, ſagte der Kaufmann mit Ernſt und ſetzte ihnen kurz auseinander, weshalb er müſſe.

Der Rittmeiſter ſchüttelte den Kopf: „Zwar läßt der Wortlaut meiner Order zweifelhaft, ob ich die Grenze für jedermann zu verſchließen habe, doch iſt mir Abſperrung des empörten Landes als der nächſte Zweck unſerer Aufſtellung angegeben.“

„Dann würde ich meinen Wunſch dem Kommandeur vortragen müſſen, das würde mich länger als einen Tag aufhalten, und dieſer Aufenthalt könnte den Zweck meiner Reiſe vereiteln. Wie Ihre Güte mir mitteilt, herrſcht gegenwärtig unter den Inſurgenten noch erträgliche Ordnung, es iſt unmöglich, daß dieſe lange anhält. In den Rückſichten aber, welche ich dort finde, liegt für mich die einzige Möglichkeit, meine Waren zu retten, denn die Frachtwagen kann ich nur mit Bewilligung der revolutionären Behörde aus der Stadt ſchaffen.“

„Und hoffen Sie dieſe zu erlangen?“ fragte der Rittmeiſter.

„Es muß verſucht werden“, antwortete der Kaufmann. „Jedenfalls werde ich mich der Plünderung und Zerſtörung meines Eigentums dort nach Kräften widerſetzen.“

Der Rittmeiſter überlegte. „Was Sie tun wollen, ſetzt mich in einige Verlegenheit; wenn Ihnen ein Unglück zuſtößt, was ich faſt fürchte, ſo könnte mir ein Vorwurf daraus gemacht werden, daß ich Ihnen geſtattet habe, die Grenze zu paſſieren. Kann Sie denn nichts bewegen, die Reiſe zu unterlaſſen?“

„Nichts,“ erwiderte der Kaufmann, „nichts als das Geſetz.“

„Liegt Ihnen denn ſo viel an den Frachtwagen, daß Sie Ihr Leben dafür in die Schanze ſchlagen wollen?“ fragte der Rittmeiſter nicht ohne inneres Mißfallen.

„Ja, Herr Rittmeiſter, ebenſoviel als Ihnen daran liegt, Ihre Pflicht zu tun; es hängt für mich mehr an dem Beſitz dieſer Frachtwagen als ein geſchäftlicher Vorteil. Ich muß hinüber, wenn mich nicht ein unbedingtes und unwiderrufliches Verbot der Staatsregierung daran hindert. Dieſem würde ich mich zuletzt nicht entziehen, ich werde aber alles verſuchen, für mich eine Ausnahme zu erwirken."

„Wohlan," ſagte der Rittmeiſter aufſtehend, „ich will Ihrer Reiſe kein Hindernis in den Weg legen. Sie werden mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie drüben unter keiner Bedingung etwas über die Stärke des Grenzpoſtens, die Aufſtellung unſerer Truppen und über das mitteilen, was Sie etwa von unſern projektierten Maßregeln gehört haben."

„Ich gebe mein Wort", ſagte der Kaufmann.

„Ihre Perſönlichkeit bürgt mir zwar dafür, daß Ihre Angaben über den Zweck der Reiſe die richtigen ſind, zu meiner dienſtlichen Information wünſche ich aber die betreffenden Papiere zu ſehen, wenn Sie ſolche bei ſich haben."

„Hier ſind ſie", ſprach der Kaufmann ebenſo geſchäftsmäßig. „Hier mein Paß ins Ausland auf ein Jahr, hier der Verladeſchein des polniſchen Verkäufers, die Kopien meiner Briefe an das Grenzzollamt und den hieſigen Spediteur, und hier die Antworten derſelben. Die Beamten des Grenzzollamtes und der Spediteur können außerdem die Wahrheit dieſer Angaben bezeugen."

Der Rittmeiſter durchflog die Papiere und gab ſie zurück. „Sie ſind ein mutiger Mann, und ich wünſche Ihnen alles Glück", ſagte er mit amtlicher Würde. „Und wie wollen Sie reiſen?"

„Mit Poſtpferden. Im Falle man mir die Pferde verweigert, werde ich ſie kaufen und ſelbſt fahren; einen Wagen wird mir unſer Wirt überlaſſen, ich werde morgen bei Tage reiſen, weil ich bei Nacht noch mehr Verdacht erwecken würde."

„Wohlan, morgen mit Tagesanbruch ſehe ich Sie wieder. Wie ich annehme, rücken wir ſelbſt ſpäteſtens in drei Tagen

in Feindesland; falls ich bis dahin keine Nachricht von Ihnen habe, werde ich Sie in der eroberten Stadt aufsuchen. Wir brechen auf, meine Herren, die Sitzung hat bereits zu lange gedauert."

So zogen die Herren vom Militär mit geschäftlichem Klirren ab, und Anton und sein Prinzipal blieben mit den leeren Weinflaschen allein in der Kammer. Der Kaufmann öffnete das Fenster und wandte sich dann zu Anton, welcher den letzten Verhandlungen in großer Aufregung zugehört hatte. „Wir werden uns hier trennen, lieber Wohlfart", fing er an.

Bevor er aussprechen konnte, ergriff Anton seine Hand und sagte mit Tränen in den Augen: „Erlauben Sie mir mit Ihnen zu gehen, schicken Sie mich nicht in das Geschäft zurück. Es würde mir mein ganzes Leben hindurch ein unerträglicher Vorwurf sein, wenn ich auf dieser Reise von Ihnen gegangen wäre."

„Es ist unnütz, vielleicht unklug, wenn Sie mitreisen. Was dort zu tun ist, kann ich sehr gut allein abmachen; wenn irgendeine Gefahr ist, was ich nicht glaube, so kann Ihre Gegenwart mich nicht davor schützen, ich würde nur das peinliche Gefühl haben, daß ich einen andern um meinetwillen in Verlegenheit gebracht habe."

„Ich würde Ihnen doch sehr dankbar sein, wenn Sie mich mitnehmen wollten", bat Anton flehentlich, immer noch die Hand des Prinzipals haltend. „Auch Fräulein Sabine hat es gewünscht", fügte er hinzu, indem er in weiser Steigerung den stärksten Überredungsgrund zuletzt aus seinem bewegten Gemüt heraufholte.

„Sie ist ein furchtsames Mädchen", sagte der Kaufmann lächelnd. „Indes, da Sie so freundschaftlich darauf bestehen, mag es sein. Wir reisen zusammen; rufen Sie den Wirt und lassen Sie uns die Reiseangelegenheit besprechen."

## 2.

Es war noch dämmrige Nacht, als Anton vor die Tür der Schenke trat. Ein dichter Nebel hing über der Ebene und bewegte sich unruhig in dem Zwielicht des nahen Tages; unten am Horizont bezeichnete ein roter Feuerschein die Gegend, nach welcher die Reisenden fahren sollten. Mit grauem Schleier verhüllten die Dämpfe der Nacht einen dunklen Haufen an der Erde. Anton trat näher und erkannte eine Anzahl Männer, Weiber und Kinder, sie kauerten am Boden, bleiche, ausgehungerte, tiefgefurchte Gesichter. „Sie sind aus dem Grenzdorf von jenseits“, erklärte ihm ein alter Wachtmeister, welcher in seinem Reitermantel daneben stand. „Ihre Dörfer brennen, sie waren in die Wälder gelaufen, heute nacht kamen sie an das Wasser, streckten die Hände aus und schrien jämmerlich nach Brot. Weil es meist Weiber und Kinder sind, hat der Herr Rittmeister ihnen erlaubt herüberzukommen, und hat ihnen einige Brote zerschneiden lassen. Sie haben einen Mordsheißhunger. Nach ihnen kamen größere Banden, alle schrien: Brot! Brot! und rangen die Hände. Wir haben ihnen einige Pistolenschüsse über die Köpfe gefeuert und sie weggefegt.“

„Ei!“ sagte Anton, „das ist keine tröstliche Aussicht für unsere Reise. Was soll hier aus den armen Leuten werden?“

„Es sind Grenzteufel,“ sagte der Wachtmeister begütigend, „die Hälfte des Jahres schmuggeln und saufen sie, und die andere Hälfte hungern sie. Diese hier frieren jetzt etwas.“

„Kann man ihnen nicht einen Kessel mit Suppe kochen?“ fragte Anton mitleidig und griff nach seiner Tasche.

„Wozu Suppe?“ sagte der Wachtmeister kaltblütig, „ein Schluck Branntwein wäre der ganzen Gesellschaft lieber; dort trinkt alles Branntwein, auch was noch Säugling ist; wenn Sie etwas dran wenden wollen, ich will's ihnen austeilen und einen ehrlichen Soldaten nicht vergessen.“

„Ich werde beim Wirt bestellen, daß die Hausmagd

etwas Warmes kocht, und Sie, Herr Wachtmeiſter, haben die Güte zuzuſehen, daß alles in Ordnung zugeht.“ Dabei griff er in die Taſche, und der Wachtmeiſter verſprach bereitwillig, ſein kriegeriſches Herz dem Mitleid offen zu erhalten.

Eine Stunde darauf rollten die Reiſenden in offener Britſchka durch die Vorpoſten, der Kaufmann fuhr, Anton ſaß hinter ihm und blickte ſpähend in die Landſchaft hinein, in welcher ſich aus Finſternis und Nebel bereits einzelne Gegenſtände erkennen ließen. Ungefähr zweihundert Schritt waren ſie gefahren, da tönte hinter einem dicken Weidenbaum an der Landſtraße ein polniſcher Zuruf. Der Kaufmann hielt die Pferde an, ein einzelner näherte ſich vorſichtig dem Wagen. „Kommt herauf, guter Freund,“ rief der Kaufmann dem Fremden zu, „ſetzt Euch neben mich.“ Höflich nahm der Fremde ſeine Mütze ab und ſchwang ſich auf den Vorderſitz des Wagens. Es war der oberſte Krakuſe von geſtern mit ſeinem hängenden Schnauzbart. „Haben Sie ein Auge auf ihn,“ ſagte der Kaufmann in engliſcher Sprache zu Anton, „er ſoll uns als Saubegarde dienen und wird dafür bezahlt; wenn er mir auf den Leib rückt, ſo faſſen Sie ihn von hinten.“

Anton holte die verachteten Piſtolen aus einer alten Ledertaſche an der Seite des Wagens und ſteckte ſie vor den Augen des Krakuſen recht ſichtbar in die Taſchen ſeines Paletots. Der Führer im blauen Rock aber lachte vertraulich und erwies ſich bald als ein Geſchöpf von freundſchaftlicher und geſelliger Natur, er nickte verbindlich beiden Reiſenden zu, trank Schlucke aus Antons Reiſeflaſche und machte Verſuche, über ſeine linke Schulter mit dieſem eine Unterhaltung anzuknüpfen, in dem er ihn in gebrochenem Deutſch Euer Gnaden nannte und ihm offenbarte, er rauche auch Tabak, habe aber keinen. Zuletzt bat er um die Ehre, die Herren fahren zu dürfen.

So waren ſie an einer Gruppe zerfallener Häuſer vorbeigekommen, welche an einem Sumpf auf kahler Fläche ſtanden wie rieſige Pilze, die an einer vergifteten Stelle in die Höhe geſchoſſen ſind; da ſahen ſie ſich plötzlich von einem

Haufen Inſurgenten umringt. Es war Landſturm, wie ſie ihn ſchon am Tage vorher geſehen hatten, einige Dreſchflegel, einige gerade Senſen, alte Musketen, Leinwandkittel, viel Schnapsgeruch und glotzende Augen. Der Haufe fiel den Pferden in die Zügel und ſchickte ſich mit Blitzesſchnelle an, dieſelben abzuſpannen. Da erhob ſich der Krakuſe von ſeinem Sitz wie ein Löwe und entwickelte in ſeinem Polniſch eine ungeheure Beredſamkeit, wobei er mit Händen und Füßen nach allen Seiten hin focht. Er erklärte, daß dieſe Herren große Herren der Niemcy ſeien, welche nach der Hauptſtadt reiſten, weil ſie mit der Regierung ſprechen müßten; es werde jeden den Kopf koſten, der auch nur ein Haar aus dem Schwanze ihrer Pferde ausriſſe. Auf dieſe Rede folgten ebenſo lebhafte Gegenreden, bei denen ein Teil die Fäuſte ballte, ein Teil die Mützen abnahm. Darauf hielt der Führer eine noch ſtärkere Rede und ſtellte allen Patrioten ein Zerſchnittenwerden in vier Teile in Ausſicht, wenn ſie wagen würden, auch nur ihre Pferdeköpfe ſcheel anzuſehen. Darauf wurde die Zahl der geballten Fäuſte geringer und die Zahl der gezogenen Mützen größer. Endlich machte der Kaufmann dieſer Szene ein Ende, indem er die Pferde mit einem kräftigen Peitſchenſchlag antrieb und den letzten widerſpenſtigen Patrioten zu einem ſchnellen Seitenſprung veranlaßte. Im Galopp ſtoben die Pferde vorwärts, einige lebhafte Interjektionen klangen hinter ihnen her, und eine Kugel pfiff unſchädlich über die Häupter der Reiſenden, wahrſcheinlich mehr aus allgemeiner Vaterlandsliebe, als zu einem beſtimmten Zweck abgeſchoſſen.

So ging es einige Stunden fort. Nicht ſelten überholten ſie Haufen bewaffneter Landleute, welche entweder ſchrien und ihre Knittel ſchwangen, oder einem Geiſtlichen mit der Kirchenfahne nachzogen, die Köpfe geſenkt, geiſtliche Lieder ſingend. Die Reiſenden wurde einige Male aufgehalten und bedroht, zuweilen auch mit großer Ehrerbietung begrüßt, zumal Anton, der auf ſeinem Hinterſitz für die Hauptperſon galt.

Endlich näherten ſie ſich einem größeren Dorf, die Hau-

ſen wurden dicker, das Geſchrei lauter, unter den Bauernkitteln waren hier und da eine Uniform, Federbüſche und Bajonette ſichtbar. Hier zeigte der Führer Symptome von Unruhe und erklärte dem Kaufmann, weiter könne er ſie nicht führen, hier müßten ſie ſich bei dem Befehlshaber melden. Der Prinzipal zeigte ſich damit zufrieden, zahlte dem Führer ſeinen Lohn aus und ließ den Wagen bei dem erſten Haufen, welcher die Straße beſetzt hielt, halten. Ein junger Mann in blauer Pekeſche, mit einer rot und weißen Schärpe um den Leib, eilte heran, nötigte die Reiſenden abzuſteigen und führte ſie mit leidenſchaftlichem Dienſteifer der Hauptwache zu. Der Kaufmann behielt die Zügel der Pferde in der Hand und raunte Anton zu, er ſolle den Wagen unter keinen Umſtänden aus den Augen laſſen. Anton heuchelte Unbefangenheit und drückte dem getreuen Krakuſen, der hinter dem Wagen herſchlich, etwas in die Hand, damit dieſer den Pferden einige Bündel Heu verſchaffe.

Das Wachtlokal war in einem Hauſe, deſſen Strohdach durch den weißen Anſtrich der Wände einen vornehmen Schimmer erhielt. Dort ſtanden einige Jagdflinten und Musketen an Holzpfähle gelehnt, bewacht von einem jugendlichen Volontär in blauem Rock und roter Mütze. Daneben ſaß der kommandierende Offizier, ein plattes Geſicht unter einem mächtigen weißen Federbuſch; er war mit einer ungeheuern ſeidenen Schärpe und einem Säbel mit ſchöngewundenem Korbgriff geſchmückt. Dieſer Herr geriet in nicht gewöhnliche Aufregung, als er die Fremden erblickte, er drückte ſeinen Hut feſt, ſtrich ſich grimmig den unordentlichen Bart und begann ein Verhör. Nach früherer Verabredung ſagten ihm beide Reiſende, daß ſie das Oberkommando in wichtiger Angelegenheit zu ſprechen hätten. Über den Zweck ihrer Reiſe verweigerten ſie jede Auskunft. Dieſe Erklärung kränkte die Würde des Befehlshabers. Er machte liebloſe Anſpielungen auf verdächtige Menſchen und Spione und ſchrie ſeiner Wache zu, ins Gewehr zu treten. Fünf junge Männer in blauen Pekeſchen ſtürzten aus dem Hauſe, ſtellten ſich in Linie auf und wurden mit einem Aufwand von Kommandowörtern be-

fehligt, ihre Gewehre bereit zu halten. Anton ſprang unwillkürlich zwiſchen die Blauröcke und ſeinen Prinzipal. Indes änderte der Herr mit dem großen Säbel ſeinen mörderiſchen Entſchluß, als der Kaufmann mit Gemütsruhe an dem Pfoſten ſtehenblieb, um den er die Zügel geſchlungen hatte. Der Befehlshaber begnügte ſich, ihm nochmals zu verſichern, er halte ihn für höchſt gefährlich und ſei ſehr geneigt, ihn als Verräter zu füſilieren.

Der Kaufmann zuckte mit den Achſeln und ſagte mit ruhiger Höflichkeit: „Sie ſind durchaus im Irrtum über den Zweck unſerer Reiſe. Sie können uns nicht im Ernſt für Spione halten, denn wir haben uns durch einen Ihrer Landsleute gerade zu Ihnen führen laſſen, um durch Ihre Güte ein Geleit nach der Hauptſtadt zu bekommen. Ich bitte Sie nochmals, uns nicht aufzuhalten, da unſere Geſchäfte bei der Kommandantur dringend ſind und ich Sie für jede unnütze Verzögerung unſerer Reiſe verantwortlich machen müßte.“ Der Kommandeur fing nach dieſer Rede von neuem an zu wettern, er ſchnaubte heftig gegen den Kaufmann und Anton, trank endlich ein großes Glas Branntwein und faßte einen Entſchluß. Er rief drei ſeiner Leute und befahl ihnen, ſich mit den Reiſenden aufzuſetzen und dieſelben nach der Hauptſtadt zu transportieren. Ein neues Strohbund wurde in den Wagen geworfen, zwei konfiszierte Burſchen nahmen mit ihren Gewehren Platz hinter den Reiſenden, vor ihnen ſetzte ſich ein weißröckiger Bauer auf den Kutſcherſitz, ergriff die Zügel und fuhr gleichgültig ſeine Ladung, Verdächtige, Patrioten und alles, im Galopp nach der Hauptſtadt.

„Unſere Lage hat ſich verſchlechtert,“ ſagte Anton, „fünf Mann auf dem kleinen Wagen, und die armen Pferde ſind ermüdet.“

„Ich ſagte Ihnen, daß unſere Reiſe einige Unbequemlichkeiten haben würde“, antwortete der Kaufmann. „Die Menſchen ſind nie läſtiger, als wenn ſie Soldaten ſpielen. Übrigens iſt dieſe Bewachung kein Unglück, wir werden wenigſtens bei ſolcher Empfehlung in die Stadt gelaſſen werden.“

Es war Abend, als ſie in der Nähe der Stadt ankamen. Ein rötlicher Schein am Himmel bezeichnete ſchon aus der Ferne das Ziel ihrer Fahrt, dann zahlreiche bewaffnete Banden, welche in die Stadt hinein oder von ihr her zogen. Darauf folgten ein langer Aufenthalt an dem Tore, ein Durcheinander von Fragen und Antworten, Beleuchtung der Reiſenden durch Laternen und brennende Kienſpäne, feindſelige Blicke und unverſtändliche Drohungen, endlich eine lange Fahrt durch die Straßen der alten Hauptſtadt. Um ſie herum bald Totenſtille, bald ein wildes Geſchrei zuſammengelaufener Menſchen, doppelt unheimlich, wenn die Worte den Hörenden unverſtändlich waren.

Zuletzt lenkte der Kutſcher auf einen Marktplatz und hielt vor einem ſtattlichen Hauſe. Die Reiſenden wurden durch ein Gedränge bunter Uniformen, beſchnürter Röcke und heller Kittel gezogen und eine breite Treppe hinaufgedrängt. Dort ſtieß man ſie in ein großes Zimmer und ſtellte ſie einem Herrn mit weißen Glacéhandſchuhen gegenüber, welcher in einen ſchriftlichen Rapport ſah und ihnen kurz ankündigte, daß ſie nach dem Bericht des Stations-Kommandanten der Spionage verdächtig wären und vor einem Kriegsgericht verhört werden ſollten. Der Kaufmann antwortete ſogleich mit kräftigem Unwillen: „Dann bedaure ich, daß Ihr Untergebener eine große Unwahrheit gemeldet hat, denn wir haben die Reiſe bei hellem Tage auf der großen Landſtraße bis hierher gemacht, in der beſtimmten Abſicht, Ihren Kommandierenden zu ſprechen; mein ſind die Pferde und mein der Wagen, welche mich vor dieſes Haus gebracht haben, und es war eine überflüſſige Höflichkeit Ihres Stations-Kommandanten, daß er mir ſolche Begleitung mitgegeben hat. Ich wünſche den Herrn, welcher hier befehligt, ſo bald als möglich zu ſehen, nur ihm werde ich den Zweck meiner Reiſe mitteilen; haben Sie die Güte, ihm meinen Paß einzuhändigen.“

Der Herr ſah in den Paß und fragte, mit mehr Rückſicht auf Anton blickend: „Aber dieſer Herr? Er hat das Ausſehen eines Offiziers Ihrer Armee.“

„Ich bin ein Kommis des Herrn Schröter,“ erwiderte

Anton mit einer Verbeugung, „und durch und durch zivil.“

„Warten Sie“, ſprach der junge Mann von oben herab und ging mit dem Paß in ein Nebenzimmer.

Da er einige Zeit ausblieb und niemand die Reiſenden hinderte, ſetzten ſie ſich auf eine Bank und nahmen die ſicherſte Miene an, welche ihnen möglich war. Anton warf einen beſorgten Blick auf ſeinen Prinzipal, welcher finſter vor ſich niederſah, und betrachtete dann verwundert ſeine Umgebung. Es war ein hohes Zimmer, die Decke mit Stuck und Malerei verziert, die Wände verräuchert und beſchmutzt, Tiſche, Stühle und Bänke ſtanden unordentlich umher, ſie ſchienen aus einem Schenkhauſe herzugeſchleppt; an den Tiſchen beugten ſich einige Schreiber über ihre Papiere, und an den Wänden ſaßen und lagen Bewaffnete, ſie ſchliefen oder ſprachen laut miteinander, zum Teil in franzöſiſcher Sprache. Das heruntergekommene Zimmer in der trüben Beleuchtung machte auf Anton keinen ermutigenden Eindruck, und leiſe ſagte er zu dem Kaufmann: „Wenn Revolution ſo ausſieht, ſieht ſie häßlich genug aus.“

„Sie verwüſtet immer und ſchafft ſelten Neues. Ich fürchte, die ganze Stadt gleicht dieſer Stube. Die gemalten Wappen an der Decke und die ſchmutzige Bank, auf der wir ſitzen, wenn ſolche Gegenſätze zuſammenkommen, dann darf ein ehrlicher Mann ſein Kreuz ſchlagen. Der Adel und der Pöbel ſind jeder einzeln ſchlimm genug, wenn ſie für ſich Politik treiben; ſooft ſie ſich aber miteinander vereinigen, zerſtören ſie ſicher das Haus, in dem ſie zuſammenkommen.“

„Die Vornehmen ſind uns unbequemer,“ ſagte Anton, „ich lobe mir unſern Krakuſen, der war ein höflicher Inſurgent, und er hatte ein Herz für ein Achtgroſchenſtück, die Herren hier aber verfahren durchaus nicht geſchäftsmäßig.“

„Warten wir ab“, ſprach der Prinzipal.

Eine Viertelſtunde war vergangen, da trat ein junger Mann von ſchlankem Wuchs und ſtattlichem Ausſehen, gefolgt von dem Herrn mit den weißen Händen, aus dem Nebenzimmer, ſchritt artig auf den Kaufmann zu und ſagte mit lauter Stimme, ſo daß auch die Schläfer auf den Bän-

ken ihn hören mußten: „Ich freue mich, Sie hier zu ſehen, ich habe ſo etwas erwartet; haben Sie die Güte, mir mit Ihrem Begleiter zu folgen.“

„Wetter! unſere Aktien ſteigen“, dachte Anton. Sie folgten dem majeſtätiſchen Redner in ein kleines Eckzimmer, welches gewiſſermaßen das Boudoir des Hauptquartiers war; denn es ſtand eine Ottomane darin, weich gepolſterte Seſſel und ein zierlicher Schreibtiſch von ſeltenem Holz. Verſchiedene Anzüge und Uniformen hingen unordentlich über den Möbeln, und auf dem Tiſch lag neben Papieren ein niedliches, koſtbar ausgelegtes Taſchenterzerol mit zwei Läufen und ein großes Petſchaft von buntem Stein in Gold eingefaßt.

Während Anton die Beobachtung machte, daß es in dem Raum ſehr elegant, aber auch ſehr unordentlich ausſah, ſagte der junge Befehlshaber mit etwas mehr Haltung und etwas weniger Zärtlichkeit zu dem Kaufmann: „Sie ſind durch ein Mißverſtändnis rauher Behandlung ausgeſetzt worden, wie ſie in unruhiger Zeit nicht immer zu vermeiden iſt; Ihre Begleiter haben Ihre Angaben beſtätigt. Ich erſuche Sie, mir mitzuteilen, was Sie zu uns führt.“ Der Kaufmann berichtete kurz, aber genau den Zweck ſeiner Reiſe, nannte die Namen ſeiner Geſchäftsfreunde am Ort und berief ſich auf ſie zur Beſtätigung ſeiner Ausſage.

„Ich kenne den einen oder andern dieſer Herren“, antwortete der Befehlshaber nachläſſig. Er ſah den Kaufmann ſcharf an und fragte nach einer Pauſe: „Haben Sie mir nichts weiter mitzuteilen?“

Der Prinzipal verneinte, aber der andere fuhr ſchnell fort: „Ich begreife wohl, daß unſere ungewöhnliche Lage Ihrer Regierung verbietet, direkt mit uns in Verbindung zu treten, und daß Sie, falls Sie irgendeinen Auftrag an uns haben, die höchſte Vorſicht beobachten müſſen.“

Lebhaft fiel ihm der Kaufmann ins Wort: „Bevor Sie weiterſprechen, verſichere ich nochmals als Mann von Ehre, daß ich nur in meinen Angelegenheiten herkomme, und daß dieſe Angelegenheiten nur die angegebenen ſind. Da ich aber aus Ihren Worten und aus manchem, was ich auf

dem Wege gehört habe, ſchließe, daß Sie mich für einen Bevollmächtigten, gleichviel von wem, halten, ſo fühle ich mich gezwungen, Ihnen zu ſagen, daß ich in keinerlei Auftrag hierher hätte reiſen können, weil ein Auftrag, wie Sie zu erwarten ſcheinen, unmöglich iſt."

Der vornehme Häuptling ſah ſehr ernſt vor ſich nieder und ſagte nach einem Augenblick finſtern Schweigens: „Gleichviel, Sie ſollen darunter nicht leiden. — Der Wunſch, welchen Sie hier ausgedrückt haben, iſt ſo ungewöhnlich, daß er bei einer regulären Obrigkeit durchaus nicht erfüllt werden könnte; wenn uns nicht vergönnt iſt, Sie für einen Freund zu halten, ſo gebietet uns die Pflicht der Notwehr, Sie und Ihr Eigentum als feindlich zu behandeln. Aber die Männer meines Volkes haben, ſooft ſie zu den Waffen griffen, die verhängnisvolle Tugend gehabt, auch andern einen großen Sinn zuzutrauen und um ihrer ſelbſt willen auch da edel zu handeln, wo ſie auf keinen Dank zu rechnen hatten. Seien Sie überzeugt, daß ich, ſoviel an mir liegt, dazu beitragen werde, Ihr Eigentum frei zu machen."

So ſprach der Edelmann mit Selbſtgefühl und in prächtiger Haltung, und Anton fühlte lebhaft, daß etwas wahrhaft Edles aus den Worten hervorleuchtete; aber er war ſchon zu ſehr Geſchäftsmann, um ſich ſolchem Eindruck ganz hinzugeben, und ein recht gemeines Bedenken fiel als Reif auf die aufkeimende Bewunderung. „Er verſpricht uns Hilfe und hat ſich noch nicht einmal überzeugt, ob das in der Tat unſer Eigentum iſt, was wir aus ſeiner Stadt herausziehen wollen."

„Leider bin ich nicht ſo ſouverän," fuhr der Anführer fort, „daß ich Ihnen ohne weiteres Ihr Verlangen erfüllen kann. Indes hoffe ich, Ihnen auf morgen einen Freipaß für Ihre Wagen durchzuſetzen. Vor allem ſuchen Sie ſelbſt zu ermitteln, wo Ihr Eigentum ſich befindet; ich werde Ihnen einen meiner Offiziere zum Schutz mitgeben. Morgen früh das Weitere."

Mit dieſen Worten wurden die Reiſenden huldreich entlaſſen, und Anton ſah beim Herausgehen, wie der Befehlshaber ſich ermüdet in einen weichen Samtſtuhl ſetzte und

mit geſenktem Haupte an dem Griff ſeines ſchönen Terzerols ſpielte.

Ein kleiner Herr mit einer großen Schärpe, faſt noch ein Kind, aber von zuverſichtlichem Weſen, begleitete die Reiſenden aus dem Hauſe. Im Herausgehen wurden ſie von mehreren Anweſenden artig gegrüßt, und Anton ſah, daß das Vorzimmer ſie noch immer für diplomatiſche Charaktere hielt. Der Offizier fragte, wohin er die Herren begleiten ſolle, ſein Auftrag ſei, ſie nicht zu verlaſſen.

„Zu unſerm Schutz oder zu unſerer Bewachung?“ fragte Anton heiter, denn er hatte jetzt guten Mut.

„Sie werden mir keine Veranlaſſung geben, mich als Ihren Aufſeher zu betrachten“, antwortete der kleine Krieger in elegantem Franzöſiſch.

„Nein,“ ſagte der Kaufmann, mit Teilnahme auf den Jüngling blickend, „aber wir werden Sie ermüden, denn wir haben noch heute ſehr unintereſſante und gewöhnliche Geſchäfte abzumachen.“

„Ich tue nur meine Pflicht,“ antwortete mit ſtolzer Haltung der Führer, „wenn ich Sie begleite, wohin Sie irgend wünſchen.“

„Und wir die unſere, wenn wir eilen“, ſagte der Kaufmann.

So ſchritten die Reiſenden durch die Straßen der Stadt. Die Nacht war eingebrochen, aber unter ihrem Mantel wurde das wüſte Treiben noch peinlicher. Haufen des niedrigſten Pöbels, Patrouillen des Heeres, Scharen von flüchtigen Landbewohnern drängten ſich ſchreiend, fluchend, ſingend durcheinander; viele Fenſter waren erleuchtet, und der Lichterglanz verbreitete über den Straßen eine ſchattenloſe, geſpenſtige Helle. Über die Häuſer wälzten ſich dicht geballte, rötliche Wolken, es brannte in einer Vorſtadt, und der Wind trieb Schwärme goldener Funken und lohende Holzſplitter über die Häupter der Reiſenden. Dazu heulten die Glocken der Türme mit ſchauerlicher Stimme eintönigen Klagegeſang. Die Reiſenden eilten ſchweigend durch das Gedränge, die trotzigen Worte ihres Begleiters öffneten

ihnen einen Weg auch durch drohende Haufen. So kamen ſie zu dem Hauſe, in welchem der Agent der Handlung wohnte. Das Haus war verſchloſſen, und lange mußten ſie pochen, bis ein Fenſter geöffnet wurde und eine ängſtliche Stimme in den Straßenlärm hinunterrief, wer da ſei.

Als ſie eintraten, lief ihnen der Agent händeringend entgegen und fiel dem Kaufmann weinend um den Hals. Die Gegenwart des jungen Inſurgenten verhinderte ihn, ſeinen Gefühlen Worte zu geben; er öffnete den Ankommenden ſeine Zimmer und bat mit kläglicher Stimme um Entſchuldigung wegen der übergroßen Unordnung. Koffer und Kiſten waren gepackt, Frauen und Dienſtboten liefen ängſtlich ab und zu, verſteckten hier ſilberne Leuchter und packten dort wieder ſilberne Löffel aus. Unterdes rang der Hausherr unaufhörlich die Hände, ging in der Stube auf und ab, beklagte ſein Unglück und das Unglück der Handlung, ſegnete und bedauerte die Ankunft des Kaufmanns in einem Atemzuge, und verſicherte dazwiſchen dem jungen Krieger mit gepreßter Stimme, daß auch er ein Patriot ſei, und daß nur ein unbegreifliches Verſehen des Dienſtmädchens die Kokarde von ſeiner Hausmütze abgetrennt habe. Es war erſichtlich, daß der Mann und ſeine ganze Familie den Kopf verloren hatten. Mit Mühe und nur durch ernſte Worte brachte ihn der Kaufmann ſo weit, daß er ihm in einer Fenſterecke über den Stand der Geſchäfte Auskunft gab. Die Frachtwagen waren in der Stadt angekommen, gerade an dem Tage, an welchem der Aufruhr losbrach. Durch die Vorſicht eines Fuhrmanns waren ſie in dem großen Hofraum einer entlegenen Herberge untergebracht worden; was ſeit der Zeit aus dem Transport geworden war, wußte der Agent nicht.

Nach kurzer Unterredung ſagte der Kaufmann: „Ihre Gaſtfreundſchaft nehmen wir heute nacht nicht in Anſpruch, wir werden dort ſchlafen, wo unſere Wagen ſind.“ Alle Einwendungen des Agenten wurden mit Entſchiedenheit zurückgewieſen. Der ehrliche, aber ſchwache Mann ſchien wahrhaft bekümmert über die neuen Gefahren, denen ſich ſein Geſchäftsfreund ausſetzen wollte.

„In der Frühe hole ich Sie ab," ſagte der Kaufmann beim Scheiden; „ich beabſichtige, morgen mit meinen Wagen abzureiſen, vorher werde ich bei unſern Kunden einige Beſuche machen, die, wie Sie wiſſen, notwendig ſind, dabei wünſche ich Ihre Begleitung." Der Agent verſprach, bei Tageslicht alles mögliche zu tun.

So traten die Reiſenden wieder in die Nacht hinaus, geleitet von dem Polen, welcher mit Verachtung die halblaute Verhandlung angehört hatte. Auf der Straße ſagte der Prinzipal, ſeine Zigarre unwillig wegwerfend, zu Anton:

„Unſer Freund wird uns wenig nützen, er iſt hilflos wie ein Kind. Er hat verſäumt, im Anfange dieſer wilden Tage ſeine Pflicht zu tun, Gelder einzuziehen und Deckung für unſere Forderungen zu ſuchen."

„Und jetzt wird niemand den Willen haben," ſagte Anton bekümmert, „weder uns Zahlung zu leiſten, noch Deckung zu geben."

„Und doch müſſen wir das morgen durchſetzen, und Sie ſollen mir dabei helfen. Bei Gott, ſolche kriegeriſche Kämpfe ſind für den Verkehr ohnedies unbequem genug, ſie lähmen jede nützliche Tätigkeit des Menſchen, und doch iſt's dieſe allein, welche ihn davor bewahrt, ein Tier zu werden. Wenn aber ein Geſchäftsmann ſich noch mehr ſtören läßt als nötig iſt, ſo begeht er ein Unrecht gegen die Ziviliſation, ein Unrecht, das gar nicht wieder gutzumachen iſt."

So kamen ſie in einen Stadtteil, in welchem leere Straßen und die Totenſtille um ſie herum noch unheimlicher gegen den fernen Lärm und die Röte am Himmel abſtachen. Endlich machten ſie halt vor einem niedrigen Gebäude mit großem Torwege. Sie traten ein und ſahen in die Wirtsſtube, einen ſchmutzigen Raum mit geſchwärzten Deckbalken, in welchem ſich auf Holzbänken und Tiſchen ſchreiende und Branntwein trinkende Patrioten drängten. Der junge Offizier trat auf die Schwelle und rief nach dem Wirt. Eine dicke Figur mit rotglühendem Geſicht tauchte aus dem Dampf eines Schenktiſches hervor. „Im Namen der Regierung Zimmer für mich und meine Begleiter", forderte der

andere. Widerwillig ergriff der Wirt ein verroſtetes Schlüſſelbund und ein Talglicht und führte die Fremden in den Oberſtock, dort öffnete er ein dumpfiges Zimmer und erklärte mürriſch, er habe keine andere Gaſtſtube.

„Schafft uns ein Abendbrot und eine Flaſche von eurem beſten Wein," ſagte der Kaufmann, „wir bezahlen Euch gut und ſogleich."

Dieſe Andeutung verbeſſerte die Stimmung des dicken Gaſtwirts ſichtlich, er kam ſogar auf den unglücklichen Einfall, höflich auszuſehen. Jetzt fragte der Kaufmann nach den Fuhrleuten und nach den Wagen. Dieſe Fragen kamen dem Wirte quer. Zuerſt verſuchte er gar nichts zu wiſſen und behauptete, es ſeien viele Wagen in ſeinem Hofe aufgefahren, und es ſeien wohl auch Fuhrleute da, er kenne ſie nicht.

Vergebens bemühte ſich der Kaufmann, ihm den Zweck ſeiner Herkunft verſtändlich zu machen, der Wirt blieb verſtockt und verfiel wieder in mürriſche Grobheit, bis der junge Pole dazwiſchentrat und dem Kaufmann bemerkte, mit ſolchen Leuten müſſe man anders reden. Er ſtellte ſich vor den Wirt, bezeichnete ihn mit mehreren Hundenamen und verſprach, ihn auf der Stelle arretieren und abführen zu laſſen, wenn er nicht die genaueſte Auskunft gäbe.

Der Wirt ſah ſcheu auf den Offizier und erbot ſich endlich fortzugehen und einen der Fuhrleute heraufzuſchicken.

Kurz darauf polterte eine lange Geſtalt mit braunem Filzhut die Treppe herauf, ſtutzte beim Anblick des Kaufmanns und erklärte endlich mit erzwungener Freundlichkeit, er ſei da.

„Wo ſtehn die Wagen, wo ſind die Frachtbriefe?"

Die Wagen waren im Hofe der Herberge aufgefahren, die Frachtbriefe kamen zögernd aus der ſchmutzigen Ledertaſche des Fuhrmanns.

„Ihr ſteht mir dafür, daß eure Ladung vollſtändig und unverſehrt iſt?" fragte der Kaufmann.

Mißvergnügt antwortete der Filzhut, er könne dafür nicht ſtehen. Die Pferde des Transports ſeien ausgeſpannt und in einem verſteckten Stall verborgen, damit ſie nicht

von der Regierung mit Beſchlag belegt würden; was von den Wagen heruntergekommen ſei, könne er nicht wiſſen und nicht vertreten, jede Verantwortlichkeit höre bei ſolcher Unordnung auf.

„Wir ſind in einer Diebeshöhle," ſagte der Kaufmann zu ſeinem Begleiter; „ich bitte um Ihre Hilfe, die Leute zur Ordnung zu bringen."

Andere Leute zur Ordnung zu bringen, war gerade, was der junge Pole für ſeine Stärke hielt, denn er nahm lächelnd eine Piſtole in die Hand und ſagte verbindlich zu Anton: „Tun Sie wie ich und haben Sie die Güte mir zu folgen." Darauf faßte er den Fuhrmann beim Kragen wie einen erſchoſſenen Haſen und ſchleppte ihn die Treppe hinunter in den Hausflur. — „Wo iſt der Wirt?" rief er mit möglichſt furchtbarer Stimme. „Der Hund von Wirt und eine Laterne!" Als die Laterne endlich gebracht wurde, führte er den ganzen Zug, die Fremden, den gefangenen Fuhrmann, den dicken Wirt und was bei dem Lärm ſonſt zuſammengelaufen war, in den Hof. Dort ſtellte er ſich mit ſeinem Gefangenen als Mittelpunkt eines Kreiſes auf, widmete dem Wirt noch einige Hundeſöhne, ſchlug ſeinem Fuhrmann mit dem Kolben der Piſtole auf den Kopf und ſagte dann dem Kaufmann artig in franzöſiſcher Sprache: „Der Schädel dieſes Burſchen klingt merkwürdig hohl, was wünſchen Sie zunächſt von dieſen Tröpfen?"

„Haben Sie die Güte, die Fuhrleute zuſammenzurufen."

„Gut," ſagte der Pole, „und dann?"

„Dann will ich die Ladung der Wagen unterſuchen, wenn das in der Finſternis möglich iſt."

„Möglich iſt alles," ſagte der Pole, „wenn Sie ſich die Unbequemlichkeit machen wollen, bei Nacht dieſe alte Leinwand zu durchforſchen. Ich würde Ihnen zu einer Flaſche Sauterne raten und zu einigen Stunden Ruhe. Man muß in ſolchen Zeiten die Gelegenheit nicht verſäumen, ſich zu ſtärken."

„Ich würde es vorziehn, auf der Stelle die Wagen anzuſehen," erwiderte der Kaufmann lächelnd, „wenn Sie nichts dagegen haben."

„Ich bin im Dienſt," ſagte der Pole, „alſo friſch ans Werk, es ſind Hände genug hier, um Ihnen die Lichter zu halten. — Ihr gottverdammten Schurken," fuhr er polniſch fort, wieder den Fuhrmann knuffend und den Wirt bedrohend, „ich führe euch alle zuſammen ab und laſſe Standrecht über euch halten, wenn ihr nicht auf der Stelle die übrigen Fuhrleute dieſes Herrn vor meine Augen ſchafft. Wieviel ſind ihrer?" fragte er franzöſiſch den Kaufmann.

„Es ſind vierzehn Wagen", erwiderte dieſer.

„Vierzehn müſſen's ſein," donnerte der Pole wieder die Leute an, „der Teufel ſoll all euren Großmüttern das Ärgſte tun, wenn ihr euch nicht auf der Stelle vor dieſem Herrn aufſtellt." Mit Hilfe eines alten Hausknechts wurde endlich etwa ein Dutzend der Fuhrleute herbeigeſchafft, zwei waren nicht aufzutreiben; der Wirt geſtand endlich, ſie hätten ſich dem Heere der Patrioten angeſchloſſen.

Der Pole ſchien nicht viel Wert auf dieſen Patriotismus zu legen. Er ſprach zum Kaufmann gewandt: „Hier haben Sie die Leute, ſehen Sie nach der Ladung; wenn auch nur ein Stück fehlt, laſſe ich über die ganze Geſellſchaft Standrecht halten." Dabei ſetzte er ſich nachläſſig auf eine Wagendeichſel und drehte die Spitzen ſeiner beſchmutzten Glanzſtiefel beim Licht der Laterne hin und her.

Eine Anzahl von Laternen, auch einige Fackeln wurden gebracht, und auf einige ermutigende Worte des Kaufmanns ſtiegen die Fuhrleute in die Wagenburg, welche in dem großen Hofe aufgefahren war, rollten einige leere Wagen beiſeite und eröffneten den Zugang zu ihrer Ladung. Die meiſten waren ſchon früher im Geſchäft des Kaufmanns geweſen und kannten ihn und Anton perſönlich, einige zeigten ſich dienſtfertig und gutwillig, und während der Kaufmann den verſtändigſten unter ihnen vornahm und ausfragte, unterſuchte Anton, ſoweit es in der Eile möglich war, die Beſchaffenheit der Ladung, welche zumeiſt aus Wolle und Talg beſtand. Einige Wagen waren unbeſchädigt, der eine war ganz abgeladen, mehrere andere ihrer Decken beraubt und teilweiſe geplündert. Der Kaufmann trat zu dem jungen Polen. „Es iſt ſo, wie wir annahmen," ſagte er;

„der Wirt hat einige von den Fuhrleuten überredet, da jetzt Revolution ſei, hätten ihre Verpflichtungen aufgehört; ſie haben angefangen, die Ladung in einem Nebengebäude abzuladen. Kamen wir einen Tag ſpäter, ſo war alles ausgeräumt. Der Wirt und einige Spießgeſellen waren die Anſtifter, ein Teil der Fuhrleute iſt durch Drohungen eingeſchüchtert worden.“

Auf dieſen Bericht folgte eine neue Auflage von Donnerwettern aus dem Munde der kleinen Autorität; der Wirt, von deſſen Geſicht alle Röte verſchwunden war, lag vor dem Offizier auf den Knien und wurde von dieſem bei den Haaren feſtgehalten und in gefährlicher Weiſe zerzauſt. Unterdes warf ſich Anton mit einigen Fuhrleuten gegen die verſchloſſene Remiſe, ſchlug das Tor auf und beleuchtete die Wollſäcke und die übrigen geſtohlenen Güter.

„Laſſen Sie die Leute aufladen, ſie mögen zur Strafe die Nacht arbeiten“, ſagte der Kaufmann. Nach einigem Widerſpruch fügten ſich die Fuhrleute, beſiegt durch eine Miſchung von Drohungen und Verſprechungen. Der Pole trieb die betrunkenen Gäſte der Wirtsſtube aus dem Hauſe, ließ das äußere Tor ſchließen und alles Beleuchtungsmaterial des Hauſes in den Hof ſchaffen. Darauf zog er den Hauswirt unter fortgeſetztem freundſchaftlichen Haarraufen nach dem obern Stock, ließ ihn dort durch einige hilfreiche Patrioten mit großen Kokarden, welche unter den Gäſten der Wirtsſtube geweſen waren, an einen Bettpfoſten befeſtigen und kündigte ihm an, daß er dieſe Nacht auf kein anderes Verhältnis zu ſeiner Bettſtelle Anſpruch habe. „Im Fall die Waren vollſtändig aufgefunden und aus deinem Hauſe geſchafft werden, wirſt du Verzeihung erhalten, im entgegengeſetzten Falle werde ich Gericht über dich halten und dich erſchießen laſſen.“

Unterdes klirrte und raſſelte es im Hofraum, und Menſchenſtimmen ſchrien eifrig durcheinander. Anton ließ die Wagen belaſten und die Ladung feſt machen. In dem Eifer der Arbeit ſah er kaum um ſich und dachte nur auf Augenblicke an die fremdartige Umgebung und das Abenteuerliche dieſer Szene. Es war ein großer viereckiger Hofraum, von

niedrigen verfallenen Holzgebäuden, Ställen und Wagenſchuppen eingefaßt, mit zwei Einfahrten, durch die Herberge ſelbſt und ein gegenüberliegendes Tor; ein Raum von mehr als einem Morgen Ausdehnung, wie ſie häufig bei den Herbergen des öſtlichen Europas zu finden ſind, welche an großen Verkehrsſtraßen liegen und wie die Karawanſereien des Morgenlandes beſtimmt ſind, großen Warentransporten und einer ſchnell zuſammenſtrömenden Menge notdürftigen Schutz zu geben. Alle Arten von Wagen waren in dem Hofe in großem Viereck zuſammengefahren, es war ein Gewirr von Leitern, Deichſeln, Rädern, von großen geflochtenen Weidenkörben und grauen Leinwanddecken, von Heu- und Strohbündeln, alten Pechbüchſen und tragbaren Futterkrippen. Außer Stallaternen und lodernden Kienfackeln leuchtete der rote Himmel, noch immer zogen die Brandwolken, geballter Rauch und glühende Funken über die Häupter der Reiſenden. Das fremdartige Dämmerlicht beleuchtete hier wenigſtens ein Werk des Friedens. Die Fuhrleute arbeiteten eifrig unter lautem Zuruf; ein Haufen dunkler Geſtalten verſchwand bald im Schatten der Frachtwagen und Ballen, bald ſprang er auf die Höhe der Wagen, und die lebhaften Gebärden der Arbeitenden gaben ihnen in dem roten Licht das Ausſehen von Wilden, welche ein unbekanntes nächtliches Werk ausführen.

Der Kaufmann ging zwiſchen dem Hof und dem Gaſtzimmer ab und zu, vergebens bat ihn Anton, ſich doch einige Stunden Ruhe zu gönnen. „Für uns iſt heute keine Nacht zum Schlafen“, ſagte er finſter, und Anton ſah in dem düſtern Blick ſeines Prinzipals die Entſchloſſenheit eines Mannes, der bereit iſt, alles daranzuſetzen, um ſeinen Willen durchzuführen.

Es war gegen Morgen, als der letzte rieſige Wollſack mit Ketten und Stricken hoch oben auf dem Wagen befeſtigt war. Anton, der ſelbſt Hand angelegt hatte, glitt herunter und meldete ſeinem Prinzipal: „Wir ſind fertig.“

„Endlich“, antwortete der Kaufmann tief aufatmend und ging hinauf in das Zimmer, um dies ſeinem freundlichen Begleiter anzuzeigen. Dieſer hatte die Nacht auf ſeine

Weiſe zugebracht; zuerſt ließ er ſich das Abendbrot und den Wein, welchen entſetzte Dienſtmädchen auf ſeine Forderung heraufſchafften, ſehr wohl ſchmecken und behielt noch Zeit, eine wie die andere vornehm um die Taille zu faſſen und ihnen einige aufmunternde Worte zu gönnen. Dann betrachtete er die unſaubern Betten und ſtreckte ſich endlich mit einem franzöſiſchen Fluch auf einem derſelben aus, ſah gleichgültig in das zuſammengezogene Geſicht des tückiſchen Wirtes, der ihm gegenüber auf dem Boden ſaß, ſtarrte die Zimmerdecke an und ſagte dem Kaufmann, welcher einige Male in die Stube trat, ſchon in halbem Schlummer Artigkeiten über ſeine Fertigkeit, die Nächte ohne Schlaf hinzubringen. Endlich ſchlief er feſt ein. Wenigſtens fand ihn der Kaufmann am Morgen hingeſtreckt auf der groben Leinwand, das feine Geſicht von langem ſchwarzen Haar eingefaßt, die kleinen Hände verſchlungen, ein freundliches Lächeln um ſeinen Mund. So war er mit ſeiner Umgebung kein unpaſſendes Bild der Ariſtokratie ſeines Stammes, er ſelbſt ein vornehmes Kind mit den Leidenſchaften und vielleicht mit den Sünden eines Mannes, und ihm gegenüber auf dem Fußboden die rohe Geſtalt des gefeſſelten Plebejers, der ſich den Anſchein gab, ebenfalls zu ſchlafen, aber oft mit böſem Blick auf den Liegenden hinſchielte.

Der Ariſtokrat ſprang auf, als der Kaufmann an ſein Bett trat, er öffnete das Fenſter und ſagte: „Guten Tag! Es iſt Morgen, ich habe exzellent geſchlafen.“ Darauf rief er eine vorbeiziehende Patrouille an, erklärte dem Führer kurz das Sachverhältnis, übergab ihm die Reſte des Abendeſſens und den Wirt und befahl ihm ohne weiteres, mit ſeinen Leuten im Hauſe Wache zu halten, bis er ſelbſt zurückkehre. Dann trug er den Fuhrleuten auf, die Pferde anzuſchirren, und führte die Reiſenden in das Dämmerlicht eines unheimlichen Tages.

Auf dem Wege zum Agenten ſagte der Kaufmann zu Anton: „Wir teilen uns in die nötigen Beſuche; ſagen Sie unſern Kunden, daß wir durchaus nicht beabſichtigen, ſie zu drücken, daß ſie bei Wiederherſtellung einiger Ordnung auf die größte Nachſicht und Schonung rechnen können, ja unter

Umſtänden eine Erweiterung ihres Kredits, jetzt aber und vor allem verlangen wir Sicherheiten. Wir werden in dieſem Wirrwarr nicht viel abmachen, aber daß die Herren heute durch uns ſelbſt an unſere Firma erinnert werden, das iſt die Hälfte unſerer Außenſtände wert.“ Leiſer fügte er hinzu: „Dieſe Stadt iſt ihrem Schickſal verfallen, wir werden in der nächſten Zukunft hier wenig Geſchäfte machen, denken Sie daran und ſeien Sie feſt.“ Und zum Polen gewendet ſagte er: „Ich bitte Sie, meinem Gefährten zu erlauben, daß er in Begleitung des Agenten einige Geſchäftswege gehe.“

„Wenn Ihr Agent mir mit ſeiner Perſon für die Rückkehr dieſes Herrn haften will,“ erwiderte der Pole zögernd, „ſo mag es geſchehen.“

Das Tageslicht hatte ſeine ſchöne Eigenſchaft, den Blumen Farbe und den Furchtſamen Mut zu geben, auch an dem Agenten bewährt. Er erklärte ſich bereit, mit Anton auszugehen. Unter dem Schutz der großen Kokarde, welche der Agent am Hute trug, eilte Anton von Haus zu Haus, er ſelbſt bleich nach der ruheloſen Nacht, aber mit entſchloſſenem Herzen. Überall wurde er mit Staunen empfangen, welches nicht immer frei von Beſtürzung war: Wie man in ſolcher Zeit daran denken könne, Geſchäfte abzuwickeln, zwiſchen Waffenlärm und Sturmgeläut und in der Todesangſt um eine furchtbare Zukunft?

Anton erwiderte kaltblütig: „Unſere Handlung iſt nicht geſonnen, ſich um den Kriegslärm zu kümmern, wo ſie nicht dazu gezwungen wird; jede Zeit iſt gut genug, um Verpflichtungen zu erfüllen; wenn für uns die Zeit war, hierher zu kommen, ſo iſt auch für Sie Zeit, mit mir zu verhandeln.“ Durch ſolche und ähnliche Vorſtellungen gelang es ihm doch, hier und da ein beſtimmtes Verſprechen, Anerbietungen, ja ſogar einige Deckung zu erlangen.

Nach einigen Stunden angeſtrengter Arbeit traf Anton in der Wohnung des Agenten wieder mit ſeinem Prinzipal zuſammen. Als er Bericht abgeſtattet hatte, ſagte der Kaufmann, ihm die Hand reichend: „Wenn wir noch unſere Wagen glücklich aus der Stadt bringen, haben wir ſo viel durch-

geſetzt, daß wir die unvermeidlichen Verluſte an dieſem Ort wohl ertragen können. Jetzt auf die Kommandantur!“ — Er gab dem Agenten noch Aufträge und ſagte ihm beim Abſchied leiſe: „In wenig Tagen werden unſere Truppen einrücken, ich nehme an, daß Sie bis dahin Ihr Haus nicht verlaſſen. Dann ſehen wir uns wieder.“

Der Agent rief mit aufgehobenen Händen den Schutz aller Himmliſchen auf die Reiſenden herab, verſchloß und verriegelte hinter ihnen die Haustür und verſteckte ſeine revolutionäre Kokarde in dem Ofen.

Die Reiſenden eilten unter Führung des Polen mit ſchnellen Schritten durch das Gewühl. Wieder hatten ſich die Straßen gefüllt, wieder zogen Scharen Bewaffneter an ihnen vorüber, der Pöbel war wilder und aufgeregter, und das Geſchrei war noch größer als am Abend zuvor. Es wurde an die Häuſer gedonnert und Einlaß verlangt, Branntweinfäſſer wurden auf die Pflaſterſteine gerollt und von dichten Haufen trunkener Männer und Weiber umdrängt, alles kündigte an, daß die befehlende Macht nicht ſtark genug war, die Straßendiſziplin aufrechtzuerhalten. Auch im Hauſe des Kommandierenden war ein unruhiges Treiben, Bewaffnete eilten zu und ab, und die Botſchaft, welche ſie brachten, mußte ungünſtig ſein, denn in dem großen Vorzimmer wurde mit halblauter Stimme viel geflüſtert, und unruhige Erwartung lag auf allen Geſichtern.

Der junge Pole wurde bei ſeinem Eintritt von ſeinen Freunden umdrängt und in eine Ecke gezogen. Nach haſtigen Fragen faßte er ein Gewehr, rief einige beim Namen und verließ das Zimmer, ohne ſich weiter um die Reiſenden zu kümmern.

Der Kaufmann und Anton wurden in das Nebenzimmer gewieſen. Dort empfing ſie der junge Befehlshaber. Auch er war bleich und niedergeſchlagen, aber hatte doch die Haltung eines vornehmen Mannes, als er den Kaufmann anredete: „Ich habe Ihren Wunſch befürwortet, hier iſt ein Paſſierſchein für Sie und Ihre Wagen; ich bitte Sie, daraus zu entnehmen, daß wir die Bürger Ihres Staates rückſichts-

voll zu behandeln wünschen, mehr vielleicht, als die Pflicht der Selbsterhaltung ratsam macht."

Der Kaufmann empfing das verhängnisvolle Papier mit glänzenden Augen: „Sie haben mir eine ungewöhnliche Rücksicht bewiesen," sagte er, „ich fühle mich Ihnen tief verpflichtet und wünsche, daß es mir einst vergönnt sein möge, meine Dankbarkeit Ihnen zu beweisen."

„Wer weiß," antwortete der junge Befehlshaber mit trübem Lächeln, „wer alles auf das Spiel setzt, kann auch alles verlieren."

„Vieles," sagte der Kaufmann mit einer höflichen Neigung seines Hauptes, „aber nicht alles, wenn man sich ehrlich Mühe gibt."

In diesem Augenblick drang ein dumpfer Ton in das Ohr der Sprechenden, ein Geräusch, wie der Zug des heulenden Windes oder das Brausen der hereinstürzenden Flut. Der Kommandierende stand unbeweglich und horchte. Plötzlich erklang ganz in der Nähe ein mißtönender Schrei aus vielen Kehlen, einzelne Schüsse folgten. Anton, durch Nachtwachen und lange Spannung empfänglich gemacht für einen Schauer, schrak zusammen, er sah, daß die Hand seines Prinzipals, welche den Passierschein festhielt, heftig zitterte. Da wurde die Tür des Kabinetts aufgerissen, einige stattliche Männer stürzten herein, mit zerrissenen Kleidern, die Waffen in der Hand, in den verstörten Gesichtern die Spuren des Straßenkampfes, an ihrer Spitze der Führer der Reisenden.

„Empörung!" rief der junge Pole seinem Befehlshaber zu, „sie suchen dich! — Rette dich! — Ich halte sie auf."

Schnell wie der Gedanke sprang Anton zu seinem Prinzipal, er riß diesen mit sich fort, und beide flogen durch das Vorzimmer die Treppe hinab in den Hausflur. Hier stießen sie auf einen Haufen Bewaffneter, welche sich noch einmal gegen eine andrängende Volksmasse am Eingang des Hauses zu setzen suchten. Aber so schnell auch die Reisenden waren, schneller noch glitt ihr Gefährte der letzten Nacht die Treppe hinunter, flog an die Spitze seiner Freunde und warf sich unter lautem Zuruf mit ihnen einem herein-

brechenden Pöbelhaufen entgegen. Wild flogen die ſchwarzen Haare um ſein entblößtes Haupt, und in ſeinem ſchönen, jetzt ſo farbloſen Angeſicht glänzten die Augen von der unwiderſtehlichen Energie eines tapfern Mannes. „Zurück!“ rief er mit heller Stimme dem wüſten Volke zu und ſprang wie ein Panther von den Stufen des Portals weit hinein in den Haufen, mit flachen Schlägen ſeiner Klinge auf die Köpfe der Andrängenden hauend. Die Volksmaſſe wich zurück, die Gefährten des Tapfern ſtellten ſich kampfbereit hinter ihm auf. Wieder ergriff Anton den Arm ſeines Prinzipals und zog ihn aus dem Hauſe mit der Haſt, welche dem Menſchen nur dann wird, wenn er widerſtandslos einem mächtigen Triebe folgt. Schon waren ſie an einem Vorſprung des Hauſes, da fiel ein Schuß, und mit Entſetzen ſahen ſie noch, daß der junge Pole blutend auf den Rücken fiel, ſie hörten ſeinen letzten Schrei: „Die Canaille!“

„Zu den Wagen!“ rief der Kaufmann und warf ſich in eine enge Quergaſſe. Aus der Ferne klangen noch einzelne Schüſſe und das Geſchrei der Uneinigen; die Reiſenden durchbrachen das Gedränge neugieriger und erſchreckter Einwohner, welche ihren Lauf durch entlegene Straßen hinderten, und kamen atemlos, das Schlimmſte befürchtend, vor der Herberge an.

Auch hier war die Empörung ausgebrochen. Die zurückgelaſſene Wache hatte den Wirt losgebunden und ſich ſchleunig entfernt, als die Nachricht von dem Tumult zu ihren Ohren gedrungen war. Jetzt füllte den Hof Zank und vielſtimmiges Geſchrei. Der Wirt, unterſtützt von einem Haufen Straßengeſindel, verhandelte heftig mit den Fuhrleuten. Ein Teil der Wagen war angeſpannt und zur Abfahrt bereit, von andern war die Decke wieder heruntergeriſſen, ein Trupp der Fuhrleute, offenbar die Minderzahl, ſtand davor und widerſetzte ſich dem andringenden Wirt und ſeiner Bande. Es war eine verzweifelte Lage. Der Kaufmann riß ſich von Anton los, welcher ihn zurückhalten wollte, ſtürzte mitten in den Haufen der Streitenden und rief, den Paſſierſchein hoch hebend, in polniſcher Sprache:

„Haltet ein! Hier iſt der Befehl des Kommandanten, daß unſere Wagen die Stadt verlaſſen ſollen. Wer ſich widerſetzt, wird beſtraft werden. Wir ſtehen unter dem Schutz der Regierung.“

„Welcher Regierung? du Schelm von einem Deutſchen!“ ſchrie der Wirt mit kirſchrotem Geſicht; „die alte Regierung gilt nicht mehr, die Verräter haben ihren Lohn erhalten, und ihr Spione ſollt gleichfalls hängen!“ So drang er auf den Kaufmann ein und hieb mit einem alten Säbel nach dem Haupt des Wehrloſen.

Unſerm Anton grauſte; aber wie der Menſch in den ſchrecklichſten Momenten von abenteuerlichen Ideenverbindungen befallen wird, welche wie Sternſchnuppen durch die Finſternis eines empörten Gemütes ſchießen, ſo erhielt auch ihm der breite Rücken des Wirtes auf einmal eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Rücken eines dicken Schulkameraden aus Oſtrau, eines gutmütigen Bäckerſohnes, an dem er in vielen Balgereien den Knabenkunſtgriff geübt hatte, ſeinen Gegner durch einen gewiſſen Ruck und Druck von hinten platt auf die Erde zu legen. Er ſprang blitzſchnell hinter den Wirt, faßte ihn mit der Stärke eines Rieſen am Genick, gab ihm den Ruck mit aller Kunſt und ſchrie dabei unwillkürlich: „Du Hanswurſt!“ — Der niederſauſende Säbel verlor ſeine gefährliche Richtung, er traf den Arm des Kaufmanns, zerſchnitt den Rock und drang in das Fleiſch ein, das Blut färbte augenblicklich die weiße Leinwand, welche durch den Schnitt bloßgelegt wurde. Als der Dicke, wie ein Käfer zappelnd, auf dem Rücken lag, hielt ihm Anton wieder die treue Piſtole vor und ſchrie in ſeiner verzweifelten Begeiſterung: „Zurück, ihr Schufte, oder ich ſchieße ihn tot!“

Dieſes ſchnelle Eingreifen bewirkte für den Augenblick mehr, als nach Lage der Dinge zu hoffen ſtand: das Geſindel, welches der Wirt aus ſeiner Schenkſtube zuſammengeholt hatte und welches zunächſt in fremdem Intereſſe handelte, wich zurück, und ein halbes Dutzend Fuhrleute drängte ſich mit Radſtangen und anderen Angriffswerkzeugen um den Kaufmann und ſchrie jetzt ebenſo laut, wie früher die

andern, daß dem fremden Herrn und den Wagen kein Leid geſchehen ſolle. Der Kaufmann rief: „Jagt das fremde Volk hinaus!“ faßte ſelbſt den Säbel, welcher dem liegenden Wirt entfallen war, ſtürmte an der Spitze der Getreuen auf die Helfer des Wirts ein und trieb dieſe durch den gepflaſterten Hausflur. Die Hartnäckigſten machten noch einen vergeblichen Verſuch, ſich in der Schenkſtube feſtzuhalten, aber einer nach dem andern ward aus dem Hauſe geworfen, daß ſie brüllend und fluchend davonliefen. Darauf wurde die Haustür geſchloſſen, und der Kaufmann eilte nach dem Hof zurück, wo Anton noch immer vor dem unverbeſſerlichen Wirt kniete und dieſen am Aufſtehen hinderte. Die übrigen Fuhrleute hatten ſich ſcheu zurückgezogen, der Kaufmann rief jetzt alle heran und befahl: „Spannt an!“ — Zu Anton ſagte er: „Dies Haus müſſen wir ſogleich verlaſſen. Beſſer auf dem Straßenpflaſter als in dieſer Höhle.“

„Sie bluten“, rief Anton, beſtürzt zu dem Arm des Kaufmanns aufblickend.

„Es muß unbedeutend ſein, ich kann den Arm bewegen“, antwortete der Kaufmann ſchnell. „Öffnet das Hintertor, hinaus mit den Wagen! Vorwärts, ihr Männer! — Einer der Fuhrleute wird Ihnen helfen, den Wirt feſtzuhalten.“

„Und wo ſollen wir hin?“ fragte Anton in engliſcher Sprache. „Sollen wir mit den Wagen hinein in das Blutvergießen der Straße?“

„Wir haben einen Paſſierſchein und werden die Stadt verlaſſen“, erwiderte der Kaufmann hartnäckig.

„Man wird den Paß nicht reſpektieren“, rief Anton wieder, und hielt dem ungeduldigen Wirt ſeine Piſtole an die Stirn.

„Im ſchlimmſten Falle gibt es mehrere Herbergen in dieſem Teile der Stadt, jede andere wird eine beſſere Zuflucht ſein.“

„Aber die Fuhrleute ſind nicht vollzählig und haben zum Teil böſen Willen.“

„Den böſen Willen einzelner bezwinge ich,“ entgegnete der Kaufmann finſter; „die Geſpanne ſind vollzählig, es

fehlen nur die Knechte. Wer Pferde beſaß, blieb bei ſeiner Pflicht. — Das Tor iſt geöffnet, hinaus mit den Wagen!“

Das hintere Tor führte auf einen offenen Platz, der mit Schutt und Bauſteinen bedeckt und von einzelnen ärmlichen Häuſern umgeben war. Der Kaufmann eilte an das Tor und trieb zur Abfahrt. Ein ſtämmiger Burſche kam von ſeinen Pferden zur Unterſtützung Antons herbei. Es waren angſtvolle Momente. In der Nähe des Hauſes rangen Anton und ſein Gehilfe mit dem liegenden Mann, und an der Tür heulten die häßliche Frau des Liegenden und die beiden Dienſtmädchen. Als der erſte Wagen durch das Hoftor hinausfuhr, wurde das Geſchrei der Weiber lauter, die Wirtin rief Mord und Hilfe, und die Mädchen ächzten um ſo herzhafter, je eifriger der junge Fuhrmann ihnen verſicherte, dem Herrn Wirt ſolle kein Leid geſchehen, wenn er nur ruhig liegen bleibe; und ihre Zeche würden ſie auch bezahlen.

Da donnerten Kolbenſchläge an das verſchloſſene Haustor, die Weiber ſtürzten hin und öffneten; und ſo groß war die hoffnungsloſe Spannung der letzten Augenblicke geweſen, daß Anton mit einer gewiſſen Befriedigung ein ſtarkes Kommando Bewaffneter in den Hof dringen ſah. Er erhob ſich vom Boden und ließ den Wirt los. Der Kaufmann aber ging langſam, mit wankendem Schritt als ein gebrochener Mann den Feinden entgegen, welche im entſcheidenden Augenblick ſeinen Willen hinderten.

Der Anführer des Trupps, einer von den Wächtern, welche der junge Pole am Morgen in die Herberge gerufen hatte, ſagte zum Kaufmann: „Sie ſind Gefangener der Regierung, Sie und Ihre Waren dürfen die Stadt nicht verlaſſen.“

„Ich habe einen Paſſierſchein“, antwortete der Kaufmann mit heiſerer Stimme und griff nach der Bruſttaſche.

„Das neue Kommando verbietet Ihnen die Abreiſe“, wiederholte der Bewaffnete kurz.

„Ich muß mich unterwerfen“, ſprach der Kaufmann, er ſetzte ſich matt auf eine Deichſel und faßte mit beiden Händen nach dem Wagenkorbe.

Anton hielt den halb Bewußtloſen in ſeinen Armen und

rief in der tiefſten Empörung: „Wir ſind in dieſer Herberge zweimal beraubt worden, wir waren in Gefahr getötet zu werden, mein Begleiter iſt verwundet, wenn Ihre Regierung uns und die Wagen zurückhalten will, ſo ſchützen Sie wenigſtens unſer Leben und dieſe Güter, welche uns gehören. In dieſer Herberge können die Wagen nicht bleiben, und wenn Sie uns von den Wagen trennen und fortführen, ſo wird Plünderung und Zerſtörung derſelben noch ſchwerer zu verhüten ſein.“

Die Bewaffneten traten zuſammen und hielten Rat; der Anführer rief endlich auch Anton. Nach langem Verhandeln wurde beſtimmt, die Wagen in eine nahe gelegene Herberge von ähnlicher Beſchaffenheit, aber etwas beſſerem Charakter zu geleiten. Anton erhielt die Erlaubnis, mit dem Kaufmann unter Bewachung in demſelben Gaſthofe zu bleiben, bis weiteres über ſie beſchloſſen würde. Der Kaufmann hatte unterdes an die Leinwand des Wagens gelehnt teilnahmlos dageſeſſen. Anton teilte ihm ſchnell das Ergebnis der Unterhandlungen mit.

„Wir müſſen es ertragen“, ſagte der Prinzipal langſam und verſuchte mit Mühe ſich zu erheben. „Fordern Sie unſere Rechnung von dem Wirt.“

„Der Wirt wird ſeine Bezahlung durch uns erhalten“, ſagte der Führer des Trupps und ſtieß den Beſitzer des Hofes unſanft zur Seite. „Denken Sie jetzt an ſich ſelbſt“, fügte er teilnehmend hinzu und faßte den Arm des Verwundeten, um ihn zu ſtützen.

„Bezahlen Sie für uns und für die Pferde,“ wiederholte der Kaufmann zu Anton gewandt, „wir dürfen hier nichts ſchuldig bleiben.“

Anton zog ſeine Brieftaſche hervor, rief die Fuhrleute zuſammen, übergab vor ihren Augen dem Wirt ein Kaſſenbillett und ſagte ihm: „So zahle ich Euch, bis Eure Forderung feſtgeſtellt iſt, vorläufig dieſe Summe. Ihr Männer ſeid Zeugen.“ Die Fuhrleute nickten reſpektvoll und eilten zu ihren Wagen.

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Voran ein Teil der Bewaffneten, dann die Frachtwagen, welche langſam und

unbehilflich über die Steine der Ausfahrt raſſelten, einige ohne Fuhrmann, nur durch die eingeübten Pferde in der Reihe gehalten. Der Kaufmann ſtand am Tor, auf Anton gelehnt, und zählte leiſe wie im Traume, ſooft ein Wagen durch das Tor fuhr; da der letzte hinausrollte, ſagte er: „Abgemacht!“ und ließ ſich von Anton und dem Polen hinter den Wagen herführen.

In der nächſten Querſtraße fuhr der Zug in den weiten Hofraum einer Herberge ein. Als nach langem Aufenthalt der letzte Wagen abgeſpannt war, und die Wache das Tor von innen verriegelt hatte, ſank der Kaufmann ohnmächtig zuſammen und wurde in das Haus getragen.

In einem kleinen Zimmer wurde der Verwundete niedergelegt; die Polen ſtellten eine Wache vor das Zimmer der Reiſenden, eine andere in den Hof; Anton blieb mit dem Ohnmächtigen allein. Angſtvoll kniete er an dem Lager des Kaufmanns nieder, öffnete ihm die Kleider und benetzte das Geſicht mit kaltem Waſſer. Nach einer Weile kehrte Leben in das Angeſicht des Prinzipals zurück, er öffnete die Augen, blickte dankend auf Anton und wies auf das Fenſter.

Anton ſah hinaus und ſagte freudig: „Es führt auf den Hof, ich kann die Wagen zählen und überſehen. Hier, glaube ich, ſind wir in erträglicher Sicherheit; freilich ſind wir Gefangene! Vor allem aber erlauben Sie mir, nach Ihrer Wunde zu ſehen, Ihre Kleider ſind mit vielem Blut befleckt!“

„Die Schwäche kommt von der Anſtrengung mehr als vom Blutverluſt“, antwortete der Kaufmann ſich aufrichtend.

Anton öffnete die Tür und bat um einen Wundarzt. Der Wächter war bereit, einen ſolchen zu holen, und ließ nach Verlauf einer langen ängſtlichen Stunde ein ſchäbiges Subjekt herein, welches eilig ein Barbiermeſſer und ein ſchmutziges Taſchentuch hervorholte, das Meſſer an ſeinem Ärmel ſtrich und das Taſchentuch in eine bedenkliche Nähe von Antons Kinn zu bringen wagte. Mit Mühe wurde ihm begreiflich gemacht, weshalb er gerufen ſei. Anton ſchnitt den

Rockärmel und das Hemde auf und unterſuchte ſelbſt die verwundete Stelle. Es war ein Schnitt in den Oberarm, er ſchien nicht gerade tief, doch war der Arm ſteif, und der Kaufmann fühlte heftige Schmerzen. Der Barbier verſuchte einen Verband anzulegen und entfernte ſich mit dem Verſprechen, in den nächſten Tagen wiederzukommen. Der Kaufmann ſank erſchöpft durch die Schmerzen des Verbandes auf das Lager zurück, und Anton ſaß den Reſt des Tages neben ihm, machte dem Arm Umſchläge von kaltem Waſſer und beobachtete den fieberhaften Schlummer des Kranken.

Bald verſank er ſelbſt in einen Zuſtand von Halbſchlaf, eine dumpfe Abſpannung, welche ihn gleichgültig gegen alles machte, was außerhalb des Zimmers vorging. So kam der Abend und die Nacht, Anton ſchlich zuweilen vom Lager des Verwundeten nach dem Fenſter, um nach den Wagen zu ſehen, oder nach der Tür, um einige halblaute Worte mit der Wache zu wechſeln, welche eine gutmütige Teilnahme bewies. Unterdes wütete in der Stadt das Feuer, und vor den Toren donnerte das Geſchütz angreifender Truppen. Anton ſah gleichgültig auf die glühende Lohe, welche vom Winde getrieben wieder über die unglückliche Stadt flog, er hörte mit einer ſchwachen Verwunderung, daß der Donner des Geſchützes immer ſtärker rollte und endlich in ein betäubendes Krachen überging, und wenn er Wehgeſchrei oder Gebrüll auf der Straße hörte, klang es ihm ſo unbedeutend wie das Läuten eines Frühglöckchens, das er von ſeiner Stube im Hauſe des Prinzipals hören konnte, und das niemanden aus der Morgenruh aufzuſtören vermochte, als höchſtens einige fromme Mütterchen. Müde griff er die ganze Nacht hindurch mit den Händen in das kalte Waſſer und an den Arm des Liegenden und fuhr auf, ſooft dieſer ſtöhnte und ſich bewegte. Als aber gegen Morgen der Kranke in einen ruhigeren Schlummer ſank, vergaß auch Anton ſeine Arbeit, der Kopf fiel ihm ſchwer auf die Hände, welche er über den Tiſch ausgebreitet hatte; er ſah und hörte nichts mehr, er war unter dem Angſtgeſchrei und Kanonendonner, welche die Eroberung einer hartnäckig ver-

teidigten Stadt anzeigten, unter allen Greueln eines blutigen Kampfes feſt eingeſchlafen wie ein müder Knabe über ſeinen Schularbeiten.

Als er nach einigen Stunden erwachte, war der Morgen längſt angebrochen, der Kaufmann lachte ihn von ſeinem Lager freundlich an und reichte ihm die geſunde Hand. Anton drückte ſie erfreut und eilte wieder nach dem Fenſter: „Alles in Ordnung!“ Darauf öffnete er die Tür, die Wache war verſchwunden. Und auf der Straße klang Trommelwirbel und der regelmäßige Tritt einziehender Regimenter.

3.

„Wir gaben Sie bereits verloren“, rief der eintretende Rittmeiſter dem Kaufmann zu. „Es iſt hier arg gewirtſchaftet worden, und meine Erkundigungen nach Ihnen waren ohne Erfolg; ein Glück war es, daß Ihr Brief mich in dem Gewirr auffand.“

„Wir haben unſern Willen durchgeſetzt,“ ſagte der Kaufmann, „wie Sie ſehen, nicht ohne Hinderniſſe —“, er zeigte lächelnd auf ſeinen verbundenen Arm.

„Vor allem laſſen Sie mich wiſſen, welche Abenteuer Sie erlebt haben,“ ſagte der Rittmeiſter, ſich zu dem Verwundeten ſetzend; „Sie haben mehr Spuren des Kampfes aufzuweiſen als wir.“ Der Kaufmann erzählte. Er verweilte mit Wärme bei Antons Heldentat, dem er ſeine Rettung zuſchrieb, und ſchloß mit den Worten: „Meine Wunde verhindert mich nicht zu reiſen, und meine Rückkehr iſt dringend notwendig. Die Wagen will ich bis zur Grenze mit mir nehmen.“

„Morgen früh geht ein Zug unſeres Trains nach der Grenze zurück, dieſem können Sie Ihre Wagen anſchließen. Übrigens iſt die große Straße jetzt ſicher. Von morgen wird auch der Poſtenlauf wieder beginnen.“

„Unterdes erbitte ich Ihre Vermittlung, ich will noch heute durch Stafette Briefe nach Hauſe ſenden.“

„Ich will ſorgen,“ verſprach der Rittmeiſter, „daß Ihre Rückkehr morgen keine Verzögerung erleidet.“

Als der Offizier das Zimmer verlaſſen hatte, ſagte der Kaufmann zu Anton: „Ihnen, lieber Wohlfart, muß ich jetzt eine Überraſchung bereiten, die Ihnen, wie ich fürchte, wenig willkommen ſein wird. Ich wünſche Sie an meiner Stelle hier zu laſſen.“ Erſtaunt trat Anton an das Lager des Prinzipals. „Auf unſern Agenten iſt in dieſer Zeit nicht zu bauen,“ fuhr der Kaufmann fort; „ich habe in dieſen Tagen mit Freuden erkannt, wie ſehr ich mich auf Sie verlaſſen kann. Was Sie noch nebenbei getan haben zur Rettung meiner Stirnhaut, das bleibt Ihnen unvergeſſen, ſolange ich lebe. — Und jetzt ſetzen Sie ſich mit Ihrer Schreibtafel zu mir, wir überlegen noch einmal, was wir zu tun haben.“

Am nächſten Morgen hielt ein Poſtwagen vor der Herberge, der Kaufmann wurde von Anton hineingehoben und ließ an der Seite der Straße halten, bis die Frachtwagen einer nach dem andern zum Tore hinausgefahren waren. Dann drückte er noch einmal Antons Hand und ſagte: „Ihr Aufenthalt wird Wochen, ja er kann Monate dauern. Ihre Arbeit wird ſehr unangenehm und zuweilen ohne Erfolg ſein. Und ich wiederhole Ihnen, ſeien Sie nicht zu ängſtlich, ich vertraue auf Ihr Urteil wie auf mein eigenes. Fürchten Sie nicht, uns einen Verluſt zu bereiten, wenn Sie unſichere Schuldner zur Zahlung bringen können. Dieſer Ort iſt verwüſtet und fortan für uns verloren. Leben Sie wohl, auf ein gutes Wiederſehn zu Hauſe.“

So blieb Anton allein in der fremden Stadt, in einer Stellung, in welcher großes Vertrauen ihm große Verantwortlichkeit auflegte. Er rief den Wirt und ſchloß mit ihm auf der Stelle einen Vertrag über ſeinen ferneren Aufenthalt. Die Stadt war ſo angefüllt mit Militär, daß er es vorzog, in der kleinen Wohnung, welche er bereits in Beſitz hatte, zu bleiben und die Unbequemlichkeiten des dürftigen Quartiers zu ertragen. Er durfte nicht erwarten, es irgendwo wohnlicher zu finden.

Wohl war es eine verwüſtete Stadt, welche Antons Fuß durchſchritt. Vor wenig Tagen füllte das Gewühl leidenſchaftlicher Menſchen die Straßen, jede Art von Unterneh-

mungsluſt war auf den wilden Geſichtern zu leſen. Wo war jetzt der Trotz, die Kampfgier, die Begeiſterung der vielen Tauſende? — Die Haufen der Landleute, Schwärme des Pöbels, Krieger des Patriotenheeres waren zerſtoben wie Geiſter, welche der Sturmſchlag fremder Trommeln verſcheucht hat. Was von Menſchen auf den Straßen daherſchritt, das waren eingedrungene Soldaten. Aber ihre bunten Uniformen gaben der Stadt kein beſſeres Anſehen. Zwar das Feuer war gelöſcht, deſſen Qualm in den letzten Tagen den Himmel verdunkelt hatte. Aber in dem bleichen Herbſtlicht ſtanden die Häuſer da wie ausgebrannt. Die Türen blieben verſchloſſen, viele Scheiben zerſchlagen, auf den Steinen lag der Unrat, faules Stroh, Trümmer von Hausgerät, hier mit zerbrochenenen Rädern ein Karren, dort eine Montur, Waffen, die Leiche eines Pferdes. An einer Straßenecke ſtanden Schränke und Tonnen, die man aus Häuſern zuſammengeworfen hatte als einen letzten Wall gegen die eindringenden Truppen, und dahinter lagen mit einem Strohbund nachläſſig zugedeckt die Leiber getöteter Menſchen. Anton wandte ſich mit Grauſen ab, als er die blutloſen Köpfe unter den Halmen erblickte. Auf den Plätzen biwakierten neu eingezogene Truppen, ihre Pferde ſtanden in Haufen zuſammengekoppelt, daneben aufgefahrene Geſchütze; in allen Straßen dröhnte der Tritt ſtarker Patrouillen, nur ſelten eilte eine Geſtalt in Zivilkleidern über das Pflaſter, den Hut tief in die Augen gedrückt, mit furchtſamem Blick von der Seite auf die fremden Krieger ſehend, zuweilen wurde ein bleicher Mann von Bewaffneten vorübergeführt, und wenn er zu langſam ging, mit dem Kolben vorwärts geſtoßen. Die Stadt hatte häßlich ausgeſehen während der Aufregung, ſie erſchien noch häßlicher in der Totenruhe, welche jetzt auf ihr lag.

Als Anton mit ſolchen Eindrücken von ſeinem erſten Gange zurückkehrte, fand er vor ſeiner Zimmertür einen Huſaren, der wie auf Poſten mit dröhnendem Tritt auf und ab ging.

„Herr Wohlfart!“ ſchrie der Huſar und ſtürzte dem Ankommenden entgegen.

„Mein lieber Karl," rief Anton, „das iſt die erſte Freude, die ich in dieſer traurigen Stadt habe. Aber wie kommen Sie hierher?"

„Sie wiſſen ja, daß ich jetzt meine Zeit abdiene. Wir ſtießen zu unſern Kameraden an der Grenze, wenige Stunden, nachdem Sie abgereiſt waren. Vom Wirt, der mich noch aus dem Geſchäft kannte, erfuhr ich Ihre Abreiſe. Sie können denken, in welcher Angſt ich war. Erſt heute erhielt ich Urlaub, und es war mein Glück, daß ich einen der Fuhrleute in der Haustür fragte, ſonſt hätte ich Sie noch nicht gefunden. Und jetzt vor allem, Herr Wohlfart, was macht unſer Prinzipal, wie ſteht's mit unſern Waren?"

„Kommen Sie nur ins Zimmer", erwiderte Anton. „Sie ſollen alles hören."

„Halt," rief Karl, „erſt muß noch etwas in Ordnung gebracht werden. Sie ſprechen Sie zu mir, das leide ich nicht. Tun Sie mir den Gefallen und reden Sie zu mir, als wäre ich noch der Karl im Geſchäft."

„Aber Sie ſind's ja nicht mehr", ſagte Anton lachend.

„Dies hier iſt nur Maskerade," ſagte Karl auf ſeine Uniform weiſend, „in meinem Herzen bin ich immer noch freiwilliger Auflader bei T. O. Schröter. Wenn mir bei Ihnen wohl ſein ſoll, ſo führen Sie das alte Du wieder ein."

„Wie du willſt, Karl," erwiderte Anton, „komm herein und laß dir erzählen."

Karl geriet in den heftigſten Zorn gegen den ſchlechten Wirt. „Dieſer diebiſche Hundsfott! An unſerer Firma, an unſerm oberſten Chef hat er ſich vergriffen. Aber morgen führe ich einen ganzen Beritt unſerer Jungen in ſeine Herberge. Ich laſſe ihn in ſeinen eigenen Hof treiben, er wird als hölzernes Pferd aufgeſtellt, und wir ſpringen eine Stunde lang über ihn weg, einer nach dem andern, und bei jedem Sprunge geben wir ihm einen Puff auf ſeinen boshaften Kopf."

„Herr Schröter hat ihm die Strafe erlaſſen," ſagte Anton begütigend, „ſei du nicht grauſamer. — Höre, du biſt ein hübſcher Junge geworden."

„Es geht an“, erwiderte Karl geſchmeichelt. „Mit der Landwirtſchaft habe ich mich ausgeſöhnt. Mein Onkel iſt ein guter Mann. Wenn Sie ſich meinen Alten halb ſo groß denken, als er iſt, und dünn ſtatt dick, und mit einer kleinen Stumpfnaſe ſtatt einer großen Naſe, und mit einem länglichen Geſicht ſtatt einem runden, und mit einem eſelsfarbenen Rock und ohne Lederſchürze, dafür mit zwei hohen Knieſtiefeln, ſo haben Sie ganz meinen Onkel. Ein prachtvolles kleines Kerlchen. Er meint's gut mit mir. Im Anfange freilich war mir's zu ſtill auf dem Lande, dagegen viel waſſerpolackiſches Volk in der Nähe; aber es ging mit der Zeit. Man ſieht bei der Wirtſchaft immer, was man ſchafft, das iſt die größte Freude. Daß ich Soldat werden mußte, war meinem grauröckigen Onkel ein Strich durch die Rechnung; mir war's recht, daß ich einmal im Ernſte auf ein Pferd kam und etwas von der Katzbalgerei mit anſehen konnte. Elende Wirtſchaften hier auf dem Lande, Herr Wohlfart. Und dieſer Platz, es iſt eine greuliche Verwüſtung!“ So ſchwatzte Karl vergnügt fort. Endlich ergriff er ſeine Mütze: „Wenn Sie jetzt hierbleiben, ſo erlauben Sie mir, Sie manchmal auf eine Viertelſtunde zu beſuchen.“

„Du ſollſt nun wie zu Hauſe“, ſagte Anton. „Wenn du mich einmal nicht triffſt, der Wirt hat den Schlüſſel, hier ſtehen die Zigarren.“

So hatte Anton einen alten Freund wiedergefunden. Aber Karl blieb nicht ſeine einzige Bekanntſchaft in Dolman und Schleppſäbel. Der Rittmeiſter freute ſich über den Landsmann, der ſich ſo wacker gegen die Inſurgenten gehalten hatte. Er ſtellte ihn dem Oberſten vor, welcher die Truppenabteilung befehligte. Anton mußte dieſem ſeine Abenteuer erzählen und wurde in einem großen Kreiſe von Epauletten höchlich gelobt, darauf lud ihn der Rittmeiſter an einem der nächſten Tage zu Tiſche und ſtellte ihn den Offizieren ſeiner Schwadron vor. Antons beſcheidene Ruhe machte einen günſtigen Eindruck auf die bunten Herren. In der Garniſon wären ſie wahrſcheinlich durch gewiſſe Anſichten über Menſchengröße verhindert worden, mit einem jungen Kaufmann ungezwungen zu verkehren, hier im Felde

waren ſie ſelbſt tüchtigere Männer, als in der geſchäftigen Langeweile des Friedens, ihre Vorurteile wurden geringer und ihre Anerkennung eines mutigen Mannes unbefangener. So betrachteten ſie den Herrn aus dem Kontor bald als einen verdammt guten Jungen, ſie gewöhnten ſich, ihn im Scherz bei ſeinem Vornamen zu nennen, und wenn ſie im Kaffeehaus ihre Taſſe tranken und eine Partie Domino ſpielten, ſo riefen ſie Anton unfehlbar in ihren Kreis. Eine dunkle Sage von großem Vermögen und von ungewöhnlichen Verbindungen des Ziviliſten tauchte aus dem Dunkel der Jahre jetzt wieder auf, aber um der Schwadron nicht unrecht zu tun, dies war nicht mehr der Hauptgrund für die rückſichtsvolle Behandlung, die ſie ihrem Landsmann gönnte. Anton fühlte ſich durch die leichte Verbindung mit den ritterlichen Knaben mehr gehoben, als er ſich ſelbſt oder Herrn Pix geſtanden hätte. Er genoß jetzt den freien Verkehr mit anſpruchsvollen Menſchen, und erſchien ſich manchem ebenbürtig, den er bis dahin von ſeinem Kontor aus mit ſtillem Reſpekt betrachtet hatte. Alte Erinnerungen wurden in ihm mächtig, er fühlte ſich aufs neue hereingezogen in den Zauber eines Kreiſes, welcher ihm für frei, glänzend und ſchön galt. Auch der Leutnant von Rothſattel gehörte bald zu den guten Bekannten Antons. Anton behandelte ihn mit der zarteſten Aufmerkſamkeit, und der Leutnant, im Grunde ein verzogener, leichtſinniger, gutmütiger Menſch, ließ ſich die herzliche Neigung Antons gern gefallen und lohnte ihm durch beſondere Vertraulichkeit.

Die Geſchäfte Antons ſorgten dafür, daß er unter den neuen Bekannten ſeine Selbſtändigkeit nicht verlor. Wohl war die Stadt ein verwüſteter Ort, der wilde Rauſch war verflogen, jetzt lag die Abſpannung auf aller friedlichen Tätigkeit. Die täglichen Lebenbedürfniſſe waren teuer, und lohnende Arbeit war nur für wenige vorhanden. Mancher, der ſonſt Stiefel getragen hatte, ging barfuß, wer in anderer Zeit einen neuen Rock gekauft hätte, ließ jetzt einen Lappen auf den alten ſetzen, der Schuſter und der Schneider verzehrten zum Frühſtück Waſſerſuppe ſtatt Kaffee und

Zucker, der Krämer bezahlte seine Schuld beim Kaufmann nicht, und der Kaufmann vermochte nicht seine Verpflichtung gegen andere Handlungshäuser zu erfüllen. Wer in solcher Zeit sein Geld zurückfordert von solchen, welche schwere Verluste mutlos beklagen, der hat eine harte Arbeit. Anton empfand das. Überall hörte er Klagen, die nur zu sehr begründet waren, an vielen Orten versuchte man seinem Drängen durch allerlei Kunstgriffe zu entgehen. Täglich erlebte er peinliche Szenen, oft mußten beim Advokaten endlose Verhandlungen in polnischer Sprache aufgenommen werden, bei denen er sich wie verkauft vorkam, obgleich der Agent den Dolmetscher machte. Es war ein bunt zusammengewürfelter Handelsstand, in welchem Anton zu verkehren hatte. Männer aus allen Teilen Europas. Der Verkehr hatte vieles, was in deutschen Augen als wild und unregelmäßig galt. Und doch übte die Gewohnheit, Verpflichtungen zu erfüllen, einen so großen Einfluß auch auf mutlose Naturen, daß Antons Beharrlichkeit mehr als einmal den Sieg errang.

Die größte Forderung hatte sein Haus an einen Herrn Wendel, einen kleinen trockenen Mann, der stille Geschäfte nach allen Seiten gemacht hatte. Man sagte, er sei reich geworden durch Schmuggel und sei jetzt in großer Gefahr zu fallen. Er hatte den Prinzipal selbst mit Trotz empfangen und gebärdete sich gegen Anton lange wie ein Verzweifelter. Anton hatte wieder einmal wohl eine Stunde lang in den mürrischen Alten hineingesprochen, und wie sehr der Mann sich drehte und wand, er war fest geblieben. Da brach Wendel endlich in die Worte aus: „Es ist genug, ich bin ein ruinierter Mann, aber Sie verdienen zu Ihrem Gelde zu kommen. Ihr Haus ist gegen mich immer großartig gewesen. Sie sollen Deckung erhalten. Schicken Sie mir noch heute Ihren Agenten, holen Sie mich morgen früh ab.“

Als am nächsten Morgen Anton in Begleitung des Agenten bei dem Schuldner eintrat, ergriff Wendel nach finsterm Gruß einen großen rostigen Schlüssel, zog langsam einen verschossenen Mantel an, auf welchem zahlreiche

Kragen übereinander lagen wie die Schindelreihen auf einem Dach, und brachte die Gläubiger in einen entlegenen Stadtteil vor ein verfallenes Kloſter. Sie ſchritten durch einen langen Kreuzgang. Anton ſah bewundernd zu dem kunſtvollen Bau der Wölbung auf; die Zeit hatte viele Gurte geſprengt und einige Gewölbkappen ausgebröckelt, die Trümmer lagen auf den großen Steinen des Fußbodens. An der Wand waren die Leichenſteine der alten Bewohner eingemauert, verwitterte Inſchriften meldeten dem unaufmerkſamen Geſchlecht der Lebenden, daß einſt fromme Slawenmönche in dieſen Räumen den Frieden geſucht hatten. In dieſem Kreuzgange waren ſie täglich, das Brevier in der Hand, auf und ab gegangen, hier hatten ſie gebetet und geträumt, bis ſie ihre arme Seele der Fürbitte ihres Heiligen übergeben mußten. Im Innern des Gebäudes öffnete Wendel eine verborgene Tür und führte ſeine Begleiter auf gewundener Steintreppe hinab in ein großes Gewölbe. Einſt hatte der Wein des reichen Kloſters darin gelegen, und der Bruder Kellermeiſter war, ach wie oft, dieſelben Stufen hinabgegangen; er war zwiſchen den Reihen der Fäſſer umhergewandelt, hatte hier und da eine Probe ausgehoben, und wenn das Glöckchen über ihm läutete, hatte er ſchnell ſein Haupt geſenkt und ein kleines Gebet geſprochen, und war darauf wieder an das Koſten gegangen, oder in behaglicher Stimmung auf und ab ſpaziert. Die Betglocken des Kloſters waren längſt eingeſchmolzen, die leeren Zellen der Brüder hatten Riſſe, und Getreide wurde jetzt aufbewahrt, wo ehemals der Prior an der Spitze der Brüder beim ehrbaren Mahle ſaß. Alles war verſchwunden, nur der Keller hatte ſich erhalten, und wie vor vierhundert Jahren lagen noch jetzt die Kufen des feurigen Ungarweins auf ihren ſchmalen Kentnern. Noch immer ſchoſſen die Strahlen der ſchönen Wölbung zu großen Sternen zuſammen, noch immer war der Raum mit reinem Weiß getüncht, der Boden mit hellem Sand tief beſtreut, noch immer war es Brauch, daß der Kellermeiſter nur mit einem Wachslicht dem edlen Wein nahen durfte. Es waren nicht dieſelben Fäſſer, aus denen die alten Mönche ihren

Trunk zogen, aber es war dasselbe Gewächs von den Rebenhügeln der Heghalla, der rosige Wein von Menes, der Stolz Odenburgs und der milde Trank der sorgfältigen Lese von Rust.

„Hundertundfünfzig Kufen, die Kufe zu achtzehn, vierundzwanzig, dreißig Dukaten", sagte der Agent, und die Inventur der Fässer begann. Mit gesenktem Haupt ging Wendel von einem Faß zum andern, die Kerze in der Hand. Vor jedem blieb er stehen und wischte mit einem reinen Leinwandlappen die kleinste Spur des Schimmels ab, die sich an einzelnen Fässern zeigte. „Es war mein liebster Weg hierher", sagte er zu Anton. „Seit zwanzig Jahren bin ich zu jeder Weinlese hinausgefahren und habe eingekauft. Es waren fröhliche Tage, Herr Wohlfart, das ist jetzt vorbei für immer. Oft bin ich hier auf und ab gegangen und habe mir das Sonnenlicht angesehen, das von oben auf die Fässer fiel, und habe an die gedacht, die vor mir hier gegangen sind. Heute bin ich zum letztenmal in diesem Keller. Was wird jetzt aus dem Wein werden? Sie werden ihn fortschaffen, man wird ihn in der Fremde ohne Verstand austrinken; in den Keller wird ein Branntweinbrenner seinen Spiritus tun, oder ein neuer Brauer sein bayrisches Bier. Die alte Zeit geht zu Ende auch für mich! — Das hier ist das edelste Gewächs", sagte er, zu einem Faß tretend. „Ich hätte es ausnehmen können bei unserer Abmachung. Was soll mir das Faß allein? Austrinken? Ich trinke keinen Wein mehr. Es soll fortgehen mit dem übrigen. Nur Abschied will ich noch von ihm nehmen." Er füllte sein Glas. „Haben Sie je so etwas getrunken?" fragte er und hielt Anton betrübt das Glas hin. Anton verneinte gern.

Langsam stiegen sie wieder die Stufen hinauf. An der Schwelle hielt der Kaufmann noch einmal an und sah in den Keller hinab eine lange Weile. Dann drehte er sich entschlossen um, schlug die Kellertür zu, zog den Schlüssel ab und legte ihn feierlich in Antons Hand. „Hier ist der Schlüssel zu Ihrem Eigentum, unsere Rechnung ist abgemacht. Leben Sie wohl, meine Herren." Langsam und mit

geſenktem Haupt ging er den verfallenen Kreuzgang hinab; in dem Dämmerlicht des trüben Tages glich er einem der alten Kellermeiſter des Kloſters, der noch als Geiſt durch die Trümmer der vergangenen Herrlichkeit gleitet. Der Agent rief ihm nach: „Aber das Frühſtück, Herr Wendel!“ Der Alte ſchüttelte den Kopf und winkte abwehrend mit der Hand.

Ja, das Frühſtück! Jedes Abkommen an dieſem Orte wurde mit Wein überſchwemmt. Dieſe langen Sitzungen im Weinhauſe, welche auch in der traurigen Zeit nicht ausgeſetzt wurden, waren für Anton kein geringes Leiden. Er ſah, daß man in dem Land viel weniger arbeite und viel mehr ſchwatze und trinke, als bei ihm daheim. Sooft es ihm gelungen war, etwas ins reine zu bringen, konnte auch er ſich dem Frühſtück nicht entziehen. Dann ſetzten ſich Käufer und Verkäufer, die Helfer und wer ſonſt zu den Bekannten gehörte, in einer Weinhandlung am runden Tiſch zuſammen, man fing mit Porter an, aß Kaviar nach Pfunden und zechte dann den roten Wein von Bordeaux. Gaſtfrei wurde nach allen Seiten eingeſchenkt; wer ein bekanntes Geſicht hatte, mußte am Gelage teilnehmen, immer zahlreicher wurde die Geſellſchaft, oft kam der Abend heran. Unterdes ließen die Hausfrauen der Männer, an ſolche Ereigniſſe gewöhnt, das Mittageſſen wohl dreimal wieder abtragen und hoben es zuletzt gleichmütig bis zum andern Tage auf. Anton dachte in ſolcher Zeit an Fink, der ihm, dem Widerſtrebenden, wenigſtens eine mäßige Fertigkeit beigebracht hatte, dergleichen ſchwere Geſchäfte mit Anſtand durchzumachen.

An einem Nachmittag ſaß Anton beim Domino. Da rief ein älterer Leutnant von ſeiner Zeitung den ſpielenden Offizieren zu: „Geſtern abend ſind einem unſerer Huſaren zwei Finger der rechten Hand zerſchmettert worden. Der Eſel, welcher mit ihm einquartiert war, hat an ſeinem Karabiner geſpielt, bevor er den Schuß herausgezogen hatte. Der Doktor hält eine Amputation für unvermeidlich. — Schade um den tüchtigen Mann, er war einer der brauchbarſten

Leute in der Schwadron. Solch Malheur trifft immer die Beſten."

„Wie heißt der Mann?" fragte Herr von Bolling, ſeinen Stein ſetzend.

„Es iſt der Gefreite Sturm."

Anton ſprang auf, daß die Steine auf dem Tiſche tanzten. „Wo liegt der Verwundete?"

Der Leutnant beſchrieb ihm die Lage des Lazaretts.

In einem finſtern Zimmer, voll von Betten und kranken Soldaten, lag der bleiche Karl und ſtreckte ſeine linke Hand Anton entgegen. „Es iſt vorüber," ſagte er, „es hat hölliſch weh getan, aber ich werde die Hand doch wieder gebrauchen. Die Feder kann ich noch führen, und auch das übrige will ich verſuchen, und iſt's nicht mit der Rechten, ſo iſt's mit der Linken. Nur in goldenen Ringen werde ich keinen Staat mehr machen."

„Mein armer, armer Karl," rief Anton, „mit deinem Dienſt iſt's vorbei."

„Wiſſen Sie was," ſagte Karl, „das Unglück will ich ertragen, ein ordentlicher Krieg wird doch nicht; wenn's auf das Frühjahr zum Einſäen kommt, bin ich wieder im Stande. Ich könnte ſchon jetzt aufſtehen, wenn nicht der Doktor ſo ſtreng wäre. Hier iſt es nicht ſchön," ſetzte er entſchuldigend hinzu, „es ſind viele unſerer Leute erkrankt, da muß man ſich in der fremden Stadt behelfen."

„Du ſollſt nicht in dieſer Stube bleiben," ſagte Anton, „wenn ich's ändern kann. Es riecht hier ſo nach Krankheit, daß ein Geſunder ſchwach wird; ich werde bitten, daß dein Rittmeiſter dir erlaubt, in meine Wohnung zu ziehen."

„Lieber Herr Anton", rief Karl erfreut.

„Still," ſagte dieſer, „noch weiß ich nicht, ob wir die Erlaubnis erhalten."

„Noch eine Bitte habe ich an Sie," ſagte beim Abſchiede der Kranke, „teilen Sie die Geſchichte dem Goliath ſo mit, daß er nicht zu ängſtlich wird. Wenn er's durch Zufall von Fremden erfährt, ſo ſtellt er ſich wie ein Menſchenfreſſer."

Das verſprach Anton und eilte darauf zu dem Regimentsarzt und zu ſeinem Gönner, dem Rittmeiſter.

„Ich will mich dafür verwenden, daß er jetzt Urlaub erhält“, verſprach dieſer. „Da mir bei der Beſchaffenheit der Wunde ſeine Verabſchiedung zweifellos ſcheint, ſo kann er ja bei Ihnen abwarten, bis dieſe erfolgt.“

Drei Tage darauf trat Karl mit ſeiner verbundenen Hand in Antons Zimmer. „Da bin ich“, ſagte er. „Adieu Dolman, adieu Selim, mein Brauner! Eine Woche müſſen Sie noch mit mir Geduld haben, Herr Anton, dann hebe ich Ihnen wieder Tiſch und Stuhl mit ſteifem Arm.“

„Hier iſt eine Antwort deines Vaters,“ ſagte Anton, „ſie iſt an mich gerichtet.“

„An Sie?“ fragte Karl verwundert, „warum an Sie? Warum hat er denn nicht an mich geſchrieben?“

„Höre ſelbſt.“ Anton ergriff einen großen Bogen, der von oben an mit halbzölligen Buchſtaben bemalt war, und las: „Geehrter Herr Wohlfart, das iſt ein großes Unglück für meinen armen Sohn! Zwei Finger von zehn bleiben nur acht. Wenn es auch kleine Finger ſind, es tut ebenſo weh. Es iſt ein ſehr großes Unglück für uns beide, daß wir einander nicht mehr ſchreiben können. Deswegen bitte ich Sie, daß Sie die Güte haben, ihm alles zu ſagen, was folgt. Er ſoll ſich nicht ſehr grämen. Bohren kann vielleicht noch gehn, auch manches mit dem Hammer. Und wenn der Himmel wollte, daß dieſes nicht möglich wäre, ſo ſoll er ſich doch nicht zu ſehr grämen. Es iſt für ihn geſorgt durch einen eiſernen Kaſten. Wenn ich geſtorben bin, findet er den Schlüſſel in meiner Weſtentaſche. So laſſe ich ihn von ganzem Herzen grüßen. Sobald er wieder fahren kann, ſoll er zu mir kommen, um ſo mehr, da ich ihm ſchriftlich nicht mehr ſagen kann, daß ich bin ewig ſein getreuer Vater Johann Sturm.“ — Anton reichte den Brief dem Invaliden.

„Es iſt richtig,“ ſagte Karl zwiſchen Lächeln und Wehmut, „er hat ſich in der erſten Angſt eingebildet, daß auch er mir nicht mehr ſchreiben kann, weil ich an der Hand

verwundet bin. Der wird Augen machen, wenn er meinen nächsten Brief erhält."

So wohnte Karl mehrere Wochen in dem Zimmer neben Anton. Sobald er seine Hand wieder bewegen konnte, bemächtigte er sich der Garderobe des Freundes und begann einige der kleinen Dienste, welche er vor Jahren im Hause des Prinzipals übernommen hatte. Anton hatte zu wehren, daß er nicht die unnötige Rolle eines Bedienten übernahm. „Hast du schon wieder meinen Rock unter der Bürste?" sagte er, in Karls Stube tretend, „du weißt, daß ich das nicht leiden will." — „Es war nur zur Gesellschaft von meinem," entschuldigte sich Karl, „zwei nebeneinander halten sich immer besser als einer. Ihr Kaffee ist fertig, aber die Maschine taugt nichts, er schmeckt immer nach Spiritus." Da er sich für Anton nicht nützlich machen konnte, wie er sagte, so fing er an für sich selbst zu arbeiten. Bei seiner alten Vorliebe für Handwerkszeug hatte er bald eine Menge verschiedenartiger Instrumente um sich versammelt, und so oft Anton das Haus verließ, begann ein Sägen, Bohren, Hobeln und Raspeln, daß sogar der taube Artilleriehauptmann, welcher im Nebenhause einquartiert war, zu der Ansicht kam, ein Tischler sei eingezogen, und seine eingefallene Bettstelle zum Ausbessern herüberschickte. Da Karl die rechte Hand noch schonen mußte, übte er die linke Hand mit allen Werkzeugen nach der Reihe und freute sich wie ein Kind über die Fortschritte, die er machte. Und als ihm der Arzt für die nächsten Wochen auch diese Tätigkeit abriet, fing er an mit der linken Hand zu schreiben und zeigte Anton täglich Proben seiner Handschrift. „Es ist nur der Übung wegen," sagte er, „der Mensch muß wissen, was er vermag. Übrigens ist es nur eine Angewohnheit, mit den Händen zu schreiben; wer keine hat, tut's mit den Beinen; ich glaube, daß nicht einmal die nötig sind, es müßte auch mit dem Kopfe gehen."

„Du bist ein Narr", sagte Anton lachend.

„Ich versichere Sie," fuhr Karl fort, „ein langes Rohr in den Mund gesteckt, mit zwei Drähten, die hinter die Ohren gedrückt werden, um die Schwankung zu verringern,

es müßte ganz erträglich gehen. — Da iſt die beinerne Einfaſſung von Ihrem Schlüſſelloche abgeſprungen, die wollen wir ſogleich anleimen."

„Ich wundere mich, daß ſie nicht wieder von ſelbſt feſt wird," ſpottete Anton, „denn aus deiner Stube kommt ein ſchrecklicher Leimgeruch hereingezogen. Die ganze Luft iſt in Leim verwandelt."

„Gott bewahre," ſagte Karl, „es iſt ja geruchloſer Leim, den ich habe, eine neue Erfindung."

Als der treue Mann mit dem Abſchied in der Taſche nach der Heimat zurückfuhr, fühlte ſich Anton ſo vereinſamt, als wäre er erſt jetzt aus dem Zauberkreiſe der großen Wage in die Fremde gezogen.

Einſt ging Anton an der verhängnisvollen Herberge vorüber, in welcher ſein Prinzipal verwundet worden war. Er ſtand einen Augenblick ſtill und ſah mit Neugier auf das alte Haus und den Hofraum, in welchem jetzt weißröckige Soldaten beſchäftigt waren, ihr Lederzeug zu färben und zu glätten. Da erblickte er ein Weſen im ſchwarzen Kaftan, welches wie ein Schatten aus der Schenkſtube quer über die Einfahrt hinglitt. Es waren die ſchwarzen Ohrlocken, es war das kleine Käppchen, es war Figur und Haltung des alten Bekannten Schmeie Tinkeles. Ach, aber es war nicht ſein Geſicht. Der frühere Tinkeles war in ſeiner Art ein hübſcher Burſch geweſen. Er hatte ſeine beiden Locken ſtets ſo glänzend und kokett getragen, wie einem Geſchäftsmann nur möglich iſt, er hatte hübſche rote Lippen gehabt und einen leichten Roſaſchimmer auf ſeinen gelben Wangen. Der gegenwärtige Schmeie war nur ein Schatten des frühern. Er ſah geſpenſtig bleich aus, ſeine Naſe war ſpitz und lang geworden, und ſein Kopf hing ihm nach vorn, wie der Kelch einer welkenden Blume am Bach Kidron.

Anton rief erſtaunt: „Tinkeles, ſeid Ihr's wirklich?" und trat auf ihn zu. Tinkeles ſchrak zuſammen, wie von einem Blitzſtrahl getroffen, und ſtarrte mit aufgeriſſenen Augen Anton an, ein Bild des Schreckens und der Furcht. „Gott

gerechter!“ waren die einzigen Worte, welche über ſeine blutloſen Lippen kamen.

„Was habt Ihr, Tinkeles? Ihr ſeht ja aus wie ein armer Sünder! Was treibt Ihr hier am Platz? Und wie zum Teufel kommt Ihr gerade in dieſes Haus?“

„Ich kann doch nichts dafür, daß ich hier bin,“ antwortete der Geſchäftsmann noch immer in halber Bewußtloſigkeit; „ich kann doch nichts dafür, daß der Prinzipal hat ſolches Unglück gehabt mit den Menſchen. Sein Blut iſt ja gefloſſen wegen der Waren, welche der Mauſche Fiſchel hatte abgeſchickt und hatte das Geld bereits gezogen. Ich bin unſchuldig, Herr Wohlfart, auf meine ewige Seligkeit, ich habe nicht gewußt, daß der Wirt iſt ein ſo ſchlechter Menſch, und wird die Hand aufheben gegen den Herrn, welcher vor ihm ſteht ohne Hut, ohne Mütze. — Ohne Mütze,“ jammerte er lauter, „in bloßem Kopf, Sie können glauben, es iſt mir geweſen, als wenn ein Schwert fiele in meinen Leib, als ich habe geſehen, wie der Wirt ſich benommen hat ſo gewalttätig gegen einen Mann, der vor ihm ſtand mit aufgerichtetem Haupt als ein Ehrenmann, was er iſt geweſen ſein Lebelang.“

„Hört, Schmeie,“ ſagte Anton, erſtaunt auf den Galizier blickend, der immer noch danach rang, durch Worte ſeine Faſſung wieder zu gewinnen, „hört, mein Burſch, Ihr ſeid hier in dieſer Herberge geweſen, als die Wagen geplündert wurden, Ihr habt aus einem Verſteck unſern Streit mit dem Wirt angeſehen. Ihr kennt den Wirt und wohnt noch hier, ich will Euch geradeheraus ſagen, was Ihr mir zur Hälfte eingeſtanden habt. Ihr habt von dem Abladen der Wagen gewußt; und ich will Euch noch etwas anvertrauen, Ihr habt ein Intereſſe daran gehabt, daß die Fuhrleute hier zurückblieben, und Ihr habt mit dem Wirt unter einer Decke geſteckt. Nach dem, was Ihr mir geſagt habt, laſſe ich Euch nicht los, bevor ich alles weiß. Ihr werdet entweder jetzt auf mein Zimmer kommen und mir freiwillig geſtehen, was Ihr wißt, oder ich führe Euch zum Militär und laſſe Euch von den Soldaten verhören.“

Tinkeles war vernichtet. „Gott meiner Väter, es iſt ſchrecklich, es iſt ſchrecklich!“ wimmerte er leiſe und klapperte mit den Zähnen.

Anton fühlte Mitleid mit der großen Angſt des Mannes: „Kommt mit mir, Tinkeles; ich verſpreche Euch, wenn Ihr ehrlich geſteht, ſoll Euch nichts geſchehen.“

„Was ſoll ich geſtehn dem Herrn,“ ächzte Schmeie, „wo ich doch nichts habe zu geſtehn?“

„Wenn Ihr nicht gutwillig kommt, ſo rufe ich die Soldaten“, gebot Anton barſch.

„Nichts von Soldaten,“ bat Tinkeles wieder ſchauernd, „ich will kommen mit Ihnen und will ſagen, was ich weiß, wenn Sie mir wollen verſprechen, daß Sie mich verraten gegen niemanden, nicht an Ihren Prinzipal und nicht an Mauſche Fiſchel, auch nicht an den ſchlechten Menſchen dieſen Wirt, und an keinen Soldaten.“

„Kommt“, ſagte Anton und wies mit der Hand die Straße hinab. So führte er den Willenloſen wie einen Gefangenen mit ſich fort und verwandte kein Auge von ihm, weil er befürchtete, daß Schmeie den Ratſchlägen ſeines böſen Gewiſſens folgen und in eine Seitengaſſe entlaufen könnte.

Der Galizier hatte nicht den Mut dazu, er ſchlich mit geſenktem Haupt neben Anton her, ſah ihn zuweilen ſeufzend an und gurgelte unverſtändliche Worte vor ſich hin. Auf Antons Zimmer fing er aus freien Stücken an: „Es iſt mir geweſen eine Laſt auf meinem Herzen, ich habe nicht können ſchlafen, ich habe nicht können eſſen und trinken, und wenn ich gelaufen bin, um zu machen ein Geſchäft, ſo hat es mir in der Seele gelegen wie ein Stein in einem Glaſe: wenn man trinken will, fällt der Stein auf die Zähne, und man beſchüttet ſich mit Waſſer. Weh! was habe ich mich beſchüttet!“

„So redet“, ſagte Anton, wieder erweicht durch die aufrichtige Klage.

„Ich bin hergekommen wegen der Wagen“, fuhr Tinkeles haſtig fort und ſah Anton furchtſam an. „Der Mauſche hatte doch mit Ihnen gehandelt ſeit zehn Jahren, und immer ehrlich, und Sie haben verdient ein gutes Stück Geld

an ihm; und da hat er gemeint, daß jetzt gekommen wäre die Zeit, wo er anfangen könnte ein großes Geschäft und mit Ihnen seine Abrechnung machen. Und wie losgegangen ist das Geschrei und das Geschmuse, da ist er zu mir gekommen und hat zu mir gesagt: „Schmeie," sagt' er, „du hast keine Furcht", sagt' er. „Laß sie schießen und gehe unter sie und sieh, daß du anhältst die Wagen für mich. Vielleicht kannst du sie verkaufen unterwegs, vielleicht bringst du mir sie zurück, es ist immer besser, wir haben sie, als es hat sie ein anderer." So bin ich hergekommen und habe gewartet, bis die Wagen angekommen sind, und habe gesprochen mit dem Wirt: weil die Waren doch nicht würden kommen in Ihre Hände, wäre es am besten, sie kämen wieder in unsere. Aber daß der Wirt soll sein ein solcher Blutmensch, das habe ich nicht gewollt und habe ich nicht gewußt, und seit ich habe gesehen, wie er Ihrem Herrn hat aufgeschnitten den Rock, habe ich keine Ruhe gehabt, und habe immer gesehen vor mir das blutige Hemd und das feine Tuch von seinem grünen Rock, welches entzweigeschnitten war."

Anton hörte die Geständnisse des Tinkeles mit einem Interesse an, welches den Widerwillen überwog, den er gegen das — nicht seltene — Manöver der galizischen Händler empfand. Er begnügte sich dem Sünder zu sagen: „Eurer Schurkerei verdankt Herr Schröter seinen wunden Arm, und wären wir Euch nicht in die Quere gekommen, so hättet Ihr uns zwanzigtausend Taler gestohlen."

„Es sind nicht zwanzigtausend," rief Schmeie sich windend, „die Wolle steht schlecht, und mit Talg ist nichts zu machen. Es sind weniger als zwanzig."

„So?" sagte Anton verächtlich, „und was werde ich jetzt mit Euch tun?"

„Tun Sie nichts mit mir", bat Schmeie beweglich und legte seine Hand bittend auf Antons Rock. „Lassen Sie schlafen die ganze Geschichte. Sie haben die Waren, seien Sie damit zufrieden. Es ist ein schönes Geschäft, das der Mausche Fischel nicht hat machen können, weil Sie ihn haben daran gehindert."

„Es tut Euch noch leid?“ erwiderte Anton erzürnt.

„Es iſt mir recht ſo, daß Sie die Waren haben,“ ſagte der Jude, „denn Sie haben vergoſſen Ihr Blut darüber. Und deshalb tun Sie nichts mit mir; ich will ſehen, daß ich Ihnen kann in andern Sachen zu Gefallen ſein. Wenn Sie etwas zu tun haben hier am Ort für mich, es wird mir ſein eine Beruhigung, daß ich Ihnen kann zu etwas verhelfen.“

Anton antwortete kalt: „Wenn ich Euch auch verſprochen habe, Eure Spitzbüberei dem Gericht nicht anzuzeigen, ſo können wir doch mit Euch kein Geſchäft mehr machen. Ihr ſeid ein ſchlechter Menſch, Tinkeles, und habt Euch gegen unſer Haus unredlich bewieſen. Wir ſind von jetzt ab geſchiedene Leute.“

„Warum ſagen Sie mir, daß ich ein ſchlechter Menſch bin?“ klagte Tinkeles; „Sie haben mich gekannt als ehrlichen Mann ſeit Jahren, wie können Sie ſagen, daß ich ſchlecht bin, weil ich habe einmal machen wollen ein Geſchäft, und habe dabei Unglück gehabt und hab's nicht gemacht? Iſt das ſchlecht?“

„Es iſt genug“, befahl Anton. „Ihr könnt jetzt gehen.“ Tinkeles blieb ſtehen und fragte: „Können Sie vielleicht brauchen neue kaiſerliche Dukaten? Ich kann ſie Ihnen beſorgen mit fünf und ein Viertel.“ — „Ich will nichts von Euch,“ ſagte Anton, „geht.“

Der Jude ging zögernd bis zur Tür und drehte wieder um. „Es iſt zu machen ein ſchönes Geſchäft mit Hafer, wenn Sie wollen mit übernehmen die Lieferung, ich will Ihnen einen Teil verſchaffen; es iſt dabei zu verdienen ein rares Geld.“

„Ich mache keine Geſchäfte mit Euch, Tinkeles; geht in Gottes Namen.“

Der Jude ſchlich hinaus; noch einmal kratzte es an der Tür, aber das Gewiſſen war in dem Schelm ſo mächtig geworden, daß er ſich nicht mehr in das Zimmer traute. Nach einigen Minuten ſah Anton, wie er ſchwermütig quer über die Straße ging.

Seit dieſem Tage wurde Anton durch den reuigen Tinkeles in Belagerungszuſtand geſetzt. Kein Tag verlief, wo

der Galizier sich nicht an Anton herandrängte und in seiner Weise Versöhnung mit ihm suchte. Bald überfiel er ihn auf der Straße, bald störte sein unsicheres Klopfen den Beschäftigten am Schreibtisch, immer aber hatte er etwas anzupreisen oder Neues mitzuteilen, wodurch er Gnade zu erwerben hoffte. Rührend war seine Erfindungskraft, er erbot sich, alles mögliche für Anton zu kaufen oder zu verkaufen, jede Art von Geschäftsgängen zu machen, zu spionieren und zuzutragen. Und als er entdeckte, daß Anton auch mit Offizieren verkehrte, und daß besonders ein junger Leutnant mit zartem Gesicht und einem kleinen Bart zuweilen mit Anton aus der Restauration ging und die Wohnung desselben besuchte, da fing Tinkeles an, auch solche Gegenstände anzubieten, die nach seiner Meinung für einen Offizier angenehm sein mußten. Anton blieb zwar dabei, jedes Geschäft mit dem Sünder zu vermeiden, konnte aber zuletzt nicht mehr übers Herz bringen, den armen Teufel rauh zu behandeln, und Tinkeles erkannte aus manchem unterdrückten Lächeln oder aus kurzen Fragen Antons, daß seine Fürsprache beim Chef des Hauses nicht unmöglich sei. Und er warb darum mit der Ausdauer seines Ahnherrn Jakob.

An einem Morgen klirrte der junge Rothsattel in Antons Zimmer. „Ich werde krank gemeldet, habe starken Katarrh und muß in meinem trostlosen Quartier bleiben", sagte er, sich auf dem Sofa niederlassend. „Sie können mir heute abend helfen die Zeit vertreiben. Wir spielen eine Partie Whist. Ich habe noch unsern Doktor und einen und den andern Kameraden dazu aufgefordert. Werden Sie kommen?" — Erfreut und ein wenig geschmeichelt sagte Anton zu. „Gut," fuhr der junge Herr fort, „dann müssen Sie mir auch die Möglichkeit geben, mein Geld an Sie zu verlieren; das elende Vingt-un hat mir die Taschen rein ausgefegt. Leihen Sie mir auf acht Tage zwanzig Dukaten." „Mit Vergnügen", sagte Anton und suchte eilig seine Börse hervor.

Als der Leutnant das Geld nachlässig in seine Tasche steckte, klang auf der Straße der Hufschlag eines Pferdes; schnell trat er an das Fenster. „Wetter, das ist eine hübsche

Katze, polniſches Blut, der Roßkamm hat ſie einem der Rebellen geſtohlen und will jetzt einen ehrlichen Soldaten damit anführen."

„Woher wiſſen Sie, daß das Pferd zu verkaufen iſt?" fragte Anton, der unterdes am Schreibtiſch einen Brief ſiegelte.

„Sehen Sie nicht, daß ein Gauner das Tier im Parademarſch vorbeiführt?"

In dem Augenblick klopfte es leiſe an der Tür, und Schmeie Tinkeles ſchob zuerſt ſein lockiges Haupt und darauf den ſchwarzen Kaftan in die Stube und gurgelte unterwürfig: „Ich wollte die gnädigen Herren fragen, ob ſie vielleicht wollen anſehen ein Pferd, welches ſo viel Louisdor wert iſt, als es Talerſtücke koſtet. — Wenn Sie doch nur gehen wollten bis an das Fenſter, Herr Wohlfart, Sie ſollen es ja nur anſehen; ſehen iſt nicht kaufen."

„Iſt dieſe Geſtalt einer von Ihren Geſchäftsfreunden, Wohlfart?" fragte der Leutnant lachend.

„Er iſt es nicht mehr, Herr von Rothſattel," antwortete Anton in demſelben Ton, „er iſt in Ungnade gefallen. Diesmal gilt ſein Beſuch Ihnen. Nehmen Sie ſich in acht, er wird Sie verführen, das Pferd zu kaufen."

Der Händler hörte aufmerkſam der Unterredung zu und heftete ſeinen Blick neugierig auf den Leutnant. „Wenn der gnädige Herr Baron will kaufen das Pferd," ſagte er, zudringlich zu dem Leutnant tretend und denſelben unverrückt anſtarrend, „ſo wird es ein ſchönes Reitpferd ſein auch auf dem Gut in Ihrer Wirtſchaft."

„Was zum Henker weißt du von meinem Gut?" ſagte der Leutnant; „ich habe kein Gut!"

„Kennt Ihr dieſen Herrn?" fragte Anton.

„Warum ſollte ich ihn nicht kennen, wenn er es iſt, welcher das große Gut hat in Ihrem Lande und jetzt gebaut hat eine Fabrik, worin er macht Zucker aus Viehfutter."

„Er meint Ihren Herrn Vater," erklärte Anton dem Leutnant; „Tinkeles hat ſeine Verbindungen auch in unſerer Provinz und hält ſich oft Monate bei uns auf."

„Was ich höre!“ rief der Galizier nachdenkend, „es iſt der Vater von dem Herrn Offizier. Um Vergebung, Herr Wohlfart, alſo Sie ſind bekannt mit dem Herrn Baron, welcher iſt der Vater von dieſem Herrn?“ — Um den Schnurrbart des Leutnants zuckte ein Lächeln.

„Ich habe den Vater dieſes Herrn wenigſtens geſehen“, antwortete Anton, unwillig über die zudringliche Frage des Händlers und darüber, daß er das Erröten ſeiner Wangen fühlte.

„Und um Vergebung, wenn ich fragen darf, Sie kennen den Herrn Offizier genau, wie man kennt einen guten Freund —“

„Was geht Euch das an, Tinkeles?“ fragte Anton barſch und errötete noch tiefer, weil er auf die Frage nicht ſo recht zu antworten wußte.

„Ja, er iſt mein guter Freund, Jude“, ſagte der Leutnant, auf Antons Schulter ſchlagend. „Er iſt mein Kaſſierer, er hat mir heute erſt zwanzig Dukaten geborgt und wird mir kein Geld geben, um dein Pferd zu kaufen. Alſo geh zum Teufel.“

Der Händler lauſchte mit vorgebogenem Hals auf jedes Wort des Offiziers und ſah die jungen Männer mit einer Neugierde, und wie Anton zu bemerken glaubte, mit einer Teilnahme an, welche von ſeinem gewöhnlichen lauernden Weſen verſchieden war. „Alſo zwanzig Dukaten hat er Ihnen geborgt,“ wiederholte er bedächtig, „er wird Ihnen auch mehr borgen, wenn Sie mehr von ihm verlangen. Ich weiß,“ murmelte er, „ich weiß.“

„Was wißt Ihr?“ fragte Anton.

„Ich weiß doch, wie es iſt unter jungen Herren, welche gut Freund miteinander ſind“, ſagte der Händler mit einer nachdrücklichen Bewegung des Kopfes. „Alſo Sie können das Pferd nicht brauchen, Herr Wohlfart? So empfehle ich mich Ihnen, Herr Wohlfart.“ Bei dieſen Worten kehrte er kurz um und verſchwand. Gleich darauf hörte man das Pferd im Trabe fortreiten.

„Iſt das ein verrückter Kerl!“ rief der Leutnant, dem Davoneilenden nachſehend.

„Er iſt ſonſt nicht ſo ſchnell bereit, ſich zu entfernen“, erwiderte Anton, verwundert über das rätſelhafte Benehmen des Geſchäftsmannes. „Wahrſcheinlich hat Ihre Uniform ſeinen Abgang beſchleunigt.“

„Ich hoffe, ſie hat Ihnen einen Gefallen getan. Alſo heute abend“, ſagte der Leutnant grüßend und verließ das Zimmer.

Am Nachmittag tönte wieder das leiſe Klopfen an Antons Tür. Tinkeles erſchien aufs neue. Er ſah ſich vorſichtig in der Stube um und trat, ohne auf Antons finſtere Stirn zu achten, nahe an ihn heran. „Erlauben Sie mir zu fragen,“ ſprach er mit vertraulichem Kopfſchütteln, „es iſt in der Wahrheit, daß Sie ihm geborgt haben zwanzig Dukaten, und daß Sie ihm geben würden noch mehr, wenn er mehr haben wollte?“

Anton ſah den Händler erſtaunt an und ſagte aufſtehend: „Ich habe ihm das Geld gegeben und werde ihm noch mehr geben. Und jetzt ſagt Ihr mir geradeheraus, was Euch im Kopfe herumgeht. Denn ich ſehe, Ihr habt mir etwas mitzuteilen.“

Tinkeles machte ein ſchlaues Geſicht und zwinkerte bedeutungsvoll mit den Augen. „Wenn er auch iſt Ihr guter Freund, ſo nehmen Sie ſich doch in acht, daß Sie ihm borgen kein Geld. Wiſſen Sie was, borgen Sie ihm keinen Gulden mehr“, wiederholte er nachdrücklich.

„Und weshalb nicht?“ fragte Anton. „Euer guter Rat iſt mir nichts wert, wenn ich nicht weiß, aus welchen Gründen Ihr mich warnt.“

„Und wenn ich Ihnen ſage, was ich weiß, wollen Sie dann ſprechen für mich bei Herrn Schröter, daß er nicht mehr denkt an die Frachtwagen, wenn er mich ſieht in Ihrem Kontor?“ fragte der Jude ſchnell.

„Ich will ihm ſagen, daß Ihr mir ſeit der Zeit in anderer Weiſe ehrlich gedient habt. Was er dann tun wird, ſteht bei ihm“, erwiderte Anton ebenſo ſchnell.

„Sie werden ſprechen für mich,“ ſagte der Händler, „das iſt mir genug. Und Sie ſollen hören, was Ihnen erhalten kann Ihr gutes Geld. — Es ſteht faul mit dem Rothſattel.

dem Vater dieſes jungen Menſchen, ſehr faul; das Unglück hält über ihn eine ſchwarze Hand. Er iſt ein verlorener Menſch. Es iſt ihm nicht zu helfen."

„Woher habt Ihr dieſe Nachricht?" rief Anton erſchrocken. „Es iſt unmöglich," ſetzte er ruhiger hinzu, „es iſt eine Unwahrheit, Geſchwätz von Winkelagenten und ähnlichem Volk."

„Glauben Sie meiner Rede", ſprach der Jude mit einem eindringlichen Ernſt, welcher ſeine Figur größer machte und ſogar ſeine Sprache weniger mißtönend. „Sein Vater iſt unter den Händen von einem, der heimlich wandelt wie ein Engel des Verderbens. Er geht und legt ſeinen Strick um den Hals der Menſchen, die er bezeichnet hat, ohne daß ihn einer ſieht. Er zieht den Strick zu, und ſie fallen um wie die hölzernen Kegel. Warum wollen Sie Ihr Geld verlieren an ſolche Leute, die ſchon tragen die Schlinge am Halſe?"

„Wer iſt der Teufel, den Ihr meint, wer hat den Baron in Händen?" rief Anton in einer Aufregung, welche ihn alle Vorſicht vergeſſen ließ.

„Was nützt der Name", erwiderte der Galizier kalt. „Wenn ich auch wüßte den Namen, ſo würde ich ihn doch nicht ſagen, und wenn ich ihn ſage, es kann Ihnen nichts helfen und dem Rothſattel auch nicht, denn Sie kennen den Mann nicht, und Ihr Baron kennt ihn vielleicht auch nicht."

„Iſt dieſer Mann Ehrenthal?" fragte Anton.

„Ich kann den Namen nicht ſagen," wiederholte der Händler mit einem Achſelzucken, „aber der Hirſch Ehrenthal iſt es nicht."

„Wenn ich Euren Worten glauben ſoll, und wenn Ihr mir damit einen Dienſt leiſten wollt," fuhr Anton ruhiger fort, „ſo müßt Ihr mir Genaueres mitteilen. Ich muß den Namen dieſes Mannes wiſſen, und ich muß alles wiſſen, was Ihr über ihn und den Freiherrn gehört habt."

„Nichts habe ich gehört," erwiderte der Händler verſtockt, „wenn Sie mich fragen wollen, wie die Gerichte fragen. Eine Rede, die geſprochen iſt, verfliegt in der Luft wie ein Geruch, der eine fängt das auf, der andere jenes. Ich kann

Ihnen nicht ſagen die Worte, die ich gehört habe, und ich will ſie nicht ſagen um vieles Geld. Ich will nicht die Hand legen an meine Gebetſchnüre und vor Gericht zeugen. Was ich ſpreche, iſt gut für Ihr Ohr und für kein anderes. Ihnen aber ſage ich, daß zwei haben zuſammengeſeſſen nicht einen Abend, viele Abende, und nicht in einem Jahre, ſondern mehrere Jahre, und ſie haben leiſe miteinander gemurmelt in unſerer Herberge hinten an dem Geländer, wo unten das Waſſer läuft. Und das Waſſer hat gemurmelt unten, und ſie haben gemurmelt oben über dem Waſſer. Ich lag in der Stube auf meinem Strohſack, daß ſie glaubten, ich ſchliefe. Und oft habe ich gehört aus dem Munde von beiden den Namen Rothſattel und den Namen von ſeinem Gute. Und ich weiß, daß ein Unglück über ihm ſteht, aber weiter weiß ich nichts. Und jetzt iſt es geſagt, und ich werde gehen. Der gute Rat, den ich Ihnen gegeben habe, ſoll ſein Ihre Bezahlung für den Tag, wo Sie gefochten haben mit einer Piſtole für die Wolle und für die Häute. Und Sie werden denken an das Verſprechen, das Sie mir gegeben haben."

Anton ſah beſorgt vor ſich nieder. Durch Bernhard wußte er, daß der Freiherr mit Ehrenthal in vielfacher Verbindung ſtand, und dieſer Verkehr des Gutsbeſitzers mit dem übelberüchtigten Spekulanten war ihm ſchon oft auffallend erſchienen. Aber was Tinkeles ſagte, klang doch zu unglaublich, er ſelbſt hatte nie etwas Ungünſtiges über die Verhältniſſe des Freiherrn gehört. „Bei dem, was Ihr mir heute erzählt habt," ſprach er nach einer Weile, „kann ich mich nicht beruhigen. Ihr werdet Euch beſinnen, vielleicht erinnert Ihr Euch an die Namen und einzelnen Worte, die Ihr gehört habt."

„Vielleicht werde ich mich erinnern", erwiderte der Galizier mit einem eigentümlichen Ausdruck, der dem bekümmerten Anton entging. „Und ſo haben wir geſchloſſen unſere Rechnung, ich habe Ihnen Sorge gemacht und Gefahr, dafür habe ich Ihnen jetzt getan einen Gefallen. Einen großen Gefallen", ſetzte er ſelbſtgefällig in das betroffene Geſicht Antons blickend hinzu. — „Können Sie gebrauchen Louisdor gegen Banknoten?" fragte er plötzlich im Ge-

ſchäftston; „ich kann Ihnen laſſen Louisdor, wenn Sie mir dafür geben Dukaten oder Banknoten.“

„Ihr wißt, ich mache keine Geldgeſchäfte“, antwortete Anton zerſtreut. — „Vielleicht können Sie abgeben Wiener Wechſel auf gute Häuſer?“ — „Ich habe keine Wechſel abzugeben“, ſagte Anton ärgerlich.

„Gut,“ ſagte der Jude, „eine Anfrage beißt niemanden“, und wandte ſich zum Gehen. An der Tür hielt er noch einen Augenblick an. „Dem Seligmann, der das Pferd hat vorgeführt für die Herren und hat auf die Herren gewartet einen ganzen halben Tag, habe ich geben müſſen zwei Gulden Münz. Es iſt eine bare Auslage, die ich gemacht habe für Sie, wollen Sie mir nicht wiedergeben meine zwei Gulden?“

„Gott ſei Dank!“ rief Anton wider Willen lächelnd, „jetzt ſeid Ihr wieder der alte Tinkeles. Nein, Schmeie, die zwei Gulden bekommt Ihr nicht.“

„Und Sie wollen mir nicht abnehmen die Louisdor gegen Papier auf Wien?“

„Auch nicht“, erwiderte Anton.

„Adjes“, ſagte Tinkeles. „Wenn ich Sie wiederſehe, ſind wir gut Freund miteinander.“ Er ergriff die Klinke. „Und wenn Sie wiſſen wollen den Namen von dieſem Mann, der den Rothſattel ſo herunterbringen kann, daß er klein wird wie das Gras auf der Landſtraße, wo jedermann tritt darauf, ſo fragen Sie nach dem Buchhalter von Hirſch Ehrenthal, mit Namen Itzig. Veitel Itzig wird ſein der Name.“ Bei dieſen Worten eilte Tinkeles zur Tür hinaus. Anton ſprang ihm nach, aber der Händler hörte nicht auf ſein Rufen und war aus der Haustür geſchlüpft, bevor Anton ihn einholen konnte. Da begründete Ausſicht war, ihn in kurzem wiederzuſehen, ſo ging Anton, ſehr beſchäftigt durch die Geſtändniſſe des wunderlichen Heiligen, auf ſein Zimmer zurück.

Was er gehört hatte, mußte er ſogleich dem Sohne des Freiherrn mitteilen. Er ſagte ſich, daß bei dem großen Zartgefühl ſeines militäriſchen Freundes dieſe Mitteilung ſchwierig ſei. „Aber es muß geſchehen, noch heute abend

ziehe ich ihn beiſeite, ich gehe zeitig zu ihm oder bleibe beim Aufbruch zurück."

Dieſem guten Vorſatz gönnte das Schickſal eine bequeme Ausführung nicht. So früh Anton auch in das Quartier des jungen Rothſattel eilte, er fand doch die Stube bereits durch eine Anzahl Huſarenleutnants beſetzt. Eugen lag in ſeinem Schlafrock auf dem Sofa, die Schwadron lagerte um ihn herum. Gleich nach Anton trat der Doktor ein. „Wie geht's?" fragte dieſer zum Kranken tretend.

„Gut genug," erwiderte Eugen; „ich brauche Ihr Giftpulver nicht."

„Etwas Fieber," fuhr der Doktor fort, „eingenommener Kopf und ſo weiter. Es iſt zu heiß hier, ich ſchlage vor, das Fenſter zu öffnen."

„Beim Teufel, das werden Sie nicht, Doktor", rief ein junger Herr, der ſich aus zwei Stühlen eine Art Bank zuſammengerückt hatte. „Sie wiſſen, daß ich außer dem Dienſt keinen Zug vertragen kann." — „Laſſen Sie zu," rief Eugen. „wir ſind Homöopathen, die Wärme vertreiben wir durch Wärme. Was trinken wir?"

„Irgendein Punſch wird für den Patienten immer noch am geſündeſten ſein", ſagte der Doktor.

„Holen Sie die Ananas, beſter Anton, ſie liegt mit dem ganzen Apparat hier nebenan", bat Eugen.

„Ei," rief der Doktor, als Anton die Frucht und der Burſch einen Korb Wein hereinbrachten, „ein ſüßer Koloß, ein ausgezeichnetes Exemplar. Mit Verlaub, ich mache den Punſch, die Miſchung muß nach dem Zuſtand des Patienten eingerichtet werden." Er griff nach ſeiner Taſche, brachte ein ſchwarzes Beſteck hervor und ſuchte ein Meſſer zum Zerſchneiden der Frucht.

„Alle Wetter! plagt Sie der Teufel? Zum Henker mit Ihrem Beſteck!" riefen ſämtliche Huſarenoffiziere aufſpringend. Wie Heckenfeuer fuhren die Verwünſchungen um das Haupt des Doktors.

„Meine Herren," rief der Doktor, nur ein wenig eingeſchüchtert durch den Sturm des Unwillens, „hat einer von

Ihnen ein Meſſer? Sehen Sie nicht erſt nach, ich weiß, keiner hat eins. Spiegel und Bürſte, weiter darf man in Ihren Taſchen doch nichts ſuchen. Und verſteht einer von Ihnen eine Bowle zu machen, die ein Mann von Herz und Welt trinken kann? Austrinken, ja, aber machen können Sie nichts."

„Ich will's verſuchen, Doktor", ſagte Bolling aus einer Ecke.

„Ah, Herr von Bolling, Sie auch hier?" erwiderte der Doktor mit einer Verbeugung.

Bolling nahm ihm die Ananas aus der Hand und hielt ſie ſorgfältig aus dem Bereich des mediziniſchen Armes. „Kommen Sie, Anton," rief er, „und verhüten Sie, daß dieſes Ungeheuer von Doktor mit ſeinem Tranchiermeſſer dem Getränk zu nahe kommt."

Während Anton mit dem älteren Leutnant in eifriger Tätigkeit war, zog der Doktor zwei Spiele Karten aus der Taſche und legte ſie feierlich auf den Tiſch.

„Fort mit Ihren Karten," rief Eugen, „heute wenigſtens wollen wir ohne Sünde beiſammenbleiben."

„Sie können's ja nicht," ſpottete der Doktor, „Sie ſelbſt ſind der erſte, der danach greifen wird. Ich beabſichtige nichts als ein ruhiges Whiſt mit ſtabilem Paré nach rechts und links, ein Spiel für fromme Einſiedler. Was Sie aber mit dieſen Karten anfangen, das wird die Zeit lehren. Hier liegen Sie beim Leuchter."

„Hört nicht auf den Verſucher", rief einer der Leutnants lachend.

„Wer die Karte zuerſt anfaßt, zahlt ein Frühſtück zur Strafe", ein anderer.

„Hier iſt der Trank", ſagte Bolling und trug die Bowle auf den Tiſch. Er goß ein. „Koſten Sie, Blutmenſch", ſagte er zu dem Doktor.

„Roh," entſchied dieſer, „morgen abend wird ſie trinkbar ſein."

Während die Herren ſich über das Getränk ſtritten, griff Eugen nach einem Spiel Karten und zog es in zwei Häufchen ab, die er nebeneinander legte. Der Doktor rief: „Halt,

gefangen! Er ſelbſt zahlt die Strafe.“ Alles lachte und drängte an den Tiſch. „Die Bank, Doktor“, riefen die Offiziere, ſie warfen ihm die Karten zu, ſchnell kamen einige andere Spiele aus den Taſchen der Herren ans Licht, der Doktor legte ein Häufchen Papier und Silber auf den Tiſch, das Spiel begann. Man pointierte nicht gerade hoch, kurze Scherze begleiteten den Gewinn und Verluſt der Spieler. Auch Anton ergriff eine Karte und ſetzte ohne Aufmerkſamkeit. Er vermochte heute nur mit Mühe an der Unterhaltung teilzunehmen, und ſah mit innigem Bedauern auf den jungen Rothſattel, der ſich ahnungslos über die Karten beugte. Anton gewann einige Taler, aber mit Mißbehagen bemerkte er, daß Eugen endloſes Unglück hatte. Ein Dukaten nach dem andern flog in die Taſche des Bankhalters. Da Anton bei dem Verluſt ſeines Wirtes nicht ganz unbeteiligt war, ſo machte er keine Bemerkung darüber, aber der Doktor ſelbſt ſagte zu ſeinem Patienten, nachdem er wieder einige Dukaten eingeſtrichen hatte: „Sie ſind heiß geworden, Sie haben Fieber, es wäre am klügſten, wenn Sie nicht mehr ſpielten, ich habe noch nie einen Fieberkranken gehabt, der nicht im Pharao verloren hätte.“

„Das geht Sie nichts an, Doktor“, erwiderte Eugen heftig und ſetzte wieder.

„Du haſt Unglück, Eugen,“ rief der gutmütige Bolling, „du gehſt wieder zu ſehr ins Geſchirr.“

Als der Abzug beendet war, nahm der Doktor die Karten und ſteckte ſie gemütlich in die Taſche. „Die Bank hat ſtark gewonnen,“ ſagte er, „aber ich höre doch auf, es iſt genug des Guten.“

Wieder erhob ſich ein Sturm unter den Offizieren. „Ich will Bank legen,“ rief Eugen, „geben Sie mir Ihre Kaſſe. Wohlfart.“

Der Doktor proteſtierte, endlich beruhigte er ſich mit der Anſicht, „vielleicht hat er Glück als Bankier, man muß dem Menſchen nicht die Gelegenheit entziehen, eine Scharte auszuwetzen“.

Anton holte einige Kaſſenbilletts aus der Taſche und legte ſie ſchweigend vor Eugen hin, aber er ſelbſt ſpielte

nicht mehr. Traurig saß er da und sah auf seinen guten Freund, der mit einem Gesicht, das von Wein und Fieber glühte, auf die Karten der Spieler hinstarrte. Wieder flog ein Abzug auf den andern, und wieder verlor Eugen, was er vor sich hatte. Die Kassenscheine flogen von ihm weg, kaum einmal fiel ein Blatt zu seinen Gunsten. Verwundert sahen die Offiziere einander an. „Auch ich schlage vor, daß wir aufhören," rief Bolling, „ein andermal geben wir dir Revanche."

„Ich will sie heute haben," forderte Eugen, sprang auf und verschloß die Tür, „keiner kommt heraus. Setzt ordentlich und wagt, hier ist Geld." Er warf einen Haufen Streichhölzer auf den Tisch. „Das Holz einen Champagnertaler, morgen zahle ich; ich gebe zu, daß das Holz einmal gebrochen wird, unter einem Taler kein Point." Wieder fuhren die Karten auf den Tisch, und wieder ging das Spiel fort. Anton bemächtigte sich unterdes des Punschlöffels und beschloß, nichts mehr in die Gläser zu gießen. Eugen verlor immerfort; die Streichhölzer wurden wie durch eine geheime Kraft nach allen Richtungen fortgerissen. Eugen holte neue Bündel und rief: „Beim Abschied machen wir Rechnung." Da erhob sich Bolling und stampfte mit dem Stuhle auf den Boden.

„Ein Hundsfott, wer die Stube verläßt", gebot Eugen.

„Du bist ein Narr," sagte der andere unwillig; „es ist unrecht, seinem nächsten Kameraden das Geld abzunehmen, wie wir heute mit dir tun. Ich habe so etwas noch nie gesehen. Wenn hier der Satan sein Spiel hat, ich will ihm nicht helfen." Er setzte sich vom Tisch ab, Anton trat zu ihm; beide sahen schweigend dem Übermut zu, mit welchem das Geld aus einer Hand in die andere geworfen wurde.

„Auch ich habe genug", sagte der Doktor und zeigte ein dickes Bund Hölzer in seiner Hand. „Dies ist ein merkwürdiger Abend; seit ich Karten kenne, ist mir so etwas noch nicht vorgekommen. Er vermag kein Paroli abzuschlagen."

Von neuem sprang Eugen zu dem Seitentisch, wo die Hölzer lagen, da ergriff Bolling den Rest des Pakets, öffnete das Fenster und warf die Hölzer hinunter auf die

Straße. „Beſſer, die Teufelsbolzen verbrennen da unten einen Stiefel als hier deine Börſe.“ Darauf ſchleuderte er die Karten auf die Erde. „Das Spiel ſoll aufhören, du haſt uns vorhin aufgetrumpft, wie einer aus der Wachtſtube des alten Deſſauers, ich tue jetzt dasſelbe.“

„Ich verbitte mir ſolche Befehle“, rief Eugen gereizt.

Bolling ſchnallte ſeinen Säbel um und griff mit der Hand an das Gefäß. „Du wirſt dich heute fügen,“ ſagte er ernſt, „morgen will ich dir vor den Kameraden Rede ſtehen. Macht eure Rechnung, ihr Herren, wir brechen auf.“

Die Marken wurden auf den Tiſch geworfen, der Doktor zählte.

Eugen riß finſter die Brieftafel aus der Taſche und notierte ſeine Schuld an die einzelnen. Ohne Behagen, mit kurzem Gruß entfernte ſich die Geſellſchaft. „Es ſind gegen achthundert Taler“, ſagte der Doktor auf dem Wege. Bolling zuckte die Achſeln. „Ich hoffe, er kann das Geld ſchaffen, aber ich wollte doch, daß Sie heute das Stempelpapier in Ihrer Taſche behalten hätten. Wenn von der Geſchichte etwas verlautet, ſo wird Rothſattel keine Urſache haben, ſich zu freuen. Wir alle werden guttun, über den Vorfall zu ſchweigen, auch Sie, Herr Wohlfart, bitte ich darum.“

Anton ging in ſtürmiſcher Bewegung nach Hauſe. Den ganzen Abend hatte er wie auf Kohlen geſeſſen und dem Verſchwender in der Stille die bitterſten Vorwürfe gemacht. Er ſchalt ſich, daß er ihm Geld geliehen hatte, und fühlte doch, wie unpaſſend es geweſen wäre, ſeinen Wunſch nicht zu gewähren.

Als er am nächſten Morgen Eugen aufſuchen wollte, öffnete ſich die Tür, und Eugen ſelbſt trat in das Zimmer, verſtimmt, niedergeſchlagen, unſicher. „Ein nichtswürdiges Malheur geſtern,“ rief er, „ich bin in arger Klemme; ich muß heute achthundert Taler ſchaffen und habe in dieſem Unglücksneſt niemand, an den ich mich wenden kann als Sie. Seien Sie verſtändig, Anton, und beſorgen Sie mir das Geld.“

„Auch mir iſt es nicht leicht, Herr von Rothſattel,“ erwiderte Anton ernſt; „es iſt keine unbedeutende Summe,

und die Gelder, über die ich hier disponieren kann, sind nicht mein Eigentum."

„Sie werden es schon möglich machen," fuhr Eugen überredend fort; „wenn Sie mir nicht aus der Verlegenheit helfen, so bin ich ganz ratlos. Der Oberst versteht keinen Spaß, ich riskiere alles, wenn die Geschichte nicht schnell abgemacht wird." Er ergriff in seiner Verlegenheit Antons Hand und drückte sie ängstlich.

Anton sah in das verstörte Gesicht dessen, der Lenorens Bruder war, und erwiderte mit innerer Überwindung: „Ich habe eine kleine Summe, welche mir gehört, in der Kasse unseres Geschäfts, und habe von hier aus Geld an unser Haus zu senden. Es wird möglich sein, daß ich unsern Kassierer auf mein Geld anweise, und die Summe, welche Sie brauchen, zurückbehalte."

„Sie sind mein Retter," rief Eugen erleichtert; „in spätestens vier Wochen schaffe ich Ihnen achthundert Taler zurück", fügte er hinzu, bei der Aussicht auf das Geld geneigt das Beste zu hoffen.

Anton ging zum Schreibtisch und zählte dem Leutnant das Geld auf. Es war ein großer Teil der Summe, die er von seinem Erbteil übrig hatte.

Als Eugen das Papier unter lebhaftem Danke eingesteckt hatte, begann Anton: „Und jetzt, Herr von Rothsattel, wünsche ich Ihnen noch etwas mitzuteilen, was mir gestern den ganzen Abend auf dem Herzen gelegen hat. Ich bitte Sie, mich nicht für zudringlich zu halten, wenn ich Ihnen nicht verschweige, was Sie wissen müssen, und was doch ein Fremder kaum zu sagen das Recht hat."

„Wenn Sie mir gute Lehren zuteilen wollen, so ist der Augenblick schlecht gewählt," antwortete der Leutnant finster, „ich weiß ohnedies, daß ich einen dummen Streich gemacht habe, und bin auf eine Strafrede meines Papas gefaßt. Was ich von ihm anhören muß, wünsche ich von keinem Dritten zu vernehmen."

„Sie trauen mir wenig Zartgefühl zu, Herr von Rothsattel", rief Anton, aufrichtig bekümmert durch den Ärger des Offiziers. „Ich habe gestern aus einer allerdings wenig

lautern Quelle gehört, daß Ihr Herr Vater durch die Intrigen gewiſſenloſer Spekulanten in Verwickelungen gekommen iſt oder doch kommen ſoll, welche ſeinem Vermögen Gefahr drohen. Auch der gefährliche Menſch, welcher die Ränke gegen ihn ſchmiedet, iſt mir genannt worden."

Der Leutnant ſah verwundert in das ernſte Geſicht Antons und ſagte endlich: „Teufel, Sie jagen mir einen Schrekken ein. Doch nein, es iſt nicht möglich, Papa hat mir nie etwas davon geſagt, daß ſeine Verhältniſſe nicht ganz in Ordnung ſind."

„Vielleicht kennt er ſelbſt nicht die Pläne und die Rückſichtsloſigkeit der Menſchen, welche die Abſicht haben, ſeinen Kredit für ihre Zwecke zu benutzen."

„Der Freiherr von Rothſattel iſt nicht der Mann, ſich von irgend jemand benutzen zu laſſen", entgegnete der Leutnant mit Stolz.

„Das nehme auch ich an", räumte Anton bereitwillig ein. „Und doch bitte ich Sie, daran zu denken, daß die letzten großen Unternehmungen des Herrn Barons ihn mehrfach mit ſchlauen und wenig bedenklichen Händlern in Berührung gebracht haben. Der mir den Rat erteilte, gab ihn offenbar in guter Meinung. Er ſprach eine Anſicht aus, welche, wie ich fürchte, von einer Anzahl untergeordneter Geſchäftsleute geteilt wird, daß Ihr Herr Vater in ernſter Gefahr ſei, große Summen zu verlieren. Und ich fordere Sie auf, mit mir zu dem Mann zu gehen, vielleicht gelingt es uns, mehr von ihm zu erfahren. Es iſt derſelbe Händler, den Sie geſtern bei mir ſahen."

Der Leutnant ſah ſehr niedergeſchlagen vor ſich hin, er faßte, ohne ein Wort zu ſagen, ſeine Dienſtmütze, und beide eilten nach der Herberge, in welcher Tinkeles wohnte.

„Es wird am beſten ſein, daß Sie ſelbſt nach ihm fragen", ſagte Anton auf dem Wege. Der Offizier ging in das Haus, er fragte einen Hausknecht, den Wirt, alle Hausgenoſſen, welche ihm in den Weg kamen: Schmeie war geſtern mittag abgereiſt. Sie eilten von der Herberge zum Stadtkommando und erhielten nach vielen Fragen die Auskunft, daß dem Tinkeles ſein Paß nach der türkiſchen Grenze viſiert wor-

den. So war der Zudringliche plötzlich verſchwunden, und durch ſeine Abreiſe erhielt die Warnung für beide noch größeres Gewicht. Je länger ſie über ſeine Bekenntniſſe ſprachen, deſto aufgeregter wurde der Leutnant, und um ſo weniger wußte er, was zu tun ſei. Endlich brach er in großer Bewegung mit der Klage hervor: „Mein Vater iſt vielleicht jetzt in Geldverlegenheit. Wie ſoll ich ihm meine Schuld geſtehen? Es iſt für mich ein verfluchter Fall. Wohlfart, Sie ſind ein honetter Mann, denn Sie haben mir das Geld geliehen, obgleich Sie die Nachrichten dieſes unſichtbaren Juden ſchon im Kopfe hatten. Sie müſſen jetzt weiter anſtändig ſein und mir die Summe auf längere Zeit leihen.“

„So lange, bis Sie ſelbſt den Wunſch ausſprechen, ſie zurückzuzahlen.“

„Das iſt gentil,“ rief der Leutnant, „und noch eins, ſchreiben Sie ſelbſt an meinen Vater. Sie wiſſen am beſten, was der verrückte Menſch Ihnen geſagt hat, und mir iſt es langweilig, ſo etwas meinem Papa mitzuteilen.“

„Aber Ihr Herr Vater wird die Einmiſchung eines Fremden mit Recht für zudringlich halten“, entgegnete Anton, befangen durch die Ausſicht, mit dem Vater Lenorens in Briefwechſel zu treten.

„Mein Vater kennt Sie ja,“ ſagte Eugen überredend; „ich erinnere mich, daß meine Schweſter mir ſchon von Ihnen erzählt hat. Schreiben Sie nur, ich hätte Sie darum gebeten. Es iſt wirklich beſſer, wenn Sie das übernehmen.“ Anton willigte ein. Er ſetzte ſich auf der Stelle hin und berichtete dem Baron die Warnungen des Händlers.

So kam er in der Fremde mit der Familie des Freiherrn in eine neue Verbindung, welche für ihn und die Rothſattel verhängnisvoll werden ſollte.

## 4.

Glücklich der Fuß, welcher über weite Flächen des eigenen Grundes ſchreitet; glücklich das Haupt, welches die Kraft der grünenden Natur einem verſtändigen Willen zu unterwerfen weiß! Alles, was den Menſchen ſtark, geſund und gut macht, das iſt dem Landwirt zuteil geworden. Sein Leben iſt ein unaufhörlicher Kampf, ein endloſer Sieg. Ihm ſtählt die reine Gottesluft die Muskeln des Leibes, ihm zwingt die uralte Ordnung der Natur auch die Gedanken zu geordnetem Lauf. Er iſt der Prieſter, welcher Beſtändigkeit, Zucht und Sitte, die erſten Tugenden eines Volkes, zu hüten hat. Wenn andere Arten nützlicher Tätigkeit veralten, die ſeine iſt ſo ewig wie das Leben der Erde; wenn andere Arbeit den Menſchen in enge Mauern einſchließt, in die Tiefen der Erde oder zwiſchen die Holzplanken des Schiffes, ſein Blick hat nur zwei Grenzen, oben den blauen Himmel, und unten den feſten Grund. Ihm wird die höchſte Freude des Schaffens, denn was ſein Befehl in der Natur fordert, Pflanze und Tier, das wächſt unter ſeiner Hand zu eigenem frohen Leben auf. Auch dem Städter iſt die grüne Saat und die goldene Halmfrucht des Feldes, das Rind auf der Weide und das galoppierende Füllen, Waldesgrün und Wieſenduft eine Erquickung des Herzens; aber kräftiger, ſtolzer, edler iſt das Behagen des Mannes, der mit dem Bewußtſein über ſeine Flur ſchreitet, dies alles iſt mein, meine Kraft erſchuf es, und mir gereicht es zum Segen. Denn nicht in müheloſem Genuß betrachtet er die Bilder, welche ihm die Natur entgegenhält. An jeden Blick knüpft ſich ein Wunſch, an jeden Eindruck ein Vorſatz, jedes Ding hat für ihn einen Zweck, denn alles, das fruchtbare Feld, das Tier und der Menſch ſoll Neues ſchaffen nach ſeinem

Willen, dem Willen des Gebieters. Die tägliche Arbeit iſt ſein Genuß, und in dieſem Genuſſe wächſt ſeine Kraft. So lebt der Mann, welcher ſelbſt der arbeitſame Wirt ſeines Gutes iſt.

Und dreimal glücklich der Herr eines Grundes, auf dem durch mehrere Menſchenalter ein ſtarker Kampf gegen die rohen Launen der Natur geführt iſt. Die Pflugſchar greift tief in den gereinigten Boden, anſpruchsvolle Kulturpflanzen breiten ihre Blätter in üppiger Pracht, auf den Stengeln bräunen ſich große Dolden und körnerreiche Schoten, und unten in der Erde rundet ſich mächtig die fleiſchige Wurzel. Dann kommt die Zeit, wo ſich kunſtvolle Induſtrie auf den Ackerſchollen anſiedelt. Dann ziehen die abenteuerlichen Geſtalten der Maſchinen nach dem Wirtſchaftshof, der ungeheure Kupferkeſſel fährt mit Blumen bekränzt heran, große Räder mit hundert Zähnen drehen ſich gehorſam im Kreiſe, lange Röhren verſchlingen ſich in den neugebauten Räumen, und die mechaniſchen Gelenke bewegen ſich raſtlos bei Tag und Nacht. Eine edle Induſtrie! Sie erblüht aus der Kraft des Bodens und vergrößert wieder dieſe Kraft. Wo der eigene Grund des Gutes ſeine Früchte der Fabrik reichlich ſpendet, da arbeiten im Freien die uralte Pflugſchar, im gemauerten Hauſe der neue Dampfkeſſel brüderlich miteinander, um ihren Herrn reicher zu machen, ſtattlicher und weiſer. Solange er nur die alten Halmfrüchte baute, die grüne Nahrung der Tiere und die runde Knollenfrucht, waren die Preiſe auf dem nächſten Wochenmarkt vielleicht das, was ihn in der fremden Welt am meiſten intereſſierte, und wenn der Bauer im Dorf gegen ihn auftrumpfte, ſo war ihm das vielleicht der größte Ärger. Und mit abſchließendem Stolz ſah er aus ſeinem umgrenzten Kreiſe, wie in die blaue Ferne hinein in das geſchäftige Treiben der großen Städte, in die verwickelten Verhältniſſe, welche durch eine neue Zeit geſchaffen ſind. Jetzt ſteht er ſelbſt mitten zwiſchen den Rädern des modernen Schaffens, er beobachtet viele Strömungen des menſchlichen Geiſtes auch außerhalb ſeiner Feldmark. Viele Geſetze des Lebens lernt er kennen und viele Gedanken der

Menſchen, er gewinnt einen andern Maßſtab für den Wert des Mannes, jetzt wo er das Gefühl des Marktes, das Arbeitszimmer des Gelehrten auch für ſich braucht. Er knüpft ſeine Fäden an Leute von anderm Beruf, und Fremde freuen ſich, ihm die Hand zu reichen und ihren Vorteil mit dem ſeinen zu verbinden. Immer größer werden die Kreiſe, in welche ihn ſein Intereſſe zieht, immer mächtiger der Einfluß, den er auf andere gewinnt.

Neben dem ländlichen Tagelöhner baut ein neues Geſchlecht arbeitſamer Menſchen ſeine Hütten auf dem Ackerboden, in jeder Abſtufung von Wiſſen und Bildung; allen kann er gerecht und allen zum Heil werden. In ſtarker Zunahme wächſt die Kraft ſeiner Landſchaft, der Wert des Bodens ſteigt von Jahr zu Jahr, die lockende Aufforderung zu größerem Erwerb treibt auch den zähen Bauer aus dem Gleiſe alter Gewohnheit. Der ſchlechte Feldweg wird zur Chauſſee, der ſumpfige Graben zum Kanal. Zwiſchen den Getreidefeldern fahren die Reihen der Frachtwagen entlang, auf wüſten Stellen erheben ſich die roten Dächer neuer Wohnungen; der Briefbote, der ſonſt nur zweimal in der Woche ſeine Ledertaſche durch die Fluren trug, erſcheint jetzt alle Tage, ſein Ranzen iſt ſchwer von Briefen und Zeitungen; und wenn er bei einem neuen Hauſe anhält, um der jungen Frau, die mit ihrem Manne von fern zuzog, eine Nachricht aus der Heimat zu bringen, da nimmt er dankend das Glas Milch, das ihm die Erfreute an der Tür reicht, und erzählt ihr eilig, wie lang ihm ſonſt der Weg von einem Dorf zum andern in der heißen Sonne geworden. Dann erwacht auch die Begehrlichkeit, die kindiſche Baſe jedes Fortſchritts. Die Nadel des Schneiders hat viel an neuen Stoffen zu nähen, zwiſchen den Bauernhäuſern ſtellt der kleine Kaufmann ſeinen Kram auf, er legt ſeine Zitronen in das Schaufenſter, den Tabak in ſchönen Paketen, und lockende Flaſchen mit ſilbernen Zetteln. Und die Schullehrer in den Dörfern klagen über die Menge der Schüler, ein zweites Schulhaus wird gebaut, eine höhere Klaſſe eingerichtet; in einem Schrank ſeiner Wohnſtube legt der Lehrer die erſte Leihbibliothek an, und der Buchhändler

in der Stadt übergibt ihm neue Bücher zum Verkauf. — So wird das Leben des ſtarken Landwirts ein Segen für die Umgegend, für das ganze Land.

Wehe aber dem Landwirt, dem der Grund unter den Füßen fremden Gewalten verfällt! Er iſt verloren, wenn ſeine Arbeit nicht mehr ausreicht, die Anſprüche zu befriedigen, welche andere Menſchen an ihn machen. Die Geiſter der Natur gönnen ihren Segen nur dem, welcher ihnen frei und ſicher gegenüberſteht, ſie empören ſich, wo ſie Schwäche, Eile und halben Mut ahnen. Keine Arbeit wird mehr zum Heil. Die gelbe Blüte der Ölſaat und die blaue Blume des Flachſes vertrocknen ohne Frucht, Roſt und Brand fallen über das Getreide, in tödlichem Faulfieber ſchwindet der kleine Leib der Kartoffel; ſie alle, ſolange an Gehorſam gewöhnt, wiſſen ſo bitter jede Nachläſſigkeit zu ſtrafen. Dann wird für den Herrn der tägliche Gang durch die Felder ein täglicher Fluch; wenn die Lerche aus dem Roggen aufſteigt, muß er denken, daß die Frucht ſchon auf dem Halme verkauft iſt; wenn das Geſpann der Rinder den Klee nach den Ställen fährt, weiß er, daß der Ertrag von Milch und Fleiſch ſchon von fremden Gläubigern gefordert iſt, und er muß zweifeln, ob die Fruchtbarkeit, welche ſeinem Acker durch das Wiederkäuen der eßluſtigen Tiere im nächſten Jahre kommen ſoll, noch ihm ſelbſt zum Vorteil werden wird. Finſter, mürriſch, verzweifelt kehrt er nach dem Hofe zurück. Leicht wird er dann ſeiner Wirtſchaft und den Feldern fremd, er ſucht jenſeit ſeiner Flur den läſtigen Gedanken zu entfliehen, und durch die Flucht beſchleunigt er ſeinen Untergang. Was ihn vielleicht noch retten könnte, ein vollſtändiges Hingeben an die Arbeit, das wird ihm unerträglich.

Und dreimal wehe dem Landwirt, der übereilt in unverſtändigem Gelüſt die ſchwarze Kunſt des Dampfes über ſeine Schollen führt, um Kräfte aus ihnen hervorzulocken, die nicht darin leben. Ihn trifft der härteſte Fluch, der Sterblichen beſchieden iſt. Nicht er allein wird ſchwächer, er macht auch viele andere ſchlecht, die er zum Dienſt an ſein Leben gebunden hat. In dem Schwunge der Räder, die

er vorwitzig in seinem Kreis aufstellte, wird zerrissen, was in seiner Wirtschaft noch unversehrt war, die Kraft seines Bodens verzehrt sich in fruchtlosen Versuchen, seine Gespanne erlahmen an schweren Fabrikfuhren, seine ehrlichen Landarbeiter verwandeln sich in ein schmutziges, hungerndes Proletariat. Wo sonst ruhiger Gehorsam wenigstens das Nötige schuf, wuchert jetzt Hader, Widersetzlichkeit und Betrug. Er selbst ist hineingezogen in den Wirbel lästiger Geschäfte, wie brausende Wellen stürzen die Forderungen auf ihn herein, im verzweifelten Kampf, ein Ertrinkender, sucht er ohne Wahl Hilfe bei allem, was in den Bereich seiner Hände kommt, und ermattet vom fruchtlosen Ringen sinkt er hinab in die Tiefe.

Auf dem Gut des Freiherrn hatte die Saat oft besser gestanden als bei den Nachbarn, seine Herden waren als kerngesund in der ganzen Landschaft bekannt, Fehljahre, welche andere niederdrückten, hatten ihm verhältnismäßig wenig geschadet; jetzt war das alles wie durch bösen Zauber verändert. In der Rinderherde brach eine pestartige Krankheit aus, das Getreide stand hoch im Feld, und als die Garben in der Scheuer zerschlagen wurden, waren der Scheffel nur wenige, die er aufschütten konnte. Überall war sein Anschlag größer gewesen als der Ertrag. Zu anderer Zeit hätte er's ruhig überwunden, jetzt machte ihn das krank. Die Ackerwirtschaft wurde ihm verhaßt, er überließ sie ganz dem Amtmann. Alle seine Hoffnungen flogen jetzt der Fabrik zu, und wenn er seine Feldmark betrat, so geschah es nur, um nach den Rüben zu sehen, auf deren Bau er im letzten Jahr die beste Kraft des Gutes verwandt hatte.

Hinter den Bäumen des Parks erhob sich das neue Fabrikgebäude. Viele Stimmen geschäftiger Menschen schrien um den neuen Bau durcheinander. Die erste Rübenernte wurde eingebracht und zum Verarbeiten aufgeschüttet. Mit dem nächsten Tage sollten die regelmäßigen Arbeiten in der Fabrik beginnen. Noch immer hämmerte drin der Kupferschmied, an der großen Presse arbeitete der Mechaniker, und emsige Frauen trugen Körbe von Spänen und Kalkbrocken aus den Mauern und säuberten mit Scheue

lappen die Stätte, in der ſie fortan handlangen ſollten. Der Freiherr ſtand vor dem Hauſe; er hörte ungeduldig auf das Klopfen der Hämmer, die ſolange die Vollendung des Werkes verzögert hatten. Von morgen begann für ihn eine neue Zeit. Er ſtand jetzt an der Pforte ſeines Schatzhauſes. Die alten Sorgen konnte er weit hinter ſich werfen, in den nächſten Jahren zahlte er ab, was er geliehen hatte, dann ſammelte er Geld. Und während er ſo dachte, ſah er auf ſeine abgetriebenen Pferde und das ſorgenvolle Geſicht des alten Amtmanns, und eine unbeſtimmte Furcht ſchlich wie ein häßliches Inſekt über die unruhig flatternden Blätter ſeiner Gedanken. Er hatte alles auf dieſen Wurf geſetzt, er hatte ſein Gut ſo hoch mit Hypotheken belaſtet, daß er ſich in dieſem Augenblick fragen konnte, wieviel davon noch ihm ſelbſt gehöre — alles, um durch den erhärteten Saft der Ackerfrucht den Wappenſchild ſeines Geſchlechts höher zu ſtellen. Hüte dich, Freiherr! Und wenn du die weißen Kriſtalle härteſt, daß ſie klingen wie Stein, ſie halten Wind und Wetter nicht aus, ſie zerfließen im Regen, ſie verwittern in der Luft, und was du darauf gegründet, das ſtürzt in Trümmer.

Der Freiherr ſelbſt war in den letzten Jahren ein anderer geworden. Falten auf der Stirn, zwei mürriſche Falten um den Mund und graues Haar an den Schläfen, das waren die erſten Folgen der ewigen Sorge um Kapital, um die Familie, um die Zukunft des Gutes. Seine Stimme, die ſonſt kräftig aus der Bruſt geklungen hatte, war ſcharf und heiſer geworden, und eine zornige Haſt war in ſeinen Gebärden. Schwere Sorge hatte der Freiherr in der letzten Zeit gehabt. Was bei einem großen Bau Mangel an Geld heißt, das Elend hatte er gründlich kennengelernt. Ehrenthal war jetzt ein regelmäßiger Beſucher des Schloſſes. Seine Pferde hatten in jeder Woche gutes Heu von den Raufen des Freiherrn gerupft, in jeder Woche hatte er ſeine Brieftaſche hervorgezogen und Rechnungen gebracht oder Kaſſenſcheine aufgezählt. Seine Hand, die im Anfange ſo ehrerbietig nach der Taſche griff, war ſäumig geworden, und nur langſam löſten ſich die flatternden Papiere von

ſeinen Fingern, ſein gebeugter Hals war ſteif, ſein unterwürfiges Lächeln hatte ſich in einen trockenen Gruß verwandelt, er ſchritt jetzt mit prüfendem Blick durch den Wirtſchaftshof, und ſtatt der feurigen Lobrede kam mancher Tadel aus ſeinem Munde. Der demütige Agent war zum anſpruchsvollen Gläubiger herangewachſen, und der Freiherr ertrug mit immer ſteigendem Widerwillen die Anſprüche eines Mannes, den er nicht mehr entbehren konnte. Aber nicht Ehrenthal allein, auch noch andere fremde Geſtalten klopften an das Arbeitszimmer des Gutsherrn und verhandelten mit ihm unter vier Augen. Die breite Figur des rauhen Pinkus ſchritt alle Vierteljahre aus dem Gaſthof des Dorfes auf das Schloß, und jedesmal, wenn ſein ſchwerer Fuß die Stufen betrat, zog hinter ihm der Mißmut in das Haus.

Alle Wochen war Ehrenthal auf dem Gute erſchienen, jetzt war die ſchwerſte Zeit gekommen, und kein Auge erblickte den Geſchäftsmann. Er war verreiſt, hieß es in der Stadt, und unruhig hörte der Freiherr auf das Geräuſch jedes Wagens, ob nicht einer den Säumigen zuführe, den Verhaßten, Unentbehrlichen.

Lenore trat zu dem Vater, eine reife Schönheit von vollen Formen und hohem Wuchs; daß auch ſie von dem Ernſt des Lebens berührt war, zeigte das ſinnende Auge und der beſorgte Blick, den ſie auf den Freiherrn warf. „Der Bote bringt die Poſtſachen“, ſagte ſie, ein Paket Briefe und Zeitungen überreichend. „Es iſt gewiß wieder kein Brief von Eugen dabei.“

„Der hat jetzt anderes zu tun als zu ſchreiben“, antwortete der Vater, aber er ſelbſt ſuchte eifrig die Handſchrift des Sohnes. Da ſah er ein Schreiben von fremder Hand, mit dem Poſtzeichen der Stadt, in welche Eugen eingerückt war. Es war Antons Brief. Schnell öffnete er. Als er in der ehrerbietigen Sprache die gute Meinung erkannt und den Namen Itzig geleſen hatte, verbarg er den Brief haſtig in ſeiner Bruſttaſche. Die geheime Angſt, welche jetzt manchmal ſein Herz zuſammenzog, überfiel ihn wieder, und gleich darauf folgte der unwillige Gedanke, daß

ſeine Verlegenheiten ein Gegenſtand der Unterhaltung in der Fremde waren. Unbeſtimmte Warnungen waren das letzte, was er bedurfte, ſie demütigten ihn nur. Lange ſtand er in finſterm Schweigen neben der Tochter. Da der Brief aber Nachrichten von Eugen enthielt, ſo zwang er ſich endlich zu ſprechen. „Da hat mir ein Herr Wohlfart geſchrieben, der jetzt als Kaufmann jenſeit der Grenze umherreiſt und Eugens Bekanntſchaft gemacht hat.“

„Er?“ rief Lenore.

„Er ſcheint ein ordentlicher Mann geworden zu ſein“, fuhr der Freiherr mit Überwindung fort. „Er ſpricht mit Wärme von Eugen.“

„Ja!“ rief Lenore erfreut, „was gewiſſenhaft und zuverläſſig heißt, das lernt man kennen, wenn man mit ihm umgeht. Welcher Zufall! Die Schweſter und der Bruder. Was hat er dir geſchrieben, Vater?“

„Geſchäftliches, das wahrſcheinlich gut gemeint iſt, mir aber nicht von weſentlichem Nutzen ſein kann. Die törichten Knaben haben irgendein Geſchwätz aus dritter Hand gehört und haben ſich um meine Angelegenheiten unnötige Sorge gemacht.“ Und ſchwerfälllig ſchritt er nach dieſen Worten zu ſeiner Fabrik.

Beunruhigt folgte ihm Lenore. Endlich entfaltete er die Zeitung und wandte die Blätter nachläſſig um, bis ſein Blick auf eine gerichtliche Anzeige fiel. Eine dunkle Röte ſtieg ihm langſam über die Wangen, das Blatt fiel zur Erde, er griff mit der Hand an die Bretter eines Wagens und legte ſeinen Kopf darauf. Erſchrocken hob Lenore das Zeitungsblatt auf und ſah den Namen der polniſchen Herrſchaft, auf welcher der Vater, wie ſie wußte, ein großes Kapital ſtehen hatte. Ein Termin zur Verſteigerung der Herrſchaft wegen Konkurſes war angezeigt.

Wie ein Blitzſtrahl traf den Freiherrn die Nachricht. Wenn er ſein eigenes Gut belaſtet hatte, war ihm die Summe, die auf fremdem Boden ruhte, als die letzte Grundlage ſeines Wohlſtandes erſchienen. Oft hatte er gedacht, ob es nicht töricht war, andern in der Fremde ſein Geld zu laſſen und daheim fremdes nur zu teuer zu bezahlen;

immer hatte er eine Scheu davor gefühlt, auch dies runde Kapital in seine Unternehmungen zu werfen, er betrachtete es als das Wittum seiner Gemahlin, als das Erbteil der Tochter. Jetzt war auch diese Summe gefährdet, die letzte Sicherheit war verschwunden, alles um ihn wankte. Ehrenthal hatte ihn betrogen, er hatte die Korrespondenz mit dem Bevollmächtigten des polnischen Grafen geführt. er hatte ihm am letzten Termin die Zinsen noch vollständig berechnet, es war kein Zweifel, Ehrenthal wußte von den schlechten Verhältnissen des polnischen Gutes und hatte sie ihm verheimlicht.

„Vater," rief Lenore, ihn von dem Wagen aufrichtend, „fasse dich, sprich mit Ehrenthal, fahr zu deinem Anwalt. es wird auch gegen dieses Unglück eine Hilfe geben."

„Du hast recht, mein Kind," sagte der Freiherr mit klangloser Stimme, „noch ist möglich, daß die Gefahr nicht so groß ist. Laß anspannen, ich will nach der Stadt. Verbirg der Mutter, was du gelesen hast, und du, liebe Lenore, begleite mich."

Als der Wagen vorfuhr, fand er den Freiherrn noch auf derselben Stelle, wo die Nachricht in sein Herz gedrungen war. Schweigend saß er während der Fahrt in eine Ecke gedrückt.

In der Stadt brachte er die Tochter vor sein Quartier, das er immer noch nicht aufgegeben, um seinen Bekannten und seiner Frau nicht den Verdacht zu erwecken, als gehe es mit seinem Vermögen zurück. Er selbst fuhr zu Ehrenthal. Zornig trat er in das Kontor und hielt dem Händler nach rauhem Gruß das Zeitungsblatt entgegen. Ehrenthal erhob sich langsam und sagte mit dem Kopfe nickend: „Ich weiß, der Löwenberg hat deswegen an mich geschrieben."

„Sie haben mich getäuscht, Herr Ehrenthal!" rief der Freiherr, mühsam nach Haltung ringend.

„Wozu?" erwiderte achselzuckend der Händler, „wozu sollte ich Ihnen verstecken, was doch die Zeitung melden muß? Das kommt vor bei jedem Gut, bei jeder Hypothek. Was ist dabei für ein Unglück?"

„Die Verhältniſſe der Herrſchaft ſind ſchlecht, Sie haben lange darum gewußt," rief der Freiherr; „Sie haben mich betrogen."

„Was reden Sie da von Betrug?" fuhr Ehrenthal zornig auf; „nehmen Sie ſich in acht, daß nicht ein Fremder Ihre Worte hört. Ich habe mein Geld bei Ihnen ſtehen, wie kann ich ein Intereſſe haben, Sie kleiner zu machen und größer zu machen Ihre Verlegenheiten? Ich ſelber ſtecke darin bei Ihnen ſo tief", er wies auf die Stelle, wo bei den Menſchen das Herz zu ſitzen pflegt. „Hätte ich gewußt, daß dieſe Fabrik wird freſſen mein gutes Geld, ein Tauſend nach dem andern, wie ein Tier frißt, das hinten offen iſt, ich hätte mich bedacht und Ihnen auch nicht gezahlt einen einzigen Taler. Ich will mit meinem Gelde füttern eine Herde Elefanten, aber ich will niemals wieder füttern eine Fabrik. Wie können Sie alſo ſagen, daß ich Sie betrogen habe?" ſchloß er in ſteigender Hitze.

„Sie haben um den Konkurs gewußt," rief der Freiherr, „und haben mir verheimlicht, wie es mit dem Grafen ſteht."

„Bin ich es geweſen, der Ihnen hat verkauft die Hypothek?" fragte der entrüſtete Ehrenthal. „Ich habe Ihnen alle halben Jahre die Zinſen eingezogen, das iſt mein Unrecht, ich habe Ihnen außerdem gezahlt noch vieles Geld, das iſt mein Betrug." — Verſöhnend fuhr er fort: „Sehen Sie die Sache ruhig an, Herr Baron, ein anderer Gläubiger hat angetragen auf den Verkauf der Herrſchaft, die Gerichte haben's uns nicht angezeigt, oder ſie haben die Anzeige geſchickt an eine falſche Adreſſe. Was tut's! Sie werden jetzt bekommen nach der Subhaſtation ausgezahlt Ihr Kapital, dann können Sie bezahlen die Gläubiger, die Sie auf Ihrem Gut haben. Es ſind, wie ich höre, große Güter bei dieſer Herrſchaft, und Sie haben nichts zu fürchten für Ihr Kapital."

Mit dieſer zweifelhaften Hoffnung mußte ſich der Freiherr entfernen. Niedergeſchlagen beſtieg er ſeinen Wagen; er rief dem Kutſcher: „zum Juſtizrat Horn!" aber mitten auf dem Wege gab er Gegenbefehl und fuhr nach ſeinem

Quartier zurück. Es war zwiſchen ihm und dem alten Rechtsfreund eine Kälte eingetreten. Er hatte ſich geſcheut, dieſem ſeine unaufhörlichen Verlegenheiten mitzuteilen, und war durch einige wohlgemeinte Warnungen desſelben verletzt worden; ſo hatte er oft die Hilfe anderer Juriſten in Anſpruch genommen.

Itzig war in ſeinem Zartgefühl aus dem Kontor geſtürzt, als er die Pferdeköpfe des Barons auf der Straße erblickte, jetzt ſteckte er den Kopf wieder herein. „Wie war er?“ fragte er Herrn Ehrenthal.

„Wie ſoll er geweſen ſein,“ antwortete Ehrenthal unwillig, „er war wie ein Fiſch, welcher hat viele Gräten; er hat geſchlagen mit ſeinem Kopf in die Luft, und ich habe gehabt meinen Ärger. Mein Geld habe ich geſteckt in das Gut, und Sorgen habe ich um das Gut, ſo viele als Haare auf dem Kopfe, weil ich gefolgt bin Ihrem Rat.“

„Wenn Sie denken, daß ein Rittergut Ihnen geſchwommen kommt wie ein Fiſch mit dem Waſſer, daß Sie nur dürfen ausſtrecken die Hand und feſthalten, ſo tun Sie mir leid“, entgegnete Veitel ironiſch.

„Was tue ich mit der Fabrik?“ rief Ehrenthal; „das Gut iſt geweſen für mich zweimal ſoviel wert ohne den Schornſtein.“

„So verkaufen Sie die Ziegel, wenn Sie den Schornſtein erſt haben“, verſetzte Veitel boshaft. „Ich wollte Ihnen noch ſagen, daß ich morgen einen Beſuch habe von einem Bekannten aus meiner Gegend. Ich kann morgen nicht kommen in Ihr Kontor.“

„Sie haben in dem letzten Jahr ſo oft Ihre eigenen Gänge gemacht,“ erwiderte Ehrenthal grob, „daß mir nichts daran liegt, wenn Sie auch länger fortbleiben aus meinem Kontor.“

„Wiſſen Sie, was Sie geſagt haben?“ fuhr Veitel auf. „Sie haben mir geſagt: Itzig, ich brauche dich nicht mehr, du kannſt gehen. Ich aber werde gehen, wenn es mir recht iſt, und nicht, wenn es Ihnen recht iſt.“

„Sie ſind ein dreiſter Menſch,“ rief Ehrenthal; „ich will

Ihnen verbieten, daß Sie so zu mir reden. Wer sind Sie, junger Itzig?“

„Ich bin der, welcher weiß Ihre ganzen Geschäfte, ich bin der, welcher Sie ruinieren kann, wenn er will, und ich bin der, welcher es gut mit Ihnen meint, besser als Sie selber. Und deswegen, wenn ich übermorgen in das Kontor komme, werden Sie zu mir sagen: Guten Morgen, Itzig! Haben Sie mich verstanden, Herr Ehrenthal?“ Er ergriff seine Mütze und eilte auf die Straße, dort brach sein unterdrückter Zorn gegen Ehrenthal in helle Flammen aus, er schwenkte heftig die Hände und murmelte drohende Worte. Dasselbe tat Ehrenthal in seinem Kontor.

Der Freiherr fuhr zu seiner Tochter zurück, er setzte sich niedergeschlagen auf das Sofa, und die liebevollen Worte Lenorens gingen ungehört an seinem Ohr vorüber. Er hatte nichts, was ihn noch in der Stadt zurückhielt als seine Furcht, der Baronin die traurige Nachricht mitzuteilen. Er brütete über Plänen, wie er den möglichen Verlust überwinden könnte, und malte sich wieder mit den schwärzesten Farben aus, welche Folgen dies Ereignis haben mußte. Unterdes saß Lenore schweigend am Fenster und sah hinunter in das Getümmel der Straße, auf die Lastwagen, welche vorüberrasselten, und auf die Ströme geschäftiger Menschen, die auf dem Trottoir dahinzogen, unaufhörlich, ohne Rast, um Verdienst und Genuß. Und während Lenore sich fragte, ob wohl einer von all den Leuten, die vorübergingen, den heimlichen Kummer, die Furcht, die Mutlosigkeit gefühlt habe, die in den letzten Jahren über ihr junges Herz gekommen war, da sah zuweilen einer von unten zu den Spiegelfenstern des stattlichen Hauses auf, dann ruhte sein Auge bewundernd auf dem schönen Mädchen, und er beneidete vielleicht das Glück der Vornehmen, die so ruhig von oben herabsehen auf die Leute, die sich um den Verdienst plagen müssen.

So wurde es dunkel auf der Straße, das Licht der Laternen warf einen matten Schein in das Zimmer, Lenore sah auf die Schatten und Lichtstreifen, welche sich an der Stuben-

wand bewegten, und mit der ſteigenden Finſternis vergrößerte ſich das Bangen in ihrer Bruſt. Vor der Haustür aber ſtanden zwei Männer in eifrigem Geſpräch, der eine trat in das Haus, die Klingel wurde gezogen, ein ſchwerer Tritt ſchallte im Vorzimmer. Der Bediente trat ein und meldete Herrn Pinkus. Bei dem Namen fuhr der Freiherr auf, forderte Licht und eilte in das Nebenzimmer.

Der Herbergsvater trat bei dem Freiherrn ein und neigte einigemal ſeinen großen Kopf, beeilte ſich aber nicht zu ſprechen; der Freiherr ſtützte ſich auf die Tiſchplatte wie einer, der bereit iſt alles zu hören. „Was bringen Sie mir ſo ſpät?“

„Der Herr Baron weiß, daß morgen der Wechſel fällig iſt mit zehntauſend Talern.“

„Können Sie nicht erwarten, daß ich Ihnen bei der Verlängerung Ihre zehn Prozent einrechne?“ fragte der Freiherr mit Verachtung. „Ich glaube erſt morgen das Rechenexempel machen zu müſſen.“

„Da es Ihnen nicht recht iſt, das Exempel zu machen,“ erwiderte Pinkus, „ſo beſtehe ich nicht darauf. Ich komme Ihnen anzuzeigen, daß ich plötzlich in die Lage gekommen bin Geld zu brauchen; ich werde Sie morgen bitten um die Zehntauſend.“

Der Freiherr trat einen Schritt zurück. Das war der zweite Schlag, und dieſer traf ſein Leben. Er hatte geahnt, daß noch etwas kommen würde ihn zu zermalmen; jetzt wußte er genau, daß alles unnütz war, was er noch ſagen konnte. Sein Geſicht war fahles Gelb, als er mit heiſerer Stimme begann: „Wie können Sie dieſe Forderung ſtellen nach dem, was wir miteinander beſprochen haben? Wie oft haben Sie mir beteuert, daß dieſe Wechſelform nichts als eine leere Förmlichkeit ſei?“

„Es iſt geweſen bis heute eine Förmlichkeit,“ ſagte Pinkus, „jetzt wird's ein Zwang. Ich habe morgen zu zahlen zehntauſend Taler an einen Mann, dem ich verpflichtet bin.“

„Dann ſprechen Sie mit dem Mann,“ ſagte der Freiherr, „ich bin bereit, Ihnen neue Zugeſtändniſſe zu machen, ich bin aber jetzt außerſtande zu zahlen.“

„Dann, Herr Baron, tut mir's leid, Ihnen zu ſagen, daß man gegen Sie verfahren wird nach Wechſelrecht."

Der Freiherr ſchwieg und wandte ſich ab.

„Wann darf ich morgen wiederkommen nach meinem Geld?" fragte Pinkus.

„Um dieſe Stunde", erwiderte eine Stimme, welche hohl klang wie die Stimme eines Greiſes. Mit einem neuen Kopfnicken entfernte ſich Pinkus, der Freiherr wankte in ſein Zimmer zurück. Sein Kopf ſank auf die Lehne des Sofas herab, erſtarrt dachte er an das, was jetzt kommen mußte. Lenore kniete neben ihm nieder, ſie faßte ſein Haupt und legte es auf ihre Schulter, ſie nannte ihn mit den zärtlichſten Namen und flehte ihn an, doch wieder zu ſprechen. Er hörte nichts und ſah nichts, in ihm ſchlug es wie mit einem Hammer immer ſtärker und ſchneller. Die hohlen Gebilde von buntem Glas, die er ſich ausgeblaſen hatte, zerſplitterten in Scherben, er ahnte jetzt die ſchreckliche Wahrheit, er war ein ruinierter Mann.

So ſaß er bis zum ſpäten Abend, die Tochter brachte ihn endlich dazu, einen Schluck Wein zu trinken und an die Heimkehr zu denken. „Ja, fort von hier," rief er, „ins Freie!" Sie fuhren ab. Als die Bäume der Landſtraße an ihm vorbeiflogen und die friſche Luft in ſein Geſicht ſchlug, kam ſeine Seele wieder in Spannung. Dieſe Nacht und der ganze nächſte Tag gehörten ihm, in dieſer Zeit mußte ſich Hilfe finden. Es war nicht die erſte Verlegenheit, die er empfand, und er hoffte jetzt ſogar, es werde nicht die letzte ſein. Er war dieſe Wechſelſchuld von urſprünglich ſiebentauſend und einigen hundert Talern eingegangen, weil der Händler, der ihm heute das Geld kündigte, vor einigen Jahren zu ihm gekommen war und ihm das Geld angeboten, ja aufgedrängt hatte, zuerſt mit den niedrigſten Zinſen. In dem ſichern Mut eines glücklichen Unternehmers hatte er das Geld angenommen. Es hatte einige Wochen müßig dagelegen, dann hatte er es angegriffen, und Schritt für Schritt hatte der Gläubiger ſeine Forderungen geſteigert bis zum Solawechſel und einem übermäßigen Zinsfuß. Jetzt trotzte der Schurke. War er wie die Ratte, welche den

bevorſtehenden Untergang des Schiffes merkt und ſich zu retten ſucht? Der Freiherr lachte auf, daß Lenore zuſammenfuhr — aber er war nicht der Mann, ſich widerſtandslos dem Gauner in die Hände zu geben, er wußte, die Nacht und der nächſte Tag mußten ihm Hilfe bringen. Ehrenthal konnte ihn nicht im Stiche laſſen.

Er fühlte die Notwendigkeit ſich zu beherrſchen, er gewann es über ſich, mit ſeiner Tochter wieder von gleichgültigen Dingen zu ſprechen. „Es ſind unangenehme Geſchäfte, die ſich jetzt drängen," ſagte er, „und ich bin durch die vielen Anſprüche, welche man in der letzten Zeit an mich gemacht hat, auch körperlich angegriffen. Es wird vorübergehen, mein Kind. Jedem Unternehmer kommt ſolche Zeit; iſt die Fabrik erſt im Gange, ſo iſt das Ärgſte überſtanden."

Es war Nacht, als ſie nach Hauſe kamen, der Freiherr eilte auf ſein Zimmer. Er legte ſich zu Bett, aber er wußte, daß das eine Szene war, die er nur ſeinem Bedienten vorſpielte; das war wieder eine Nacht, wo der Schlaf ſein Haupt nicht berühren ſollte. Vom Turme der Dorfkirche ſchlug eine Stunde nach der andern, der Freiherr zählte jeden Schlag, und nach jeder Stunde pochte das Blut ſtürmiſcher in ſeinen Adern, und heißer wurde ſeine Angſt. Wo war Rettung? Es gab für ihn keine andere als Ehrenthal. Aller Widerwille, den er dagegen empfand, morgen als Bittender vor dieſen Mann zu treten, floß dahin mit dem Fieberſchweiß, der von ſeiner Stirn rann. So lag er und rang die Hände; und wenn der Schlummer, das ſtille Kind der Nacht, ſich ſeinem Lager näherte, immer erhob ſich das graue Geſpenſt der Angſt neben ſeinem Haupt und trieb mit drohender Gebärde den hilfreichen Gott aus ſeiner Nähe. Gegen Morgen erſt verlor er die Empfindung ſeines Elends.

Schneidende Mißtöne drangen aus dem Hofe in ſein Zimmer und weckten ihn; die Arbeiter der Fabrik zogen mit der Dorfmuſik unter ſein Fenſter und brachten ihm ein Ständchen. Zu anderer Zeit hätte er ſich über den gutwilligen Eifer gefreut, heute hörte er nur die unreinen

Klänge, und ſie quälten ihn. Haſtig kleidete er ſich an und eilte in den Hof. Sein Haus war bekränzt, die Arbeiter hatten ſich vor der Tür aufgeſtellt, ſie empfingen ihn mit lautem Zuruf, er mußte den Mund auftun und ihnen ſagen, daß er ſich dieſes Tages freue und daß er viel Gutes von ihm erwarte, und während er ſprach, fühlte er, wie unwahr ſeine Worte waren und wie gebrochen ſein Mut. Er ließ anſpannen, ehe er noch ſeine Frau und Tochter begrüßt hatte, und jagte wieder der Stadt zu. Er ſtand in Ehrenthals Hauſe und rüttelte an der Tür des Kontors; noch war die Tür verſchloſſen, ſein Diener mußte den Händler vom Frühſtück herunterholen.

Unruhig über das Außerordentliche des frühen Beſuchs erſchien Ehrenthal, er hatte ſich diesmal nicht beeilt, den alten Schlafrock auszuziehen. Der Freiherr trug ſein Anliegen ſo kaltblütig vor, als ihm nach der ſchlafloſen Nacht möglich war. Ehrenthal geriet in die größte Entrüſtung. „Dieſer Pinkus," rief er einmal über das andere, „er hat ſich unterſtanden, Ihnen Geld zu borgen gegen einen Wechſel! Wie kann er Ihnen borgen eine ſo große Summe? Der Mann hat keine zehntauſend Taler, er iſt ein kleiner Mann ohne Mittel." Der Freiherr geſtand, daß die Summe urſprünglich geringer geweſen war, aber dies Geſtändnis ſteigerte die Unruhe Ehrenthals.

„Von ſieben zu zehn," rief er und rannte heftig auf und ab, daß der Schlafrock um ihn flog wie die Flügel einer Eule. „Faſt dreitauſend Taler hat er gewonnen! Ich habe immer ein ſchlechtes Zutrauen zu dieſem Menſchen gehabt, jetzt weiß ich, was er iſt! Er iſt ein Spion, ein Achſelträger, der auf zwei Schultern trägt! Er hat auch nicht gegeben die ſiebentauſend, ſein ganzer Kram iſt nicht ſiebentauſend wert."

Die ſtarke Entrüſtung des Händlers warf einen Freudenſchimmer in die Seele des Freiherrn; wie unrecht hatte er dem Mann oft in ſeinen Gedanken getan! „Auch ich habe Urſache, den Pinkus für einen gefährlichen Menſchen zu halten", ſagte er.

Aber dieſe Beiſtimmung gereichte dem Freiherrn zum Unheil, der Zorn Ehrenthals wandte ſich jetzt gegen ihn. „Was rede ich von dem Pinkus,“ ſchrie er; „er hat gehandelt, wie ein Menſch von ſeiner Art handeln muß. Aber Sie, der Sie ſind ein Edelmann, wie haben Sie in ſolcher Weiſe an mir handeln können? Sie haben hinter meinem Rücken mit einem andern Geſchäfte gemacht und haben ihn in kurzer Zeit verdienen laſſen drei von ſieben auf Wechſel. Auf Wechſel,“ fuhr er fort; „wiſſen Sie, was das heißt, ein Wechſel?“

„Ich wünſchte, daß die Schuld nicht nötig geweſen wäre,“ ſagte der Freiherr; „da aber heute der Verfalltag iſt und der Mann in eine Verlängerung nicht willigt, ſo müſſen wir verſuchen Zahlung zu ſchaffen.“

„Was heißt wir!“ fuhr Ehrenthal zornig auf; „Sie müſſen Zahlung ſchaffen, ſehen Sie zu, wie Sie Geld ſchaffen für den Mann, dem Sie dreitauſend haben geſchrieben in ſeine Taſche. Sie haben mich nicht gefragt, als Sie ausgeſtellt haben den Wechſel, Sie brauchen mich nicht zu fragen, wie Sie werden zahlen das Geld.“

In dem Freiherrn lagen Angſt und Zorn im Kampfe. „Mäßigen Sie Ihre Sprache, Herr Ehrenthal“, rief er.

„Was ſoll ich mich mäßigen?“ ſchrie der Händler; „Sie haben ſich nicht gemäßigt, und der Pinkus hat ſich nicht gemäßigt, ich will mich auch nicht mäßigen!“

„Ich werde wiederkommen,“ ſagte der Freiherr, „wenn Sie die Haltung gewonnen haben, die ich mir gegenüber unter allen Umſtänden erbitten muß.“

„Wenn Sie Geld von mir wollen, ſo kommen Sie nicht wieder, Herr Baron“, rief Ehrenthal. „Ich habe kein Geld für Sie; lieber will ich werfen die Taler auf die Straße, als Ihnen noch zahlen einen einzigen in Ihr Gut.“

Der Freiherr verließ ſchweigend das Zimmer. Sein Elend war groß, er mußte das Gezänk des gemeinen Mannes ertragen. Jetzt fuhr er in der Stadt bei ſeinen Bekannten umher und ſtand die Qual aus, alle Stunden von neuem um Geld zu bitten und immer abſchlägige Antwort zu erfahren. Zum Mittag war ſeine Kraft gebrochen. Er kehrte in ſein

Quartier zurück und überlegte, ob er noch einmal zu Ehrenthal gehen, oder ob er die Zahlung des Wechsels wegen wucherischer Zinsen verweigern sollte. Da schlich der in sein Haus, welcher bis dahin sein Leben in weitem Kreise umlauert hatte, er, der künftige Besitzer des Gutes, der Erbe der Rothsattel. Der Freiherr wunderte sich, als eine fremde Gestalt, die er kaum ein oder das andere Mal gesehen hatte, in sein Zimmer trat, ein hageres Gesicht von rötlichem Haar eingefaßt, zwei verschmitzte Augen, und um den Mund ein grotesker Zug, wie man ihn auf den lachenden Larven des Karnevals sieht.

Veitel verneigte sich tief und begann: „Gnädigster Herr Baron, haben Sie die Gewogenheit, zu verzeihen, daß ich mit einem Geschäft zu Ihnen komme. Ich habe den Auftrag von Herrn Pinkus, das Geld einzukassieren für den Wechsel. Ich wollte Sie untertänigst fragen, ob Sie vielleicht so gnädig sein wollen, mir zu zahlen das Geld."

Der finstere Ernst der Stunde ging dem Freiherrn verloren, als er die lange Gestalt sah, welche sich krümmte, Gesichter schnitt und in possenhafter Artigkeit zu vergehen bemüht war. „Wer sind Sie?" fragte er mit der Würde eines großen Herrn.

„Veitel Itzig ist mein Name, gnädiger Herr, wenn ich mir erlauben darf, Ihnen das zu melden."

Der Freiherr fuhr zusammen, als er den Namen Itzig hörte. Das war der Mann, vor dem er gewarnt war, der Unsichtbare, Erbarmungslose. Wieder schnürte ihm die Angst das Herz zusammen.

„Ich war bis jetzt Buchhalter bei Ehrenthal", fuhr Itzig bescheiden fort. „Aber der Ehrenthal wird mir zu groß; ich habe geerbt ein kleines Vermögen, ich habe es übergeben dem Pinkus in sein Geschäft. Jetzt bin ich dabei, mich selbst zu etablieren."

„Sie können das Geld jetzt nicht bekommen", erwiderte der Freiherr ruhiger. Diese hilflose Gestalt konnte schwerlich ein gefährlicher Gegner sein.

„Ausgezeichnet," sagte Veitel, „es ist mir eine Ehre, zu hören von dem gnädigen Herrn, daß Sie mir's zahlen wer-

den am Nachmittag. Ich habe Zeit.“ — Er zog eine ſilberne Uhr heraus. — „Ich kann warten bis gegen Abend. Und damit ich den Herrn Baron nicht inkommodiere durch Wiederkommen zu einer Stunde, wo ich Ihnen nicht recht bin, oder wo Sie nicht zu Hauſe ſind, ſo will ich mir die Freiheit nehmen, mich zu ſtellen auf Ihre Treppe. Ich kann ſtehen“, ſagte er, als wolle er eine Einladung des Freiherrn, ſich auf die Treppe zu ſetzen, im voraus ablehnen. „Ich halte aus bis heute abend um fünf. Der gnädige Herr braucht ſich meinetwegen gar nicht zu genieren.“ Durch die demütige Fratze Veitels klang es wie Hohn, dem Freiherrn fiel das Schreckliche der Stunde von neuem auf das Herz. Veitel ging mit Verbeugungen an die Tür und zog ſich wie ein Krebs aus der Stube. Da rief der Freiherr ihn zurück. Wie feſtgezaubert blieb er in gekrümmter Stellung ſtehen. Er ſah in dieſem Augenblick vollſtändig aus wie ein etwas ſchwacher und wunderlicher Menſch. Der warnende Brief hatte dem armen Teufel von Buchhalter zur Laſt gelegt, was vielleicht Ehrenthal ſelbſt geſponnen hatte. Jedenfalls war mit dieſem Manne bequemer zu verkehren als mit einem andern.

„Können Sie mir angeben,“ fragte der Freiherr mit innerer Überwindung, „wie ich Ihnen für Ihre Forderung Deckung geben kann, ohne daß ich heute oder in dieſen Tagen die Summe auszahle?“

Veitels Augen blitzten wie die eines Raubvogels, aber er ſchüttelte den Kopf und zuckte lange mit den Achſeln, während er ſich den Schein gab nachzudenken. „Gnädigſter Herr Baron,“ ſagte er endlich, „vielleicht gibt es ein Mittel, das letzte Mittel. Sie haben eine Hypothek von zwanzigtauſend Talern auf Ihrem Gut, welche Ihnen ſelber gehört und welche bei Ehrenthal im Kontor liegt. Ich will machen, daß der Pinkus Ihnen läßt die Zehntauſend, und will Ihnen noch ſchaffen zehn, wenn Sie meinem Freunde zedieren dieſe Hypothek.“

Der Freiherr horchte auf. „Wahrſcheinlich wiſſen Sie nicht,“ entgegnete er ſtreng, „daß ich das Inſtrument bereits an Ehrenthal zediert habe.“

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr, das haben Sie nicht getan, es ist keine gerichtliche Zession vorhanden."

„Aber mein schriftliches Versprechen", sagte der Freiherr.

Veitel zuckte die Achseln: „Wenn Sie versprochen haben, dem Ehrenthal zu stellen eine Hypothek für sein Geld, warum muß es gerade sein diese? Und was brauchen Sie eine Hypothek für Ehrenthal? In diesem Jahre erhalten Sie Ihr Kapital, das Sie haben auf der Herrschaft bei Rosmin, dann können Sie ihn bezahlen mit barem Geld. Bis dahin lassen Sie ruhig die Hypothek in seinen Händen, es braucht kein Mensch zu wissen, daß Sie uns gemacht haben eine Zession. Wenn Sie die Gnade haben wollen, mit mir zu gehen zu einem Notar und meinem Freunde vor diesem die Hypothek zu verschreiben, so schaffe ich Ihnen noch heute zweitausend Taler, und an dem Tage, wo Sie das Instrument legen in unsere Hände, zahle ich Ihnen den Rest."

Der Freiherr hatte sich gezwungen, diesen Antrag mit einem Lächeln anzuhören. Endlich sagte er kurz: „Was Sie mir vorschlagen, kann ich nicht annehmen, denken Sie an einen andern Ausweg."

„Es gibt keinen," versetzte Veitel, „aber es ist Mittag, ich kann warten bis um fünf." Er machte wieder seine tiefen Bücklinge und wandte sich an der Tür noch einmal um. „Was Sie, gnädiger Herr, jetzt von Geld brauchen," sagte er ernst, „das sind nicht die zehntausend Taler allein; Sie werden in den nächsten Monaten noch nötig haben ebensoviel für Ihre Fabrik, und um zu retten Ihr Kapital auf der polnischen Herrschaft. Wenn Sie mir zedieren die Hypothek, haben Sie das ganze Geld. Und noch eine Bitte habe ich an meinen gnädigen Herrn: Geruhen Sie, nicht gegen Ehrenthal zu sprechen von unserm Geschäft; er ist ein harter Mann und würde mir schaden mein Leben lang."

„Seien Sie ohne Sorge", sagte der Freiherr mit einer verabschiedenden Handbewegung. Veitel entfernte sich.

Der Freiherr ging mit großen Schritten auf und ab. Was der ehrerbietige Mann ihm vorgeschlagen hatte, wühlte sein Inneres auf. Ja, es war Rettung für ihn aus dieser und

aus kommenden Verlegenheiten, aber er konnte darauf nicht eingehen, das verſtand ſich von ſelbſt. Er war lächerlich, der ihm den Antrag machte, und man konnte ihm nicht einmal zürnen, er verſtand's nicht anders. Aber der Freiherr hatte ſein Wort verpfändet, er durfte an die Sache gar nicht mehr denken.

Und doch, wie gering war für ihn die Gefahr. Die Dokumente blieben ruhig in Ehrenthals Hand, bis der Freiherr ſeine polniſchen Gelder erhielt, dann zahlte er die Summe bar an Ehrenthal und löſte ſeine Dokumente ein. Kein Menſch durfte etwas von dem Geſchäft erfahren, und wenn es zum Schlimmſten kam, ſo ließ er eine neue Hypothek für Ehrenthal auf ſein Gut ausfertigen, er bewilligte ihm noch eine Entſchädigung, und der Geldmann gab ſich zufrieden. Immer wies er den Gedanken von ſich ab, und unaufhörlich kam er zurück. Es ſchlug eins, es ſchlug zwei Uhr; er klingelte dem Bedienten und befahl anzuſpannen, und fragte gelegentlich, ob der fremde Menſch noch im Hauſe ſei. Der Kutſcher fuhr vor, der Fremde ſtand unten an der Treppe. Der Freiherr ſtieg die Stufen hinab, ohne ihn anzuſehen, und ſetzte ſich in den Wagen. Als der Diener mit abgezogenem Hut neben ihm ſtand und fragte, wohin der Kutſcher fahren ſolle, da erſt fiel ihm ein, daß er es ſelbſt nicht wußte. „Zu Ehrenthal!“ ſagte er endlich.

Ehrenthal hatte unterdes einen unruhigen Vormittag verlebt. Der freche Eingriff, den ein Dritter in ſeine Rechte gewagt, flößte ihm den Argwohn ein, daß außer ihm noch eine andere unbekannte Macht gegen den Baron ſpekuliere. Er ſchickte zu Pinkus, überſchüttete dieſen mit Vorwürfen und ſuchte auf jede Weiſe zu erfahren, woher das Kapital gekommen ſei. Pinkus aber war aufs beſte geſchult, er zeigte eine eherne Stirn und war grob. Darauf ſchickte Ehrenthal nach Itzig. Itzig war nirgend zu finden.

So war er in unholder Laune, als der Freiherr wieder bei ihm vorfuhr; er wußte am beſten, daß dieſe neue Schuld nicht nötig war, um den Edelmann im ruhigen Lauf der Jahre aus dem Beſitz ſeines Gutes zu bringen, und zürnte ihm deshalb als einem Toren, der ſich eine ſo unnütze Ver-

legenheit bereitete. Und er ſagte ihm mit dürren Worten, daß der Tag gekommen ſei, wo die Geldzahlungen aufhören müßten. Es gab wieder eine heftige Szene, der Freiherr ging erbittert aus dem Kontor, ſetzte ſich in ſeinen Wagen und beſchloß noch einen letzten Verſuch bei einem früheren Kameraden zu machen, der als reicher Mann bekannt war.

Es war vier Uhr vorbei, als er hoffnungslos in ſeinem Quartier ankam. An der Treppe lehnte eine hagere Geſtalt, welche dem Vorübereilenden eine tiefe Verbeugung machte und ruhig ſtehenblieb. Die Kraft des Freiherrn war erſchöpft. Er ſetzte ſich in die Sofaecke, wie am Tage zuvor, und ſtarrte vor ſich hin. Es gab keine Rettung, das wußte er jetzt genau, keine andere als die, welche dort unten im Schatten des Pfeilers auf ihn lauerte. In einer wüſten Abſpannung erwartete er, was kommen würde. Untätig, ohne ſein Haupt von der Lehne zu erheben, hörte er die Viertelſtunden von vier zu fünf ſchlagen. Wieder ſchlug es in ſeinem Haupt wie mit einem Hammer, jeder Schlag brachte ihn dem Augenblick näher, wo ſein Schickſal zu ihm hereintrat. Der letzte Schlag der fünften Stunde war verhallt, der Klingelzug im Vorzimmer zitterte, der Freiherr erhob ſich von ſeinem Sitz. Itzig öffnete die Tür und hielt zwei Papiere in der Hand.

„Ich kann nicht zahlen“, rief ihm der Freiherr mit heiſerer Stimme entgegen.

Itzig verneigte ſich wieder und bot ihm das andere Papier: „Hier iſt der Entwurf zu einem Vertrage.“

Der Freiherr ergriff ſeinen Hut und ſagte, ohne den Fremden anzuſehen: „Kommen Sie zu einem Notar!“

Es war Abend, als der Freiherr zu dem Schloß ſeiner Väter zurückkehrte. Das bleiche Mondlicht glänzte auf den Türmchen und den Vorſprüngen des Baues, ſchwarz wie Pech war der See, ſchwarz die Strebepfeiler, welche den Grund des Hauſes zuſammenhielten. Und farblos wie der Park und das Haus war das Geſicht des Mannes, der ſich in dem Wagen zurücklehnte und die Lippen zuſammenpreßte als einer, der nach einem langen Kampfe zur Ent-

ſcheidung gekommen iſt. Er ſah gleichgültig auf das Waſſer, auf die Mauern ſeines Hauſes und auf das kalte Mondlicht am Dach, und doch war ihm lieb, daß die Sonne nicht ſchien, und daß er das Haus ſeiner Väter nicht im goldenen Licht des Tages anzuſehen hatte. Er mühte ſich, in die Zukunft zu denken, die ihm jetzt ſicherer war, er überlegte alle Vorteile, die er von ſeiner Fabrik haben mußte, er dachte hinein bis in die Zeit, wo ſein Sohn hier wohnen würde als ein befeſtigter reicher Mann, ohne die Sorgen, die den Vater in die Gemeinſchaft mit niedrigen Geldleuten geführt und ſein Haar gebleicht hatten. Er dachte an alles, aber auch die liebſten ſeiner Gedanken waren ihm gleichgültig geworden, und er mußte ſich zwingen ſie feſtzuhalten. Er ſtieg ab und griff nach der gefüllten Brieftaſche, bevor er ſeiner Gemahlin die Hand reichte und Lenore mit einem Kopfnicken grüßte, welches ihren ängſtlichen Blick beruhigen ſollte. Er ſprach herzlich zu den Frauen, und es gelang ihm, Scherze über den unruhigen Tag zu machen; aber er fühlte, daß etwas zwiſchen ihn und ſeine Liebſten getreten war; auch ſie erſchienen ihm fremd. Wenn ſie ſich an ihn lehnten und ſeine Hand faßten, ſo zuckte er leiſe, als müſſe er die Hand zurückziehen. Und wenn ſeine Frau ihn zärtlich anſah, da lag in ihrem Blick, auf den er immer, auch im größten Leid, als auf die letzte Hilfe hingeſehen hatte, jetzt etwas, das er nicht ertragen konnte, und er ſchlug das Auge zu Boden. Er ſchritt zu der Fabrik, wo die Leute noch auf die Ankunft des Herrn warteten, und erblickte ſeinen Namenszug, der aus bunten Lampen zuſammengeſetzt über der Tür brannte, darüber die ſiebenzackige Krone ſeines Geſchlechts; und er wandte die Augen ab, der Glanz der Lampen ſtach ihm in die Seele.

Um ihn jubelte die Freude, die Arbeiter brachten ihm ein Hoch nach dem andern aus, die Dorfmuſik ſpielte wieder luſtige Tänze. Sie ſpielten auch denſelben Marſch, unter dem er einſt mit dem Regiment oft vor ſeinem alten General vorbeimarſchiert war, der den jungen Offizier wie ein Vater geliebt hatte. Er dachte an das narbenvolle Geſicht des alten Kriegers und an ſeine Kameraden, er dachte auch an

ein Ehrengericht, das die Offiziere des Regiments einſt über einen Unglücklichen gehalten hatten, der ſein Ehrenwort leichtſinnig gegeben und gebrochen. Er ging in ſein Schlafzimmer, und ihm war wohl, als es um ihn finſter wurde und er nichts mehr von allem ſah, nicht ſein Schloß und ſeine Fabrik, nicht den prüfenden Blick ſeiner Frau. Und wieder hörte er auf dem Lager eine Stunde nach der andern ſchlagen, und bei jedem Schlage mußte er denken: „Es gibt jetzt einen andern Mann vom Regiment, der mit grauem Haar dasſelbe getan hat, was damals einen Jüngling dazu brachte, ſich eine Kugel in den Kopf zu ſchießen. Hier liegt der Mann und kann nicht ſchlafen, weil er ſein Ehrenwort gebrochen hat.“

## 5.

Die Frühlingsſtürme fuhren über das Flachland, als Anton in das Geſchäft zurückgerufen wurde. Der Winter war ihm eine Zeit harter Arbeit, großer Beſchwerden geweſen. Aus der fremden Stadt war er mehr als einmal in Kälte und Schnee durch verwüſtete Landſchaften gereiſt, weit hinein in den Oſten und Süden bis an die Berge Siebenbürgens und in die Weideländer der Magyaren. Er hatte viel Trauriges geſehen, niedergebrannte Edelhöfe, zerſtörten Wohlſtand, unſichere Menſchen, Hunger, Roheit und brennenden Haß der Parteien.

„Um welche Stunde kommt er?“ fragte Sabine den Bruder.

„In wenig Stunden, mit dem nächſten Bahnzug.“

Sabine ſprang auf und ergriff ihr Schlüſſelbund. „Und noch ſind die Mädchen nicht fertig, ich muß ſelbſt zum Rechten ſehen. Heut abend ſoll er bei uns eſſen, Traugott; auch wir Frauen wollen etwas von ihm haben.“

Der Bruder lachte. „Verzieht ihn nur nicht.“

„Dafür iſt geſorgt“, ſagte die Tante. „Wenn er einmal wieder im Kontor ſitzt, dann ſteckt er wie in einer Schublade, man kann ihn, außer mittags, lange ſuchen.“

Unterdes kramte Sabine unter ihren Schätzen, belud den Arm des Bedienten mit allerlei Paketen und ſah ungeduldig in den Hof hinab, ob die Herren noch nicht aus dem Hinterhauſe in das Kontor gehen wollten. Endlich huſchte ſie ſelbſt in Antons Stube. Sie warf noch einen prüfenden Blick auf das Sofakiſſen, das ſie für den Abweſenden geſtickt hatte, und ordnete in einer Alabaſterſchale alle Blumen, welche der Gärtner aufgetrieben hatte. Als ſie ſo über der Schale ſtand, fielen ihre Blicke auf die Wände des Zimmers, wo noch die Zeichnung hing, welche Anton in den erſten Wochen nach ſeinem Eintritt gemacht, und auf den koſtbaren Teppich, den noch Fink über den Fußboden gezogen hatte. Zum erſtenmal ſeit langer Zeit war ſie in dieſem Raum, den ihr Fuß gemieden hatte, ſolange der andere ein Bewohner des Hauſes war. Wo lebte er jetzt? Ihr war heute, als ſei ſie ſeit vielen, vielen Jahren von ihm getrennt, und die Erinnerung an ihn kam ihr wie das bange Gefühl nach einem ſchweren Traume. Dem ehrlichen Mann, der jetzt hier wohnte, konnte ſie offen ſagen, wie wert er ihr geworden war, und freudig durfte ſie der Stunde entgegenſehen, wo ſie ihm danken wollte für alles, was er ihrem Bruder getan.

„Aber Sabine!“ rief die Tante erſchrocken an der Tür. Auch die Tante hatte es leiſe in das Zimmer ihres Tiſchnachbars gezogen.

„Was haſt du?“ fragte Sabine aufſehend.

„Aber es ſind ja die geſtickten Vorhänge, die du aufgezogen haſt. Die gehören doch nicht ins Hinterhaus, in dieſe Herrenwirtſchaft!“

„Laß ſie hängen“, ſagte Sabine lächelnd.

„Und die Überzüge, und dieſe Handtücher, das iſt unerhört, es ſind ja deine beſten Stücke. Mein Gott! Die Überzüge mit Spitzen und auch das roſa Futter dazu.“

„Laß dir's gefallen, Tante“, rief Sabine errötend. „Der heute zurückkommt, hat es wohl verdient, daß er das Beſte aus den alten Schränken erhält.“

Aber die Tante fuhr fort, den Kopf zu ſchütteln. „Wenn ich's nicht ſelbſt ſähe, ich hätte es keinem geglaubt. So etwas für den täglichen Gebrauch zu geben! Ich verſtehe dich nicht

mehr, Sabine. — Man wird ihn nach und nach um einige Nummern herabſetzen müſſen; er merkt's nicht, das iſt mein einziger Troſt. Nein, daß ich das erleben mußte!" Sie ſchlug die Hände zuſammen und verließ aufgeregt das Zimmer.

Sabine ergriff wieder die Schlüſſel und eilte ihr nach. „Sie macht gegen Traugott unnütze Worte," ſagte ſie ſich leiſe im Gehen, „ich muß ihr beweiſen, daß es nicht anders einzurichten war."

Unterdes war auch dem Reiſenden zumute wie einem Sohn, der nach langer Abweſenheit in das Vaterhaus zurückkehrt. Auf den letzten Stationen vor der Hauptſtadt pochte ſein Herz in freudigen Schlägen; das alte Haus und die Kollegen, das Geſchäft und ſein Pult, der Chef und Sabine, alle fuhren in lachenden Bildern vor ſeinem Auge vorüber. Endlich hielt die Droſchke vor der geöffneten Haustür. Da ſtanden die Frachtwagen, die Tonnen, der Leiterbaum. Da rief Vater Sturm mit einer Stimme, welche hell über die breite Straße klang, ſeinen Namen, riß den Wagenſchlag auf und hob ihn heraus, wie ein Mann ſein Kind aus dem Wagen hebt. Da eilte Herr Pix bis auf die Straße, ſchüttelte ihm lange die Hand und bemerkte in ſeiner Freude nicht, daß unterdes ſein ſchwarzer Pinſel dieſe Bewegungen benutzte, um auf Antons Pelz allerlei Striche und Punkte zu malen. Dann kam Anton bei der großen Wage vorbei und ſchüttelte mit der Hand vergnügt an den Ketten. Dann trat er in das vordere Kontor, wo bereits die Lampen brannten, und rief herzhaft ſeinen „Guten Abend!" hinein. Mit lautem Ruf erhoben ſich die Kollegen wie ein Mann und drängten ſich um ihn. Herr Schröter eilte aus der Hinterſtube herzu, und als er ſein „Willkommen!" rief und die Hand entgegenhielt, fuhr ein heller Strahl von Freude über ſein ernſtes Geſicht. Das waren glückliche Augenblicke, und Anton wurde weicher, als ſich für einen gereiften Mann ſchickt. Und als er nach den erſten Fragen und Antworten aus dem Kontor nach ſeinem Zimmer ging, da ſprang im Hofe Pluto mit Ungeſtüm auf ihn zu und wedelte unmäßig mit dem zottigen Schwanze, und Anton hatte Mühe, ſich ſeiner Liebkoſungen zu erwehren. Vor

ſeinem Zimmer kam ihm der Diener mit vergnügtem Lächeln entgegen und riß reſpektvoll die Tür auf. Überraſcht ſah ſich Anton um, der Raum war feſtlich geſchmückt, im Kamin vor dem Ofen brannte ein behagliches Feuer, eine grüne Girlande hing über der Tür, auf dem Sofa lag ein neues geſticktes Kiſſen, auf dem Tiſche ſtand ein zierliches Teeſervice und daneben eine Alabaſterſchale mit Blumen. „Das Fräulein hat ſelbſt alles aufgeſtellt“, vertraute ihm Franz. Anton beugte ſich über die Schale und betrachtete die einzelnen Blumen aufs genaueſte. Sie waren im allgemeinen anderen Naturerzeugniſſen ihrer Art nicht unähnlich, aber Anton ſtarrte in ſie hinein, als hätte er noch nie etwas Ähnliches geſehen. Darauf nahm er das Kiſſen, befühlte und ſtreichelte die Stickerei und ſtellte es voll Bewunderung wieder an ſeine Stelle. Zuletzt nahm er auch die Katze in die Hand, klopfte ſie auf den Rücken und ſetzte ſie vorſichtig gleich einem lebenden Geſchöpf wieder auf den Schreibtiſch; und die Katze war nicht unempfänglich für ſolche Freundlichkeit, denn in dem roten Scheine des Kaminfeuers glänzte ſie hell und lebendig, und es klang durch das Zimmer wie ein leiſes Schnurren.

Wieder eilte Anton in das Kontor, dem Chef über ſeine letzte Tätigkeit Bericht zu erſtatten. Der Kaufmann nahm ihn in ſein kleines Zimmer und beſprach mit ihm die Ereigniſſe der vergangenen Zeit in ſo herzlicher Weiſe, wie man mit einem Freund über wichtige Angelegenheiten verhandelt. Es war doch eine ernſte Unterredung. Vieles war verloren und nicht weniges noch gefährdet. Erſt in der Ferne war Anton mit dem ganzen Umfange der Gefahr bekannt geworden, welche das Geſchäft bedroht hatte. Und er erkannte, daß die Tätigkeit vieler Jahre nötig ſei, um die Verluſte wieder auszugleichen und an Stelle der abgeriſſenen Fäden neue anzuknüpfen. Mit kurzen Worten ſagte ihm der Kaufmann dasſelbe. „Ihrer Umſicht und Energie verdanke ich viel,“ ſchloß er, „ich hoffe, Sie werden mir helfen, das verlorene Gebiet in anderer Weiſe wiederzugewinnen; das Unvermeidliche werden wir tragen.“ Und als Anton hinausging, rief er ihm lächelnd nach: „Es iſt

noch jemand, der Ihnen zu danken wünſcht; ich bitte Sie, heute abend mein Gaſt zu ſein."

So trat Anton an ſein Pult, öffnete das lang verſchloſſene und legte ſich Papier und Feder zurecht. Aber aus dem Schreiben wurde heute nicht viel. Jordan weigerte ſich, ihm Briefe zu geben, und in beiden Arbeitsſtuben hörte die unruhige Bewegung nicht auf. Einer nach dem andern verließ ſeinen Platz und kam zu Antons Stuhl. Herr Baumann klopfte dem Stubennachbar mehrmals leiſe auf den Rücken und ging dann immer wieder vergnügt auf ſeinen Platz zurück, und Herr Specht hockte in großer Aufregung an dem Geländer neben Antons Sitz, und ſeine Fragen und verwunderten Ausrufe ſchoſſen wie ein Bach auf Anton nieder. Herr Liebold legte das Löſchblatt mehrere Minuten vor der Schlußſtunde in das Hauptbuch und zog ſich nach dem vordern Kontor. Sogar Herr Purzel trat, die heilige Kreide in der Hand, aus ſeinem Verſchlage; zuletzt kam auch Herr Pix in das Zimmer, um Anton im Vertrauen zu erzählen, daß er ſchon ſeit einigen Monaten keine Solopartie geſpielt, und daß Specht unterdes in einen Zuſtand gekommen ſei, der mit Verrücktheit eine unverkennbare Ähnlichkeit habe.

Am Abend betrat Anton den obern Stock des Vorderhauſes. Die Portiere rauſchte zurück, Sabine ſtand vor ihm. Ihr Mund lachte, aber ihre Augen glänzten feucht, als ſie ſich auf die Hand herabbeugte, welche die Todesgefahr vom Haupt des Bruders abgewandt hatte.

„Fräulein!" rief Anton erſchrocken und zog die Hand zurück.

„Ich danke Ihnen, o ich danke Ihnen, Wohlfart!" rief Sabine und hielt ihn mit beiden Händen feſt. So blickte ſie ihn ſchweigend an, verklärt durch eine Rührung, welche ſie nicht bewältigen konnte. Als Anton das Mädchen betrachtete, welches mit geröteten Wangen, ſo bewegt und dankbar zu ihm aufſah, da erkannte er, daß ſeit jenem Streich des ſlawiſchen Säbels auch ſeine Stellung zur Familie und zu ihr geändert war. Die Schranke war gefallen, welche bis dahin den Arbeiter des Kontors von dem Fräulein getrennt

hatte. Und mit einer ſtolzen Freude, welche ihm das Herz ſchwellte, empfand er auch, daß er ſelbſt in dieſer Zeit ein Mann geworden war, wohl wert, daß ein Weib ſeiner Kraft und Ruhe vertraute.

Er erzählte ihr noch einmal, was ſie durch viele Fragen aus ſeinem Munde zu vernehmen ſuchte, den Kampf um die Wagen, die Schrecken der wilden Zeit. Andächtig lauſchte Sabine ſeinem Wort. Auch er war ihr ein anderer, ſeine Züge waren beſtimmter, ſeine Haltung ſicherer, ſeine Rede feſt. Ihr Auge ſuchte den klaren Glanz des ſeinen, und wenn ein voller Blick freudig auf ſie fiel, ſchlug ſie das ihre unwillkürlich nieder. Nie war ihr aufgefallen, wie hübſch und ſtattlich er war. Heute ſah ſie auch das. Ein offenes männliches Antlitz, darüber das kaſtanienbraune lockige Haar, zwei prächtige Augen von dunklem Blau, ein kräftiger Mund, und auf den Wangen ein feines Rot, das in der wachſenden Empfindung ſich veränderte, wie das Sonnenlicht auf der lachenden Flur. Er war ihr neu geworden und doch wie ein lieber, vertrauter Freund.

Die Tante kam herein, die geſtickten Vorhänge hatten in ihrer Seele eine Erſchütterung hervorgerufen, welche noch anhielt und jetzt durch ein Seidenkleid und eine neue Haube an das Licht trat. Ihre Begrüßung war laut und wortreich, und ihre Bemerkung, daß der neue Backenbart Herrn Wohlfart ſehr gut ſtehe, wurde durch ein ſtilles Kopfnicken der Nichte beſtätigt.

„Da habt ihr den Helden des Kontors“, rief der Kaufmann. „Jetzt zeigt, daß ihr Ritterdienſte beſſer zu lohnen wißt als durch ſchöne Worte. Tragt ihm auf, was Küche und Keller hergeben. Kommen Sie, mein treuer Gefährte. Der Rheinwein erwartet, daß Sie nach manchem ſchweren Polentrunk auch ihm eine Ehre erweiſen.“

In dem ruhigen Licht der Lampe ſtrahlte das Zimmer vor Behagen, als die vier ſich zu Tiſche ſetzten. Der Kaufmann hielt Anton das Glas über den Tiſch: „Willkommen in der Heimat!“ „Willkommen im Hauſe!“ rief Sabine. Da ſagte er leiſe: „Ich habe eine Heimat, ich habe ein Haus, in dem ich mich wohl fühle. Durch Ihre Güte habe ich beides ge-

wonnen. Viele Abende, wenn ich dort draußen in einer ſchlechten Herberge ſaß, unter wildfremden Leuten, deren Sprache ich nur unvollkommen verſtand, da habe ich an dieſen Tiſch gedacht, und welche Freude es für mich ſein würde, wieder Ihr Angeſicht und dieſe Räume zu ſehen. Denn das Bitterſte auf Erden iſt doch, ſich in den Stunden der Ruhe allein zu fühlen, ohne einen guten Freund, ohne eine Stätte, an welcher das Herz hängt."

Und als er ſpät am Abend aufbrach, ſagte der Kaufmann beim Nachtgruß: „Wohlfart, ich wünſche Sie noch feſter an dies Haus zu feſſeln. Jordan verläßt uns mit dem nächſten Vierteljahr, um als Aſſocié in die Handlung ſeines Oheims zu treten. Ich habe Sie für ſeine Stelle beſtimmt. Ich weiß, daß ich keinen beſſern Mann zu meinem Stellvertreter machen kann."

Als Anton in ſein Zimmer zurückkehrte, da fühlte er, was der Menſch nur in wenigen Stunden des Lebens ungeſtraft fühlen darf, daß er glücklich war, ohne Reue, ohne Wunſch. Er ſetzte ſich auf das Sofa, ſah auf das Kiſſen und die Blumen, und ſeine Gedanken flogen zurück über die letzten Stunden. Immer wieder ſah er Sabine vor ſich, wie ſie ſich auf ſeine Hand niederbeugte und ihm dankte. Lange ſaß er ſo in holdem Traume und legte ſein müdes Haupt auf die ſeidenen Arabesken, welche Sabinens Hand geſtickt hatte.

Da fiel ſein Auge auf den Tiſch, ein Brief lag auf der Decke, das Poſtzeichen war von Neuyork, die Adreſſe von Finks Hand.

Fink hatte ihm in den erſten Jahren der Trennung einigemal geſchrieben, faſt immer nur wenige Zeilen, nie etwas von ſeinen Geſchäften, noch weniger von den Plänen, welche er im Hinterhauſe für ſeine Zukunft gemacht hatte. Dann war eine lange Zeit verſtrichen, in welcher Anton ohne jede Nachricht von dem Freunde geblieben war; er wußte nur, daß Fink viele Zeit auf Reiſen im Weſten der Union zubrachte, wo er als Bevollmächtigter des Handelshauſes, an deſſen Spitze ſein Oheim geſtanden, und im Intereſſe verſchiedener Kompanien, an welchen der Verſtorbene teilhatte, tätig war. Aber mit Beſtürzung las Anton folgendes:

„Es muß endlich doch heraus, was ich dir armen Jungen gern verſchwiegen hätte. Ich bin unter die Räuber und Mörder gegangen. Wenn du einen harten Kehlabſchneider brauchſt, wende dich nur an mich. Ich lobe mir einen Burſchen, der aus freier Wahl ein Schuft wird; er hat wenigſtens das Vergnügen, mit dem Teufel einen klugen Vertrag zu machen, und kann die Klaſſe von Niederträchtigkeiten ausſuchen, in der er ſich behaglich fühlt. Mein Los iſt weniger angenehm. Ich werde durch den Zwang der Schelmereien, welche andere ausgedacht haben, auf einem Wege fortgetrieben, welcher eine haarſträubende Ähnlichkeit mit der Chauſſee hat, die ſich Lawinen auf ihrem Sprunge nach der Tiefe bereiten. Wie das Felsſtück in der Schneemaſſe, ſo ſtecke ich, von allen Seiten eingeengt, in der eiſigen Kälte der furchtbarſten Spekulationen, welche je großartiger Wucherſinn ausgedacht hat. Der Verſtorbene hat die Güte gehabt, gerade mich zum Erben ſeiner Lieblingsprojekte, der Spekulationen mit Land, zu machen. Lange vermied ich, mich ſelbſt in die Einzelheiten dieſes Geſchäfts zu verlieren. Ich ließ ein Jahr lang Weſtlock dieſen Teil der Erbſchaft bearbeiten. Wenn das feig war, ſo fand ich eine Entſchuldigung in der Maſſe von Arbeiten, welche mir die Börſengeſchäfte des toten Herrn machten. Endlich wurde die Übernahme auch dieſer Tätigkeit unvermeidlich, und wenn ich ſchon vorher ſehr beſtimmte Ahnungen über die weite Ausdehnung des Luftſacks bekommen hatte, den der Tote ſtatt eines Gewiſſens mit ſich herumtrug, ſo iſt mir jetzt ganz unzweifelhaft geworden, daß die Abſicht ſeines Teſtamentes war, ſich für die kindiſchen Bosheiten, die ich gegen ihn geübt, dadurch zu rächen, daß er mich zum Spießgeſellen von alten verwitterten Schurken machte, deren Schlauheit ſo groß iſt, daß Satan ſelbſt den Schwanz in die Taſche ſtecken und ihnen entlaufen würde.

Dieſen Brief erhältſt du aus einer neuen Stadt in Tenneſſee, einem anmutigen Ort, der dadurch nicht beſſer wird, daß er auf Spekulation von meinem Geld gebaut iſt. Einige Holzhütten, die Hälfte davon Schenken, bis unter das Dach angefüllt mit einem ſchmutzigen und verworfenen Geſindel

von Auswanderern, von denen die Hälfte an Fäulnis und Fieber daniederliegt. — Auch was noch umherläuft, iſt ein hohläugiges, verkümmertes Geſchlecht, alle Kandidaten des Todes. Täglich, wenn die armen Tröpfe die aufgehende Sonne erblicken, ſooft ſie den unbeſcheidenen Wunſch fühlen, etwas zu eſſen und zu trinken, täglich vom Morgen bis zum Abend iſt ihr Lieblingsgeſchäft, auf die Landhaifiſche zu fluchen, welche ihnen ihr Geld für Transportkoſten, für Land und Improvements abgenommen und ſie in dieſe Gegend geführt haben, welche zwei Monate im Jahre unter Waſſer ſteht und die übrige Zeit einem zähen Brei ähnlicher ſieht als irgendwelchem Lande. Die Männer aber, welche ſie auf dieſem kotigen Weg ins Himmelreich weiſen, ſind meine Agenten und Bundesgenoſſen, und ich, Fritz Fink, bin der Glückliche, der hier allſtündlich mit jedem Fluch der deutſchen und iriſchen Zunge beworfen wird. Was noch geſunde Beine hat, ſchicke ich fort, was als Bewohner meines Hoſpitals umherſchleicht, das habe ich mit Welſchkorn und Chinin zu füttern. In meiner Stube kriechen, während ich das ſchreibe, drei nackte Paddykinder auf der Diele umher, ihre Mütter ſind ſo pflichtvergeſſen geweſen, dies Jammertal zu verlaſſen, und ich genieße den Vorzug, die froſchartigen Scheuſälchen über den Nachttopf zu halten. Eine angenehme Beſchäftigung für meines Vaters Sohn! Wie lange ich hier feſtſitzen werde, weiß ich nicht, möglicherweiſe bis der letzte geſtorben iſt.

Unterdes bin ich mit meinen Aſſociés in Neuyork zerfallen, ich habe den Vorzug gehabt, eine allgemeine Unzufriedenheit zu erregen, die Teilhaber an der großen Weſtlandkompanie ſind zuſammengekommen, man hat Reden gegen mich gehalten und Beſchlüſſe gefaßt. Mich würde das wenig kümmern, wenn ich einen Weg ſähe, mich von dieſer Bande loszumachen. Aber der Tote hat die Sache ſo ſchlau eingerichtet, daß ich feſt geſchnürt bin wie ein Sklave im Negerſchiff. Es ſind ungeheure Summen in dieſe wüſte Spekulation geworfen. Wenn ich ihnen den Kram kündige, ſo bin ich ſicher, daß ſie Mittel finden werden, mich die ganze Summe, die der Tote gezeichnet hat, bezahlen zu

laſſen, und wie ich das durchſetzen ſoll, ohne nicht nur mich, ſondern vielleicht auch die Firma Fink & Becker zu ruinieren, das ſehe ich noch nicht.

Indeſſen wünſche ich deine Meinung über das, was ich tun ſoll, nicht zu hören. Sie kann mir nichts nutzen, denn ich weiß ſie ohnedies. Ich wünſche überhaupt keinen Brief von dir, du einfältiger, altfränkiſcher Tony, der du glaubſt, ehrlich handeln ſei eine ſo einfache Geſchichte, wie ein Butterbrot ſtreichen. Denn habe ich alles getan, was ich konnte, die einen begraben, die andern gefüttert und meine Kompagnons ſo ſehr geärgert, als mir möglich iſt, dann ziehe ich auf einige Monate weiter nach Weſten, in eine ehrliche Prärie, wo weniger Gekrächz von Alligatoren und Nachteulen und etwas mehr Ariſtokratismus zu finden ſein wird als hier. Gibt es auf der Prärie Tinte und Stift, ſo ſchreibe ich dir wieder. Iſt dieſer Brief der letzte, den du von mir erhältſt, ſo widme mir eine Träne und ſage in deiner ſalbungsvollen Art: Schade um ihn, er hatte auch ſeine guten Seiten!“

Drauf folgte eine genaue Darſtellung der Geſchäfte Finks und die Statuten der Landkompanie.

Anton las den unerfreulichen Brief einigemal durch, dann ſetzte er ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb an den Freund, trotz dem Verbot desſelben, die ganze Nacht hindurch.

Noch in dem ruhigen Licht der nächſten Tage behielt Anton die gehobene Stimmung. Wenn er im Kontor arbeitete und mit ſeinen Kollegen ſcherzte, immer fühlte er, wie feſt ſein Leben in den Mauern des großen Hauſes Wurzel geſchlagen hatte. Auch den andern wurde das bemerkbar. Am Mittagstiſch war die Unterhaltung jetzt lebhafter als je. Nicht nur der Prinzipal, auch Anton und Sabine führten das Geſpräch. In einer Zeit, wo das Geſchäft wenig Freudiges brachte, kam in dieſe drei ein neues Leben. Der Kaufmann richtete ſeine Rede faſt ausſchließlich an Anton, und wenn Anton erzählte, dann hörte der ganze Tiſch aufmerkſam zu, und zuweilen klang ein heiteres Lachen aller Kolle-

gen um die feierliche Tafel. Auch des Abends war Anton eine bevorzugte Perſon. Er wurde oft in das Vorderhaus geladen, dann ſaß er mit den Frauen und dem Prinzipal am kleinen Tiſch zuſammen, und dem Hausherrn war anzuſehen, wie lieb ihm das perſönliche Verhältnis zu einem Manne wurde, der ſo innig mit den Intereſſen ſeines Geſchäftes verwachſen war, und in deſſen friſchem und geordnetem Sinn er ein Bild ſeiner eigenen Jugend erblickte.

Für Sabine wurden dieſe Stunden ein Genuß. Es war ihr ein freudiger Fund, wenn ſie im Geſpräch über die Neuigkeiten des Tages, über ein geleſenes Buch, über Erlebtes und Gefühltes wahrnahm, daß der Mann, der jahrelang ſo nahe bei ihnen gelebt hatte, in ſo vielem mit ihr übereinſtimmte. Seine Bildung, ſein Urteil überraſchten ſie, ſie ſah ein ehrliches Gemüt plötzlich in glänzenden Farben vor ſich ſtehen, wie der Reiſende ſtaunend auf eine reiche Landſchaft blickt, die ihm wogender Nebel lange verhüllt hat.

Friedlich fanden ſich die Kollegen in die ungewöhnliche Stellung ihres Genoſſen. Daß er dem Prinzipal das Leben gerettet hatte, wußten ſie aus dem eigenen Munde des Chefs, und dieſer Zufall wurde ſelbſt für Herrn Pix ein Grund, die Einladungen Antons in das Vorderhaus ohne Bemerkung zu ertragen. Anton tat das ſeine, dem Kontor ſeine Perſönlichkeit wert zu erhalten. An freien Abenden lud er die einzelnen auf ſein Zimmer, nicht ſelten kam die ganze Geſellſchaft bei ihm zuſammen. Jordan beklagte ſich lächelnd, daß er ſchon bei Lebzeiten vergeſſen ſei, und das Kontor gewöhnte ſich, in Anton ſeinen Nachfolger, den ſtillen Ratgeber der Jüngeren zu ſehen. Am liebſten war Anton mit Baumann zuſammen, der in dem letzten halben Jahre wieder einige ſtarke Anwandlungen von Miſſionsgelüſten gehabt hatte und jetzt nur durch die Überzeugung zurückgehalten wurde, daß in der ſchwierigen Gegenwart ein geübter Kalkulator dem Geſchäft nicht fehlen dürfe. Am eifrigſten aber bemühte ſich um Antons Gunſt der phantaſiereiche Specht. Ihm hatte der Reiſende einen romantiſchen Heiligenſchein bekommen. Was Anton etwa erfahren

hatte, das malte die Einbildungskraft des Herrn Specht mit den grellſten Farben aus. Er war geneigt anzunehmen, daß der Heimgekehrte außer den Abenteuern, welche er eingeſtand, noch unendlich reizende und furchtbare erlebt hatte, die zu verbergen er durch geheimnisvolle Verhältniſſe gezwungen war.

Leider war Spechts eigene Stellung zu den anderen Herren während Antons Abweſenheit mächtig erſchüttert worden. Er war immer der Gegenſtand geweſen, an welchem ſich die gute Laune der andern aufzurichten liebte, wie die Schlingpflanze an einem dünnen Bäumchen, und oft war er von den Blüten fremden Witzes faſt erſtickt worden. Jetzt ſah Anton mit Bedauern, daß der gute Herr Specht in dem Zuſtand allgemeiner Mißachtung lebte. Sogar ſein Quartett hatte ihn aufgegeben, wenigſtens ſchwebte zwiſchen ihm und den beiden Bäſſen eine finſtere Wolke des Mißmuts. Sooft Specht eine Behauptung aufſtellte, welche nicht ganz unbeſtreitbar war, zuckte Pix die Achſeln und warf ihm mit Verachtung das ungehörige Wort „Kürbis“ entgegen. Faſt alles, was Specht ſagte, war „Kürbis“; ſogar bei Tiſche kugelte dieſer Pflanzenkörper in den untern Regionen von einem Munde zum andern, und ſooft das Wort ausgeſprochen wurde, geriet Herr Specht in leidenſchaftlichen Zorn, brach tief gekränkt das Geſpräch ab und zog ſich aus der Geſellſchaft der andern in ſich ſelbſt zurück.

Anton beſuchte an einem Abend den Verſemten auf ſeinem Zimmer. Schon vor der Tür hörte er die ſcharfe Stimme des Inſaſſen, welcher das berühmte Lied: „Hier ſitz' ich auf Raſen mit Veilchen bekränzt“, von dem erhabenen Ort ſeiner Behauſung — Herr Specht wohnte drei Treppen hoch — in das Haus hinunter ſang. Als Anton leiſe die Tür öffnete, ſaß Specht in kunſtvoller Haltung, graziös auf einen Arm geſtützt, bei ſeiner Lampe am Tiſch und ſang mit ſo innigem Behagen, daß Anton einige Augenblicke ſtehenblieb, den Begeiſterten nicht zu ſtören. Es war kein großes Zimmer, welches Specht bewohnte, und die Erfindungskraft des Herrn hatte jahrelang gearbeitet, demſelben einen Charakter zu geben, welcher von dem Weſen

gewöhnlicher Stuben verſchieden war. Es ſah in der Tat keiner andern irdiſchen Behauſung ähnlich. Alle Wände waren mit Bildern überzogen, mit Porträts berühmter Künſtlerinnen, viele im Koſtüm ihrer Rolle, dazwiſchen ragten zahlreiche Konſolen, auf denen kleine Vaſen, Muſcheln und Tonfiguren und andere Merkwürdigkeiten ſtanden. Da der Konſolen mehr waren als der daraufzuſtellenden Gegenſtände, ſo hatte Specht die leeren einſtweilen mit Taſſen und Champagnerflaſchen beſetzt. Über dem Bett hing ein mächtiger Ritterſchild von glänzendem Meſſingblech, daneben große Fechthandſchuhe und ein Köcher mit Pfeilen. Über den Pfeilen war ein Zettel an die Wand geſchlagen, mit einem gemalten Totenkopf und zwei gekreuzten Knochen und dem warnenden Wort: „Vergiftet“, dahinter drei Ausrufungszeichen.

Am auffälligſten aber war die Mitte des Zimmers eingerichtet. Dort ſchwebte etwas über Manneshöhe ein ungeheurer Reifen, durch Bindfaden an einem Haken der Decke feſtgehalten. Darunter ſtanden große Tongefäße, mit Erde gefüllt, und von den Gefäßen liefen zahlreiche geſpannte Schnüre bis zu dem Reifen. Unter dem Reifen ſtand ein Gartentiſch aus knorrigen Baumäſten und einige Stühle aus Weidenruten. Durch dieſe Vorrichtung erhielt das Zimmer ein durchaus unerhörtes Ausſehen, und die freie Bewegung der darin befindlichen Gliedmaßen wurde für jeden andern als den erfahrenen Bewohner ſehr ſchwierig. Es war nicht abzuſehen, welchen Zweck dieſe geheimnisvolle Vorrichtung hatte. Allerdings erinnerten der wilde Tiſch, die Stühle und Erdtöpfe den menſchlichen Geiſt gewiſſermaßen an Garten und freie Natur, während wieder die ausgeſpannten Schnüre eine entfernte Ähnlichkeit mit Strickleitern hatten, welche zum Maſtkorb eines Schiffes hinaufführen. Zuletzt neigte ſich Anton zu der Anſicht, daß dieſe Erfindung eine Menſchenfalle vorſtelle, welche nach dem Muſter eines Spinngewebes gebaut und darauf berechnet war, die Köpfe und Beine boshafter Kollegen feſtzuhalten. Wenigſtens ſaß Specht ſelbſt als Dirigent in der Mitte des Netzwerks, und ſein Sirenengeſang konnte wohl darauf berechnet ſein, die

Eintretenden durch vorgeſpiegelten grünen Raſen und falſche Veilchenkränze ins Garn zu locken.

Anton blieb außerhalb der Falle ſtehen und rief endlich Specht von der Tür an: „Was zum Henker haben Sie in Ihrem Salon für ein Bindfadenſyſtem ausgebreitet?“

Specht ſprang auf und verſetzte mit glänzenden Augen: „Es iſt eine Laube.“

„Eine Laube? Ich ſehe ja nichts Grünes.“

„Es kommt“, ſagte Specht und führte den Beſuch zu ſeinen Gefäßen.

Bei näherer Betrachtung entdeckte Anton in den Töpfen einige ſchwache Efeuranken, welche beſtäubt und verkommen wie die Überreſte dämmeriger Traumbilder ausſahen, welche dem erwachenden Menſchen noch einige Augenblicke an den Fäden ſeiner Seele hängen, um gleich darauf für immer zu vergehen.

„Aber Specht, dieſer Efeu wird's nicht tun“, ſagte Anton.

„Er iſt auch nicht allein da,“ belehrte Specht geheimnisvoll; „ſehen Sie, hier kommt noch anderes.“ Er wies auf mehrere magere, ſpargelähnliche Gebilde, welche ſich aus den Töpfen erhoben und mit nichts anderem zu vergleichen waren, als mit den unglücklichen Verſuchen zu keimen, welche die Kartoffeln zur Zeit des Frühjahrs in einem warmen Keller anſtellen.

„Und was ſollen dieſe Keime bedeuten?“

„Es ſind Bohnen und Kürbiſſe“, ſagte Herr Specht. „Das Ganze wird eine Kürbislaube; in einigen Wochen werden die Fäden von den Ranken belaufen ſein. Denken Sie, Wohlfart, wie famos das ausſehen wird! Von allen Seiten die grünen Ranken, die Blüten und die großen Blätter. Das Ganze wird ein Zelt ſein mit zwei Eingängen. Die meiſten Kürbiſſe werde ich abſchneiden, damit mir die Laſt nicht zu ſchwer wird, einzelne laſſ' ich hängen, es werden Netze darunter gemacht. Bitte, ſtellen Sie ſich das ganze dicke Grün vor, dazwiſchen die gelben Blüten, es wird reizend ausſehen! Das wird ein Sitz, mit guten Freunden eine Flaſche Wein zu trinken oder vierſtimmig zu ſingen.“

Ach, die guten Freunde hatten Herrn Specht verlaſſen, er ließ ſich aber alle Sonntage vom Bedienten eine halbe Flaſche Wein holen, ſetzte vier Gläſer auf den Tiſch und trank eins nach dem andern aus.

„Aber Specht," fragte Anton lachend, „können Sie denn im Ernſt glauben, daß die Kürbiſſe in Ihrer Dachſtube wachſen werden?"

„Warum ſollen Sie nicht wachſen?" rief Herr Specht gekränkt. „Sie ſind gerade wie die andern. Die Pflanzen haben ja Sonne, ich ſorge für friſche Luft, ich gieße mit Rinderblut, ſie haben alles, was ſie brauchen."

„Aber ſie ſehen verzweifelt kränklich aus."

„Das iſt nur der Anfang, die Luft iſt draußen noch kalt, und wir haben einige Wochen gehabt, wo der Sonnenſchein fehlte. Später ſchießen ſie auf einmal in die Höhe. Wenn einer nichts von einem Garten hat, muß er ſich zu helfen wiſſen." Er ſah ſich vergnügt in der Stube um. „Sehen Sie, im Dekorieren eines Zimmers will ich's mit jedem reichen Mann aufnehmen. Natürlich nach meinen Mitteln. Aus Ölbildern mache ich mir nicht viel, ſie werden in der Regel ſchwarz; meine Bilder hier werden höchſtens ein wenig heller. Es hat mich Geld gekoſtet, dafür iſt es hier hübſch geworden. Mein Zimmer iſt nicht groß, aber es iſt wohnlich."

„Ja," entgegnete Anton, „außer für gewiſſe Unarten unruhiger Menſchen, als Geradeſtehen und Umhergehen. Darauf muß man hier verzichten. Sie können nur ſolchen Beſuch gebrauchen, der ſich gleich an der Tür auf den Fußboden ſetzt."

„Ruhig zu ſitzen iſt ja eine Hauptregel bei der Unterhaltung", verſetzte Specht. „Leider ſind die Menſchen oft ſchlecht und ohne Herz. — Finden Sie nicht auch, Wohlfart, daß in unſerm Kontor einige Kollegen gemütlos ſind?" ſagte er leiſe.

„Manchmal etwas kurz," erwiderte Anton, „aber die Meinung iſt gut."

„Ich finde das nicht", ſeufzte Specht. „Ich bin jetzt ganz allein und muß meinen Troſt außer dem Hauſe ſuchen.

Wenn ich kann, gehe ich ins Theater, oder zu den Reitern, und wenn ein Zwerg kommt oder ein Seehund, und natürlich in die Konzerte."

„Aber das hilft doch nicht immer gegen die Einſamkeit."

„Nein," bekannte Specht, „denn es koſtet Geld, und Sie wiſſen, ich habe kein hohes Gehalt, und ich fürchte, ich werde auch nicht viel mehr kriegen als jetzt. Von Hauſe aus hatte ich Vermögen," ſagte er wichtig, „aber ein Vetter von mir, der mein Vormund war, hat mich darum gebracht. Hätte ich's noch, könnte ich vielleicht mit vieren fahren. Glauben Sie mir, ich wäre auch nicht glücklicher. Wenn nur der Pix nicht ſo grob wäre", klagte er wieder. „Es iſt ſchauderhaft, Wohlfart, das alle Tage anhören zu müſſen. — Ich wollte ihn fordern, während Sie verreiſt waren", rief er und wies auf ein altes Rapier, deſſen Klinge hinter dem Bett hervorragte. „Aber er benahm ſich ſchlecht. Ich ſchrieb ihm, daß es mir ſehr leid täte, ihn fordern zu müſſen, und es wäre ſehr gleichgültig, wo er ſich mit mir duellieren wollte. Ich ſchlug ihm entweder den Berg auf der Promenade vor oder auch unſern Oberboden, wo Raum genug iſt, und erſuchte ihn um eine Mitteilung über die Waffen, welche er für paſſend hielte. Da ſchrieb er mir unhöflich zurück, er würde ſich nur im Hausflur duellieren, wo er ſich alle Stunden des Tages aufhielte, und was die Waffen beträfe, ſo könnte ich fechten, womit ich wollte, ſeine Waffe wäre der große Pinſel, er ſei bereit, mir auf jede Backe eine Signatur zu machen. Sie werden mir zugeben, daß ich darauf nicht eingehen konnte."

Das gab Anton zu.

„Jetzt hetzt er die andern Kollegen wider mich auf", klagte Specht kleinlaut. „Der Zuſtand iſt für mich unerträglich, ich kann gar nicht mehr mit den andern zuſammen ſein, ohne daß ich beleidigt werde. Aber ich weiß, wodurch ich mich räche. Ich ſpare jetzt. Wenn die Kürbiſſe erſt blühen, dann gebe ich allen einen Satz, nur Pix lade ich nicht ein, wie er's damals mit Ihnen gemacht hat, Wohlfart. Ich will uns beide an ihm rächen."

„Gut," ſagte Anton, „das gefällt mir. Aber wiſſen Sie was: da auch ich den Kollegen eine Aufmerkſamkeit ſchuldig bin, ſo wollen wir beide zuſammen das Feſt in Ihrer Stube geben."

„Das iſt ausgezeichnet von Ihnen, Wohlfart", rief Specht glücklich.

„Und wir wollen nicht warten," fuhr Anton fort, „bis die Kürbiſſe groß geworden ſind, ſondern wollen uns unterdes durch anderes Grün helfen."

„Gut," ſagte Specht, „vielleicht durch Tannenbäume."

„Ich werde dafür ſorgen," verſetzte Anton, „und endlich wollen wir Pix nicht ausſchließen, ſondern gerade dazu laden. Das iſt eine viel feinere Rache, die Ihres guten Herzens am würdigſten iſt."

„Meinen Sie?" fragte Specht zweifelhaft.

„Gewiß," entſchied Anton, „ich ſchlage nächſten Sonnabend vor, die Einladung machen wir gemeinſchaftlich."

„Schriftlich," rief Specht vergnügt, „auf roſa Papier."

„Das iſt recht", ſagte Anton. Darauf berieten die beiden in der Laube die nähere Einrichtung des Feſtes.

Die Kollegen waren nicht wenig verwundert, als ſie einige Tage darauf durch bunte Billette, die Herr Specht geheimnisvoll vor Anfang der Kontorſtunden auf den Platz eines jeden gelegt hatte, zur Kürbisblüte in Herrn Spechts Stube eingeladen wurden. Da Antons geachteter Name mit unterzeichnet war, ſo blieb ihnen nichts übrig, als die Einladung anzunehmen. Unterdes zog Anton das Fräulein in das Geheimnis und erbat von ihr aus dem Garten einige vorhandene Efeuſtöcke und was ſonſt von Blumen gerade entbehrlich war. Specht arbeitete alle Abende bei verſchloſſenen Türen in ſeiner Stube, und am Tage des Feſtes bezog er mit Hilfe des Bedienten den leeren Bindfaden mit grünen Ranken, ſtellte einige blühende Sträucher in Gruppen, ließ ſich eine Anzahl bunter Glaslampen holen und befeſtigte an den Ranken trichterförmige Erfindungen aus gelbem und weißem Papier, welche mit Kürbisblüten ganz beſondere Ähnlichkeit hatten.

Durch dieſe Vorrichtung erhielt das Zimmer das Ausſehen, welches Herr Specht in ſeinen Träumen ſchon lange geahnt hatte. Am Abend des Feſtes waren die Gäſte höchlich überraſcht. Als letzter trat Herr Pix ein, und auch er vermochte ein erſtauntes „Donnerwetter!“ nicht zu unterdrücken, als er die unglückliche Laube wirklich umrankt und mit gelben Blüten bedeckt ſah, welche in dem farbigen Lampenlicht ſchimmerten und von ihrem Draht freundlich herunternickten. Die großen Tongefäße waren durch Sträucher verdeckt, in der Mitte der Laube hing eine rote Lampe wie ein Glühwurm herab, und auf dem Gartentiſch ſtand ein rieſig großer Kürbis. Anton nötigte das Quartett in die Laube und beſetzte mit den übrigen alle noch leeren Räume der Stube, auch das Bett war mit Polſtern überdeckt und mußte als zweites Sofa dienen.

Als ſich alle gelagert hatten, trat Specht an den großen Kürbis und begann feierlich: „Sie haben mich lange mit dem Kürbis geneckt, hier iſt meine Rache. Hier iſt der Kürbis.“ Er ergriff den kurzen Stiel und hob den obern Teil ab. Der Kürbis war hohl, eine Bowle ſtand darin.

Die Kollegen lachten und riefen „Bravo!“ und Specht ſchenkte die Gläſer voll.

Dennoch war im Anfang eine gewiſſe Spannung zwiſchen Herrn Specht und den übrigen Herren nicht abzuleugnen. Zwar das verrufene Wort „Kürbis“ wurde nicht gehört, aber ſeine Vorſchläge fanden ſelten bereitwillige Aufnahme. Als Anton ein Bündel türkiſcher Pfeifen, die er in der Fremde für die Kollegen gekauft hatte, herbeitrug und unter die Anweſenden verteilte, da machte Specht den Vorſchlag, daß alle ſich als Türken mit gekreuzten Beinen auf das Bett oder den Fußboden ſetzen ſollten. Und dieſer Vorſchlag fiel durch. Auch als er die Behauptung aufſtellte, daß die tſcherkeſſiſchen Mädchen, welche bisher von ihren Eltern in die türkiſchen Familien verkauft worden, bei größerer Ausdehnung unſerer Handelsverbindungen mit dem Orient bis zu uns kommen würden, um die Rolle der Kellnerinnen in den bayriſchen Bierkellern zu übernehmen, da konnte ſelbſt dieſe Behauptung ſich keine

Anerkennung erringen. Aber nach und nach wirkte der milde Inhalt des Kürbis auf die strengen Seelen der Gäste.

Zuerst wurde der Zwiespalt unter den musikalischen Naturen des Hauses ausgeglichen. Anton brachte die Gesundheit des Quartetts aus. Das Quartett dankte mit einiger Befangenheit, da es sich gerade vor vier Wochen in Mißklängen aufgelöst hatte. Es ergab sich aus düstern Andeutungen der Bässe, daß Specht eine ungehörige Forderung an sie gestellt hatte. Herr Specht hatte sie benutzen wollen, um einer Roßbändigerin des Zirkus, der entzückenden Tillebi, ein Ständchen zu bringen. Die Bässe hatten sich geweigert, bei solchem nächtlichen Werk tätig zu werden, und Specht war auf diese Weigerung in heftigen Zorn geraten und hatte geschworen, keinen Ton mit den andern zu singen, solange sie der Unvergleichlichen aus abgeschmackten Bedenken ihre Huldigung verweigerten. „Hätte er das Ständchen noch am Abend bringen wollen," sprach Balbus, „so wären wir vielleicht um des lieben Friedens willen mitgegangen, aber er behauptete, es müßte um vier Uhr früh geschehen, weil das die Stunde sei, wo die Kunstreiter aufstünden, um ihre Pferde zu füttern. Das war für uns doch zu arg. Unterdes ist das Frauenzimmer mit einem Bajazzo durchgegangen."

„Das ist nicht wahr," rief Specht, „der Bajazzo hat sie gewaltsam entführt."

„Jedenfalls hat er uns dadurch einen Dienst erwiesen," sagte Anton, „denn er hat den Herren die Erfüllung Ihres kräftigen Schwures unmöglich gemacht. Und so sehe ich keinen Grund, weshalb Sie als Künstler und treue Kollegen noch länger der Ausübung Ihrer musikalischen Virtuosität entsagen sollen. Wie ich höre, waren Sie, liebster Specht, ein wenig heftig, machen Sie den Herren Ihre Entschuldigung, wie sie einem Mann von Ehre wohl ansteht; alsdann schlage ich den Herren vor, das Quartett auf der Stelle neu zu begründen."

Da erhob sich Specht und sprach: „Nach dem Rat meines Freundes Wohlfart mache ich Ihnen meine Entschuldigung, bin übrigens bereit, Ihnen in jeder Art Rede zu stehen."

Worauf er ſein Glas austrank und den Bäſſen heftig die Hand ſchüttelte.

Darauf wurden die Notenbücher gebracht, und mit Behagen ließen alle vier in der Kürbislaube ihre Stimme erſchallen.

Noch blieb die Verſöhnung mit Pix als das ſchwerſte Werk. Specht ſah ſeinen Gegner den ganzen Abend mißtrauiſch an.

Pix ſaß gefühllos auf dem Bett und ſtreichelte den Pluto, welcher mit ihm zur Abendgeſellſchaft gekommen war.

Specht goß Pix das Glas voll und ſtellte es auf den Bettpfoſten. Pix trank es ſchweigend aus. Specht füllte das Glas von neuem und begann in weltmänniſchem Ton: „Nun, Pix, wie finden Sie den Kürbis?“

„Es iſt eine verrückte Idee“, ſagte Pix.

Gekränkt wandte ſich Specht ab und ſah wieder unruhig auf ſeinen Gegner. Nach einer Weile ſtreckte er die Füße mit ſcheinbarem Behagen aus, verbarg ſeine Hände in den Hoſentaſchen und ſprach über die Schulter: „Sie werden mir zugeben, Pix, daß man über manche Dinge verſchiedene Anſicht haben kann und deshalb doch nicht feindlich zu ſein braucht.“

„Das gebe ich zu“, antwortete Pix.

„Warum alſo,“ fuhr Specht heftig fort und ſprang auf, „warum ſind Sie mein Feind? Warum denken Sie gering von mir? Es iſt hart, mit ſeinen Kollegen in Feindſchaft zu leben. Ich will Ihnen nicht verſchweigen, daß ich Sie achte und daß mir Ihr Benehmen unangenehm iſt. Sie haben mir Genugtuung verweigert und ſind doch noch böſe auf mich.“

„Erhitzen Sie ſich nicht,“ rief Pix, „ich habe Ihnen keine Genugtuung verweigert und bin auch gar nicht böſe auf Sie.“

„Wollen Sie mir das vor allen dieſen Herren erklären?“ fragte Specht erfreut, „wollen Sie mit mir anſtoßen?“ Er holte ſein Glas.

„Kommen Sie her,“ ſagte Pix verſöhnlich, „ich habe gar nichts mehr gegen Sie, ich ſage nur, das mit den Kürbiſſen war ein verrückter Einfall.“

„Es iſt noch mein Einfall," rief Specht, das Glas zurückziehend, „ich dünge mit Rinderblut, in einigen Wochen werden ſie grün ſein."

„Nein," verſetzte Pix, „das iſt vorbei für immer, morgen früh werden auch Sie das einſehen. Und jetzt kommen Sie her und ſtoßen Sie an, von den Kürbiſſen ſoll zwiſchen uns nicht mehr die Rede ſein."

Specht ſtieß verdutzt an und wurde gleich darauf ſehr luſtig. Die Laſt war von ihm genommen, welche ihn lange gedrückt hatte. Er ſang, er ſchüttelte allen Kollegen die Hände und wurde groß in gewagten Behauptungen.

Als Anton mit den andern die Treppe hinabſtieg, bemerkte er, daß Pluto etwas Gelbliches im Maule trug und eifrig daran kaute. „Es ſind Spechts Kürbiſſe," erklärte Pix, „der Hund hat ſie für Rindfleiſch gehalten und ſämtlich abgebiſſen."

## 6.

Anton ſtand vor dem Bett des kranken Bernhard und ſah mit innigem Anteil auf die verfallene Geſtalt ſeines Freundes. Das Antlitz des Gelehrten war noch faltiger als ſonſt, ſeine Haut durchſcheinend wie aus Wachs, unordentlich hing ſein lockiges Haar um die feuchte Stirn, die Augen blitzten in fieberhafter Aufregung dem Beſuch entgegen. „So lange waren Sie in der Fremde!" rief er klagend; „ich habe mich alle Tage nach Ihnen geſehnt. Jetzt, da Sie zurück ſind, wird es auch mit mir beſſer werden."

„Ich komme oft, wenn ich Sie nicht durch unſer Geſpräch aufrege", erwiderte Anton.

„Nein," ſagte Bernhard, „ich will ruhig zuhören, Sie ſollen von Ihrer Reiſe erzählen."

Anton begann ſeinen Bericht. „Ich habe in dieſer Zeit geſehen, was wir uns oft miteinander gewünſcht haben, fremde Menſchen und ein ſtürmiſches Treiben. Ich habe gute Geſellen auch in der Fremde gefunden, und doch iſt mir bei vielem, was ich erlebte, die Überzeugung gekommen, daß es kein größeres Glück gibt, als ſich in ſeiner Heimat

mitten unter ſeinen Landsleuten tüchtig zu rühren. Manches habe ich erfahren, was auch Sie gefreut hätte, weil es poetiſch war und die Seele bewegte, aber zuletzt war das Widerwärtige doch im Vordergrund."

„Es war dort, wie überall auf der Erde", entſchied Bernhard. „Wo ein großes Gefühl das Herz erſchüttert und den Menſchen vorwärts treiben möchte, wirft die Erde ihren Schmutz daran, und das Schöne verkümmert, und alles Große wird lächerlich gemacht. Es iſt woanders wohl auch nicht beſſer als bei uns."

„Das iſt unſer alter Streit," ſagte Anton heiter; „ſind Sie noch nicht bekehrt, Ungläubiger?"

Bernhard zupfte mit dem Finger an ſeiner Bettdecke und antwortete niederſehend: „Vielleicht bin ich's doch, Wohlfart."

„Ei," rief Anton neckend, „und wer hat Ihre Bekehrung bewirkt? War's etwas, das Sie erlebt haben? Gewiß, ſo muß es ſein."

„Was es auch war," entgegnete Bernhard mit einem Lächeln, das ſein Geſicht wie ein heller Schein überflog, „ich glaube, daß es auch bei uns Schönheit und Liebenswürdigkeit gibt, ich glaube, daß auch bei uns das Leben große Leidenſchaften bringen kann, heilige Freuden und bittere Schmerzen. Und ich glaube," fuhr er traurig fort, „daß man auch bei uns unter dem Druck eines furchtbaren Schickſals untergeht."

Beſorgt hörte Anton dieſe Worte und ſah, wie das große Auge des Kranken begeiſtert in die Höhe blickte. „Gewiß iſt es, wie Sie ſagen," erwiderte er endlich, „aber das Allerſchönſte, was dieſem Leben den höchſten Wert gibt, iſt doch, wenn die Kraft des Menſchen größer iſt als alles, was auf ihn eindringt. Ich lobe mir einen Mann, der ſich Leidenſchaften und ein ernſtes Schickſal nicht über den Kopf wachſen läßt, der ſelbſt, wenn er unrecht getan hat, ſich immer wieder herauszureißen weiß."

„Wenn es aber zu ſpät iſt, und wenn die Macht der Verhältniſſe ſtärker wird als er?"

„Ich glaube nicht gern an die Macht der Verhältniſſe",

ſagte Anton. „Ich denke mir, wenn einer noch ſo ſehr umdrängt iſt, und er will nur eine tüchtige Kraft daranſetzen, ſo kann er ſich wohl heraushauen; er wird Wunden davontragen wie ein Soldat in der Schlacht, aber ſie werden ihm gut ſtehen. Und wenn er die Rettung nicht findet, ſo kann er wenigſtens kämpfen als ein Tapferer. Und wenn er ſo unterliegt, werden die Augen aller mit Teilnahme auf ihm ruhen. Nur wer ſich ohne Widerſtand ergibt, wenn das Wetter hereinbricht, den verweht der Wind von dieſer Erde."

„Eine Flaumfeder wird durch kein Gebet in Stein verwandelt, ſagt der Dichter", erwiderte Bernhard und ſchnellte mit dem Finger eine Feder von ſeinem Kiſſen in die Luft. „Ich will Sie etwas fragen, Wohlfart," fuhr er nach einer Weile fort, „kommen Sie näher heran. Denken Sie, ich wäre ein Chriſt, und Sie mein Beichtvater, vor dem man keine Geheimniſſe haben möchte." Er ſah unruhig auf die Tür des Nebenzimmers und fragte leiſe: „Was halten Sie von dem Geſchäft meines Vaters?"

Betroffen fuhr Anton zurück, Bernhard ſah in ängſtlicher Spannung auf den Freund: „Ich verſtehe wenig von dieſen Dingen, ach, vielleicht zu wenig. Ich will nicht wiſſen, ob er für reich oder arm gilt, aber ich frage Sie als meinen Freund, was halten fremde Menſchen von der Art, wie er ſein Geld erwirbt? Es iſt ſchrecklich und vielleicht ein großes Unrecht, daß ich, ſein Sohn, ſo frage, aber mich zwingt etwas, dem ich nicht widerſtehen kann. Seien Sie ehrlich gegen mich, Wohlfart." Er erhob ſich in ſeinem Bett und ſagte, den Arm um Antons Hals legend, dieſem ins Ohr: „Gilt mein Vater bei Männern Ihrer Art für rechtſchaffen?"

Antons Herz zog ſich von innigem Mitgefühl zuſammen, er durfte nicht ſagen, was er dachte, und er durfte nicht lügen. So ſchwieg er eine Weile, der Kranke ſank in ſeine Kiſſen zurück, und ein leiſes Stöhnen zitterte durch die Stube.

„Mein teurer Bernhard," erwiderte Anton, „bevor ich dem Sohn eine ſolche Frage beantworte, muß ich erſt wiſſen, weshalb er einen Dritten fragt. Wenn Sie es nur

tun, um durch meine Anſicht Ihr Urteil über die Geſchäfte Ihres Vaters zu vervollſtändigen, ſo muß ich Ihnen die Antwort verweigern, gleichviel wie ſie ausfallen würde. Denn was ich etwa kenne, ſind nur die kalten, vielleicht unfreundlichen Anſichten Fremder, und ſolche Auffaſſung ſoll der Sohn eines Geſchäftsmanns niemals zu der ſeinigen machen."

„Ich frage," ſagte Bernhard feierlich, „weil ich um das Wohl anderer in großer Sorge bin, vielleicht kann Ihre Antwort mehreren Menſchen Angſt und Not erſparen."

„Dann", verſetzte Anton, „will ich Ihnen antworten. Ich kenne keine einzelne Handlung Ihres Vaters, welche nach kaufmänniſchen Begriffen unehrenhaft iſt. Ich weiß nur, daß er zu der großen Klaſſe von Erwerbenden gezählt wird, welche bei ihren Geſchäften nicht ſehr danach fragen, ob ihr eigener Vorteil durch Verluſte anderer erkauft wird. Herr Ehrenthal gilt für einen vorſichtigen und gewandten Mann, dem die gute Meinung ſolider Männer weniger gleichgültig iſt als hundert andern. Er wird vielleicht manches tun, was ein Kaufmann von ſicherem Selbſtgefühl vermeidet, aber er wird ſicher auch gegen vieles Widerwillen empfinden, was gewiſſenloſe Spekulanten um ihn herum wagen."

Wieder kam ein zitternder Seufzer von den Lippen des Kranken, ein peinliches Schweigen folgte. Endlich erhob ſich Bernhard und ſprach ſo nahe an Antons Ohr, daß dieſer den heißen Atem des Kranken auf ſeiner Wange fühlte: „Ich weiß, Sie kennen den Baron Rothſattel." Anton ſah erſtaunt auf. „Das Fräulein hat mir ſelbſt geſagt, daß ſie eine Bekannte von Ihnen iſt."

„Es iſt ſo, wie Fräulein Lenore ſagt", erwiderte Anton, mit Mühe ſeine Aufregung verbergend.

„Wiſſen Sie etwas von der Verbindung meines Vaters mit dem Freiherrn?" fragte Bernhard weiter.

„Nur wenig," ſagte Anton, „nur was Sie ſelbſt mir gelegentlich erzählt haben, daß Herr Ehrenthal dem Freiherrn Geld auf ſein Gut geliehen hat. Jetzt in der Fremde habe ich gehört, daß dem Freiherrn irgendeine Gefahr droht, ich habe ſogar Veranlaſſung gehabt, ihn vor einem

Intriganten zu warnen.“ Bernhard ſtarrte angſtvoll auf Antons Lippen, Anton ſchüttelte den Kopf; „es war aber jemand,“ ſagte er, „der Ihrem Hauſe nicht fremd iſt, Ihr Buchhalter Itzig.“

„Er iſt ein Schurke“, rief Bernhard heftig und ballte ſeine magere Hand. „Er iſt eine gemeine niederträchtige Natur. Von dem erſten Tage, wo er in unſer Haus kam, habe ich einen Abſcheu gegen ihn gefühlt wie gegen ein unreines Tier.“

„Es ſcheint mir,“ erklärte Anton, „daß Itzig, den auch ich aus früheren Zeiten kenne, hinter dem Rücken Ihres Vaters gegen den Freiherrn arbeitet. Die Warnung, welche mir im Intereſſe des Freiherrn kam, war ſo dunkel, daß ich wenig daraus zu machen wußte; ich konnte nichts tun, als ſie dem Freiherrn ſo mitzuteilen, wie ich ſie ſelbſt erhielt.“

„Dieſer Itzig beherrſcht meinen Vater,“ flüſterte Bernhard; „er iſt ein böſer Geiſt in unſerer Familie; wenn mein Vater ſelbſtſüchtig gegen den Freiherrn handelt, ſo trägt dieſer Menſch die Schuld.“

Schonend gab Anton das zu. „Ich muß wiſſen, wie es zwiſchen dem Freiherrn und meinem Vater ſteht,“ fuhr Bernhard fort; „ich muß wiſſen, was zu tun iſt, um der Familie aus ihrer Verlegenheit zu helfen. Ich kann helfen“, rief der Kranke, und wieder flog ein matter Strahl von Freude über ſein Antlitz. „Mein Vater liebt mich. Er liebt mich ſehr, jetzt in meiner Schwäche habe ich empfunden, daß ſein Herz an mir hängt. Wenn er des Abends an mein Bett kommt und mit ſeiner Hand über meine Stirn ſtreicht, wenn er ſich mir gegenüberſetzt, wo Sie ſitzen, und mich ſtundenlang kummervoll anſieht, — Wohlfart, er iſt ja doch mein Vater!“ Er ſchlug die Hände zuſammen und verbarg ſein Haupt in den Kopfkiſſen. „Sie müſſen mir helfen, mein Freund,“ begann er wieder, „Sie müſſen mir ſagen, was geſchehen kann, den Freiherrn zu retten. Ich fordere das von Ihnen. Ich ſelbſt werde meinen Vater fragen. Ich fürchte mich vor der Stunde, wo ich mit ihm darüber ſpreche, aber nach dem, was Sie mir geſagt haben, ſorge ich, auch er weiß nicht alles, oder“, ſetzte er mur-

meinend hinzu, „er wird mir nicht alles ſagen. Sie aber müſſen den Freiherrn ſelbſt aufſuchen.“

„Vergeſſen Sie nicht, Bernhard,“ erwiderte Anton, „daß es auch dem reinſten Willen nicht erlaubt iſt, ſich ſo in die Verhältniſſe eines andern einzudrängen. Wie gut unſere Abſicht ſein mag, dem Freiherrn bin ich ein Fremder. Mein Vermitteln wird ihm, wie Ihrem Vater, leicht als vorlaute Anmaßung erſcheinen, und ich fürchte, wir werden auf dieſem Wege wenig erfahren. Ich ſage nicht, daß der Schritt unnütz iſt, aber ich halte ihn für unſicher. Eher wird es möglich ſein, daß Sie ſelbſt auf die Maßregeln Ihres Vaters Einfluß gewinnen.“

„Gehen Sie doch zum Freiherrn,“ bat Bernhard dringend, „und wenn er ſelbſt gegen Sie verſchloſſen bleibt, ſo fragen Sie das Fräulein. Ich habe ſie geſehen,“ fuhr er fort, „ich habe es Ihnen verſchwiegen, wie der Menſch ſein liebſtes Geheimnis verhüllt, heute ſollen Sie auch das erfahren. Ich weiß, wie ſchön ſie iſt, wie ſtolz ihre Haltung, wie edel ihre Gebärde. Wenn ſie über den Raſen ſchritt, war ſie wie eine Königin der Natur, ein heller Schimmer glänzte um ihr Haupt; wo ſie hinſah, neigte ſich alles vor ihrem Blick — ihre Zähne wie Perlen und ihre Brüſte wie Roſenhügel“, ſagte er leiſe und ſank in die Kiſſen zurück mit gefalteten Händen und blitzenden Augen.

„Auch er!“ rief es in Anton. „Mein armer Bernhard. Sie ſchwärmen.“

Bernhard ſchüttelte den Kopf. „Seit dem Tage weiß ich, daß unſer Leben nicht grau iſt,“ ſagte er lächelnd; „es iſt nicht grau, aber es iſt grauſig. Wollen Sie jetzt mit dem Freiherrn und mit ſeiner Tochter ſprechen?“

„Ich will“, ſprach Anton aufſtehend. „Aber ich wiederhole Ihnen, ich beginne etwas Auffallendes, das leicht neue Verwickelungen herbeiführen kann, auch für uns beide.“

„Wer ſo daliegt wie ich, der fürchtet keine Verwicklungen,“ ſagte Bernhard; „und Sie,“ fuhr er fort und ſah Anton prüfend an, „Sie werden in Ihrem Leben ſein, was Sie mir heute geſagt haben, ein Mann, welcher ſich durchſchlägt, und wenn er auch Wunden erhält, ſeine Aufgabe

iſt, mit dem Geſchick zu kämpfen. Mich, Anton Wohlfart, mich wird der Sturmwind verwehen."

„Kleinmütiger," rief Anton weich, „das ſpricht die Krankheit aus Ihnen. Der Mut wird Ihnen mit der Geneſung zurückkehren."

„Hoffen Sie?" fragte der Kranke zweifelnd; „oft tue ich's auch, nur manchmal überfällt mich die Mutloſigkeit. Ja, ich will leben, und anders will ich leben als bisher, ich will alle Mühe daran ſetzen, ſtärker zu werden, ich werde nicht mehr ſo viel träumen als jetzt, mich nicht mehr aufregen und quälen in meiner Kammer. Ich will verſuchen, wie man lebt, wenn man ein tüchtiger Mann iſt, der jeden Streich zurückgibt, den er empfängt", ſo rief er mit gerötetem Wangen und ſtreckte die Hand dem Freunde entgegen.

Anton beugte ſich zu ihm nieder, dann verließ er das Zimmer.

Am Abend trat Ehrenthal zu dem Bett des Sohnes, wie er immer tat, wenn er das Kontor verſchloſſen und den Schlüſſel in ſeiner Schlafkammer verſteckt hatte. „Was hat heute der Doktor geſagt, mein Bernhard?"

Bernhard hatte ſich mit dem Kopfe nach der Wand gedreht, jetzt warf er ſich plötzlich herum und ſagte heftig: „Vater, ich muß etwas mit dir reden, verſchließe die Tür, damit uns niemand ſtört."

Erſchrocken lief Ehrenthal zu beiden Türen, verſchloß und verriegelte gehorſam, dann eilte er zum Bett des Sohnes zurück. „Was haſt du, das dich kümmert, mein Bernhard?" fragte er und fühlte mit der Hand auf die Stirn des Kranken. Bernhard entzog ihm ſein Haupt, die Hand des Vaters ſank auf die Bettdecke. „Setze dich hierher", ſagte der Sohn finſter, „und beantworte meine Frage ſo aufrichtig, als wenn du zu dir ſelber ſprächſt."

Der Alte ſetzte ſich und ſagte: „Frage, mein Sohn, ich will dir alles beantworten."

„Du haſt mir geſagt, daß du dem Baron Rothſattel viel Geld geborgt haſt, daß du ihm keines mehr leihen willſt, und daß der Edelmann ſein Gut nicht wird behalten können."

„Es iſt, wie ich habe geſagt“, erwiderte der Vater, vorſichtig wie in einem Verhör.

„Und was ſoll jetzt aus dem Baron und ſeiner Familie werden?“

Ehrenthal zuckte die Achſeln. „Er muß herunter von ſeinem Gut, und wenn der Tag kommt, wo das Gut vom Gericht verkauft wird, ſo werde ich wegen meines Geldes bieten müſſen auf das Gut, und ich hoffe, ich werde es kaufen. Ich habe eine große Hypothek, welche iſt ſicher, und eine kleine hinten am Ende, welche iſt ſchlecht. Wegen der ſchlechten Hypothek werde ich erſtehen das Gut.“

„Vater,“ rief Bernhard mit ſchneidender Stimme, ſo daß Ehrenthal zuſammenfuhr, „du willſt einen Vorteil ziehen aus dem Unglück des Mannes, du willſt dich an ſeine Stelle ſetzen! Ja, du biſt auf das Gut des Barons gefahren und haſt mich mitgenommen vielleicht mit dem Gedanken, die Verlegenheit des Edelmannes zu benutzen. Es iſt ſchrecklich, ſchrecklich!“ Er warf ſich in die Kiſſen zurück und rang die Hände.

Ehrenthal rückte unruhig auf ſeinem Sitz. „Führe nicht ſolche Reden von Sachen, die du nicht verſtehſt. Die Geſchäfte ſind für den Tag, wenn ich abends zu dir komme, ſollſt du dich nicht ängſtigen um meine Arbeiten. Ich will's nicht haben, daß du die Hände aufhebſt und ſagſt ſchrecklich.“

„Vater,“ rief Bernhard, „wenn du nicht willſt, daß ich vergehen ſoll vor Scham und Kummer, ſo wirſt du deine Abſicht aufgeben.“

„Aufgeben!“ verſetzte Ehrenthal entrüſtet. „Wie kann ich aufgeben mein Geld? Wie kann ich aufgeben das Gut, um das ich mich bemüht habe bei Tag und bei Nacht? Wie kann ich aufgeben das größte Geſchäft, das ich gemacht habe in meinem Leben? Du biſt ein ungehorſames Kind und machſt uns Jammer um gar nichts. Was habe ich für ein Unrecht getan, daß ich dem Baron gegeben habe mein Geld? Er hat's gewollt. Was tue ich für ein Unrecht, wenn ich kaufe das Gut? Ich rette mein Geld.“

„Verflucht ſei jeder Taler, den du darauf gewandt, verflucht der Tag, wo du dieſen unglücklichen Entſchluß ge-

faßt!“ fuhr Bernhard auf und erhob seine Hand drohend gegen den Vater.

„Was ist das?“ schrie Ehrenthal aufspringend, „welcher böse Gedanke hat getroffen das Herz meines Sohnes, daß er so spricht zu seinem Vater? Was ich getan habe, für wen habe ich's getan? Nicht für mich und meine alten Tage. Ich habe dabei gedacht jeden Tag an dich, mein Sohn, der du bist ein anderer Mann als dein Vater. Ich werde haben den Kummer, und du sollst gehen aus dem Schloß in den Garten und wieder zurück in das Schloß, und wenn du gehst, soll der Amtmann abziehen seine Mütze, und die Knechte im Hofe abziehen ihre Hüte, und sie sollen zu sich sagen: das ist der junge Herr Ehrenthal, welcher ist unser Herr, der da geht.“

„Ja,“ versetzte Bernhard bitter, „das ist deine Liebe. Mich willst du zum Mitschuldigen machen einer ungerechten Tat. Du irrst, Vater; niemals werde ich aus dem Schlosse in den Garten gehen mit meinem Buche, eher will ich als armer Bettler mein Essen erbitten von der Gemeinde, als daß ich einen Fuß auf das Gut setze, das durch Sünde erworben ist.“

„Bernhard!“ schrie der Alte mit gerungenen Händen, „du wirfst die Steine auf mein Vaterherz, daß ich fühle die Last, wie sie mich drückt zu Boden.“

„Und du verdirbst deinen Sohn“, rief Bernhard in auflodernder Leidenschaft. „Sieh zu, für wen du geschachert und gelogen hast; aber so wahr es einen Himmel über uns gibt, du wirst niemand sagen, daß es geschehen ist für deinen unglücklichen Sohn.“

„Mein Sohn,“ jammerte der Vater, „schlage nicht auf mein Herz mit deinem Fluche. Seit du bist gewesen ein kleiner Bocher, der sein Gebetbüchel in die Schule getragen hat, habe ich gehabt meinen Stolz, wenn ich auf dich gesehen habe. Ich habe dir gelassen allen Willen, zu tun, was dir am liebsten war; ich habe dir gekauft von Büchern, ich habe dir gegeben von Geld mehr, als du hast haben wollen; wo ich dir etwas absehen konnte an deinen Augen, ich habe dir's abgesehen. Wenn ich unten den ganzen Tag mich ge-

ärgert habe, mußte ich immer denken: mein Sohn ſoll lachen, weil ich mich ängſtige.“ Er nahm den Zipfel ſeines Schlafrocks und fuhr ſich damit über die Augen, vergeblich bemüht, ſeine Faſſung wiederzugewinnen. So ſaß er als ein geſchlagener Mann dem Sohne gegenüber.

Bernhard ſah ſchweigend auf die gebeugte Geſtalt, endlich ſtreckte er die Hand aus: „Mein Vater!“ rief er weich. Ehrenthal fuhr ſchnell mit beiden Händen nach der dargebotenen Rechten und hielt ſie feſt, als könnte ſie ihm wieder entzogen werden, er ſchob ſich näher heran, küßte und ſtreichelte ſie. „So biſt du wieder mein guter Sohn“, ſagte er gerührt. „Jetzt wirſt du nicht mehr führen ſolche läſterliche Reden, und du wirſt nicht mehr zanken wegen dieſes Barons.“

Bernhard zog haſtig ſeine Hand zurück.

„Ich will ihn nicht drücken, ich will Nachſicht mit ihm haben wegen der Zinſen“, fuhr der Vater flehend fort und ſuchte die Hand des Sohnes.

„Oh, es iſt umſonſt, mit ihm zu reden,“ rief Bernhard im tiefſten Schmerz, „er verſteht meine Rede nicht!“

„Ich will alles verſtehen,“ klagte Ehrenthal, „daß du mir wiedergibſt deine Hand.“

„Willſt du deine Pläne gegen das Gut aufgeben?“ fragte Bernhard.

„Sprich nicht von dem Gut,“ flehte der Alte.

„Umſonſt!“ murmelte Bernhard ſich abwendend, und verbarg das Geſicht in ſeinen Händen.

Ehrenthal ſaß vernichtet dem Kranken gegenüber, auch er ſeufzte ſchwer auf. „Höre mich, mein Sohn,“ bat er endlich mit leiſer Stimme, „ich will ſehen, daß ich ihm ſchaffe ein anderes Gut, welches er behaupten kann mit ſeinen Mitteln. Haſt du gehört, mein Sohn Bernhard?“

„Geh,“ rief Bernhard ohne Härte, aber mit der Energie eines tiefen Schmerzes, „geh und laß mich jetzt allein!“

Ehrenthal erhob ſich und verließ mit geſenktem Haupt das Zimmer, in der Nebenſtube ging er heftig auf und ab, rang die Hände und ſprach mit ſich ſelbſt. Und wieder öff-

nete er leiſe die Tür, trat an Bernhards Bett und fragte klagend: „Willſt du mir nicht geben deine Hand, mein Sohn?“ — Bernhard lag abgewandt und rührte ſich nicht.

Mit klopfendem Herzen nannte Anton dem Diener des Freiherrn ſeinen Namen. „Wohlfart?“ rief der Freiherr gedehnt, und die Erinnerung an den Brief Antons ſtach verletzend in ſeine Seele. „Führe ihn herein.“ Mit kühlem Gruß beantwortete er Antons tiefe Verneigung. „Ich bin Ihnen wohl noch den Dank ſchuldig für Ihr Schreiben von neulich,“ ſagte er; „daß ich es nicht beantwortet habe, wie die gute Meinung verdiente, müſſen Sie mit meinen vielen Geſchäften entſchuldigen.“

„Wenn ich jetzt in derſelben Angelegenheit komme,“ begann Anton, „ſo bitte ich Sie, dies nicht für Zudringlichkeit zu halten. Mich führt der Auftrag eines Bekannten her, der die wärmſte Ergebenheit gegen Sie und Ihr Haus empfindet. Es iſt der Sohn des Kaufmanns Ehrenthal. Er ſelbſt wird durch Krankheit verhindert, Ihnen ſeine Aufwartung zu machen, er läßt Sie deshalb durch mich bitten, daß Sie den Einfluß, den er auf ſeinen Vater hat, benützen möchten. Im Falle Ihnen ſeine Einwirkung irgendwie brauchbar erſcheint, ſoll ich Sie erſuchen, ihm Ihre Wünſche mitzuteilen.“

Der Freiherr horchte hoch auf. Jetzt, wo ihn alles verließ, wo er ſich ſelbſt aufgegeben hatte, drängten ſich fremde Geſtalten in ſein Leben, dieſer Itzig, Wohlfart, der Sohn Ehrenthals. Was ihm Wohlfart anbot, klang abenteuerlich, aber es konnte für ihn eine Hilfe werden gegen das, was unaufhörlich an ſeinem Herzen fraß, eine Hilfe gegen die Anſprüche Ehrenthals, gegen die furchtbare Gefahr, in der ſein guter Name ſchwebte. „Ich kenne den jungen Mann nur wenig,“ ſagte er mit Haltung, „ich erſuche Sie, vor allem zu erklären, wie ich zu der Ehre komme, ein ſo ungewöhnliches Wohlwollen des Herrn zu erhalten.“

Anton erwiderte warm: „Bernhard Ehrenthal hat ein edles Herz, und ſein Leben iſt rein. Unter ſeinen Büchern aufgewachſen, verſteht er wenig von den Geſchäften ſeines Vaters, aber er hat die Anſicht gewonnen, daß dieſer ſich

durch ſchlechte Ratſchläge verleiten läßt, feindſelig gegen Sie aufzutreten. Er hat Einfluß auf ſeinen Vater, ſein feines Ehrgefühl iſt ſehr beunruhigt, und er wünſcht dringend, ſeinen Vater von Maßregeln abzuhalten, welche er ſelbſt nicht für ehrenhaft hält."

Hier war Hilfe! Das war ein reiner Luftzug, der in die ſtickende Atmoſphäre eines Krankenzimmers drang, aber dem Kranken machte die friſche Luft Mißbehagen. Dieſe ehrenhaften Leute, die ſo bereit waren zu verdammen, was ihnen nicht ehrenvoll erſchien, wurden ihm peinlich. Und ſchon jetzt, während er den Wert erkannte, den auch dieſe unſichere Ausſicht für ihn haben konnte, fühlte er in ſeinem Herzen eine Abneigung, ſeine Löſung aus der Angſt dieſen beiden zu verdanken. Dem eifrigen Wohlfart wenigſtens, der alles ſein ſollte, was zuverläſſig und gewiſſenhaft heißt, ihm wollte er Näheres nicht mitteilen. Und ſo erwiderte er mit einer Freundlichkeit, die ihm nicht vom Herzen kam: „Meine Beziehungen zu dem Vater Ihres Freundes ſind allerdings von der Art, daß die wohlmeinende Vermittlung durch einen Dritten in unſerm beiderſeitigen Intereſſe liegen möchte. Ob der junge Ehrenthal die geeignete Perſon dafür iſt, vermag ich nicht zu entſcheiden. Jedenfalls ſagen Sie ihm, daß ich für den Anteil dankbar bin, den er an meinen Angelegenheiten nimmt, und daß ich mir vorbehalte, zu ſeiner Zeit mit ihm ſelbſt darüber Rückſprache zu nehmen." Nach dieſem Beſcheid erhob ſich Anton, der Freiherr begleitete ihn bis an die Tür und — merkwürdig, er machte ihm dort eine tiefe Verbeugung.

Es war kein Zufall, daß in dem Augenblick, wo Anton durch das Vorzimmer ging, auch Lenore hereintrat. „Herr Wohlfart", rief ſie freudig und eilte auf ihn zu. „Liebes Fräulein", rief auch er, und beide begrüßten einander als alte Freunde.

Sie hatten im Nu die letzten Jahre vergeſſen, ſie waren wie vor Jahren Ritter und Dame aus der Tanzſtunde. Beide ſagten einander, wie ſehr ſie ſich ſeit der Zeit geändert hätten, und während ſie das erzählten, waren ſie in Empfindungen und Worten unvermerkt wieder jünger ge-

worden um alle die Jahre, welche ſeit ihrer letzten Unterhaltung vergangen waren.

„Sie tragen Ihren Halskragen wieder aufrecht!“ rief Lenore mit leiſem Vorwurf. Anton ſtrich ihn ſchnell herunter.

„Haben Sie noch den Capuchon von damals? Er war mit roter Seide gefüttert, gnädiges Fräulein,“ ſagte er, „der ſtand Ihnen reizend.“

„Der jetzige hat blaues Futter“, ſagte Lenore lachend. „Und denken Sie, die kleine Komteß Lara heiratet in der nächſten Woche, wir haben erſt neulich über Sie und das Tagebuch geſprochen. Auch Eugen hat uns von Ihnen geſchrieben. Wie allerliebſt, daß Sie den Bruder kennengelernt haben! Kommen Sie herein, Herr Wohlfart, ich muß wiſſen, wie es Ihnen ſeit der Zeit gegangen iſt.“ Sie führte ihn in ein Geſellſchaftszimmer und lud ihn ein, auf dem Fauteuil Platz zu nehmen. Sie ſaß ihm gegenüber und ſah ihn mit lachenden Augen an, deren Gruß ihn einſt ſo glücklich gemacht hatte. Vieles in ihm war anders geworden, ja vielleicht ſchüttelte jetzt zuweilen ein anderer Mädchenkopf ſeine Locken in dem Zimmer der gelben Katze; aber als er die Gebieterin ſeiner jungen Jahre, das wilde ehrliche Mädchen als vornehme Dame ſich gegenüberſah, da lebten alle Empfindungen der Vergangenheit wieder auf, und er atmete mit Entzücken den feinen Duft des eleganten Zimmers, in dem ſie lebte.

„Da ich Sie ſehe,“ ſagte Lenore, „iſt mir, als wäre die Tanzſtunde geſtern geweſen. Es war eine fröhliche Zeit auch für mich! Seitdem habe ich vieles Ernſte erfahren“, fügte ſie hinzu und ſenkte ihr Haupt. Anton bedauerte das mit einem Eifer, der das Fräulein zwang, wieder heiter auszuſehen und ihm freundlich in die Augen zu blicken.

„Was hat Sie zu meinem Vater geführt?“ fragte ſie endlich mit verändertem Ton.

Anton ſprach von Bernhard, von dem langen Siechtum des Freundes und ſeinen guten Wünſchen für ihre Familie, er verbarg ihr nicht, daß ſie ſelbſt einen mächtigen Anteil daran habe, ſo daß Lenore auf ihr Taſchentuch herunterſah

und die Zipfel zuſammenlegte. Er ſagte ihr, wie ſehr die Krankheit des Freundes ihn beſorgt mache. „Wenn Sie Ihrem Herrn Vater die Vermittlung Bernhards empfehlen können, ſo tun Sie es. Ich werde eine ſtille Sorge nicht los, daß in dem Kontor Ehrenthals eine Verſchwörung gegen ihn ausgedacht iſt. Vielleicht finden Sie ein Mittel, Bernhard oder mich wiſſen zu laſſen, wie wir dem Herrn Baron von Nutzen ſein können.“

Lenore ſah ängſtlich in Antons Geſicht und rückte ihren Stuhl näher an den ſeinen. „Sie ſind mir wie ein alter Freund, Ihnen kann ich vertrauen, was mich ängſtigt. Der Vater verbirgt der Mutter und mir, was ihn quält, ach, aber er ſelbſt iſt anders geworden von Jahr zu Jahr. Er hat für die Fabrik viel Geld gebraucht, und es fehlt ihm oft daran, das weiß ich. Alle Tage bitten die Mutter und ich den Himmel, uns den Frieden wiederzugeben, eine Zeit wie damals, als ich Sie kennenlernte. — Sobald ich etwas erfahre, ſollen Sie es wiſſen. Ich will Ihnen ſchreiben,“ rief ſie entſchloſſen; „wenn Eugen auf Urlaub herkommt, ſoll er Sie aufſuchen.“

So verließ Anton die Wohnung des Freiherrn, aufgeregt durch das Wiederſehen der ſchönen Freundin, voll vom beſten Willen, der Familie zu dienen. An der Haustür ſtieß er auf Herrn Ehrenthal. Mit kurzem Gruß eilte er an dem gefährlichen Manne vorüber, der ihm die Bitte nachrief, recht bald ſeinen Sohn Bernhard zu beſuchen.

Ehrenthal hatte einige traurige Tage verlebt, er hatte in ſeinem Leben nicht ſo viel geſeufzt und den Kopf geſchüttelt als jetzt. Vergebens fragte ſeine Frau Sidonie ihre Tochter: „Was hat der Mann, daß er ſo ſeufzt?“ Vergebens ſuchte Itzig das gebeugte Gemüt ſeines Brotherrn durch lockende Bilder der Zukunft aufzurichten. Alle Unzufriedenheit, welche ſich in der Seele des Händlers angeſammelt hatte, entlud ſich gegen den Buchhalter. „Sie ſind der Menſch, welcher mir hat geraten zu dieſen Schritten gegen den Baron“, ſchrie er ihn am Morgen nach der Szene mit Bernhard an. „Wiſſen Sie, was Sie ſind? Malhonett ſind Sie.“

Itzig ſah erſtaunt in das Geſicht ihm gegenüber und zuckte die Achſeln. „Wenn Sie weiter nichts wiſſen," ſagte er; „was iſt das für ein Wort ‚malhonett'? Soll ich's aufſchlagen in dem Buch, wo die fremden Wörter ſtehen? Reden Sie doch nicht ſo ſchwach, Ehrenthal." Dann ſeufzte Ehrenthal wieder, ſah Veitel böſe an und verbarg den Kopf in die Zeitung.

Länger als zwei Tage vermochte er nicht den Schmerz ſeines Sohnes zu ertragen, welcher zuſehends kränker wurde und alles Zureden der Eltern mit kurzen Worten zurückwies. „Ich muß ein Opfer bringen," ſagte Ehrenthal vor ſich hin, „ich muß die Ruhe wiedergeben ſeinen Nächten und machen, daß er aufhört mit ſeinem Stöhnen. Ich will denken an meinen Sohn, und ich will dem Baron ſchaffen die andere Herrſchaft bei Rosmin, worauf er jetzt ſtehen hat ſein Geld, und wenn nicht, ſo will ich ihm retten das Geld darauf ohne einen Nutzen für mich. Ich verliere dabei einen Vorteil, den ich machen könnte mit dem Löwenberg, von mehr als einem tauſend Taler. Ich denke, das wird mir bewegen den Bernhard." So ſetzte er entſchloſſen ſeinen Hut auf, zog ihn tief in die Stirn, um die rebelliſchen Gedanken, welche immer noch in ihm aufſtiegen, kräftig zu unterdrücken, und ſchritt in die Wohnung ſeines Schuldners.

Der Freiherr empfing den unerwarteten Beſuch mit der Angſt, welche ihm jetzt bei jedem Eintritt eines Geſchäftsmannes den Atem benahm. „Kaum iſt der Warner hinaus, ſo kommt der Feind ſelbſt. Jetzt wird er die gerichtliche Zeſſion der Hypothek von mir fordern, jetzt kommt, was darauf folgen muß." Aber freudig erſtaunte er, als Ehrenthal mit höflichen Worten aus freien Stücken ſich erbot, für ihn nach Rosmin zu reiſen und nötigenfalls von dort aus weiter, um ihn bei dem Verkauf der polniſchen Herrſchaft zu vertreten. „Ich will mir zu Hilfe nehmen einen ſichern Mann, den Juſtizkommiſſarius Walther aus Rosmin, damit Sie ſehen, daß alles in Ordnung zugeht. Sie werden mir Vollmacht geben, zu bieten auf das Gut, und die Käufer ſo weit zu treiben, bis Ihre Hypothek gedeckt iſt durch den Kaufpreis, den ein anderer zahlt."

„Ich weiß, daß dies notwendig ſein wird," ſagte der Freiherr, „aber um Gottes willen, Ehrenthal! was ſoll geſchehen, wenn die Herrſchaft in unſern Händen bleibt?"

Ehrenthal zuckte die Achſeln: „Sie wiſſen, ich habe Ihnen nicht zugeredet zu der Hypothek, ja ich kann ſagen, ich habe Ihnen abgeredet, wenn ich mich recht beſinne. Wenn Sie mir damals hätten gefolgt, ſo hätten Sie vielleicht nicht gekauft die Hypothek."

„Es iſt aber einmal geſchehen", verſetzte der Freiherr ärgerlich.

„Erſt bitte ich Sie, Herr Baron, zu bezeugen, daß ich unſchuldig bin."

„Das iſt ja jetzt gleichgültig."

„Für Sie iſt es gleichgültig," ſagte Ehrenthal, „aber nicht für mich und meine Ehre als Geſchäftsmann."

„Wie meinen Sie das?" fuhr der Freiherr auf, daß Ehrenthal zuſammenſchrak. „Sie wagen zu behaupten, daß mir etwas gleichgültig iſt, was ſelbſt Ihnen keine Ehre bringt?"

„Was werden Sie hitzig, Herr Baron," rief der Händler; „ich ſpreche ja nichts gegen Ihre Ehre, ſoll mich Gott davor bewahren!"

„Sie ſprachen doch davon", ſagte der unglückliche Mann.

„Wie können Sie mißverſtehen einen alten Bekannten!" klagte Ehrenthal; „ich will nichts als Ihre Verſicherung, daß ich unſchuldig bin an dem Kauf der Hypothek."

„Meinetwegen ja", rief der Freiherr, mit dem Fuße ſtampfend.

„So iſt es recht", ſagte der Händler beruhigt. „Und wenn ein Unglück geſchieht, und Sie die Herrſchaft behalten müſſen, ſo wollen wir ſehen, was dann zu tun iſt. Es iſt eine böſe Zeit zum Geldleihen, aber ich will Ihnen doch vorſchießen die Kaution und die Gerichtskoſten gegen eine Hypothek auf die Herrſchaft."

Darauf beſprach er die Ausfertigung der Vollmacht und ſeine Reiſe nach der benachbarten Provinz. Als er den Freiherrn verließ, blieb dieſer als ein Spielball entgegengeſetzter Stimmungen zurück.

War er verloren? War er gerettet? Eine quälende Sorge kam ihm, daß diese Hypothek sein Schicksal entscheiden würde. Er beschloß, selbst hinzureisen und Ehrenthal nichts zu überlassen. Aber wieder überfiel ihn die Angst, daß er dem Mann jetzt ein großes Vertrauen zeigen müsse, damit dieser auch ihm nicht mißtraue. So trieb er kraftlos in einer See von Gefahren. Die Wellen hoben sich und rauschten gegen sein Leben heran.

Am Abend trat Ehrenthal wieder in die Krankenstube des Sohnes und legte eine für ihn ausgefertigte Vollmacht auf die Bettdecke.

„Kannst du mir jetzt geben deine Hand?“ fragte er seinen Sohn, der finster vor sich hinstarrte; „ich reise für den Baron, ihm zu kaufen ein neues Gut. Wir haben alles miteinander besprochen. Hier ist die Vollmacht, die er mir ausgestellt hat; ich werde ihm noch vorschießen ein Kapital; wenn er es versteht, kann er wieder werden ein angesehener Mann.“

Bernhard sah mit trübem Auge auf seinen Vater und schüttelte den Kopf. „Das ist nicht genug, mein armer Vater“, sagte er.

„Ich habe mich doch versöhnt mit dem Baron, und er hat mir zugestanden, daß ich keine Schuld habe an diesem Unglück. Ist dir das genug, mein Sohn?“

„Nein“, sagte der Kranke. „Solange du in deinem Kontor den schlechten Menschen, diesen Itzig, duldest, wird kein Friede in mein Leben kommen.“

„Er soll fort,“ rief Ehrenthal bereitwillig; „wenn mein Sohn Bernhard es verlangt, soll er fort zum nächsten Quartal.“

„Und du willst den Gedanken aufgeben, das Gut des Barons für dich zu erstehen?“ fragte Bernhard weiter, sich zu dem Vater wendend.

„Wenn es kommt zum Verkauf, will ich denken an das, was du mir gesagt hast“, erwiderte der Vater ausweichend. „Jetzt rede mir nicht mehr von dem Gut; wenn du wieder wirst sein mein gesunder Sohn, dann sprechen wir darüber.“ So ergriff er die Hand, welche Bernhard ihm zu geben zö-

gerte, hielt ſie feſt in der ſeinen und ſaß ihm ſchweigend gegenüber.

War er einmal in ſeinem Leben zufrieden, ſo war er es jetzt, wo er ſich die Verſöhnung mit ſeinem Sohn erhandelt hatte.

## 7.

Welle um Welle ſchlug über das Haupt des Ertrinkenden. Die Fabrik hatte im Winter einige Monate gearbeitet. Die Rübenernte des Gutes war mißraten, der Anbau in der Umgegend, von dem der Freiherr vieles erwartet hatte, war unzureichend geweſen. Manche der kleinen Landwirte hatten ihre Kontrakte nicht erfüllt, andere hatten Schlechtes geliefert. Die Rüben fehlten, es fehlte das Kapital, die Fabrik ſtand ſtill, die Arbeiter verliefen ſich.

Ehrenthal war in die polniſche Landſchaft gereiſt. Den Freiherrn ſchüttelte das Fieber der Erwartung. Er beſtellte Poſtpferde, um ſeinem Bevollmächtigten nachzureiſen, er beſtellte ſie wieder ab, denn ihm graute vor dem Tage des Termins, vor dem Bieten, dem Schacher und der bebenden Angſt bis zum Schluß des Protokolls. Und wenn er dem Händler nicht traute, auf den Anwalt in Rosmin konnte er ſich ſicher verlaſſen. So kam der finſtere Tag, wo Ehrenthal mit dem Brief des Juſtizkommiſſarius Walther vor ihn trat. Das Kapital des Freiherrn war nur dadurch zu retten geweſen, daß Ehrenthal die Herrſchaft für den Freiherrn erſtand. Die Eigentümer der erſten Hypothek von hunderttauſend Talern hatten ihn hinaufgetrieben bis hunderttundviertauſend, dann waren ſie fortgefahren, kein anderer Käufer war im Termin erſchienen. „Die Herrſchaft gehört jetzt Ihnen, Herr Baron“, ſchloß der Händler. „Damit Sie imſtande ſind, die Güter zu behaupten, habe ich mit den Eigentümern der erſten Hypothek verhandelt, ſie werden Ihnen die Hunderttauſend auf der Herrſchaft ſtehenlaſſen. Ich habe für Sie erlegt viertauſend Taler und die Gerichtskoſten.“ Der Freiherr ſprach kein Wort, ſein Kopf fiel ſchwer auf das Holz des Schreibtiſches. Der Händler erzählte, wie

er die Herrſchaft für den Freiherrn übernommen hatte. Vor der Tür brummte er: „Es iſt vorbei mit ihm. Zum nächſten Quartal verliert er ſein altes Gut, und er hat keine Kraft zu behaupten das neue. Zuletzt werde ich kaufen müſſen auch dieſe Herrſchaft.“

Jetzt nahte der Termin, an dem der Freiherr die Zinſen aller geliehenen Gelder bezahlen ſollte. Er fuhr umher und ſuchte wieder Geld. Vergebens. Zuletzt kam er zu Georg Werner, der das Gut ſeiner Mutter übernommen hatte. Befangen empfing ihn der junge Herr, welcher einige Jahre lang Lenoren ſeine Huldigung gegönnt und ſich dann vorſichtig zurückgezogen hatte. Die Verlegenheiten des Freiherrn waren kein Geheimnis mehr. Der Gutsnachbar zeigte den Anteil, der bei ſolchen Veranlaſſungen ſchicklich iſt. Er bedauerte ſehr, daß dem Freiherrn auf der neugekauften Herrſchaft eine ſo große Hypothek ausgefallen war. „Wen haben Sie zum Termin geſchickt?“ fragte er.

„Den Hirſch Ehrenthal“, erwiderte der Freiherr gedrückt.

Jetzt wurde der Nachbar beredt. „Ich fürchte,“ rief er. „der Menſch hat Sie ſchlecht vertreten. Ich kenne dieſen Wucherer. Er hat uns vor Jahren durch ſeine Schurkerei um eine große Summe gebracht. Mein Vater hatte auf ſeinem Gut oben in der Provinz einen Wald geſchlagen und das Holz an einen Holzhändler abgeliefert. Ehrenthal machte mit dieſem Manne ein Gaunergeſchäft, er handelte ihm das Holz zu einem Spottpreiſe ab, der andere entwich nach Amerika. Die beiden Schurken haben das Geld meines Vaters miteinander geteilt.“

Die Wange des Freiherrn wurde fahl, er ſtand auf, ſprach von ſeinem Anliegen kein Wort mehr und entwich von der Schwelle des Nachbars wie ein Verbrecher.

Seit dem Tage brütete er in ſeinem Seſſel finſter vor ſich hin; wenn er ausging, tat er es nur, um ſich auf Augenblicke zu betäuben. Er war rauh gegen ſeine Gemahlin, ganz unzugänglich für die Tochter. Die Frauen litten unſäglich.

Noch eine Hoffnung dämmerte ihm, die Vermittlung Bernhards. Und diesmal hatte er recht, auf dem Wege war noch Rettung zu finden. Aber er griff nicht die Hand, die

ſich ihm uneigennützig darbot, nicht Anton ließ er rufen, ſondern einen andern, der ihm unheimlich war, wenn er ihn nicht ſah, und deſſen trödelhaftes Weſen ihm wohl tat, ſooft er ihn erblickte. Noch einmal in der letzten Stunde bot ihm das gnadenvolle Schickſal die freie Entſcheidung über ſeine Zukunft. Ach, aber er ſelbſt war nicht mehr frei. Es war der Fluch einer ſchlechten Tat, der jetzt ſein Urteil verwirrte.

Wieder ſtand Itzig vor ihm, der Freiherr ſah die gekrümmte Geſtalt von der Seite an: „Der junge Ehrenthal hat ſich gegen mich erboten, meine Differenz mit ſeinem Vater beizulegen.“

Veitel fuhr in die Höhe wie durch einen Schuß getroffen; „der Bernhard!“ rief er heftig.

„So iſt ja wohl ſein Name; er ſoll krank ſein.“

„Er wird ſterben“, erwiderte Veitel.

„Wann?“ fragte der Freiherr, mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, er verbeſſerte ſich aber ſogleich: „Was fehlt ihm?“

„Es ſitzt hier,“ ſagte Veitel auf die Bruſt zeigend, „es arbeitet wie ein Blaſebalg; wenn ein Loch reißt, hört der Wind auf.“

Der Freiherr zeigte ein bedauerndes Geſicht, aber er dachte nur, daß er ſelbſt Eile habe. „Der Kranke ſoll ſo viel Einfluß auf ſeinen Vater beſitzen, daß durch ihn die Einwilligung des Ehrenthal zu hoffen iſt.“

„Was verſteht der Bernhard von Geſchäften, er iſt ein Narr“, rief Veitel, unfähig, ſeinen Ärger zu verbergen. „Wenn man ihm ein altes Leder hinlegt, das mit Buchſtaben beſchrieben iſt, ſo gibt er dafür jede Hypothek; er iſt unwiſſend.“

„Wie ich ſehe, gefällt Ihnen dieſer Weg nicht?“ fragte der Freiherr ratlos.

Bevor Itzig antwortete, ſtand er lange nachdenkend, unruhig fuhren ſeine Augen von dem Freiherrn in die Ecken des Zimmers. Endlich erwiderte er mit plötzlicher Freundlichkeit: „Der gnädige Herr haben recht. Es wird am beſten ſein, wenn Sie und Ehrenthal an das Bett des kranken Bernhard gehen und dort miteinander abmachen Ihr Ge-

ſchäft.“ Wieder ſchwieg er eine Weile, und ſein Geſicht rötete ſich von ſtürmiſchen Gedanken. „Wollen der gnädige Herr mir überlaſſen, Ihnen Tag und Stunde anzuſagen, wo Sie am beſten ſprechen den Bernhard Ehrenthal? Wenn Sie eingetreten ſind ins Kontor, dann werde ich ſchnell hinaufgehen zu Bernhard und ihm ſagen, daß Sie gekommen ſind. Unterdes haben Sie die Gnade und warten Sie im Kontor, und wenn es dauert eine halbe Stunde, bis ich wiederkomme, warten Sie; was auch der Ehrenthal ſagt, und wie er auch ſchreit, warten Sie doch. Wenn ich Sie hinaufhole, wird alles in Ordnung kommen, denn was der Bernhard von ſeinem Vater will, das kann er machen.“

„Ich werde Ihre Nachricht erwarten“, ſchloß der Freiherr, gepeinigt durch die Ausſicht auf den ſchweren Tag.

Itzig verließ den Freiherrn und ſtürzte in wilder Aufregung nach ſeinem Lager im Hauſe des Pinkus. Heftig lief er in dem kleinen Zimmer auf und ab und ballte die Fauſt gegen Bernhard. Er öffnete den alten Schreibtiſch und zog aus einer verborgenen Schublade zwei Schlüſſel, die er auf die Tiſchplatte legte; immer wieder blieb er davor ſtehen und ſtarrte ſie an. Endlich verſenkte er ſie in die Taſche und ſprang hinunter in die Karawanſerei. Dort kauerte in einer Ecke der Galerie Herr Hippus, der kluge Freund Veitels. Hippus war in den letzten Jahren durch den Druck der Verhältniſſe verhindert worden, ſtattlicher, jünger und ehrlicher zu werden, er ſah vielmehr ungewöhnlich abgenagt und ſchadhaft aus. Jetzt hatte er ſich in einen Winkel gedrückt, in welchen das warme Sonnenlicht fiel, und las in einem ſchmutzigen Roman. Als Veitel mit ſchnellem Schritt eintrat, ſenkte er den Kopf tiefer in ſein Buch und ſchien an jedem Buchſtaben mehr Anteil zu nehmen, als an dem jungen Geſchäftsmann vor ihm.

„Macht Euer Buch zu und hört mich an“, rief Veitel ungeduldig. „Der Rothſattel wird vom Ehrenthal ſeine Scheine zurückerhalten, er wird mir die Hypothek geben, und ich werde ihm ſollen verſchaffen die Achttauſend, welche noch Reſt ſind.“

„Seht doch, ſeht," erwiderte der Alte, ſein häßliches Haupt wiegend, „was man nicht alles erlebt! Wenn der Ehrenthal ſein Geld an einen Lumpen wegſchenkt, der ihm ſein Wort gebrochen hat, ſo wird es Zeit, daß auch wir fromm werden und zur Beichte gehen. Bevor wir weiter reden, kannſt du mir etwas heraufbringen, was ich gern eſſe und trinke. Ich bin durſtig und ſpreche kein Wort mehr."

Veitel eilte hinab, das Verlangte zu holen, der Alte ſah ihm nach und murmelte: „jetzt kommt's", und ſtarrte kopfſchüttelnd über das Buch weg.

Als Veitel die geforderte Mahlzeit vor dem Advokaten aufgeſtellt hatte, fragte er kurz: „Wieviel?"

„Dreihundert," ſagte der Alte, „und dafür muß ich mir's noch überlegen. Es iſt nicht mein Genre, holder Itzig. In meinem Beruf ſtehe ich für weniger zu Dienſt, wie du zu deiner Zeit erfahren haſt; aber bei einer ehrenwerten Arbeit im Stil des Herrn Cartouche und anderer Freunde von dir verlange ich eine beſſere Bezahlung. Ich bin nur Freiwilliger. Und ich kann nicht ſagen, daß ich Vorliebe für ſolche Geſchäfte habe."

„Hab' ich ſie denn?" rief Itzig. „Wenn es ein Mittel gibt, dies zu vermeiden, ſo ſagt's. Wenn Ihr wißt, wie man den Baron und Ehrenthal auseinanderhalten kann und jeden ruinieren durch den andern, ſo ſagt's. Der eigene Sohn Ehrenthals wird Friede machen zwiſchen den beiden, er wird zwiſchen ihnen ſtehen, wie ein nackter Bocher mit Flügeln auf dem Bilderbogen ſteht zwiſchen zwei Verliebten, und wir werden ſein die Geprellten."

„Wir?" ſagte der Alte vergnügt. „Du wirſt der Geprellte ſein, du Dohle. Was gehn mich deine Geſchäfte an?"

„Zweihundert!" rief Veitel, ſich ihm nähernd.

„Drei," erwiderte der Alte und trank ſein Glas aus; „aber ich tue es nicht allein, du mußt dabei ſein."

„Wenn ich dabei ſein will," ſagte Veitel, „ſo kann ich's allein tun und brauche nichts von Euer Hilfe. Hört mich an. Ich will machen, daß das Haus leer iſt, daß der Ehrenthal und der Baron zu gleicher Zeit aus dem Kontor hinaufgehn; ich will Euch ein Zeichen geben, ob die Papiere

auf dem Tisch liegen oder im Schrank. Es wird finster sein, Ihr werdet haben die Zeit von einer halben Stunde. Ja, ich will die Haustür zuschließen; den Ausgang zur Hintergasse, der gewöhnlich verriegelt ist, werde ich aufmachen. Es ist so sicher, daß ein Kind von zehn Jahren könnte machen das Geschäft."

„Sicher genug für dich," sprach der Alte mürrisch, „aber für mich nicht."

„Wir haben doch versucht, was man machen kann mit dem Gesetz, und es ist nicht gegangen," rief Veitel, „so muß es gehen wider das Gesetz." Er schlug mit der Faust auf das Geländer und preßte die Zähne zusammen, daß sie knirschten. „Und wollt Ihr's nicht tun, so soll es doch geschehen, obgleich ich weiß, daß aller Verdacht auf mich fällt, wenn ich während der Zeit nicht in der Stube des Bernhard bin."

„So ist's recht, du lustiger Itzig", sagte der Alte und rückte an seiner Brille, um die zornige Entschlossenheit des andern genauer zu betrachten. „Da du so tapfer bist, so will ich dich nicht im Stich lassen; aber dreihundert."

Der Handel begann, die beiden drückten sich in die Ecke der Galerie und sprachen leise miteinander bis zur Dunkelheit.

Einige Tage darauf saß Anton in der Dämmerstunde am Lager des kranken Bernhard: „Nur im Sprunge bin ich hergekommen, zu sehen, wie es Ihnen geht."

„Schwach," erwiderte Bernhard, „immer noch schwach; das Atmen wird mir schwer. Wenn ich nur ins Freie käme, nur einmal hinaus aus dem dunkeln Zimmer!"

„Erlaubt der Arzt Ihnen nicht auszufahren? Wenn die Sonne warm scheint, komme ich morgen mit einem Wagen, Sie abzuholen."

„Ja," rief Bernhard, „Sie sollen kommen. Dann werde ich Ihnen auch etwas erzählen." Er sah sich vorsichtig um. „Ich habe heute durch die Stadtpost einen Zettel ohne Unterschrift erhalten." Er zog unter seinem Kopfkissen einen kleinen Brief hervor und übergab ihn mit geheimnisvoller

Miene dem Freund: „Nehmen Sie, vielleicht kennen Sie die Hand.“

Anton ging zum Fenſter und las: „Der Baron Rothſattel will Sie heute gegen Abend ſprechen. Sorgen Sie dafür, daß Sie mit Ihrem Vater allein ſind.“

Als Anton den Brief zurückgab, betrachtete Bernhard das Papier andächtig und ſteckte es wieder unter die Kiſſen. „Kennen Sie die Hand?“ fragte er.

„Nein,“ erwiderte Anton, „die Schrift ſcheint verſtellt, die Hand des Fräuleins iſt es nicht.“

„Wer auch der Schreiber iſt,“ fuhr Bernhard kleinlaut fort, „ich hoffe Gutes von dem heutigen Abend. Wohlfart, dieſer Streit liegt mir mit Zentnerſchwere auf der Bruſt, er nimmt mir den Atem, wie ein Gewicht fühle ich den Druck. Heute ſoll das beſſer werden, heute werde ich frei.“

Das Sprechen machte ihm Mühe. Nur in kurzen Sätzen fiel die Rede von ſeinen Lippen. „Alſo auf Wiederſehen morgen“, rief Anton. Als er ſich erhob, kniſterten weiche Damenſohlen, die Mutter und Roſalie traten an das Bett des Kranken und begrüßten den Gaſt. „Wie geht's, Bernhard?“ fragte die Mutter; „du wirſt heute mit deinem Vater allein ſein, es iſt heute große muſikaliſche Akademie, die Roſalie wird auf dem Flügel ſpielen. Wir haben den Flügel in die Hinterſtube gerückt, Herr Wohlfart, damit ſie den Bernhard nicht durch ihre Übungen ſtört.“

„Setze dich noch einen Augenblick zu mir, Mutter,“ ſagte Bernhard, „ich habe dich lange nicht in deinen ſchönen Kleidern geſehen. Du ſiehſt heute hübſch aus, ein ſolches Kleid trugſt du, wie ich als Knabe das Scharlachfieber bekam. Wenn ich von dir träume, ſehe ich dich immer in dem gelben Gewand vor mir. Gib mir deine Hand, Mutter, und wenn du heute abend Muſik hörſt, denke auch an deinen Bernhard, ich werde hier eine ſtille Muſik machen.“

Die Mutter ſetzte ſich zu ihm. „Er hat wieder das Fieber“, ſprach ſie zu Anton. Anton ſtimmte ſchweigend bei.

„Morgen fahre ich in die Sonne,“ rief Bernhard aufgeregt, „das wird mein Vergnügen ſein.“

„Der Wagen wartet," erinnerte Roſalie, „wir müſſen mit unſern Kleidern durchs Hinterhaus, wo es ſo unreinlich iſt. Der Itzig hat dem Vater eingeredet, daß der Wagen vorn nicht vorfahren darf, weil er den Bernhard ſtört."

„Schlaf wohl, Bernhard", ſagte die Mutter und reichte ihm noch einmal die runde Hand. Die Frauen eilten aus dem Zimmer, Anton folgte ihnen.

„Was ſagen Sie zu dem Befinden des Bernhard?" fragte die Mutter auf der Treppe.

„Ich halte ihn für ſehr krank", erwiderte Anton.

„Ich habe meinem Mann ſchon geſagt, wenn es weiter in den Sommer kommt, gehe ich mit Roſalie ins Bad, da wollen wir den Bernhard mitnehmen."

Anton ſchied mit ſchwerem Herzen.

Es wurde ſtill im Hauſe, in den Zimmern Ehrenthals hörte man nichts als die ſchweren Atemzüge des Kranken. Nur unter ihm im Boden raſſelte es. Eine Maus nagte am Holz. Unruhig hörte Bernhard ihr zu. „Wie lange wird ſie noch nagen, bis ſie ſich eine Öffnung ausgehöhlt hat, dann kommt ſie zu mir in die Stube." Ein Fröſteln überlief ihn, er warf ſich auf ſeinem Lager herum, die Dunkelheit war ihm heute beengend, die Luft dick. Er klingelte ſo lange, bis die Aufwärterin kam und die Lampe hereinſetzte. Jetzt ſah er ſich ermüdet um. Die Stube ſah ihm heute alt und verſchoſſen aus, ſie kam ihm fremd vor wie ein Gaſtzimmer, und er ſich als ein Fremder, der hier nur zum Beſuch war. Teilnahmlos blickte er auf ſeinen Bücherſchrank und auf die Schublade, in welcher die teuren Manuſkripte lagen. Den Brandfleck auf der Diele, den Ritz in der Tür, durch den das Licht in der Nebenſtube alle Abende durchſchimmerte, das alles wollte er morgen verlaſſen, um mit Anton aus der engen Stube auszuziehen. Er dachte daran, ob ſie nicht auf dem Wege fahren könnten, auf dem das Fräulein nach dem Gute fuhr und wieder zurück. Vielleicht würde er ſie treffen. Sein Auge ſtrahlte, er hoffte ſicher, daß er das Fräulein auf dem Wege treffen müßte. Sie ſaß ſtolz aufgerichtet in ihrem Wagen, der Schleier flog um das blühende Geſicht, ihr weißer Arm hob ſich und

winkte grüßend zu ſeinem Wagen herüber. Ja, ſie erkennt ihn, ſie weiß, daß er ihrem Vater einen Dienſt geleiſtet hat, vielleicht läßt ſie ſtillhalten und fragt herüber in ſeinen Wagen, wie es ihm ergehe. So wird er mit ihr ſprechen und den edlen Klang ihrer Stimme hören. Noch einmal wird ſie ihm zunicken, dann werden die beiden Wagen auseinander fahren, einer hierhin und der andere dorthin. — Und wohin würde er fahren? „Hinein in die Sonne“, flüſterte er. — Und wieder lauſchte er ängſtlich auf das Nagen der Maus.

Ein eiliger Fuß durchſchritt den Vorſaal, Bernhard richtete ſich auf, und das Blut ſtieg ihm ins Geſicht. Es war der Vater Lenorens, der zu ihm kam. Leiſe öffnete ſich die Tür, eine häßliche Geſtalt ſchlüpfte herein und ſah ſich ſcheu im Zimmer um. Erſchrocken rief Bernhard: „Was wollen Sie hier?“

Haſtig trat Itzig an ſein Bett und ſprach mit kurzem Atem und einer Stimme, die ebenſo gepreßt klang wie die des Kranken: „Der Baron iſt jetzt in das Kontor gegangen. Er hat mir geſagt, ich ſoll zu Ihnen gehen und Ihnen zureden, damit Sie die Forderung unterſtützen, die er ſtellt an Ihren Vater.“

„Ihnen hat er das geſagt?“ rief Bernhard. „Wie kann der Freiherr einem Mann, wie Sie ſind, einen Auftrag geben?“

„Schweigen Sie ſtill,“ entgegnete Veitel rauh, „es iſt jetzt keine Zeit für Ihr Gerede. Hören Sie meine Worte. Der Baron hat Ihrem Vater mit ſeinem Ehrenwort die Sicherheit für zwanzigtauſend Taler verſprochen, und er kann ihm dieſe Sicherheit nicht geben, weil er dasſelbe Dokument einem andern verkauft hat. Er hat ſein Wort gebrochen und verlangt jetzt von Ihrem Vater, daß er auf ſeine gute Sicherheit verzichtet. Können Sie zureden, daß Ihr Vater zwanzigtauſend Taler verliert, ſo tun Sie es.“

Bernhard zitterte, daß ihm die Hände flogen. „Sie ſind ein Lügner!“ rief er. „Jedes Wort, das aus Ihrem Munde kommt, iſt Betrug und Heuchelei und Hinterliſt.“

„Schweigen Sie“, wiederholte Veitel in seiner Fieberangst. „Sie sollen Ihrem Vater nicht reden zu Schaden. Dem Baron ist nicht zu helfen, er ist eine Fliege, welche sich die Flügel am Licht verbrannt hat, er kann nur noch kriechen. Und wenn der Ehrenthal als Narr einem schlechten Rat folgt, den Sie ihm geben, weil Sie nichts verstehen, so kann er doch den Freiherrn nicht erhalten auf seinem Gut. Wenn er ihn nicht wirft, so tut's ein anderer. Ich habe keinen Vorteil dabei, wenn ich Ihnen das sage,“ fuhr er unruhig fort und horchte nach einem Geräusch vor dem Hause, „ich tu' es nur aus Anhänglichkeit an Ihre Familie.“

Bernhard rang nach Luft. „Gehen Sie hinaus,“ rief er endlich, „es ist alles Betrug und Lüge auf dieser Welt.“

„Ich hole den Baron und Ehrenthal herauf“, sprach Veitel und stürzte hinaus.

Laut scholl in dem Hausflur die zornige Stimme Ehrenthals: „Ich werde gehen zu den Gerichten, ich werde Sie anzeigen und Ihre Intrigen.“ Veitel riß die Tür auf. Auf dem Lederstuhl saß der Freiherr und verbarg das Gesicht mit der Hand, vor ihm drohte Ehrenthal im Zorne zitternd, auf dem Pult stand die Kassette des Freiherrn mit den verhängnisvollen Schuldscheinen und der Hypothek. Veitel rief in das Zimmer: „Hören Sie auf, Ehrenthal, Ihr Bernhard ist sehr krank, er liegt oben allein und ruft nach Ihnen und ruft nach dem Herrn Baron, er will Sie beide haben an sein Bett.“

„Was ist das?“ schrie Ehrenthal, „spielen Sie Intrige hinter meinem Rücken auch mit meinem Sohn?“

„Haben Sie ihm die neue Hypothek gezeigt, die Sie für ihn bestellt haben?“ fragte Veitel den Freiherrn in fliegender Eile.

„Er hat sie gar nicht sehen wollen“, sagte der Freiherr finster.

„Geben Sie her“, sagte Veitel hastig und legte ein neues Dokument vor Ehrenthal auf den Tisch.

„Sie wollen mir geben ein Stück Papier für mein gutes Geld, einen Wisch, welcher nicht wert ist, daß ich ihn verbrenne.“

„Halten Sie ſich nicht auf“, rief Veitel wieder mit ängſtlicher Stimme. „Es iſt niemand oben beim Bernhard, er ſchreit nach Ihnen und dem Baron, er wird ſich einen Schaden tun. Machen Sie, daß Sie hinaufgehen, er hat geſtöhnt, ich ſoll Sie im Augenblick zu ihm ſchaffen.“

„Gerechter Gott!“ rief Ehrenthal und ergriff ſeinen Hut. „was iſt das wieder? Ich kann nicht kommen zu meinem Sohn, ich habe jetzt Sorge um mein Geld.“

„Er wird ſich ſchreien zu Tode,“ rief Veitel, „wegen des Geldes können Sie nachher noch genug reden. Machen Sie ſchnell.“

Der Freiherr und Ehrenthal traten aus dem Kontor. Itzig folgte. Ehrenthal verſchloß die Tür, er legte die eiſerne Stange vor und befeſtigte das Vorlegeſchloß. Sie eilten die Treppe hinauf, Veitel als letzter. Auf den Stufen klang ein Geldſtück, Ehrenthal ſah ſich um. „Es iſt mir aus der Taſche gefallen“, ſagte Veitel.

Der Freiherr und Ehrenthal traten in das Zimmer des Kranken, hinter ihnen ſchob ſich Itzig herein und fuhr längs der Wand bis an das Fenſter, hinter das Haupt Bernhards, damit dieſer ihn nicht erblickte. Der Freiherr ſetzte ſich zu Häupten des Lagers, der Vater an das Fußende; aus der Lampe fiel ein mattes Licht auf die Parteien, welche zu dem Todkranken kamen, um über Kapital und Sicherheit zu hadern. Der Edelmann begann mit höflicher Rede, er erinnerte ſich der frühern Beſuche Bernhards und ſprach von der Hoffnung, ihn bald wieder auf ſeinem Gut zu begrüßen, aber ſeine Augen ſahen furchtſam auf das entſtellte Geſicht, und in ihm rief eine Stimme: es war die höchſte Zeit. Bernhard ſaß aufgerichtet in ſeinem Bett, den Kopf zur Bruſt hinabgeneigt, er erhob die Hand und unterbrach die Rede des Freiherrn: „Bitte, Herr Baron, ſagen Sie mir, was Sie von meinem Vater wollen, und nehmen Sie Rückſicht darauf, daß ich kein Geſchäftsmann bin.“

Der Freiherr ſetzte ihm das auseinander, Ehrenthal verſuchte oft ihn zu unterbrechen, aber Bernhard winkte mit der Hand, worauf der Alte wieder abbrach und ſich be-

gnügte, heftig den Kopf zu ſchütteln und vor ſich hinzubrummen.

Als der Freiherr geendet hatte, winkte Bernhard ſeinem Vater: „Komm näher heran, höre ruhig auf meine Worte.“ Der Vater fuhr mit ſeinem Ohre bis nah an den Mund des Sohnes. „Was ich ſage,“ ſprach Bernhard leiſe, „iſt mein feſter Wille, und nicht erſt heute bin ich zu dem Entſchluß gekommen. Wenn du Geld erworben haſt, ſo war dein Gedanke, daß ich dich überleben ſollte und nach deinem Tode dein Erbe werden. War's nicht ſo?“ Ehrenthal nickte ſtark mit dem Kopf. „Wenn du in mir deinen Erben ſiehſt,“ fuhr Bernhard fort, „ſo höre auf meine Worte. Wenn du mich liebſt, ſo handle nach dem, was ich dir ſage. Ich verzichte auf mein Erbteil, während wir beide leben. Was du für mich geſammelt haſt, das wirſt du umſonſt geſammelt haben. Ich verlange nichts für meine Zukunft. Wenn es mir beſchieden iſt, wieder geſund zu werden, ſo will ich mir durch meine eigene Arbeit forthelfen, ich will lernen, auf mich ſelbſt zu vertrauen; außer deiner Liebe und deinem Segen begehre ich nichts mehr für mich. Daran denke.“

Ehrenthal erhob die Arme und rief: „Was iſt das für eine Sprache, mein Bernhard, mein armer Sohn? Du biſt krank, du biſt ſehr krank.“

„Höre mich weiter“, bat Bernhard. „Was du für Recht auf das Gut dieſes Herrn haſt, das ſoll hier gleich ſein. Du haſt lange Jahre mit ihm in Verkehr geſtanden, du darfſt nicht die Urſache ſein, daß ſeine Familie unglücklich wird. Ich verlange nicht, daß du die große Summe wegſchenken ſollſt, das würde dir zu wehe tun und würde den Herrn demütigen; aber ich fordere von dir, daß du die Sicherheit nimmſt, die er dir anbietet. Hat er dir früher anderes verſprochen, vergiß das; haſt du Papiere in Händen, die ihn ängſtigen, gib ſie ihm zurück.“

„Er iſt krank,“ ſtöhnte der Vater, „ſehr krank iſt er.“

„Ich weiß, daß dich das ſchmerzen wird, mein Vater Seit du aus dem Hauſe des Großvaters weggingſt als ein armer Judenknabe, barfuß, mit einem Taler in der Taſche,

ſeitdem haſt du an nichts anderes gedacht als an Erwerb. Niemand hat dich etwas anderes gelehrt, dein Glaube hat dich ausgeſchloſſen von dem Verkehr mit ſolchen, welche beſſer verſtehen, was dem Leben Wert gibt. Ich weiß, daß es dir ans Herz geht, eine große Summe in Gefahr zu ſetzen. Aber du wirſt es doch tun, du wirſt es tun, weil du mich liebſt."

Ehrenthal rang die Hände und ſagte unter ſtrömenden Tränen: „Du weißt nicht, was du forderſt, mein Sohn! Was du verlangſt, das iſt ein Diebſtahl an deinem Vater."

Der Sohn ergriff die Hand des Vaters. „Du haſt mich immer geliebt. Du haſt gewollt, ich ſollte anders werden als du. Du haſt immer auf meine Worte gehört, und ehe ich einen Wunſch ausſprach, haſt du ihn erfüllt. Was ich jetzt von dir will, das iſt die erſte große Bitte, die ich an dich tue. Und dieſe Bitte werde ich dir ins Ohr ſprechen, ſolange ich lebe, es iſt die erſte, mein Vater, und es wird meine letzte ſein."

„Du biſt ein törichtes Kind," rief der Vater außer ſich, „du verlangſt mein Leben, du verlangſt mein ganzes Geſchäft."

„Hole die Papiere", erwiderte Bernhard. „Ich will mit meinen Augen ſehen, wie du dem Herrn zurückgibſt, was er geſchrieben hat, und wie du aus ſeiner Hand empfängſt, was er dir noch geben kann."

Ehrenthal holte ſein Taſchentuch hervor und weinte laut: „Er iſt krank. Ich ſoll ihn verlieren, und ich ſoll verlieren auch mein Geld." Der Freiherr ſaß unterdes ſchweigend auf ſeinem Stuhl und ſah vor ſich nieder. An dem Fenſter aber ballte Itzig krampfhaft die Hand, und ohne daß er es merkte, zerrte er die Gardine von der Stange.

Der Sohn ſah unverwandt auf die Windungen des Vaters und rief endlich mit Anſtrengung: „Ich will es, Vater, hole die Papiere!" Dann ſank er in die Kiſſen zurück. Der Vater wollte ſich auf ihn ſtürzen, aber mit einer kurzen Gebärde des Widerwillens wies Bernhard ihn zurück, und mit Mühe aufatmend, ſagte er: „Es iſt genug, du tuſt mir weh."

Da fuhr Ehrenthal auf, ergriff ſeinen Kontorleuchter und wankte aus dem Zimmer. Still war es in dem Raum, nur die ängſtlichen Atemzüge der Zurückbleibenden wurden gehört. Immer noch ſaß der Freiherr gebeugt, aber in der Abſpannung fühlte er etwas durch ſeine Seele zucken, was ausſah wie Freude. Er ſah eine Stelle an ſeinem Himmel, wo die Sonne aus den dunkeln Wolken brach. Er war gerettet. Sein Ehrenwort war ihm zurückgegeben, und neue achttauſend Taler von dem Manne am Fenſter in Ausſicht. Jetzt konnte er wieder aufblicken, er durfte wieder ſein Haupt hoch tragen. Er faßte die Hand des Kranken, drückte ſie und ſagte ihm leiſe: „Ich danke Ihnen, mein Herr, o wie danke ich Ihnen, Sie ſind mein Retter, Sie ſchützen meine Familie vor Verzweiflung und mich vor der Schande.“

Bernhard hielt die Hand des Freiherrn feſt, und ein ſeliges Lächeln flog über ſein Geſicht. Unterdes ſchlug am Fenſter einer mit den Zähnen zuſammen in verzweifelter Spannung und preßte ſeinen Leib feſt an die Mauer, um das Fieber zu bändigen, das ihn ſchüttelte.

So blieb es lange ſtill in der Stube, niemand ſprach. Ehrenthal kam nicht zurück. Plötzlich wurde die Entreetür aufgeriſſen, in voller Wut ſtürzte ein Mann in das Zimmer, das Geſicht verſtört, die Haare zerrauft. Es war Ehrenthal. — Er hielt das flackernde Licht in der Hand, aber nichts anderes.

„Verſchwunden!“ ſchrie er und ſchlug die Hände zuſammen, daß das Licht auf den Boden fiel. „Alles iſt fort, geſtohlen iſt alles!“ Er ſtürzte auf dem Bett ſeines Sohnes nieder und ſtreckte die Arme nach dem Kranken aus, als wollte er von ihm Hilfe erflehen. Der Freiherr ſprang auf, nicht weniger entſetzt als Ehrenthal. „Was iſt geſtohlen?“ rief er den andern an.

„Fort iſt alles,“ ſtöhnte Ehrenthal, nur auf ſeinen Sohn blickend, „die Verſchreibungen ſind fort, die Hypotheken ſind fort. Ich bin beraubt,“ ſchrie er aufſpringend, „Diebſtahl, Einbruch! Schickt nach der Polizei!“ und wieder ſtürzte er hinaus, der Freiherr hinter ihm.

Betäubt, halb ohnmächtig ſah Bernhard ihnen nach. Da trat vom Fenſter er, der zurückgeblieben war, an das Bett. Der Kranke warf ſein Haupt zur Seite und ſtarrte auf den Mann, wie der ermattete Vogel auf die Schlange. Es war das Geſicht eines Teufels, in das er blickte, rotes Haar ſtand borſtig in die Höhe, Höllenangſt und Bosheit ſaß in den häßlichen Zügen. Bernhard ſchloß die Augen und hielt die Hand vor. Aber das Geſicht kam näher an ihn heran und eine heiſere Stimme flüſterte in ſein Ohr.

Unterdes ſtanden unten im Kontor zwei Männer einander gegenüber und ſahen einander mit nichtsſagenden Blicken an. Die Kaſſette mit ihrem Inhalt war verſchwunden, was der Freiherr auf das Pult gelegt hatte, war verſchwunden. Ehrenthal hatte mit ſeinen Schlüſſeln geöffnet wie immer, nichts an den Schlöſſern war verſehrt, alles im Kontor lag an ſeiner Stelle. Wenn in dem offenen Geldſchrank Geld fehlte, ſo konnte es nur wenig ſein. An den wohlverwahrten Fenſterläden war keine Spur von Verletzung, es blieb unbegreiflich, wie die Dokumente genommen waren.

Die beiden Männer liefen in den Hausflur, dort leuchteten ſie umher, hinter der Treppe, hinter einer alten Kiſte, in dem Eingang zum Keller, in dem ſchwarzen Hofraum, nirgend war etwas zu ſehen. Sogar die Haustür war verſchloſſen; ſie erinnerten ſich, daß der vorſichtige Buchhalter beim Heraufgehen das getan hatte. Und wieder rannten ſie zurück in das Kontor und durchſuchten jeden Winkel immer haſtiger, immer angſtvoller. Dann ſaßen ſie einander gegenüber mit blutloſen Wangen in einer Angſt, welche mit jeder Minute ſtieg, jeder dem andern mißtrauend, jeder mit feindlichem Blick auf den andern ſchielend, ob nicht ein Zeichen das böſe Gewiſſen verrate. Und wieder ſprangen beide auf und überſchütteten einander mit Vorwürfen, wie ſie die Verzweiflung eingibt, und während ſie wie Wilde gegeneinander die Hand erhoben, empfanden beide, daß der andere ebenſoviel verliere als der eine, und daß ſie Grund hatten ihre Stimme zu mäßigen, damit kein Fremder ein Zeuge des Auftritts werde.

Aus Ehrenthals Kontor waren die Papiere verſchwunden in dem Augenblick, wo er widerwillig dem Drängen ſeines Sohnes nachgab, ſich mit dem Freiherrn zu verſöhnen. Er hatte noch kaum in die Verſöhnung gewilligt, er allein war gegangen, die Papiere zu holen. Würde man ihm glauben, daß ſie geſtohlen waren? Würde ſein eigener Sohn ihm glauben?

Und wieder dem Freiherrn hing an den Papieren alles, ſein Verluſt war der größte. Eben erſt hatte er ſich einer Hoffnung auf Rettung hingegeben, jetzt ſank er in einen Abgrund, deſſen Tiefe das Auge des Fallenden noch gar nicht ermeſſen konnte. In fremden Händen waren die Scheine. Wenn der Dieb ſie zu benutzen verſtand, ja, wenn der Diebſtahl nur vor Gericht angezeigt wurde, ſo war er verloren. Und wenn ſie ſich nicht wiederfanden, auch dann war er rettungslos verloren. Jahre konnte es dauern, bis ihm die verlorenen Hypotheken vom Gericht neu ausgefertigt wurden, und ſein Schickſal mußte ſich in Wochen entſcheiden. Er war nicht imſtande, ſich mit dem feindſeligen Ehrenthal auseinanderzuſetzen, er war nicht imſtande, andern Gläubigern Deckung zu geben. Jetzt war er unrettbar verloren. Vor ihm lag Armut, Verfall, Schande. Wieder fiel ihm jenes Ehrengericht ein, ſeine Kameraden und der unglückliche junge Mann, der ſich ſelbſt gerichtet hatte. Er hatte damals den Toten anſehen müſſen, er wußte, wie einer ausſah, der ſo geſtorben war. Er wußte jetzt auch, wie man dazu kam, ſo zu ſterben. Sonſt hatte ihm gegraut, wenn er an das Bild des Toten dachte, jetzt fühlte er kein Grauen mehr. Seine Lippen bewegten ſich, und wie im Traume ſprach er zu ſich ſelbſt die tröſtenden Worte: „Das iſt die letzte Hilfe.“

So ſaßen die beiden Männer einander gegenüber und brüteten vor ſich hin, und die Minuten, welche über ihr Haupt zogen, entſtellten ihr Antlitz und ihr Urteil.

Haſtiger flackerte das Licht, die Tür wurde aufgeriſſen, langſam wendeten die beiden ihr Geſicht dem Eintretenden zu. Ein häßlicher Kopf erſchien an der Tür, und ein wilder Ruf wurde gehört: „Hinauf, Hirſch Ehrenthal, Euer Sohn

ſtirbt.“ Die Erſcheinung verſchwand, mit einem lauten Schrei ſtürzte Ehrenthal nach der Tür, der Freiherr wankte als ein müder Mann zum Hauſe hinaus.

Als der Vater am Bett ſeines Sohnes niederfiel, hob ſich noch einmal eine weiße Hand drohend in die Höhe, dann ſank ein toter Leib zurück. Bernhard fuhr nach der Sonne.

Draußen war ein warmer Abend. Ein leichter Wolkendunſt bedeckte die Sterne des Nachthimmels, aber ein heimliches Dämmerlicht erhellte die Erde. Von dem blühenden Gebüſch der öffentlichen Anlagen trieb der Luftzug balſamiſche Düfte in die Straßen der Stadt. Langſam zogen die heimkehrenden Spaziergänger an den Häuſern entlang, es wurde ihnen ſchwer, die ſüdliche Luft zu verlaſſen und ſich in ihre Mauern einzuſchließen. Behaglich dehnte ſich der Bettler auf der Schwelle des ſteinernen Palaſtes; jeder Geſell, der ein Liebchen hatte, eilte heute zu ihr und führte ſie durch die Straßen; wer müde war, heute vergaß er die Arbeit des Tages, wer Kummer hatte, heute fühlte er ihn wenig, wer ſonſt das ganze Jahr allein ſtand, heute ſuchte er den Nachbar auf. Vor den Türen ſtanden die Leute, plauderten und lachten, die Kinder ſpielten auf der Straße, ſie haſchten einander in der Dämmerung und tanzten auf den Granitplatten des Pflaſters. Heute ſchmetterte die Nachtigall im Bauer ihr beſtes Lied, ſie ſang, daß der ſchöne Frühſommer da ſei, die glückliche Zeit, wo das Leben leicht wird und die Hoffnungen ſich zur Blüte entfalten.

Durch die Schwärme der Spaziergänger ſchritt ſchwerfällig die hohe Geſtalt eines Mannes, den Kopf auf der Bruſt. Seine Pferde ſtampften ungeduldig auf das Pflaſter und erwarteten die Rückkehr des Herrn, um ihn aus dem Gewühl der Arbeiter in das vornehme Quartier zu führen. Sie warteten umſonſt bis in die Nacht hinein; der, dem ſie dienten, hatte ſie vergeſſen. Er hörte nichts von dem Ruf der Nachtigall, und trat durch den Kreis der tanzenden Mädchen, ohne einen Laut von den fröhlichen Kinderſtimmen zu vernehmen. Sein Haupt war ihm ſchwer, und träge

der Zug ſeiner Gedanken. So kam er aus der Stadt in die Anlagen, er ſtieg langſam einen blumengeſchmückten Hügel hinan und ſetzte ſich dort ermüdet auf eine Bank. Unten vor ſeinen Füßen zog der dunkle Strom dem Meere zu, ihm gegenüber erhoben ſich die gewaltigen Maſſen des alten Doms. Der Fluß vor ihm war bedeckt mit Holzflößen, welche vom Oberlauf des Stroms herkamen, um weit hinab zu fahren bis in die Nähe der See. Auf den Flößen ſtanden die Hütten der Ruderknechte, daneben loderten kleine Feuer, an denen die Leute ihre Abendkoſt bereiteten. Durch die ſtille Luft klang zuweilen das laute Gelächter oder ein roher Schrei der Fährleute zu ihm herauf. Das flutende Waſſer, die kühnen Umriſſe der Türme, den duftigen Wolkenſchleier hoch oben ſah er wie im Nebel, nur ein Gedanke blitzte in ſeinem finſtern Gemüt auf, wie der feurige Punkt dort unten auf dem Fluß. Auch er hatte mit geflößtem Holz Geſchäfte gemacht, und das Geld, das er dabei gewonnen, wurde von andern ein Sündengeld genannt. Es war fremdes Eigentum wie die Summe, die der Mann mit der Piſtole genommen hatte. Er ſtand haſtig auf und eilte den Hügel hinab.

In einer Allee hoher Platanen lief er hin und her, und wieder blieb er ermüdet ſtehen und ſtützte ſeinen Rücken an einen Baumſtamm. Vor ihm ſtiegen die Schornſteine des Quartiers auf, in dem ſich die Fabriktätigkeit der Stadt angeſiedelt hatte, eine Reihe rieſiger Obelisken ragte hoch über die Dächer der Menſchenwohnungen. Er wußte, was das bedeutete, eine ſolche Säule in die Wolken bauen. Auch er hatte in den Grund des Baues alles hineingeworfen, was ihn bis dahin ſchützend umgeben hatte, ſeine Kraft, ſein Geld, ſeine Ehre. Mit ſchlafloſen Nächten, mit grauem Haar hatte ſein Wahnwitz ein ſolches Monument bezahlt, es war die Leichenſäule ſeines Geſchlechts, die er auf ſeinem Gut aufgebaut hatte. Und was er hier vor ſich ſah in dem undeutlichen Lichte der Nacht, das war ein ungeheurer Kirchhof, viele ſchattenhafte Denkmäler, unter welchen der Seelenfrieden glücklicher Menſchen eingeſargt lag. Und er nickte mit ſeinem Haupt und ſagte, ſo daß er ſelbſt die

Worte vernahm: „Das war das letzte.“ Er richtete ſich auf und ſchritt ſeinem Hauſe zu.

Auf dem Wege empfand er, wie behaglich ihm war an das zu denken, was ihn von ſolchen häßlichen Bildern befreien konnte. So trat er in ſein Haus. Er machte ein freundliches Geſicht, als ihm die Lampe des Flurs auf die Augen ſchien. Als er in dem Entree ſtand, hörte er in dem Zimmer der Baronin ſprechen. Lenore las vor. Er hörte zu und merkte, was ſie vorlas, war aus einem Roman. Er durfte die Frauen nicht erſchrecken. Aber es war ein Hinterzimmer im Hauſe, abgelegen, die Stube daneben unbewohnt, dorthin mußte er gehen. Als er noch ſo ſtand, öffnete ſich die Tür, und die Baronin ſah heraus. Unwillkürlich fuhr ſie zurück, als ſie ihn an der Tür erblickte. Er lächelte und trat mit munterm Schritt in das Zimmer. Seiner Frau gab er die Hand, er ſtrich über Lenorens Haupt und beugte ſich nieder, um zu ſehen, was ſie las. Die Baronin klagte, daß ſie den Tee ohne ihn getrunken, und er ſcherzte über ihre Ungeduld, die den Lieblingstrank nicht erwarten konnte. Dabei dachte er, daß es ihm ſelbſt auf eine Stunde durchaus nicht ankomme. Er trat zu dem Bauer, in welchem zwei kleine Vögel aus fremdem Lande ſchlafend auf der Stange ſaßen, dicht aneinandergedrängt, ein Köpfchen an das andere gelehnt; er ſteckte den Finger zwiſchen die metallenen Stäbe, als wollte er ſie ſtreicheln, und ſagte gedankenlos: „Sie ſind zur Ruh gegangen.“ Dann nahm er die Kerze aus der Hand des Bedienten und ſchritt nach der Tür ſeines Zimmers. Als er den Griff anfaßte, bemerkte er, daß das Auge ſeiner Frau ängſtlich auf ihn gerichtet war, er wandte ſich noch einmal zu ihr und nickte ihr freundlich zu. Dann ſchloß er die Tür. Er holte einen polierten Kaſten aus ſeinem Schreibtiſch und trug ihn mit dem Licht nach der Eckſtube des Hauſes. Hier war er ſicher, niemand zu ſtören.

Langſam lud er. Während des Ladens ſah er auf die eingelegte Arbeit des Kolbens. Es war die mühſame Arbeit eines armen Teufels von Büchſenmacher, ſeine Bekannten hatten ſie oft bewundert; die Piſtolen ſelbſt waren ein Ge-

ſchenk des Generals, der bei ſeiner Hochzeit den Brautvater ſeiner elternloſen Gemahlin gemacht hatte. Schnell drückte er den Ladeſtock in den Lauf; dann ſah er hinter ſich, wenn er fiel, wollte er nicht auf dem Boden liegen. Er durfte die, welche eintraten, nicht durch den häßlichen Eindruck erſchrecken, den ihm der Kamerad auf der Diele gemacht hatte.

Er ſetzte das Eiſen an ſeine Schläfe. Da wurde der gellende Schrei einer Frau gehört, ſein Weib ſtürzte in das Zimmer; ſein Arm wurde mit der Kraft der Verzweiflung gefaßt, er zuckte zuſammen, der Finger berührte den Drücker. Ein Feuerſtrahl und ein Knall, und er ſank in das Sofa zurück und fuhr ächzend mit beiden Händen nach ſeinen Augen.

Im Hauſe des Händlers aus dem Zimmer des Toten ſtieg ein Vater, das Licht in der Hand, die Treppe hinab in das Kontor. Ängſtlich leuchtete er auf das Pult, in den Schrank, in alle Ecken des Raumes, er ſetzte ſich nieder, ſchüttelte den Kopf und wunderte ſich. Dann verſchloß er ſein Kontor, ſtieg wieder hinauf und fiel mit Stöhnen und Geſchrei an dem Bett nieder. So trieb er es die ganze Nacht hindurch, klagend und ſuchend, ein verſtörter, abgelebter, zugrunde gerichteter Mann.

## 8.

Im Hauſe des Kaufmanns floß das Leben der Hausgenoſſen wieder in ebener Strömung dahin. Die kleinen Wirbel, welche der heimkehrende Anton aufgeregt hatte, waren allmählich zerronnen. Die unerhörten Prachtſtücke aus dem Nußbaumſchrank hatten andern Nummern das Feld geräumt, welche zwar ebenfalls ausgezeichnet, aber für die Tante noch begreiflich waren. Auch darin hatte die Tante recht prophezeit, daß Anton von dieſem heimlichen Sieg des ruhigen Verſtandes über leidenſchaftliche Dankbarkeit gar nichts bemerkte. Nur eine Veränderung war geblieben, die größte, glorreichſte: der Bewohner des Hinterhauſes be-

hielt einen bevorzugten Platz in dem Herzen der jungen Herrin, und seine stattliche Gestalt erschien jetzt oft unter den Bildern, welche Sabine am Arbeitskorb und in der Schatzkammer um sich versammlte.

Heute schritt Sabine vor dem Mittagstisch unruhig in ihrem Zimmer auf und ab. Die Tante, welche alles erfuhr, hatte ihr soeben erzählt, daß ein Mädchen aus Ehrenthals Hause in das Kontor gelaufen war, um Bernhards Tod dem Freunde zu melden. „Wie wird er die Nachricht ertragen?“ dachte Sabine. Und bei dem Namen Ehrenthal mußte sie an die Vergangenheit denken, an einen andern, der jetzt in weiter Ferne lebte, und an die Stunde, wo das Schwanken ihrer Seele durch einen Brief aus dem Hause des Toten zu schnellem Ende gebracht worden war. Und Anton wußte um dies bekämpfte Gefühl, oh, wie oft hatte sie dies Wissen aus seinem besorgten Blick, aus seiner schonenden Rede erkannt! Wie rücksichtsvoll war seine Haltung ihr gegenüber gewesen, wie ritterlich die stille Hilfe, die er ihr in der Unterhaltung gebracht. Ob er auch eine Ahnung hatte von dem tapfern Sieg, den sie nach und nach über eine Jugendtorheit erkämpft hatte? Sie schüttelte ihr Haupt. „Nein, er weiß nichts davon, noch immer sieht er in mir das Mädchen, das der Schwäche ihrer kindischen Neigung erlag.“ Sie blieb vor ihrem Blumentisch stehen. „An dieser Stelle verriet ihm der Zufall, wie ich damals empfand. Noch heut steht die Vergangenheit als eine dunkle Wand zwischen ihm und mir. Überall fühle ich den Schatten des Geschiedenen an meiner Seite, wenn ich am Abend neben Wohlfart sitze, wenn er mich grüßt und zu mir spricht. Immer sagt sein Ton und seine Haltung: Sie ist nicht allein, er ist bei ihr.“ Sie zuckte zusammen und fuhr mit der Hand leise über das duftige Laub, um den Gedanken wegzuwischen, der sie quälte. Sie konnte ihm nicht sagen, daß sie jetzt frei war von dem lange verhohlenen Leid. Aber heute, wo er einen Freund verloren hatte, der ihm so lieb war, mußte sie ihm zeigen, daß er noch andere Herzen besaß, die an ihm hingen. Und wieder ging sie sinnend auf und ab und suchte einen Weg, ihn allein zu sprechen.

Der Diener rief zur Tafel. Anton kam mit den andern Herren und ſetzte ſich ſogleich an ſeinen Platz. Es war keine Gelegenheit, vor Tiſche mit ihm zu reden. Aber er ſah ſie mit einem Blick voll Trauer an, daß ſie ſich nicht enthalten konnte, ihm herzlich zuzunicken. „Er ißt heut nichts," flüſterte ihr die Tante zu; „auch keinen Braten", wiederholte ſie vorwurfsvoll. Sabine wurde ſehr unruhig und beſorgt. Jetzt mußten die Herren die Stühle rücken, dann ging er mit ihnen aus dem Saal, und ſie ſah ihn den ganzen Tag nicht wieder. Schon erhob ſich Herr Jordan, da rief ſie zu Anton hinüber: „Die große Kalla iſt aufgeblüht, Sie haben ſich neulich über die Knoſpe gefreut, verweilen Sie noch einen Augenblick, ich möchte ſie Ihnen zeigen." Anton verneigte ſich und blieb. Noch einige peinliche Minuten, da ſtand auch der Bruder auf, ſie eilte zu Anton und führte ihn in ihr Zimmer vor den Blumentiſch.

„Sie haben heute eine ſchmerzliche Nachricht erhalten", begann ſie leiſe.

„Die Botſchaft ſelbſt hat mich nicht überraſcht," erwiderte Anton bewegt, „der Arzt gab mir keine Hoffnung. Aber ich verliere viel mit ihm."

„Ich habe ihn nie geſehen," ſagte Sabine, „nur aus Ihrem Munde weiß ich, daß ſein Leben einſam war, arm an Freuden und Liebe."

Sie rückte Anton einen Seſſel hin und ließ ihn von dem Freunde erzählen. Mit warmem Anteil lauſchte ſie auf jedes Wort, liebevoll wußte ſie zu fragen und zu tröſten. Für Anton war es ein Bedürfnis, von dem Freunde zu ſprechen, und beredt ſchilderte er ihr ſein ſtilles Treiben, ſeine Gelehrſamkeit und ſein enthuſiaſtiſches Gefühl. Da nach einer Pauſe ſah ihm Sabine herzlich in die Augen und fragte: „Haben Sie Nachricht von Herrn von Fink?"

Es war das erſtemal, daß ſie gegen Anton den Namen über die Lippen brachte. Er fühlte das Rührende des Vertrauens, daß ſie gerade in dieſer Stunde nach dem Geliebten ihrer Seele fragte. In ſeiner Bewegung faßte er ihre Hand, die vor ihm auf dem Tiſche lag. Langſam zog ſie die Hand

zurück und ſchlug die Augen nieder. Nur einen Augenblick, dann ſah ſie ihm wieder freundlich ins Geſicht.

„Er fühlt ſich in dem neuen Leben nicht glücklich“, ſagte Anton ernſt. „In ſeinem letzten Brief war eine grimmige Laune, und ich ſchließe daraus noch mehr, als aus ſeinen Worten, daß dort vieles nicht ſo iſt, wie er es erwartet hat. Die Geſchäfte, in welche er durch den Tod ſeines Onkels hineingeworfen wurde, gefallen ihm nicht.“

„Sie ſind unwürdig“, rief Sabine ſchnell.

„Wenigſtens nicht, was in dieſem Hauſe ehrenhaft heißt“, erwiderte Anton. „Fink denkt zu groß und hat zu lange in der Nähe Ihres Bruders gelebt, als daß ihn die wüſten Spekulationen erfreuen könnten, welche dort drüben nur zu gewöhnlich ſind. Seine Geſchäftsfreunde ſind zum großen Teil gewiſſenloſe Menſchen, und ſeine Seele empört ſich gegen ihre Genoſſenſchaft.“

„Und kann Herr von Fink ein ſolches Verhältnis auch nur einen Tag ertragen?“ fragte Sabine.

„Es iſt ein merkwürdiges Schickſal,“ antwortete Anton, „daß er, der ſeinen eigenen Willen gegen andere ſo überlegen geltend macht, gerade er, der ſo wenig geneigt iſt, äußerm Zwang zu gehorchen, doch in ſeiner gegenwärtigen Tätigkeit überall mit gebundenen Händen arbeitet. Das ganze Getriebe dieſer Spekulationen iſt in Amerika ſo feſt geordnet, daß ein einzelner Teilhaber wenig daran ändern kann. Und ſo iſt die Lage Finks jetzt, wo er ſeine Wünſche erreicht hat, große Kapitalien, freie Verfügung über viele Quadratmeilen Landes, zweifelhafter als je in ſeinem Leben. Er war immer in Gefahr, gering von andern Menſchen zu denken, jetzt ängſtigt mich die herbe Verachtung, mit welcher er von ſeinem eigenen Leben ſpricht. Sein letzter Brief ſchildert eine unerträgliche Lage und ließ irgendeinen gewaltſamen Entſchluß ahnen.“

„Es gibt für ihn nur einen Entſchluß“, rief Sabine. „Darf ich fragen, was Sie ihm geantwortet haben?“

„Ich habe von ihm gefordert, ſich auf der Stelle unter jeder Bedingung von dieſen Geſchäften zu löſen. Seinem ernſten Willen wird ein Weg ſich dazu bieten, auch wenn

der Ausweg, den ich ihm vorschlug, unmöglich sein sollte. Und ich habe ihn gebeten, entweder seinen alten Plan auszuführen und ein wirklicher Gutsbesitzer in Amerika zu werden, oder zu uns zurückzukehren."

„Ich wußte, daß Sie so schreiben würden", sagte Sabine tief aufatmend. „Ja, er soll zurückkehren, Wohlfart," wiederholte sie leiser, „aber nicht zu uns soll er kommen." — Anton schwieg.

„Und glauben Sie, daß Herr von Fink Ihrem Rat folgen wird?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte Anton langsam, „mein Rat war wenig amerikanisch."

„Aber er war, wie Sie ihn geben mußten", sagte Sabine mit freudigem Stolz.

„Ein Offizier wünscht Herrn Wohlfart zu sprechen", unterbrach sie der eintretende Diener. — Anton sprang auf. Sabine trat zu ihren Blumen und beugte sich traurig über die grünen Blätter. Noch schwebte der Schatten des andern zwischen ihr und ihm.

Die hastigen Worte des Meldenden erfüllten Anton mit einer unbestimmten Angst, er eilte in das Vorzimmer. Dort stand Eugen von Rothsattel. Anton wollte ihm mit warmem Gruß entgegeneilen, da sah er das verstörte Gesicht und trat erschrocken zurück. Eugen aber flüsterte ängstlich wie mit bösem Gewissen: „Meine Mutter wünscht Sie zu sprechen, es ist etwas Schreckliches bei uns vorgefallen." Anton griff nach seinem Hut und sprang nach dem Kontor, wo er schnell Baumann bat, ihn beim Prinzipal zu entschuldigen; dann begleitete er den Leutnant nach der Wohnung des Freiherrn. Vernichtet ging Eugen an Antons Seite, er hatte alle Fassung verloren. Unzusammenhängend und für Anton nicht ganz verständlich war, was er sagte: „Mein Vater hat sich gestern abend aus Versehen durch einen Schuß verwundet — ein reitender Bote hat mich aus der Garnison nach der Hauptstadt gerufen —, als ich ankam, fand ich die Mutter in Ohnmacht. Wohl eine Stunde hat sie darin gelegen. Ich und die Schwester wissen uns keinen Rat. Lenore hat die Mutter auf den Knien gebeten, zu Ihnen zu schicken. Sie

ſind der einzige Menſch, zu dem wir in unſerer Not Vertrauen haben. Ich verſtehe nichts von Geſchäften, aber es muß mit dem Vater ſehr ſchlecht ſtehen. Die Mutter iſt ganz außer ſich. Alles im Hauſe iſt in der größten Unordnung."

Aus dem, was er ſagte und was er zu verſchweigen ſuchte, aus ſeinen abgeriſſenen Reden und ſeinem angſtvollen Blick ahnte Anton einiges von den Schrecken des letzten Abends. In dem Wohnzimmer der Baronin traf er Lenore; verweint, erſchöpft wankte ſie ihm entgegen. „Lieber Wohlfart", rief ſie, ſeine Hand faſſend; von neuem begann ſie zu ſchluchzen, und kraftlos ſank ihr Haupt an ſeine Schulter. Unterdes ging Eugen mit gerungenen Händen in der Stube auf und ab, ſetzte ſich endlich in eine Sofaecke und weinte ſtill vor ſich hin.

„Es iſt gräßlich, Herr Wohlfart", klagte Lenore ſich aufrichtend. „Niemand darf zum Vater, nicht Eugen, nicht ich, die Mutter allein und der alte Johann ſind um ihn. Und heute früh war der Kaufmann Ehrenthal hier, er wollte durchaus mit dem Vater ſprechen, er ſchrie laut gegen die Mama, er ſchalt den Vater einen Betrüger, ſo daß die Mutter zu Boden ſank. Als ich in das Zimmer ſtürzte, ging der ſchreckliche Menſch fort und drohte noch mit der Fauſt nach uns."

Anton führte Lenore in einen Seſſel und wartete, bis ſie ſich erholt hatte. Hier zu tröſten war unmöglich, ihn ſelbſt erſchütterte der Jammer im tiefſten Herzen. „Ruf die Mutter, Eugen", ſagte Lenore endlich. Der Bruder eilte hinaus. „Verlaſſen Sie uns nicht", bat Lenore mit gerungenen Händen. „Es iſt zum äußerſten mit uns gekommen, auch Ihre Hilfe vermochte nicht das Unglück abzuwenden."

„Er iſt tot, der es vielleicht gekonnt hätte", erwiderte Anton traurig. „Ob ich Ihnen nützen kann, weiß ich nicht; daß ich den guten Willen habe, daran werden Sie nicht zweifeln."

„Nein," rief Lenore, „auch Eugen dachte ſogleich an Sie."

Die Baronin trat herein. Sie ging mühſam auf Anton zu und ſtützte ſich mit der Hand auf einen Stuhl, aber ſie be-

grüßte ihn mit Haltung. „Wir ſind in eine Lage gekommen, in der uns ein Freund nötig iſt, welcher mit Geſchäften mehr Beſcheid weiß als wir drei. Ein unglücklicher Zufall verhindert den Freiherrn, wahrſcheinlich für längere Zeit, ſich um ſeine Angelegenheiten zu kümmern, und ſo wenig ich davon verſtehe, ſo ſehe ich doch, daß ſchnelle Tätigkeit in unſerm Intereſſe notwendig wird. Meine Kinder haben mir Ihren Namen genannt, ich mute Ihnen viel zu, wenn ich Sie bitte, unſern Wünſchen Ihre Zeit zu opfern.“ Sie ſetzte ſich, winkte Anton, Platz zu nehmen, und ſagte zu den Kindern: „Verlaßt uns, ich werde Herrn Wohlfart das wenige, das ich weiß, leichter ſagen, wenn ich euren Schmerz nicht ſehe.“

Als ſie allein waren, winkte ſie Anton näher an ſich heran und verſuchte zu ſprechen, aber ihre Lippe zuckte, und ſie verbarg ihr Geſicht hinter dem Taſchentuch.

Anton ſah gerührt auf den Kampf, den ſie die Mitteilung koſtete: „Bevor ich zugeben kann, daß Sie, gnädige Frau, mir ein ſo ehrenvolles Vertrauen ſchenken, muß ich Sie in Ihrem Intereſſe fragen: hat nicht Ihr Herr Gemahl einen Verwandten oder nahen Freund, dem Sie eine diskrete Mitteilung leichter machen würden? Ich bitte Sie, daran zu denken, daß meine eigene Geſchäftserfahrung nicht groß, und meine Stellung nicht von der Art iſt, daß ich für einen geeigneten Ratgeber des Herrn Barons gelten könnte.“

„Ich weiß niemand“, ſagte die Baronin troſtlos und ſtarrte vor ſich hin. „Es wird mir leichter, Ihnen zu ſagen, was ich nicht verſchweigen darf, als einem von den Bekannten unſers Hauſes. Betrachten Sie ſich als einen Arzt, der zu Kranken gerufen wird. — Der Freiherr hat mir heute früh einige Mitteilungen über ſeine Vermögensverhältniſſe gemacht.“

Und jetzt erzählte ſie ihm, was ſie von den Verwicklungen ihres Gemahls verſtanden hatte, von der Gefahr, in welcher das Familiengut ſchwebte, von dem Kapital, deſſen er bedurfte, um die polniſche Herrſchaft zu übernehmen. Es war unvollſtändig, was ſie zu ſagen wußte, aber es

reichte hin, Anton mit banger Sorge um die Zukunft der Familie zu erfüllen.

„Mein Mann hat mir den Schlüſſel zu ſeinem Sekretär übergeben; er wünſcht, daß Eugen mit einem Sachverſtändigen unſere Angelegenheiten ruhiger, als der Freiherr ſelbſt, berate. An Sie habe ich die Bitte, daß Sie mit meinem Sohn dieſe Prüfung vornehmen. Wo Sie Auskunft brauchen, werde ich Ihnen dieſe von dem Freiherrn zu verſchaffen ſuchen. Es fragt ſich nun, ob Sie geneigt ſind, für uns, die wir Ihnen doch Fremde ſind, dieſe Mühe zu übernehmen."

„Gern bin ich dazu bereit," erwiderte Anton ernſt, „und ich hoffe durch die Güte meines Chefs die dazu nötige Zeit zu erhalten; wenn Sie es nicht für zweckmäßiger finden, dem erfahrenen Anwalt Ihres Gemahls dieſe Tätigkeit zu überweiſen."

„Es wird ja wohl ſpäter Gelegenheit ſein, dieſen Herrn um ſeinen Rat zu fragen", ſagte die Baronin abwehrend.

Anton erhob ſich. „Wann befehlen Sie, daß wir anfangen?"

„Sogleich," erwiderte die Dame, „ich fürchte, es iſt kein Tag zu verlieren. Ich werde mir Mühe geben, Ihnen bei Durchſicht der Papiere zu helfen." Sie führte Anton in das Nebenzimmer, rief Eugen herzu und ſteckte den Schlüſſel in das Bureau des Freiherrn. Als ſich der Schrank öffnete, verlor auch ſie auf einen Augenblick die Selbſtbeherrſchung, und ihrem Mund entglitten die Worte: „Die Hinterlaſſenſchaft eines Toten!" Sie wankte an das Fenſter, und die zitternde Bewegung der Gardine verriet den Kampf, in dem ihr Körper erbebte.

Die traurige Arbeit begann, Stunde auf Stunde verlief; Eugen war nicht imſtande, die Durchſicht zu ertragen, aber die Mutter reichte Anton die Briefe und Dokumente zu, welche ſie für nützlich hielt, und ſooft ſie auch ihre Tätigkeit unterbrechen mußte, ſie hielt aus. Anton ordnete das Vorhandene und ſuchte bei flüchtiger Durchſicht einzelner Schreiben wenigſtens zu einem oberflächlichen Verſtändnis zu kommen.

Es war Abend geworden, da öffnete der alte Diener erschrocken die Tür und rief in das Zimmer: „Er ist wieder da.“ Die Baronin stieß einen leisen Schrei aus und machte mit der Hand eine abweisende Bewegung.

„Ich habe ihm gesagt, daß niemand zu Hause ist, er aber läßt sich nicht fortschicken, er lärmt auf der Treppe, ich kann nicht mit ihm fertig werden.“

„Es ist mein Tod, wenn ich ihn wieder höre“, murmelte die Baronin.

„Wenn der Mann Ehrenthal ist,“ sagte Anton aufstehend, „so will ich versuchen ihn fortzuschaffen. Das Nötigste ist hier geschehen; haben Sie die Güte, die Papiere zu bewahren und mir zu erlauben, daß ich morgen wiederkomme.“ Die Baronin winkte stumm eine Bejahung und sank in den Stuhl zurück. Anton ergriff seinen Hut und eilte in das Vorzimmer, wo er schon von weitem die lärmende Stimme Ehrenthals vernahm.

Er erschrak über das Aussehen des Händlers. Den Hut weit nach dem Nacken zurückgesetzt, das bleiche Gesicht wie vom Trunk aufgedunsen, die gläsernen Augen gerötet, stand Ehrenthal vor ihm und rief in abgebrochenen Sätzen nach dem Freiherrn, klagte und fluchte. „Er soll kommen,“ schrie er, „auf der Stelle soll er kommen, der schlechte Mann. Ein Edelmann will er sein, ein Lump ist er, gegen den ich werde holen die Polizei. Wo ist mein Geld, wo ist meine Hypothek? Ich will wieder haben meine Sicherheit von diesem Mann, welcher nicht ist zu Hause.“

Anton trat dicht an ihn heran und sagte mit fester Stimme: „Kennen Sie mich, Herr Ehrenthal?“ Ehrenthal richtete seine verglasten Augen auf ihn, allmählich erkannte er den Freund seines verstorbenen Sohnes.

„Er hat Sie liebgehabt,“ rief er kläglich, „er hat mit Ihnen gesprochen mehr als mit seinem Vater. Sie sind gewesen sein einziger Freund, den er gehabt hat auf Erden. — Haben Sie gehört, was geschehen ist im Hause bei Ehrenthal?“ fuhr er flüsternd fort. — „Als sie gestohlen haben die Papiere, ist er gestorben. Er ist gestorben mit einer solchen Hand.“ Er ballte die Faust und schlug sich vor die

Stirn. „O mein Sohn, mein Sohn, was haſt du nicht verziehen deinem Vater!“

„Wir gehen zu Ihrem Sohn“, ſprach Anton und ergriff den Arm des Händlers. Ehrenthal leiſtete keinen Widerſtand und ließ ſich von ihm die Treppe hinunter nach ſeinem Hauſe führen.

Von da eilte Anton zur Wohnung des Juſtizrats Horn und hatte mit dieſem eine lange Unterredung.

Leidenſchaftlich bewegt kam er am ſpäten Abend nach Hauſe. In der Sorge um die Menſchen, deren ſicheres Glück ihm ſeit Jahren die Phantaſie erfüllt hatte, erbebte ſein Herz, das Vertrauen, mit dem ſie ihn in ihr Unglück eingeweiht hatten, erfüllte ihn mit Stolz. Er brannte vor Begierde, ihnen zu helfen; er hoffte, daß dem treuen Dienſteifer gelingen werde, die Wege zur Rettung zu finden. Noch ſah er ſie nicht. Als er im Mondenſchein das große Haus der Handlung vor ſich erblickte, die Fenſter des untern Stocks vergittert, Gewölbe und Keller mit eiſernen Türen verſchloſſen, ſo ſicher und feſt im Schlummer der Nacht, da wurde ihm klar: wenn ein Mann helfen konnte, ſo war es ſein Prinzipal. Sein Scharfblick wußte in alle dunklen Geheimniſſe, denen der Freiherr verfallen war, einzudringen, ſeiner eiſernen Kraft mußten die Schurken erliegen, welche den Gutsbeſitzer feſthielten. Ja, und er hatte ein großes Herz, er fand das Rechte mühelos, ohne Kampf. Anton ſah zu dem erſten Stock auf. Die ganze Hausfront war finſter, nur in der Eckſtube brannte noch ein Licht. Dort war das Arbeitszimmer des Kaufmanns.

Mit ſchnellem Entſchluß ſuchte Anton den Bedienten auf und ließ ſich zu Herrn Schröter führen. Verwundert ſah dieſer auf den eintretenden Anton. „Was bringen Sie, Wohlfart? Iſt etwas vorgefallen?“

„Ich bitte um Ihren Rat, ich bitte um Ihre Hilfe“, rief Anton.

„Für ſich oder für andere?“

„Für eine Familie, mit welcher ich durch Zufall in Verbindung gekommen bin. Sie geht unter, wenn nicht eine

ſtarke Freundeshand das Unheil abwehrt.“ Darauf berichtete Anton in fliegender Eile, was er an dieſem Nachmittag erlebt hatte, faßte in ſeiner Bewegung die Hand des Kaufmanns und rief: „Was ich geſehen habe, war ſchrecklich für mich. Haben Sie Erbarmen mit den unglücklichen Frauen und helfen Sie.“

„Helfen?“ fragte der Kaufmann ernſt. „Wie kann ich das? Haben Sie einen Auftrag, mich dazu in Anſpruch zu nehmen, oder iſt es nur Ihre warme Empfindung, welche dieſe Forderung an mich richtet?“

„Ich habe keinen Auftrag,“ ſagte Anton, „nur der Anteil, den ich an dem Schickſal des Freiherrn nehme, treibt mich zu Ihnen.“

„Und welches Recht haben Sie, mir dieſe Mitteilung zu machen, die Ihnen ſelbſt doch nur im engen Vertrauen von der Frau des Gutsbeſitzers gemacht ſein kann?“ fragte der Kaufmann zurückhaltend.

„Ich begehe keine Indiskretion, wenn ich Ihnen ſage, was in wenig Tagen auch für Fremde kein Geheimnis ſein wird.“

„Sie ſind jetzt in einer ungewöhnlichen Aufregung, ſonſt würden Sie nicht vergeſſen, daß unter allen Umſtänden der Kaufmann, der erſte Korreſpondent meines Kontors, ſolche Mitteilungen nur mit beſonderer Erlaubnis der Beteiligten wagt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich keinen Mißbrauch von dem machen werde, was Sie mir geſagt haben, aber es war doch wenig geſchäftsmäßig, Wohlfart, daß Sie ſo offen gegen mich waren.“

Anton ſchwieg betroffen. Er erkannte, daß ſein Prinzipal recht hatte, aber es ſchien ihm hart, daß dieſer in ſolcher Stunde den Vertrauenden tadelte. Auch der Kaufmann ging ſchweigend im Zimmer auf und ab; endlich blieb er vor Anton ſtehen. „Ich frage Sie jetzt nicht, wie Sie dazu kommen, ſo warmen Anteil an dem Schickſal dieſer Familie zu nehmen; ich fürchte, es iſt eine Bekanntſchaft, die Sie Fink verdanken.“

„Sie ſollen alles erfahren“, warf Anton ein.

„Noch nicht“, erwiderte der Prinzipal abwehrend. „Jetzt will ich Ihnen nur wiederholen, daß für mich keine Möglichkeit vorhanden iſt, ohne direkte Aufforderung der Beteiligten in fremde Angelegenheiten einzugreifen. Ich füge hinzu, daß ich dieſe Aufforderung nicht wünſche. Ich verberge Ihnen nicht, daß ich wahrſcheinlich auch dann ablehnen würde, etwas für den Freiherrn von Rothſattel zu tun.“

Antons Gefühl wallte auf. „Es gilt, einen ehrlichen Mann, liebenswürdige Frauen aus den Händen von Gaunern zu retten, welche ſie umgarnt haben. Dies ſcheint mir Pflicht eines jeden Mannes, und vollends ich halte es für eine teure Verpflichtung, der ich mich nicht entziehen darf. Ohne Ihre Unterſtützung aber vermag ich nichts.“

„Wie alſo denken Sie, daß dem verſchuldeten Gutsbeſitzer geholfen werden kann?“ fragte der Kaufmann ſich niederſetzend.

Mit etwas mehr Ruhe erwiderte Anton: „Zunächſt nur dadurch, daß ein erfahrener Geſchäftsmann wie Sie die Verwicklungen zu durchſchauen ſucht. Es muß einen Punkt geben, wo die Schurken zu faſſen ſind. Ihr Rat, Ihre Einſicht würden ihn finden.“

„Beides beſitzt jeder Rechtsanwalt in höherem Grade als ich,“ entgegnete der Kaufmann; „ohne Schwierigkeit wird der Baron geſcheite und ehrliche Juriſten gewinnen. Wenn die Gegner des Freiherrn dem Geſetz irgendeine Blöße gegeben haben, ſo wird das Spürauge eines Sachwalters dieſe am erſten entdecken.“

„Leider gibt der Anwalt des Freiherrn wenig Hoffnung“. erwiderte Anton.

„Dann, lieber Wohlfart, wird auch für andere ſchwerlich etwas zu machen ſein. Zeigen Sie mir einen Mann, der in Verlegenheit iſt und Kraft hat, ſich an einer dargebotenen Hand aufzuhelfen, und ſagen Sie mir: Hilf ihm! ſo werde ich, weil ich Ihr Freund und Ihnen zu großem Dank verpflichtet bin, meine Hand dem Gefährdeten nicht verweigern. Ich denke, Sie ſind davon überzeugt.“

„Ich bin es“, ſagte Anton kleinlaut.

„So aber ſteht es nach allem, was ich höre, mit dem Freiherrn nicht. Soweit ich aus Ihren Worten und dem, was man in der Stadt über ihn erzählt, ſeine Verhältniſſe verſtehe, konnte er nur deshalb in die Hände der Wucherer fallen, weil ihm das fehlte, was dem Leben jedes Menſchen erſt Wert gibt, ein beſonnenes Urteil und eine ſtetige Arbeitskraft."

Anton mußte dies mit einem Seufzer zugeben.

„Einem ſolchen Manne zu helfen," fuhr der Kaufmann unerbittlich fort, „iſt eine mißliche Aufgabe, bei welcher der Verſtand wohl das Recht hat zu widerſprechen. Man ſoll von keinem Menſchen die Hoffnung aufgeben, daß er ſich ändern kann, aber gerade der Mangel an Kraft wird am allerſchwerſten gebeſſert. Unſere Fähigkeit, für andere zu arbeiten, iſt beſchränkt, und bevor man einem Schwächling ſeine Zeit opfert, ſoll man fragen, ob man ſich dadurch nicht ſelbſt der Fähigkeit beraubt, einem beſſern Mann zu helfen."

Anton fragte unruhig: „Verdient er nicht einige Rückſicht? Er iſt in Anſprüchen an das Leben erzogen, er hat nicht wie wir gelernt, durch eigene Anſtrengung ſich heraufzuarbeiten."

Der Kaufmann legte die Hand auf die Schulter des jungen Mannes. „Gerade darum. Glauben Sie mir, einem großen Teil dieſer Herren, welche an ihren alten Familienerinnerungen leiden, iſt nicht zu helfen. Ich bin der letzte, zu verkennen, wie groß die Anzahl tüchtiger Männer auch in dieſer Menſchenklaſſe iſt. Und wo ein bedeutendes Talent oder eine edle Perſönlichkeit unter ihnen aufſchießt, mag ſie ſich gerade in ihrer geſchützten Stellung vortrefflich entfalten; aber für den großen Mittelſchlag der Menſchen iſt dieſe Lage nicht günſtig. Wer von Hauſe aus den Anſpruch an das Leben macht, zu genießen und ſeiner Vorfahren wegen eine bevorzugte Stellung einzunehmen, der wird ſehr häufig nicht die volle Kraft behalten, ſich eine ſolche Stellung zu verdienen. Sehr viele unſerer alten angeſeſſenen Familien ſind dem Untergange verfallen, und es wird kein Unglück für den Staat ſein, wenn die untergehen. Ihre Familienerinne-

rungen machen ſie hochmütig ohne Berechtigung, beſchränken ihren Geſichtskreis, verwirren ihr Urteil.“

„Und wenn das alles wahr iſt,“ rief Anton, „ſo darf es uns doch nicht abhalten, dem einzelnen als unſerm Mitbruder zu helfen, wo unſer Mitgefühl angeregt wird.“

„Nein,“ ſagte der Prinzipal, „wo es angeregt wird. Aber es glüht im Alter nicht mehr ſo ſchnell auf als in der Jugend. — Der Freiherr ſoll dahin gearbeitet haben, ſein Eigentum aus der großen Flut der Kapitalien und Menſchenkraft dadurch zu iſolieren, daß er es auf ewige Zeit ſeiner Familie verſchrieb. Auf ewige Zeit! Sie als Kaufmann wiſſen, was von ſolchem Streben zu halten iſt. Wohl muß jeder vernünftige Mann wünſchen, daß der adelige Schacher mit Grundbeſitz in unſerm Lande aufhört, jedermann wird es für vorteilhaft halten, wenn die Kultur desſelben Bodens vom Vater auf den Sohn übergeht, weil ſo die Kräfte des Ackers am erſten liebevoll und planmäßig geſteigert werden. Wir ſchätzen ein Möbel, was unſere Vorfahren benutzt haben, und Sabine wird Ihnen mit Stolz jeden Raum dieſes Hauſes aufſchließen, zu dem ſchon ihre Urgroßmutter die Schlüſſel getragen hat. So iſt es auch natürlich, wenn im Gemüt des Landwirts der Wunſch entſteht, das Stück Natur, welches ihn umgibt, die Quelle ſeiner Kraft und ſeines Wohlſtandes, den Menſchen zu erhalten, welche ihm die liebſten ſind. Aber dafür gibt es nur ein Mittel, und dies Mittel heißt, ſein Leben tüchtig zu machen zur Behauptung und zur Vermehrung des Erbes.

Wo die Kraft aufhört in der Familie oder im einzelnen, da ſoll auch das Vermögen aufhören, das Geld ſoll frei dahin rollen in andere Hände, und die Pflugſchar ſoll übergehen in eine andere Hand, welche ſie beſſer zu führen weiß. Und die Familie, welche im Genuſſe erſchlafft, ſoll wieder herunterſinken auf den Grund des Volkslebens, um friſch aufſteigender Kraft Raum zu machen. Jeden, der auf Koſten der freien Bewegung anderer für ſich und ſeine Nachkommen ein ewiges Privilegium ſucht, betrachte ich als einen Gegner der geſunden Entwicklung unſeres Staates. Und wenn ein ſolcher Mann in

dieſem Beſtreben ſich zugrunde richtet, ſo werde ich ihm ohne Schadenfreude zuſehen, aber ich werde ſagen, daß ihm ſein Recht geſchehen, weil er gegen einen großen Grundſatz unſers Lebens geſündigt hat. Und für ein doppeltes Unrecht werde ich eine Unterſtützung dieſes Mannes halten, ſolange ich befürchten muß, daß meine Hilfe dazu verwandt wird, eine ungeſunde Familienpolitik zu unterſtützen."

Anton ſah traurig vor ſich nieder; er hatte Teilnahme, ein warmes Eingehen in ſeine Wünſche erwartet und fand bei dem Mann, der ihm ſo viel galt, eine Kälte, die er zu überwinden verzweifelte. „Ich kann Ihnen nicht widerſprechen," ſagte er endlich, „aber ich kann in dieſem Falle nicht ſo denken wie Sie. Ich habe den ungeheuern Schmerz in der Familie des Freiherrn mit angeſehen, und meine ganze Seele iſt voll von Wehmut und Mitgefühl und von dem Wunſch, irgend etwas für die Menſchen zu tun, welche mir ihr Herz geöffnet haben. Nach dem, was Sie mir geſagt haben, wage ich nicht mehr, Sie ſelbſt zu bitten, daß Sie ſich um dieſe Angelegenheit kümmern. Aber ich habe der Baronin verſprochen, ihr, ſoweit ich mit meiner geringen Kraft vermag und ſoweit Ihre Güte mir dies erlaubt, beim Ordnen ihrer Verhältniſſe behilflich zu ſein. Ich erſuche Sie um die Erlaubnis dazu. Ich werde mich bemühen, meine Kontorſtunden regelmäßig einzuhalten, aber wenn ich in den nächſten Wochen zuweilen eine Stunde verſäume, ſo bitte ich Sie, mir dies nachzuſehen."

Wieder ging der Kaufmann ſchweigend im Zimmer auf und ab, endlich blieb er vor Anton ſtehen, ſah ihm mit tiefem Ernſt in das aufgeregte Geſicht, und es war etwas wie Trauer in ſeinen Zügen, als er mit Überwindung erwiderte: „Denken Sie auch daran, Wohlfart, daß jede Tätigkeit, bei welcher das Gemüt aufgeregt wird, leicht eine Macht über den Menſchen gewinnt, die ſein Leben ebenſowohl ſtören als fördern kann. Dieſer Grund iſt es, welcher mir die Gewährung Ihres Wunſches nicht leicht macht."

„Auch ich habe vor Wochen dasſelbe wie eine Ahnung gefühlt", ſagte Anton leiſe. „Jetzt kann ich nicht anders."

„Wohl, ſo tun Sie, was Sie müſſen," ſchloß der Kaufmann finſter, „ich werde Ihnen keine Hinderniſſe in den Weg legen. Und ich wünſche, daß Sie nach einigen Wochen die ganze Angelegenheit ruhiger betrachten mögen!" Anton verließ mit mehr Haltung das Zimmer. Der Kaufmann ſah lange mit gefurchter Stirn auf die Stelle, an welcher ſein Kommis geſtanden hatte.

In ſeinem Innern aber war Anton nicht ruhiger geworden. Die kühle, ja mißfällige Aufnahme ſeiner Bitte verletzte ihn tief. „So herb, ſo unerbittlich!" rief er aus, als er ſich ermüdet in ſeinem Zimmer niederſetzte. Aus einem Winkel ſeiner Seele ſtieg ihm der Verdacht auf, daß ſein Prinzipal doch mehr Egoismus und weniger Gemüt habe, als er ihm zugetraut. Manche Äußerung Finks fiel ihm wieder ein, jener Abend fiel ihm ein, wo der junge Rothſattel in knabenhaftem Übermut gegen den Kaufmann ſeinen Kamm geſträubt hatte. „Iſt es möglich, daß dieſe Unart von ihm unvergeſſen iſt?" fragte er ſich zweifelnd. Und hinter den hellen Geſtalten der Edelfrauen verblich das ſcharf gefurchte Geſicht ſeines Kaufherrn. „Ich tue nicht unrecht," rief er ſich ſelbſt zu; „was er ſagen mag, ich habe recht auch gegen ihn. Und mein Los wird ſein, von heute ab für mich allein den Weg zu ſuchen, auf dem ich gehen muß." So ſaß er lange im Finſtern, und düſter wie der Raum waren ſeine Gedanken. Er trat an das Fenſter und blickte in den dunkeln Hof hinunter. Da ſchimmerte in dem matten Schein, der aus den Wolken in ſein Zimmer fiel, ein rieſiger weißer Kelch neben ihm geiſterhaft in der Luft. Erſtaunt faßte er danach. Er machte Licht und ſah die prächtige Blüte der Kalla von Sabinens Blumentiſch. Sabine hatte ihm die Blume heimlich hereingeſtellt, jetzt hing ſie traurig an dem geknickten Stengel herab. Wie ein trauriges Vorzeichen erſchien ihm der kleine Unfall. Er löſte die Blüte, legte ſie vor ſich auf den Tiſch, und lange ſaß er ſchweigend und ſtarrte auf das zuſammengerollte Blütenblatt. —

Sabine trat, die Kerze in der Hand, in das Zimmer des Bruders. „Gute Nacht, Traugott", nickte ſie ihm zu. —

„Wohlfart war den Abend bei dir, so spät hat er dich verlassen.“

„Er wird uns verlassen“, erwiderte der Kaufmann finster. Sabine erschrak, der Leuchter klirrte auf den Tisch. „Um Gottes willen, was ist geschehen? Hat Wohlfart gesagt, daß er von uns will?“

„Noch weiß er es selbst nicht; ich sehe es aber kommen Schritt für Schritt. Und nicht ich und noch weniger du können etwas tun, um ihn zurückzuhalten. Als er hier vor mir stand und mit glühenden Wangen und bebender Stimme Hilfe für einen ruinierten Mann erbat, erkannte ich, was ihn forttreibt.“

„Ich verstehe dich nicht“, sagte Sabine und sah den Bruder groß an.

„Er hat Lust, der Vertraute eines heruntergekommenen Gutsbesitzers zu werden. Ein Paar Mädchenaugen ziehen ihn von uns ab, es erscheint ihm ein würdiges Ziel seines Ehrgeizes, Geschäftsführer der Rothsattel zu werden. Er heißt im Kontor Finks Erbe. Diese Verbindung mit dem adeligen Gutsbesitzer ist die Erbschaft, die ihm Fink hinterlassen hat.“

„Und du hast ihm deine Hilfe verweigert?“ fragte Sabine leise.

„Die Toten sollen ihre Toten begraben“, sagte der Kaufmann rauh und wandte sich ab zu seinem Schreibtisch. Schweigend entfernte sich Sabine. Der Leuchter zitterte in ihrer Hand, als sie durch die lange Zimmerreihe schritt. Ängstlich horchte sie auf ihren eigenen Fußtritt, und ein Schauer überlief sie, ihr war, als glitte eine fremde Gestalt unsichtbar an ihrer Seite hin. Das war die Rache des andern. Der Schatten, welcher aus der Vergangenheit auf ihr schuldloses Leben fiel, er scheuchte jetzt auch den Freund aus ihrem Kreise. In einer andern hing Antons sehnendes Herz, sie selbst war ihm eine Fremde geblieben, die einen Entfernten geliebt und verschmäht hatte und jetzt im Witwenschleier auf das verglühende Gefühl ihrer Jugend zurücksah.

Die nächſten Wochen vergingen Anton in einer aufreibenden Tätigkeit. Er war peinlich bemüht, in den Kontorſtunden ſeine Pflicht zu tun. Die Abende, jede Freiſtunde brachte er an dem Aktentiſch oder in Konferenzen mit dem Rechtsanwalt und mit der Baronin zu. Unterdes nahm das Unglück des Freiherrn ſeinen Verlauf. Er hatte die Zinſen der Kapitalien, welche auf ſeinem Familiengut laſteten, am letzten Termin nicht gezahlt, eine ganze Reihe von Hypotheken wurden ihm an einem Tage gekündigt, das Familiengut kam unter die Verwaltung der Landſchaft. Verwickelte Prozeſſe erhoben ſich. Ehrenthal klagte, forderte die erſte Hypothek von zwanzigtauſend Talern und forderte die neue Ausfertigung; er war aber auch geneigt, Anſprüche an die letzte Hypothek zu machen, welche ihm der Freiherr in der unheilvollen Stunde angeboten hatte. Löbel Pinkus verlangte ebenfalls die erſte Hypothek für ſich und behauptete, die volle Summe von zwanzigtauſend Talern gezahlt zu haben. Ehrenthal hatte keine Beweiſe und führte ſeinen Prozeß unordentlich, er war jetzt wochenlang außerſtande, ſich um ſeine Geſchäfte zu kümmern; Pinkus dagegen focht mit allen Ränken, die ein hartgeſottener Sünder ausfindig machen konnte, und der Vertrag, welchen der Freiherr mit ihm abgeſchloſſen hatte, war ein ſo vortreffliches Meiſterſtück des ſchlauen Advokaten, daß der Anwalt des Freiherrn gleich am Anfange des Prozeſſes wenig Hoffnung gab. Nebenbei bemerkt, Pinkus gewann den Prozeß, die Hypothek wurde ihm zugeſprochen und neu für ihn ausgefertigt.

Anton hatte nach und nach Einſicht in die Verhältniſſe des Freiherrn gewonnen. Nur den doppelten Verkauf der erſten Hypothek verbarg der Freiherr ſorgfältig vor ſeiner Gemahlin. Er nannte die Anſprüche Ehrenthals unbegründet und äußerte den Verdacht, daß Ehrenthal ſelbſt den Diebſtahl in ſeinem Kontor begangen habe. Das letztere war in der Tat ſeine Meinung geworden. So wurde der Name Itzigs Anton gegenüber gar nicht genannt, und der Verdacht gegen Ehrenthal, den auch der Anwalt teilte, verhinderte Anton, bei dieſem Aufklärung zu ſuchen.

Zwiſchen Anton und dem Kaufmann war eine Spannung eingetreten, welche das ganze Kontor mit Erſtaunen wahrnahm. Finſter ſah der Kaufmann auf Antons leeren Sitz, wenn dieſer einmal in den Arbeitsſtunden abweſend war, und gleichgültig auf das Geſicht ſeines Kontoriſten, welches in Gemütsbewegungen und Nachtarbeit erblich. Wie einſt für die Unregelmäßigkeit Finks, ſo hatte er auch jetzt für Antons neue Tätigkeit kein Wort, er ſchien ſie nicht zu bemerken. Selbſt der Schweſter gegenüber beachtete er ein hartnäckiges Stillſchweigen, Sabinens Verſuche, das Geſpräch auf Wohlfart zu bringen, wies er mit kurzem Ernſt ab. Antons Herz empörte ſich gegen dieſe Kälte. Nach ſeiner Rückkehr behandelt wie ein Kind vom Hauſe, gerühmt, gepflegt, gehätſchelt, und jetzt wieder gemißhandelt wie ein Lohnarbeiter, der das Brot nicht verdient, welches man ihm hinwirft. Ein Spielzeug unbegreiflicher Launen! Das wenigſtens hatte er nicht verdient! So ſaß er verſchloſſen neben der Familie, wortkarg vor ſeinem Pult, aber des Abends, in der Einſamkeit ſeines Zimmers, fuhr ihm oft der Gegenſatz zwiſchen einſt und jetzt ſo ſchneidend durch das Haupt, daß er heftig aufſprang und mit dem Fuß auf den Boden ſtampfte.

Nur ein Troſt blieb ihm: Sabine zürnte ihm nicht. Er ſah ſie jetzt wenig. Auch ſie war bei Tiſche ſchweigſam und vermied Anton anzureden, aber er wußte doch, daß ſie ihm recht gab. Wenige Tage nach jener Unterredung mit dem Kaufmann ſtand Anton allein an der großen Wage, während die Hausknechte vor der Tür um einen Frachtwagen beſchäftigt waren. Da kam Sabine die Treppe herab, ſie ging ſo nahe bei ihm vorüber, daß ihr Kleid ihn berührte. Anton trat zurück und machte eine förmliche Verbeugung. „Mir dürfen Sie nicht fremd werden, Wohlfart“, ſagte ſie leiſe und ſah ihn bittend an. Es war nur ein Augenblick, ein kurzer Gruß, aber in dem Geſicht beider glänzte eine frohe Rührung.

So kam die Zeit heran, in welcher Herr Jordan die Handlung verlaſſen ſollte. Der Prinzipal rief Anton wieder in das kleine Kontor. Ohne Härte, aber auch ohne eine

Spur der Herzlichkeit, die er ihm ſonſt gezeigt hatte, begann er: „Ich habe Ihnen meine Abſicht ausgeſprochen, Sie an Jordans Stelle zu ſetzen, um Ihnen die Prokura zu übergeben. Ihre Kraft war in den letzten Wochen durch andere Geſchäfte mehr in Anſpruch genommen, als für meinen Stellvertreter wünſchenswert iſt, deshalb frage ich Sie ſelbſt, ſind Sie imſtande, von jetzt ab die Tätigkeit Jordans zu übernehmen?“

„Nein“, ſagte Anton.

„Können Sie mir eine — nicht zu entfernte — Zeit angeben, in welcher Sie frei von Ihren gegenwärtigen Arbeiten ſein werden?“ fragte der Kaufmann. „Ich würde in dieſem Fall für die nächſten Wochen eine Auskunft zu treffen ſuchen.“

Anton erwiderte traurig: „Noch kann ich nicht beſtimmen, wann ich wieder Herr meiner ganzen Zeit ſein werde; ich fühle, daß ich durch manche Unregelmäßigkeit Ihre Nachſicht ohnedies ſehr in Anſpruch nehme. Deshalb bitte ich Sie, Herr Schröter, bei Beſetzung der Stelle auf mich keine Rückſicht zu nehmen.“ Die Stirn des Kaufmanns zog ſich in Falten, und ſtumm neigte er ſein Haupt gegen Anton. Als Anton die Tür des Zimmers hinter ſich ſchloß, fühlte er, daß dieſer Augenblick den Bruch zwiſchen ihm und dem Prinzipal vollendet hatte. Er ſetzte ſich auf ſeinen Platz und ſtützte den heißen Kopf mit der Hand. Gleich darauf wurde Baumann zum Prinzipal beſchieden, er erhielt die Stelle Jordans. Als er in das vordere Kontor zurückkehrte, trat er zu Anton und ſagte leiſe: „Ich habe mich geweigert, die Stelle zu übernehmen, aber Herr Schröter beſtand darauf. Ich begehe ein Unrecht gegen Sie.“ — Und am Abend las Herr Baumann in ſeiner Stube aus dem erſten Buch Samuelis die Kapitel vom grimmigen König Saul, ſeinem Prinzipal, und von der Freundſchaft zwiſchen Jonathan und dem verfolgten David, und ſtärkte dadurch ſein Herz.

Den Tag darauf trat Anton in das Zimmer der Baronin. Lenore und die Mutter ſaßen an einem großen Tiſch unter Toiletten und Käſtchen von jeder Form; ein Koffer,

ſtark mit Eiſen beſchlagen, ſtand zu den Füßen der Edelfrau. Die Vorhänge waren geſchloſſen, das gedämpfte Sonnenlicht füllte den reichgeſchmückten Raum mit mattem Glanz; auf dem Teppich des Fußbodens lagen nimmer welkende Kränze, und luſtig tickte die Uhr im Gehäuſe von Alabaſter. Unter blühender Myrte ſaßen zwei Sympathievögel in einem verſilberten Käfig, ſie ſchrien unaufhörlich einander zu, und wenn der eine zur nächſten Stange hinabflatterte, lockte der Genoſſe ihn ängſtlich, bis er zurückflog. Dann ſaßen beide behaglich dicht aneinandergedrückt. Von grünem und rotem Gold ſchimmerten die zärtlichen Kinder eines wärmeren Himmels, wo nie das weiche Leben im kalten Sturmwind erſtarrt. So glänzte und duftete das Zimmer. — „Wie lange noch?“ dachte Anton.

Die Baronin erhob ſich: „Schon wieder bemühen wir Sie. Wir ſind bei einer Arbeit, die uns Frauen viel zu tun macht.“

Auf dem Tiſche war Frauenſchmuck, goldene Ketten, Brillanten, Ringe, Halsbänder, in einem Haufen zuſammengeſchichtet. „Wir haben ausgeſucht, was wir entbehren können,“ ſagte die Baronin, „und bitten Sie, den Verkauf dieſer Sachen zu übernehmen. Man hat mir geſagt, daß einzelnes davon nicht ohne Geldwert iſt, und da jetzt vor allem Geld nötig wird, ſo ſuchen wir hier eine Hilfe, welche die Sorge unſerer Freunde verringert.“

Anton ſah betroffen auf den blitzenden Knäuel. „Sprechen Sie, Wohlfart,“ bat Lenore ängſtlich, „iſt das nötig und kann es etwas nützen? Mama hat darauf beſtanden, unſern ganzen Schmuck und alles Silber, das wir nicht täglich gebrauchen, zum Verkauf zurückzulegen. Was ich ſelbſt geben kann, iſt nicht der Rede wert, aber der Schmuck der Mutter iſt koſtbar, es ſind viele Geſchenke aus ihrer Jugend dabei, Erinnerungen, von denen ſie ſich nicht trennen ſoll. wenn Sie nicht ſagen, daß es nötig iſt.“

„Ich fürchte, es wird nötig ſein“, erwiderte Anton ernſt.

Lenore ſprang auf. „Arme Mutter!“ klagte ſie und ſchlang ihre Arme um den Hals der Baronin.

„Nehmen Sie," ſagte die Mutter leiſe zu Anton; „ich werde ruhiger ſein, wenn ich weiß, daß wir das mögliche getan haben."

„Iſt es aber gut, alles hinzugeben?" fragte Anton bittend. „Vieles, was Ihnen vielleicht lieb iſt, wird dem Juwelier weniger Wert haben."

„Ich werde keinen Schmuck mehr tragen," ſprach die Baronin kalt, „nehmen Sie alles, alles." Sie hielt die Hand vor die Augen und wandte ſich ab.

„Wir foltern die Mutter," rief Lenore heftig, „verſchließen Sie, was auf dem Tiſche liegt, ſchaffen Sie es fort aus dem Hauſe ſobald als möglich."

„Ich kann dieſe Koſtbarkeiten nicht übernehmen", ſagte Anton, „ohne einige Maßregeln, welche meine Verantwortung geringer machen. Vor allem will ich in Ihrer Gegenwart wenigſtens flüchtig aufzeichnen, was Sie mir übergeben wollen."

„Welch unnütze Grauſamkeit!" rief Lenore.

„Es ſoll nicht lange aufhalten." Anton riß einige Blätter aus ſeiner Brieftaſche und ſchrieb Stück für Stück auf.

„Du darfſt nicht zuſehen, Mutter, ich leide es nicht", drängte Lenore, ſie zog die Mutter aus dem Zimmer, dann ſetzte ſie ſich zu Anton und ſah ihm zu, wie er die einzelnen Stücke einpackte, mit Nummern verſah und zuſammen in den Koffer legte.

„Die Vorbereitungen für den Markt ſind ſchrecklich," klagte Lenore, „das ganze Leben der Mutter wird verkauft, an jedem Stück hängen für ſie Erinnerungen. Sehen Sie, Wohlfart, dieſen Diamantenſchmuck hat ſie von der Prinzeſſin bekommen, als ſie den Vater heiratete."

„Es ſind prachtvolle Brillanten!" rief Anton bewundernd.

„Dieſer Ring ſtammt von meinem Großvater, und das hier ſind Geſchenke meines armen Papas. — Ach, kein Mann verſteht, wie lieb uns dieſe Schmuckſachen ſind. Es war jedesmal ein Feſttag auch für mich, wenn Mama die Brillanten trug. — Jetzt kommen wir zu meinen Habſelig-

keiten, sie sind nicht viel wert. Ob dieses Armband gutes Gold sein mag?"

„Ich weiß es nicht."

„Wir wollen es doch zu dem übrigen tun", sagte Lenore, streifte den Goldreif vom Arm und legte ihn auf den Tisch. „Ja, Sie sind ein guter Mensch, Wohlfart," fuhr sie fort und sah ihm treuherzig in die feuchten Augen; „verlassen nur Sie uns nicht. Der Bruder hat keine Erfahrung und ist hilfloser als wir. Es ist eine furchtbare Lage auch für mich. Vor Mama mühe ich mich, gefaßt zu sein, aber ich möchte laut schreien und weinen den ganzen Tag." Sie sank in einen Stuhl und hielt seine Hand fest. „Lieber Wohlfart, verlassen Sie uns nicht."

Anton beugte sich über sie und sah in leidenschaftlicher Bewegung auf die schöne Gestalt, die so vertrauend aus ihren Tränen zu ihm aufsah. „Ich will Ihnen nützlich sein, wo ich kann," sprach er in mächtiger Aufwallung seines Gefühls, „ich will Ihnen nahe sein, sooft Sie meiner bedürfen. Sie haben eine zu gute Meinung von meinen Kenntnissen und meiner Kraft, ich kann Ihnen weniger helfen, als Sie glauben. Was ich aber vermag, das werde ich tun, in jeder Tätigkeit und auf allen Wegen."

Mit einem warmen Druck lösten sich ihre Hände, ein Vertrag war geschlossen.

Die Baronin kam in das Zimmer zurück. „Unser Anwalt war heute morgen bei mir. Jetzt bitte ich Sie um Ihren Rat. Wie der Anwalt mir mitteilt, ist keine Aussicht, das Familiengut dem Freiherrn zu erhalten."

„In dieser Zeit, wo das Geld teuer und schwer zu haben ist, keine", erwiderte Anton.

„Und auch Sie sind der Meinung, daß wir alles anwenden müssen, um die polnische Herrschaft uns zu retten?"

„Ja", versetzte Anton.

„Dazu wird Geld nötig sein. Vielleicht vermag ich durch meine Verwandten Ihnen eine, wenn auch geringe Summe zugänglich zu machen; sie soll mit diesem da" — sie wies auf den Koffer — „ausreichen, die Kosten der ersten Einrichtung zu decken. Ich wünsche den Schmuck nicht hier zu

verkaufen, und für die Übernahme der Geldſumme, auf welche ich hoffen darf, wird eine Reiſe nach der Reſidenz unvermeidlich werden. Der Anwalt des Freiherrn hat mit großer Achtung von Ihrer Umſicht geſprochen. Es iſt zugleich ſein Wunſch, der mich beſtimmt, Ihnen ein Anerbieten zu machen. Wollen Sie uns für die nächſten Jahre, wenigſtens ſo lange, bis die größten Schwierigkeiten überwunden ſind, Ihre ganze Zeit widmen? Ich habe mit meinen Kindern beraten, beide ſehen, wie ich, in Ihrer Tätigkeit die einzige Rettung. Auch der Freiherr iſt damit einverſtanden. Es fragt ſich, ob Ihre Verhältniſſe Ihnen erlauben, uns Unglücklichen Ihren dauernden Beiſtand zu gönnen. Unter welchen Bedingungen Sie dies tun wollen, wir werden Ihnen dankbar ſein. Wenn Sie irgendeine Form finden, in der wir die großen Verpflichtungen, die wir gegen Sie haben, auch in Ihrer äußern Stellung ausdrücken können, ſo ſagen Sie mir das."

Anton ſtand erſtarrt. Was die Baronin von ihm forderte, war Trennung von dem Geſchäft und Trennung von ſeinem Chef und von Sabine. War ihm derſelbe Gedanke ſchon früher gekommen, wenn er vor Lenore ſtand oder wenn er ſich über die Briefe des Freiherrn beugte? — Jetzt, wo das Wort ausgeſprochen wurde, erſchütterte es ihn. Er ſah auf Lenore, welche hinter der Mutter ihre Hände bittend zuſammenlegte. „Ich ſtehe in einem Verhältnis," erwiderte er endlich, „welches ich nicht ohne Einwilligung anderer löſen darf, ich bin auf dieſen Antrag nicht vorbereitet und bitte Sie, gnädige Frau, mir Zeit zur Überlegung zu laſſen. Es iſt ein Schritt, der über meine Zukunft entſcheidet."

„Ich dränge nicht," ſagte die Baronin, „ich bitte nur. Wie Ihre Entſcheidung auch ausfalle, unſer warmer Dank wird Ihnen bleiben; wenn Sie außerſtande ſind, unſere ſchwache Kraft zu ſtützen, ſo fürchte ich, finden wir niemand. Denken Sie auch daran", bat ſie flehend.

Mit glühenden Wangen eilte Anton über die Straße. Der bittende Blick der Edelfrau, die gerungenen Hände Lenorens winkten ihn hinaus aus dem dunkeln Kontor in

größere Freiheit, in eine ungewöhnliche Zukunft, aus deren Dunkel einzelne Bilder leuchtend vor ihm aufblitzten. Mit großem Sinn war eine Forderung an ihn gestellt, und es zog ihn mächtig, ihr gerecht zu werden. Ein unermüdlicher, aufopfernder Helfer war den Frauen nötig, um sie vor dem letzten Unheil zu bewahren. Und er tat ein gutes Werk, wenn er dem Drange folgte, er erfüllte seine Pflicht.

So trat er in das Haus der Handlung. Ach! was hier sein Auge ansah, streckte eine Hand aus, ihn festzuhalten. Er sah in das dämmrige Warengewölbe, in die treuen Gesichter der Hausknechte, auf die Ketten der großen Wage und über den Farbentopf des ehrlichen Pix, und empfand wieder, daß er hierher gehörte. Der Hund Sabinens küßte seine Hand mit feuchter Schnauze und lief hinter ihm her bis an sein Zimmer. Sein und Finks Zimmer! Hier hatte das kindische Herz des verwaisten Knaben einen Freund gefunden, gute Kameraden, eine Heimat, ein festes ehrenhaftes Ziel für sein Leben. Und er sah durch das Fenster hinab in den Hof, auf die Winkel und Vorsprünge des mächtigen Hauses, auf das Gitterfenster, hinter welchem Herr Liebold am Hauptbuch saß, in das Kontor, wo sein Pult stand, und auf die kleine Stube, wo er arbeitete, der ihm jetzt zürnte und der jahrelang sein väterlicher Freund gewesen war. Da fiel sein Blick auch auf das Fenster von Sabinens Vorratsstube; oft hatte sein Auge dort einen wandernden Lichtschimmer gesucht, der das ganze große Haus erhellte und auch Behagen in sein Zimmer sandte. Und schnell aufgerichtet sprach er zu sich selbst: „Sie soll entscheiden."

Sabine erhob sich überrascht, als Anton mit schnellem Schritt vor sie trat. „Es treibt mich unwiderstehlich zu Ihnen", rief er. „Ich soll über meine Zukunft einen Entschluß fassen und fühle mich unsicher und traue meinem Urteil nicht mehr. Sie sind mir immer eine gütige Freundin gewesen, vom ersten Tage meines Eintritts. Ich bin gewöhnt, auf Sie zu sehen und an Sie zu denken bei allem, was in diesem Hause mein Herz erregt. Lassen Sie mich auch heute aus Ihrem Munde hören, was Sie für gut halten.

Mir iſt von Frau von Rothſattel der Antrag gemacht worden, als Bevollmächtigter des Freiherrn in ein feſtes Verhältnis zu ihm zu treten. Soll ich annehmen oder ſoll ich hierbleiben? Ich weiß es nicht; ſagen Sie mir, was recht iſt für mich und für andere."

„Nicht ich", ſagte Sabine zurücktretend, und ihre Wange erblich. „Ich darf nicht wagen, darüber zu entſcheiden. — Und Sie ſelbſt wollen das nicht, Wohlfart, denn Sie haben bereits entſchieden."

Anton ſah vor ſich hin.

„Sie haben daran gedacht, dies Haus zu verlaſſen, und aus dem Gedanken iſt ein Wunſch geworden. Und ich ſoll Ihnen recht geben und Ihren Entſchluß loben. Das wollen Sie von mir", fuhr ſie bitter fort. — „Das aber kann ich nicht, Wohlfart, denn ich traure, daß Sie von uns gehen."

Sie wandte ihm den Rücken zu und ſtützte ſich auf einen Stuhl.

„O zürnen Sie mir nicht, Fräulein Sabine," flehte Anton, „das kann ich nicht ertragen. Ich habe in den letzten Wochen viel gelitten. Herr Schröter hat mir plötzlich ſein Wohlwollen entzogen, das ich lange für den größten Schatz meines Lebens hielt. Ich habe ſeine Kälte nicht verſchuldet. Nicht unrecht war, was ich in der letzten Zeit getan habe, und mit ſeinem Vorwiſſen habe ich es getan. Ich war wohl verwöhnt durch ſeine Güte, ich habe deshalb auch ſeinen Unwillen um ſo tiefer empfunden. Und wenn ich eine Beruhigung hatte, ſo war es der Gedanke, daß Sie mich nicht verurteilen. Seien Sie jetzt nicht kalt gegen mich, es würde mich elend machen für immer. Ich habe keine Seele auf Erden, die ich um Liebe bitten darf und um Verſtändnis für meine Zweifel. Hätte ich eine Schweſter, heute würde ich ihr Herz ſuchen. Sie wiſſen nicht, was mir, dem Einſamen, Ihr Gruß, Ihr fröhlicher Handſchlag bis heute geweſen iſt. Wenden Sie ſich nicht kalt von mir, Fräulein Sabine."

Sabine ſchwieg lange, und von ihm abgewandt fragte ſie endlich zurück: „Was zieht Sie zu den Fremden? — Iſt's eine frohe Hoffnung — iſt's das Mitgefühl allein? — Seien

Sie ſtrenger gegen ſich ſelbſt, als ich gegen Sie bin, wenn Sie ſich darauf antworten."

„Was mir jetzt möglich macht, von hier zu ſcheiden, weiß ich nicht. Wenn ich für die Bewegung in mir einen Namen ſuche, ſo iſt es heiße Dankbarkeit gegen eine. — Sie war die erſte, die freundlich zu dem wandernden Knaben ſprach, als er allein in die Welt zog. Ich habe ſie bewundert in dem ruhigen Glanz ihres vergangenen Lebens. Ich habe oft kindiſch von ihr geträumt. Es war eine Zeit, wo eine zärtliche Empfindung für ſie mein ganzes Herz erfüllte, damals glaubte ich für immer an ihr Bild gefeſſelt zu ſein. Aber die Jahre zogen ein neues Grün darüber, ich ſah die Menſchen und das Leben mit andern Augen an. Da fand ich ſie wieder, angſtvoll, unglücklich, verzweifelt, und die Rührung in mir wurde übermächtig. Wenn ich von ihr entfernt bin, weiß ich, daß ſie mir eine Fremde iſt, und wenn ich vor ihr ſtehe, fühle ich nichts als ihren hinreißenden Schmerz. Damals, als ich aus ihrem Kreiſe wie ein Übeltäter ausſcheiden mußte, damals eilte ſie mir nach, und vor den Augen der ſpöttiſchen Geſellſchaft reichte ſie mir die Hand und bekannte ſich zu mir. Und jetzt kommt ſie und fordert meine Hand zur Hilfe für ihren Vater. Darf ich ſie ihr verweigern? Iſt es ein Unrecht, daß ich ſo fühle? Ich weiß es nicht, und niemand kann es mir ſagen, niemand als nur Sie."

Sabinens Haupt hatte ſich heruntergeneigt bis auf die Lehne des Seſſels. Jetzt erhob ſie ſich ſchnell, und mit tränenvollen Augen, mit einer Stimme voll Liebe und Schmerz rief ſie: „Folgen Sie der Stimme, die Sie ruft! Gehen Sie, Wohlfart, gehen Sie!"

# Viertes Buch

## 1.

An einem kalten Oktobertage fuhren zwei Männer bei dem Torgitter der Stadt Rosmin vorüber in die Ebene, welche ſich einförmig und endlos vor ihnen ausbreitete. Anton ſaß in ſeinen Pelz gehüllt, den Hut tief auf der Stirn, neben ihm der junge Sturm im alten Reitermantel, die Soldatenmütze luſtig auf einem Ohr. Vorn hockte auf einem Strohbund der Knecht eines Ackerbürgers und peitſchte die kleinen Pferde. Der Wind fegte mit ſeinem rieſigen Beſen Sand und Strohhalme über die Stoppelfelder, die Straße war ein breiter Feldweg, ohne Gräben und Baumreihen, die Pferde wateten bald durch ausgefahrene Waſſerpfützen, bald durch tiefen Sand. Gelber Sand glänzte zwiſchen dem dürftigen Grün der Acker überall, wo eine Feldmaus den Eingang zu ihrer Grube angelegt, oder wo der emſige Maulwurf nach Kräften gearbeitet hatte, die Ebene durch kleine Hügelketten zu unterbrechen. In den Senkungen des Bodens ſtand ſchlammiges Waſſer; an ſolchen Stellen ſtreckten die ausgehöhlten Stämme alter Weiden ihre verkrüppelten Arme in die Luft, ihre Ruten peitſchten einander im Wind, und die welken Blätter flatterten herunter in das trübe Waſſer. Hier und da ſtand ein kleiner Buſch zwerghafter Kiefern, ein Ruheplatz für Krähen, die durch den Wagen aufgeſcheucht, mit lautem Schrei über die Häupter der Reiſenden flogen. Kein Haus war zu ſehen an der Straße, kein Wanderer und kein Fuhrwerk.

Karl blickte zuweilen auf ſeinen ſchweigſamen Gefährten und ſagte endlich, nach den Pferden zeigend: „Wie ſtruppig ihr Haar iſt und wie ſchön ihr graues Mäuſefell! Ich möchte wiſſen, wieviel Stück von dieſen Tieren auf das Pferd meines Wachtmeiſters gehen. — Als ich von meinem Vater

Abſchied nahm, ſprach der Alte: „Vielleicht beſuche ich dich, Kleiner, zu Weihnachten, wenn ſie die Chriſtbäume anzünden.“ „Du wirſt's nicht imſtande ſein“, ſagte ich. „Warum nicht?“ fragte er. „Du trauſt dich in keinen Poſtwagen“, ſagte ich. Da rief der Alte: „Oho! die Poſtwagen haben eine gute Bauart, ich traue mich ſchon.“ — „Jetzt, Herr Anton, weiß ich, daß mein Vater uns niemals beſucht.“

„Warum nicht?“ fragte Anton.

„Es iſt möglich, daß er bis Rosmin kommt. Zwar nicht im Wagen, aber daneben. Denn ſolange er weiß, daß er einen oder zwei Plätze belegt hat, wird er allenfalls neben der Poſt herlaufen. Sobald er aber dieſe Pferde und dieſen Weg ſieht, kehrt er auf der Stelle um. ‚Soll ich in eine Gegend, wo der Sand unter den Beinen wegläuft wie Waſſer, und wo die Mäuſe im Geſchirr gehen?‘ wird er ſagen. ‚dieſes Land iſt mir nicht feſt genug.‘“

„Die Pferde ſind nicht das Schlechteſte in dieſer Gegend,“ erwiderte Anton zerſtreut, „ſieh zu, auch dieſe laufen.“

„Ja,“ antwortete Karl, „aber nicht als ordentliche Pferde, ſie werfen ihre Beine durcheinander wie zwei Kater, die ſich in der Peterſilie balgen. Und was ſie für Schuhe haben, deutliche Gänſefüße; für dieſe Hufe iſt noch kein Eiſen erfunden.“

„Wenn wir nur vorwärts kommen,“ entgegnete Anton, „der Wind geht kalt, und mich fröſtelt durch den Pelz.“

„Der Herr Bevollmächtigte haben die letzten Nächte wenig geſchlafen,“ ſagte Karl ſalutierend; „die Luft bläſt hier wie über eine Tenne. Die Erde iſt in dieſer Gegend nicht rund wie anderswo, ſondern platt wie ein Kuchen. Gerade hier haben ſich die Leute eine Wüſtenei angelegt, wir fahren ſchon über eine Stunde, und noch iſt kein Dorf zu ſehen.“

„Jawohl, eine Wüſte,“ ſeufzte Anton; „hoffen wir, daß es beſſer wird.“

So ging es in tiefem Schweigen weiter. Endlich hielt der Kutſcher neben einer Waſſerlache, ſpannte die Pferde los, ohne ſich um die Reiſenden zu bekümmern, und führte ſie an das Waſſer.

„Was, Teufel, ſoll das heißen?“ rief Karl vom Wagen ſpringend.

„Ich füttere“, antwortete der Knecht mürriſch mit fremdem Akzent.

„Ich bin neugierig, wie er das anfangen wird“, ſprach Karl in den Wagen. „Es iſt auch nicht der Schatten eines Futterſacks zu ſehen.“

Die Pferde aber bewieſen, daß ſie auch ohne Hafer zu leben wußten, ſie ſtreckten die zottigen Hälſe zum Boden und fraßen das Gras und die Blätter des Strauchwerks am Waſſerrand ab, zuweilen ſenkten ſie den Kopf bis auf die Waſſerfläche und prüften den trüben Trank. Der Knecht aber holte einen Beutel unter ſeinem Sitz hervor, ſetzte ſich in den Schutz eines Erlenſtrauches und ſchnitt mit ſeinem Meſſer Brot und Käſe zurecht, ohne einen Blick auf ſeine Paſſagiere zu werfen.

„Höre, Ignaz oder Jakob,“ rief Karl, ihn unſanft anſtoßend, „wie lange ſoll das Frühſtück dauern?“

„Eine Stunde“, erwiderte der Knecht kauend.

„Und wie weit iſt es noch von hier nach dem Gut?“

„Zwei Stunden, vielleicht auch mehr.“

„Du wirſt nichts mit ihm ausrichten,“ ſagte Anton, „wir müſſen uns den Brauch der Landſtraße gefallen laſſen.“ Er ſtieg vom Wagen und trat zu den Pferden.

Anton iſt auf dem Wege der polniſchen Herrſchaft. Er iſt jetzt Geſchäftsführer des Freiherrn. Sorgenvolle Monate hat er verlebt. — Die Trennung von ſeinem Prinzipal und dem Hauſe war reich an bitteren Empfindungen. Anton ſtand die letzte Zeit allein, auch unter ſeinen Kollegen; nur der ſtille Baumann war auf ſeiner Seite, das übrige Kontor betrachtete ihn als einen Verlorenen. Mit eiſerner Kälte hörte der Kaufmann ſeine Kündigung an, noch in der Stunde des Abſchieds lag die Hand des Chefs wie hartes Metall in der ſeinen. — Seitdem hat Anton im Auftrag der Familie einige Reiſen gemacht, nach der Reſidenz, zu Gläubigern. Jetzt ſoll er mit Karl, den er für die Wirtſchaft des Freiherrn geworben, auf dem neuen Gut eine beſſere Ordnung einrichten. Ehrenthal hatte nach dem Termin der Ver-

ſteigerung auf Grund ſeiner Vollmacht die Herrſchaft übernommen, er hatte den polniſchen Verwalter auch für den Freiherrn verpflichtet. Es war unordentlich zugegangen bei der Übernahme, und in Rosmin wußte man, daß der Verwalter des Gutes ſeitdem viele Verkäufe und Betrügereien vorgenommen hatte. So hat Anton keine Ausſicht auf friedliche Tage.

„Jetzt iſt die Stunde gekommen, wo ich meinen Auftrag ausrichten ſoll“, rief Karl und fuhr mit den Händen in das Stroh des Wagens. Er holte eine große Kapſel von lackiertem Blech hervor und trug ſie zu Anton hinunter. „Dies hat mir Fräulein Sabine für Sie mitgegeben.“ Vergnügt öffnete er den Deckel und präſentierte die Beſtandteile eines reichlichen Frühſtücks, eine Flaſche Wein und einen ſilbernen Becher. Anton griff nach der Kapſel. „Sie hat eine ſehr ſchlaue Einrichtung,“ erklärte Karl, „Fräulein Sabine hat ſie ſo beſtellt.“ Anton betrachtete das Gefäß von allen Seiten und ſtellte es ſorgfältig auf ein weiches Grasbüſchel, dann ergriff er den Becher und ſah darauf ſeinen Namenszug graviert und darunter die Worte: „Dein Wohl!“ Darüber vergaß er das Frühſtück und ſeine Umgebung und ſtarrte nachdenkend auf das kleine Gefäß.

„Vergeſſen Sie das Frühſtück nicht, Herr Generalbevollmächtigter“, erinnerte Karl.

„Setze dich zu mir, mein treuer Freund,“ ſagte Anton, „iß und trink mit mir. Deine höflichen Poſſen gewöhne dir ab; wir werden wenig haben, was wir aber erwerben, das wollen wir brüderlich miteinander teilen. Nimm die Flaſche, wenn du kein Glas haſt.“

„Nichts über Leder“, ſagte Karl, ein kleines Trinkgefäß von braunem Leder aus der Taſche ziehend. „Und was Sie ſoeben zu mir geſagt haben, das war freundlich gemeint, und ich danke Ihnen dafür. Aber Subordination muß ſein, ſchon wegen der andern Leute, und ſo wird der Herr Bevollmächtigte mir ſchon gütigſt erlauben, daß ich Ihnen zuerſt die Hand ſchüttele und im übrigen alles beim alten bleibt. Sehen Sie nur die Pferde, Herr Anton, meiner Treu, die Racker freſſen auch Diſteln.“

Wieder wurden die Pferde eingeſpannt, wieder warfen ſie ihre kurzen Beine im Sande vorwärts, und wieder ging es fort in der kahlen Gegend. Zuerſt durch eine leere Ebene, durch einen ſchlechten Kiefernwald, dann über eine Reihe von niedrigen Sandhügeln, die wie Dünen der öden Waſſerflut über den pflanzenarmen Boden hervorragten, dann auf ſchadhafter Brücke über einen kleinen Bach. „Hier iſt das Gut“, ſagte der Kutſcher ſich umdrehend, und wies mit der Peitſche auf einen Haufen dunkler Strohdächer, welcher gerade vor ihnen ſichtbar wurde. Anton erhob ſich von ſeinem Sitz und ſuchte die Baumgruppe, in welcher das Herrenhaus liegen konnte. Er ſah nichts davon. Um das Dorf war manches nicht zu finden, was auch die ärmlichſten Bauernhäuſer ſeiner Heimat ſchmückte, kein Haufe von Obſtbäumen hinter den Scheuern, kein umzäunter Garten, keine Linde auf dem Dorfplatz, einförmig und kahl ſtanden die ſchmutzigen Hütten nebeneinander.

„Das iſt traurig,“ ſeufzte er ſich niederſetzend, „viel ärger, als man uns in Rosmin geſagt.“

„Das Dorf ſieht aus wie verwünſcht,“ rief Karl; „die Geſpanne arbeiten nicht auf dem Felde, und weder Kühe noch Schafe ſind auf dem Stoppelland zu ſehen. Wahrſcheinlich haben die Leute hier Stallfütterung.“

Der Knecht ſchlug auf die Pferde, und in unregelmäßigem Galopp fuhren ſie zwiſchen zwei Reihen von Lehmhütten durch das Dorf und hielten vor der Schenke an. Karl ſprang vom Wagen, öffnete die Schenkſtube und rief den Wirt. Ein Jude erhob ſich langſam von ſeinem Sitz am Ofen und kam an die Haustür. „Iſt der Gendarm von Rosmin angekommen?“ fragte Anton. Er war in das Dorf gegangen. — „Wo iſt der Weg nach dem Hofe?“

Der Wirt, ein ältlicher Mann mit verſtändigem Geſicht, beſchrieb den Weg deutſch und polniſch und blieb an der Tür ſtehen, wie Karl behauptete, ganz außer ſich über den Anblick von zwei Menſchen. Der Wagen bog in einen Nebenweg ein, der auf beiden Seiten mit dicken Baumſtümpfen beſetzt war, den Überreſten einer gefällten Allee. Durch die Löcher des Weges, durch Schlammpfützen und über Steine

raſſelte der Wagen vor einen Haufen von Lehmhütten, an denen noch die Reſte eines weißen Kalkmantels hingen. „Die Scheunen und Ställe ſind leer," rief Karl, „denn in den Dächern ſind Öffnungen, groß genug, um mit unſerm Wagen hineinzufahren."

Anton ſprach nichts mehr, er war auf alles gefaßt. Durch eine Lücke zwiſchen den Ställen fuhren die Reiſenden in den Wirtſchaftshof, einen großen unregelmäßigen Platz, auf drei Seiten von ſchadhaften Gebäuden umgeben, die vierte offen gegen das Feld. Dort lag ein Haufe von Trümmern, Lehm und verfaulten Balken, die Überreſte einer eingefallenen Scheuer. Der Hofraum war leer, von Ackergeräten und menſchlicher Tätigkeit war nichts zu erblicken. „Wo iſt die Wohnung des Inſpektors?" fragte Anton betroffen. Der Kutſcher ſah ſich ſuchend um, endlich entſchied er ſich für ein kleines Parterregebäude mit einem Strohdach und unſaubern Fenſtern.

Bei dem Geräuſch des Wagens trat ein Mann auf die Türſchwelle und wartete phlegmatiſch ab, bis die Reiſenden abgeſtiegen waren und dicht vor ihm ſtanden. Es war ein breitſchultriger Geſell mit einem aufgedunſenen Branntweingeſicht, in einer Jacke von zottigem Zeuge; hinter ihm ſteckte ein ebenſo zottiger Hund die Schnauze aus der Tür und knurrte die Fremden an. „Sind Sie der Inſpektor dieſer Güter?" fragte Anton.

„Der bin ich", erwiderte der kurze Mann in gebrochenem Deutſch, ohne ſich von der Stelle zu rühren.

„Und ich bin der Bevollmächtigte des neuen Eigentümers", ſagte Anton.

„Das geht mich alles nichts an", grollte der zottige Mann in grobem Ton, drehte kurz um, ging in die Stube zurück und verriegelte die Tür von innen.

Anton war empört. „Schlag das Fenſter ein und hilf mir den Schurken feſtnehmen", rief er ſeinem Begleiter zu. Dieſer griff kaltblütig nach einem Stück Holz, ſchlug auf die Scheiben, daß der morſche Fenſterflügel klirrend in die Stube fiel, und ſprang mit einem Satz durch die Öffnung

hinein. Anton folgte. Das Zimmer war leer, die Kammer daneben auch, von dort führte ein offenes Fenſter ins Freie, der Mann war hinausgeſprungen. „Durchs Fenſter herein und wieder hinaus wie der Teufel“, ſchrie Karl und ſprang dem Flüchtling nach, Anton eilte zurück um das Haus herum. Er hörte Hundegebell und ſah, wie Karl über den ungetreuen Haushalter herfiel und ihn unter dem wütenden Gekläff des Hundes am Kragen faßte. Anton ſprang zu Hilfe und hielt den Ausreißer feſt, während Karl dem Hunde einen Fußtritt gab, daß dieſer weit weg auf den Boden flog. Darauf brachten beide den Inſpektor, welcher heftig um ſich ſchlug, um die Ecke herum in das Haus zurück.

„Fahr zur Schenke und hole den Gendarm und den Wirt“, rief Anton dem Kutſcher zu, der unbekümmert um die Händel der Herren unterdes das Gepäck der Reiſenden vom Wagen abgeladen hatte. Der Knecht fuhr gemächlich ab, der Flüchtling wurde in die Stube geführt, Karl ergriff ein altes Tuch und band ihm die Hände auf den Rücken. „Entſchuldigen Sie, Inſpektor,“ ſagte er, „es iſt nur auf einige Stunden, bis der Gendarm aus Rosmin kommt, den wir beſtellt haben.“ Unterdes ſah ſich Anton in der Wohnung um; außer dem notdürftigſten Hausrat und dem Bett des Mannes war nichts zu finden, weder Bücher noch Rechnungen. Es war kein Zweifel, auch die Wohnung war bereits ausgeräumt. Aus der Rocktaſche des Gefangenen ragte ein Bündel Papiere, Anton zog ſie dem Widerſtrebenden heraus, es waren Verhandlungen und Aktenſtücke in polniſcher Sprache. Unterdes kam der Knecht mit dem Schenkwirt und dem bewaffneten Polizeibeamten zurück. Der Wirt blieb verlegen an der Tür ſtehen, dem Gendarm erklärte Anton kurz den Zuſammenhang. „Machen Sie eine Eingabe an das Amt,“ ſagte der Gendarm, „und geben Sie mir den Mann auf der Stelle mit. Er ſoll in Ihrem Wagen nach Rosmin fahren. Es wird am beſten ſein, wenn Sie ſich den Menſchen vom Halſe ſchaffen, denn es iſt eine ſchlechte Gegend hier, und er wird Ihnen zu Rosmin ſicherer ſein als hier, wo er Freunde und Spießgeſellen hat.“ Aus der Schenke wurde nach langem Suchen ein Bogen Papier her-

zugebracht. Anton ſchrieb die Anzeige nieder und legte auf das Anſuchen des Polizeibeamten, der die polniſchen Schriftſtücke kopfſchüttelnd durchgeſehen hatte, dieſe bei; der Gefangene wurde auf den Wagen gehoben, der Gendarm ſetzte ſich neben ihn und ſagte vor der Abfahrt noch zu Anton: „Ich habe mir lange gedacht, daß ſo etwas kommen würde. Sie werden mich vielleicht noch öfter in dieſen Tagen brauchen.“ So fuhr der Wagen aus dem Hofe, und ſo verlief die Übernahme des Gutes durch Anton. Er war ausgeſetzt wie auf einer wüſten Inſel. Seine Lederkoffer und Reiſebedürfniſſe ſtanden im Freien an einer Lehmwand, der Schenkwirt des polniſchen Dorfes war der einzige Menſch, der ihnen Auskunft geben konnte und Rat ſchaffen in der unbehaglichen Lage.

Jetzt, da der Inſpektor entfernt war, wurde der Wirt geſprächig, er zeigte guten Willen und erbot ſich demütig zu allen Dienſten. Eine lange Unterredung begann. Das Ergebnis war ungefähr ſo, wie Anton nach den Warnungen des Juſtizkommiſſars Walther und der Beamten zu Rosmin gefürchtet hatte. Der abgeführte Verwalter hatte in den letzten Wochen noch nach Kräften gearbeitet, das Inventarium zu verwüſten; er war ſicher geworden durch ein Gerücht, das aus der Stadt in die Dörfer gedrungen war, auch der neue Beſitzer werde die Güter nicht übernehmen. Endlich ſchloß Anton die Verhandlung mit den Worten: „Was jener ſchlechte Mann veruntreut hat, darüber wird er Rechenſchaft ablegen; unſere nächſte Sorge iſt feſtzuhalten, was auf den Gütern noch vorhanden iſt. Ihr müßt heute unſern Führer machen.“

So durchſuchten ſie den menſchenleeren Hofraum. — Vier Pferde mit zwei Knechten — ſie waren in das Holz gefahren —, wenige ſchadhafte Pflüge, ein paar Eggen, zwei Leiterwagen, eine Britſchka, ein Keller mit Kartoffeln, einige Wiſpel Hafer, wenig Stroh — die Aufzeichnung nahm keinen großen Raum in Anſpruch; die Gebäude waren ſämtlich ſchadhaft, nicht durch hohes Alter, ſondern durch die Gleichgültigkeit der Menſchen, welche das Eindringen der Elemente ſeit Jahren nicht verhindert hatten.

„Wo ſteht das Wohnhaus?“ fragte Anton. Der Wirt führte aus dem Hofraum auf den Anger, eine weite Fläche, welche allmählich zu dem Ufer des Baches abfiel. Es war eine große Viehtrift. Die Rinder und Schafe hatten Löcher ausgetreten, die Rüſſel begehrlicher Schweine hatten den Boden aufgewühlt, graue Maulwurfshügel und üppige Grasbüſchel erhoben ſich auf dem Grund. Der Wirt ſtreckte die Hand aus: „Dort iſt das Schloß. Dies Schloß iſt berühmt in der ganzen Umgegend,“ fügte er mit Bewunderung hinzu, „ein ſolches ſteinernes Haus hat kein Edelmann im Kreiſe. Die Herren im Lande wohnen hier in Lehm und Holz. Auch der reichſte, der von Tarow, hat nur ein niedriges Haus.“

Etwa dreihundert Schritt von der letzten Scheuer erhob ſich ein mächtiger Bau von rohen Backſteinen, mit ſchwarzem Schieferdach und einem dicken runden Turm. Das finſtere Mauerwerk auf dem Weideland ohne Bäume, ohne eine Spur von Leben, ſtand unter dem grauen Wolkenhimmel wie eine geſpenſtige Feſtung, welche ein häßlicher Geiſt aus den Tiefen der Erde gehoben hat, um von ihr aus das grüne Leben der Landſchaft zu vernichten.

Die Männer traten näher heran. Das Schloß war zur Ruine geworden, bevor die erbauenden Handwerker ihre Arbeit vollendet hatten. Seit uralter Zeit hatte an dieſer Stelle der unförmliche Turm geſtanden, er war aus großen Feldſteinen gemauert, mit kleinen Fenſtern und Zuglöchern. Die alten Herren der Landſchaft hatten von ſeiner Höhe auf die Wipfel der Bäume geſehen, welche damals wohl noch weiter in die Ebene hineinreichten; ſie hatten von dort als ſtrenge Herren mit den Leibeigenen geſchaltet, die vor ihren Füßen das Land bauten und für ſie arbeiteten und ſtarben. Mancher Sarmatenpfeil war durch die kleinen Fenſter auf den anſprengenden Feind herabgeflogen, und manches anſtürmende Tatarenpferd war zurückgeprallt vor der feindlichen Steinmauer. An dieſen grauen Turm hatte vor vielen Jahren ein Deſpot der Landſchaft zur Buße für begangene Sünden die Mauern eines Kloſters aufgerichtet. Aber das Kloſter war niemals fertig geworden, und lange hatten die

Mauern zwecklos dageſtanden, bis der verſtorbene Graf ſie zu einem Herrenhauſe für ſein Geſchlecht ausbaute. Er wollte einen Prachtbau aufführen, wie die Umgegend keinen anderen kannte.

Die Front des Hauſes war ſo an den Turm gemauert, daß er in ihrer Mitte ſtand, und aus der geraden Linie im Halbkreis vorſprang, zwei Flügel des neuen Baues gingen auf den Bach hin. Es war die Abſicht geweſen, eine hohe Rampe vor dem Schloß aufzuführen, der Haupteingang war in den Turm eingeſchlagen und ausgewölbt worden, aber die Rampe war nicht aufgeſchüttet, und die ſteinerne Schwelle der Haustür lag weit über Manneshöhe in der Turmmauer, ohne Leiter nicht zu betreten. Keine Tür verſchloß die große Öffnung. Die Fenſterlöcher des untern Stocks wieſen noch die rohe Mauer, ſie waren mit Brettern notdürftig verſchlagen, im obern Stock waren einzelne Fenſter mit künſtlichen Rahmen von gedrehtem Holz verziert, und große Scheiben hatte man eingefügt, aber wieder zerſchlagen. In andern Fenſterlöchern hingen Notrahmen aus rohem Kiefernholz mit kleinen trüben Glasaugen. Auf der Zinne des Turmes ſaß eine Geſellſchaft Dohlen und blickte verwundert herab auf die fremden Männer, zuweilen flog eine mit lautem Schrei auf und ließ ſich an einer andern Stelle des Daches nieder, um wieder auf die Unwillkommenen herabzuſtarren.

„Ein Haus für Krähen und Fledermäuſe, aber nicht für Menſchen," rief Anton; „noch ſehe ich keinen Zugang zu dieſem Räuberſchloß." Der Wirt führte um das Gebäude herum. Auf der hintern Seite, wo zwei Flügel die Form eines Hufeiſens bildeten, waren niedrige Eingänge zum Erdgeſchoß und den Kellern, dort unten waren Ställe, große gewölbte Kochräume und kleine Zellen für die unfreien Diener. Von dem Anger aber lief eine Holztreppe hinauf in das untere Stockwerk. Knarrend bewegte ſich die Tür in ihren Angeln, ein ſchmaler Gang führte durch den Seitenflügel in die Räume des Vorderhauſes. Dort war alles in großen Verhältniſſen angelegt und auf eine reiche Ausſtattung berechnet. Die runde Vorhalle, ein Gewölbe des

alten Turms, war mit bunten Marmorſtücken moſaikartig gepflaſtert, aus ihr ſah man durch die große Türöffnung hinaus in das Freie. Eine breite Treppe, wie für ein Königsſchloß, führte in den obern Stock. Hier wölbte ſich eine zweite runde Halle mit kleinen Fenſterlöchern, das zweite Stockwerk des Turms. Zu ihren beiden Seiten lag die Reihe der Zimmer. Überall hohe wüſte Räume, ſchwere eichene Flügeltüren und ſchmutzige Kalkwände; die Decken waren aus dicken Fichtenſtämmen gezimmert, die im Schachbrett ineinander gefügt waren, in einigen Stuben ſtanden ungeheure grüne Kachelöfen, in anderen fehlten die Öfen ganz. in einigen war der Fußboden kunſtvolles Täfelwerk, in andern knorrige Kieferbretter; ein großer Saal mit zwei rieſigen Kaminen für Klafterſcheite hatte eine Notdecke von alten Latten. Das Schloß war angelegt für einen wilden aſiatiſchen Hofhalt, für Tapeten von Leder und Seide aus Frankreich, für koſtbare Holzbekleidung aus England, für maſſives Silbergerät aus deutſchen Bergwerken, für einen ſtolzen Herrn, für zahlreiche Gäſte und für eine Schar leibeigener Knechte, welche die Hallen und Vorzimmer anfüllen ſollten. Der Erbauer des Schloſſes hatte an das reichliche Leben ſeiner wilden Ahnherren gedacht, als er den Bau aufführen ließ, er hatte dafür Hunderte von Stämmen aus ſeinem Walde niedergeſchlagen, und ſeine Leibeigenen hatten mit ihren Beinen und Händen viele tauſend Ziegel geknetet; aber die Zeit, die unerbittliche, hatte ihren Finger aufgehoben gegen ſeine Pläne, und nichts war lebendig geworden, was er gehofft hatte. Er ſelbſt war verdorben und geſtorben während des Baues, und ſein Sohn, ein Kind der Fremde, hatte den Untergang ſeines Erbes, ſo ſehr als einem Unſinnigen möglich, im fernen Lande beeilt. Jetzt ſtanden die Mauern des Slawenſchloſſes mit geöffneten Türen und Fenſtern, aber kein Gaſtfreund ſprach im Eintreten dem Hauſe ſeinen Glückwunſch, nur wildes Geflügel flog aus und ein, und der Marder ſchlich neugierig über die Balkenlage. Nutzlos und häßlich ſtanden die Mauern, ſie drohten zu zerbröckeln und zu zerfallen wie das Geſchlecht, das hier gehauſt hatte.

Anton ging mit ſchnellen Schritten aus einem Zimmer in das andere, vergebens hoffte er einen Raum zu finden, in dem er ſich die beiden Frauen denken konnte, welche auf dieſe Wohnung wie auf ein letztes Aſyl hofften. Er öffnete alle Türen, er ſtieg über die kniſternden Treppen in die Höhe und wieder herunter, er ſtörte die Vögel auf, welche durch die Öffnungen eingedrungen waren und noch an den Neſtern des letzten Sommers hingen; aber er fand nichts als unwohnliche Räume mit ſchmutzigen Kalkwänden oder rohen Mauern, überall Zugluft, klaffende Türen, verblindete Fenſter. In dem großen Saale war etwas Hafer aufgeſchüttet; einige Zimmer des Oberſtocks mochten früher zum notdürftigen Aufenthalt für Menſchen gedient haben, ſchlechte Stühle und ein roher Tiſch war alles, was ſich von Möbeln vorfand.

Endlich betrat Anton die verfallene Treppe des Turmes und ſtieg auf die Plattform. Dort ſah er über den Mauerrand in die Tiefe und hinaus in die Ebene. Zu ſeiner linken Seite ſank die Sonne hinter grauen Wolkenmaſſen hinab in den dunkeln Schatten der Nadelwälder, zur rechten Seite lag das unregelmäßige Viereck des Wirtſchaftshofes, dahinter an der Landſtraße die unſchönen Hütten des Dorfes, in ſeinem Rücken der Bach, der von der untergehenden Sonne her nach dem Dorfe zu floß und an ſeinen Ufern einen Streifen Wieſenland zeigte. Um die Wieſen und den Anger lagen die Ackerſtücke wie in toter Ruhe, ein unreines Grün war auf den meiſten aufgeſchoſſen, nur wenige zeigten die braunen Schollen, die Zeichen neuer Kultur. Auf dem Ackerboden erhoben ſich hier und da wilde Birnbäume, die Freude des polniſchen Landmanns, ſtarke Stämme mit einer mächtigen Krone; unter jedem war eine Inſel von Gras- und Pflanzenbüſcheln, buntgefärbt durch das abgefallene Laub. Die wilden Bäume allein, die Wohnungen zahlloſer Vögel, unterbrachen die einförmige Fläche, ſie und am Rande des Geſichtskreiſes der dunkle Wald. Denn hinter Wieſe und Feld und hinter dem gelben Sande umſchloß einförmiges Nadelholz die Ausſicht. Der Himmel grau, der Boden mißfarbig, die Bäume und Sträucher am Bach ohne

Grün, und der Wald mit ſeinen Vorſprüngen und Buchten einem Walle gleich, welcher dieſen Erdfleck abſchied von allen Menſchen, von aller Bildung, von jeder Freude und Schönheit des Lebens.

Antons Herz wurde ſchwer. „Arme Lenore, ihr armen Leute!“ ſeufzte er laut und faltete traurig die Hände. „Es ſieht hier abſcheulich aus, aber das läßt ſich beſſern. Wer Geld und Geſchmack hat, der Menſch kann alles. Man kann dies Haus ausbauen und ſchmücken, ohne ungewöhnliche Koſten, Vorhänge, Teppiche, einige hundert Fuß Goldleiſten, der Tapezierer und Maler würden es in ein ſtattliches Schloß verwandeln. Leicht wäre der Anger geebnet, mit feinem Gras beſät, einige Blumenbeete von leuchtenden Farben hineingeſetzt, dahinter eine Anzahl Büſche gepflanzt, die Hütten des Dorfes durch Baumlaub verſteckt. Und käme dann zu Haus und Park das Gefühl der Kraft und Tätigkeit, dann könnte auch dieſe Landſchaft, die troſtloſeſte und ödeſte, ein heiteres Bild werden. Es iſt nichts dazu nötig als Kapital, Menſchenkraft und ein geordneter Sinn. Wie aber will der Freiherr dieſe Güter finden? Die behagliche Einrichtung dieſes Hauſes ſollte die Blüte eines tätigen und erfolgreichen Lebens ſein, und das Leben des Hausherrn iſt zerbrochen; ſie kann mit Verſtand nur geſchehen aus den Überſchüſſen, welche dieſes Gut ſeinem Herrn bereitwillig gewährt, und Tauſende von Talern werden nötig ſein, um in dieſer Unordnung die Anfänge eines neuen Lebens zu ſchaffen, und Jahre werden vergehen, bevor der Boden mehr trägt als die Wirtſchaftskoſten oder dürftige Zinſen des angelegten Kapitals.“

Unterdes betrachtete Karl zwei Zimmer des Oberſtocks mit Kennerblicken. „Dieſe beiden gefallen mir vor allen andern“, ſagte er zu dem Wirt. „Sie haben gekalkte Wände, ſie haben Fußböden, ſie haben Öfen, ja ſie haben ſogar Fenſter. Zwar ſind die Scheiben ſchadhaft, aber bis der Glaſer kommt, iſt dickes Papier nicht zu verachten. Hier richten wir uns ein. Könnt Ihr mir etwas holen, was mit Beſen und Scheuerlappen umzugehen weiß? Gut, Ihr könnt's; und hört, ſucht einige Bogen Papier zurecht, einen

Leimtiegel führe ich mit mir. Wir wollen auf der Stelle Holz holen, dann will ich einheizen, Leim kochen, Papierfenster einsetzen und Ritze verkleben. Vor allem aber helft unser Gepäck vom Hofe herschaffen. Rasch, vorwärts!"

Er riß durch seinen Eifer den Wirt fort, das Gepäck wurde in die Stube getragen, Karl packte eine Kiste mit allerlei Handwerkszeug aus, und der Wirt lief nach der Schenke, seine Magd zu rufen.

Unterdes trabten auf der Landstraße einige Reiter dem Hofe zu, stattliche Männer in Herrentracht; sie hielten vor der Wohnung des Beamten. Einer von ihnen stieg ab und pochte heftig an die verschlossene Tür. Anton rief seinen Gefährten, Karl eilte über den Anger den Fremden entgegen. Die Reiter galoppierten heran. „Guten Tag," rief der eine in sorgfältigem Deutsch, „ist der Inspektor zu Hause?"

„Wo ist der Ökonom? Wo ist Bratzky?" riefen die andern, ungeduldig wie ihre flüchtigen Pferde.

„Wenn Sie den frühern Inspektor dieses Gutes meinen," erwiderte Karl trocken, „so wird er Ihnen nicht entlaufen, obgleich Sie ihn hier nicht vorfinden."

„Was soll das?" fragte der erste Reiter und ritt näher an Karl heran. „Ich ersuche Sie um Auskunft."

„Wollen Sie Herrn Bratzky sprechen, so müssen Sie sich nach der Stadt bemühen, er sitzt im Stock."

Die Pferde bäumten, die Reiter drängten sich näher an Karl heran, lebhafte Ausrufe in polnischer Sprache flogen von allen Lippen. „Im Stock? Weshalb?"

„Fragen Sie meinen Herrn", erwiderte Karl und wies auf die Tür des Turms, in welche Anton getreten war.

„Habe ich das Vergnügen, den neuen Eigentümer des Gutes vor mir zu sehen?" fragte der Reiter, sich dem Turm nähernd, hinauf und lüftete seinen Hut. Anton sah erstaunt auf den Fremden herunter, Stimme und Gesicht erinnerten ihn an einen Herrn mit weißen Glacéhandschuhen, der in kritischer Zeit einen unangenehmen Eifer gezeigt hatte, Standrecht über Anton zu halten. „Ich bin der Geschäftsführer des Freiherrn von Rothsattel", entgegnete er. Das

Pferd des Reiters tat zwei Sprünge zurück, der Reiter wandte ſich ſchnell ab und ſprach einige Worte zu ſeinen Begleitern. Darauf rief ein älterer Mann mit einem ſchlauen Fuchsgeſicht: „Wir wollen in einer Privatangelegenheit den bisherigen Inſpektor des Gutes ſprechen. Wir erfahren, daß derſelbe in Haft iſt, und bitten Sie, uns zu ſagen weshalb.“

„Er hat ſich durch die Flucht der Übergabe der Güter an mich entziehen wollen. Es iſt Verdacht, daß er unredlich gehandelt hat.“

„Sind ſeine Sachen mit Beſchlag belegt?“ fragte der Reiter wieder hinauf.

„Weshalb tun Sie dieſe Frage?“ fragte Anton zurück.

„Um Vergebung,“ entgegnete der andere, „der Mann hatte durch Zufall Akten, welche mir gehören, in ſeiner Wohnung, es könnte mich in Verlegenheit ſetzen, wenn mir die Dispoſition darüber entzogen würde.“

„Seine Effekten ſind mit ihm nach der Stadt geſchafft worden“, erwiderte Anton. Wieder fuhren die Pferde der Reiter durcheinander, eine leiſe Unterredung entſtand, dann ſtoben die Fremden mit kurzem Gruß in geſtrecktem Galopp zurück nach dem Dorfe, dort hielten ſie einen Augenblick vor der Schenke und verſchwanden endlich auf dem Fahrweg hinter dem Walde.

„Was wollten die, Herr Wohlfart?“ fragte Karl. „Das war ein Beſuch im Sturmwind.“

„Jawohl,“ erwiderte Anton, „auch ich habe Grund, ihn für auffallend zu halten. Wenn ich nicht irre, habe ich einen der Herren bereits in ganz anderer Umgebung geſehen. Wahrſcheinlich hat dieſer Herr Bratzky ſich Freunde zu erwerben gewußt durch ungerechten Mammon.“

Der Abend hüllte Schloß und Wald in ſeine grauen Decken. Die Knechte kehrten mit den Pferden aus dem Walde zurück, Karl führte ſie vor Antons Augen, hielt ihnen in polniſcher Sprache eine kurze Rede und nahm ſie für den neuen Herrn in Pflicht. Dann kam noch der Wirt zum Rechten ſehen, er brachte Waſſer und eine Tracht Holz und ſagte zu Anton: „Ich bitte den gnädigen Herrn, vor-

ſichtig zu ſein in der Nacht, die Bauern ſitzen in der Schenke und räſonieren über Ihre Ankunft; es ſind ſchlechte Leute darunter, ich traue nicht, daß nicht einer zur Nacht einen Schwefelfaden in das Stroh ſteckt und Ihnen den Hof abbrennt."

„Ich traue, es tut's keiner", entgegnete Karl, einen neuen Holzblock in den Ofen werfend. „Es bläſt ein hübſcher Wind gerade auf das Dorf zu, es wird niemand ein Narr ſein und ſich ſelbſt die volle Scheuer in Brand ſtecken. Wir wollen dafür ſorgen, daß derſelbe Weſtwind von heute ab immer weht, ſolange wir hier ſind. Sagt das Euren Leuten. — Habt Ihr mir die beiden Kartoffeln mitgebracht?"

Anton beſtellte den Wirt zum nächſten Morgen, und die beiden Gefährten waren allein in dem öden Hauſe.

„Auf das Anlegen dürfen Sie nichts geben, Herr Anton," fuhr Karl fort, „es iſt überall in der Welt die Unart betrunkener Schlingel, mit Feuer zu drohen. — Und zuletzt, mit Reſpekt zu ſagen, wär's auch noch kein großer Schade. — Jetzt, Herr Anton, ſind wir unter uns, jetzt ſieht man ſo wenig als möglich von dieſer polniſchen Wirtſchaft, jetzt fängt's an und wird gemütlich."

„Du haſt recht" ſagte Anton und ſchob ſich einen Schemel zum Ofen.

In den grünen Kacheln kniſterte das Holz, und der rote Schein der Flamme verſuchte auf dem Fußboden einen feurigen Teppich zu malen und ſtreifige Lichter und Schatten durch die ganze Stube zu ziehen.

„Die Wärme tut wohl," ſagte Anton, „aber riechſt du keinen Rauch?"

„Natürlich", erwiderte Karl, welcher vor dem Ofenloch mit ſeinem Meſſer runde Löcher in die Kartoffeln bohrte. „Gerade die beſten Öfen rauchen im Anfange des Winters am kräftigſten, bis ſie ſich wieder an ihre Arbeit gewöhnen. Und vollends dieſer grüne Dickkopf hier hat vielleicht ſeit einem Menſchenalter kein Feuer geſehen; es iſt in der Ordnung, daß er nicht ſogleich in Zug kommt. Bitte, ſchneiden Sie ein Stück Brot ab und ſtreichen Sie hier den Ritz zu, ich verfertige unſere Leuchter." Er holte ein großes

Paket Lichte hervor, ſchnitt die halbe untere Rundung der Kartoffeln ab, ſteckte in jede ein Licht und ſtellte ſie als Leuchter auf den Tiſch, dann ſetzte er die Blechbüchſe auf. „Die iſt unerſchöpflich," ſagte er, „ſie hält noch morgen mittag vor."

„Gewiß", ſtimmte Anton vergnügt bei. „Ich habe einen merkwürdigen Appetit. Und jetzt laß uns überlegen, wie wir unſere Wirtſchaft einrichten. Was wir von Hausrat nicht entbehren können, holen wir aus der Stadt, ich will ſogleich ein Verzeichnis machen. Das eine Licht löſchen wir wieder aus, wir müſſen ſparen."

So verging der Abend unter guten Plänen; Karl machte die Entdeckung, daß er aus Kiſten und Brettern einen Teil der Möbel in wenig Stunden zuſammenſchlagen konnte. Und luſtig klang zuweilen das Lachen der Genoſſen in den Wänden des Deſpotenhauſes wieder. Endlich riet Anton zu Bett zu gehen. Sie ſchüttelten ihr Lager aus Stroh und Heu zurecht, ſchnallten die Mantelſäcke auf und holten ihre Matratzenſtücke und Decken hervor. Karl befeſtigte ein Schraubenſchloß aus ſeinem Kaſten an der Stubentür, unterſuchte die Ladung des Karabiners, ergriff ſeine Kartoffel und ſagte ſalutierend: „Wann befehlen der Herr Generalbevollmächtigte morgen geweckt zu werden?"

„Du guter Junge", rief Anton, die Hand von ſeinem Lager nach ihm ausſtreckend.

So ging Karl in das Nebenzimmer, das er für ſich ausgeſucht hatte. Kurz darauf verlöſchten die beiden Lichte, der erſte Schimmer des Lebens, welcher in dem verlaſſenen Hauſe wieder aufgeglüht war. In dem Ofen knackten noch lange die kleinen Kobolde des Hauſes über dem neuen Feuer, ſie ſummten in dem Rauchfang, ſie klopften an Türen und Fenſter, erſtaunt über das Treiben der fremden Männer. Endlich fuhren ſie zuſammen in eine Ecke des alten Turmes und fingen an ſich zu ſtreiten, ob die Flamme, die heute abend angezündet war, von jetzt ab fortbrennen würde, und ob aus den Fenſtern von jetzt ab alle Tage ein fröhliches Licht hinausfallen würde auf den Anger, die Felder, den Wald. Und während ſie zweifelten, ob das Neue

ſtark genug ſei, ſich zu erhalten, trieb der Rauch die Fledermäuſe aus ihrer Wohnung im Schornſtein, daß ſie ſchlaftrunken um die Zinnen des Turms flatterten, und die Käuze im Mauerritz ſchüttelten ihren dicken Kopf und ſtöhnten über die neue Zeit.

## 2.

Wer immer in den gebahnten Wegen des Lebens fortgegangen iſt, begrenzt durch das Geſetz, beſtimmt durch Ordnung, Sitte und Form, welche in ſeiner Heimat als tauſendjährige Gewohnheit von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt ſind, und wer plötzlich als einzelner unter Fremde geworfen wird, wo das Geſetz ſeine Rechte nur unvollkommen zu ſchützen vermag, und wo er durch eigene Kraft die Berechtigung zu leben ſich alle Tage erkämpfen muß, der erſt erkennt den Segen der heiligen Kreiſe, welche um jeden einzelnen Menſchen Tauſende der Mitlebenden bilden, die Familie, ſeine Arbeitsgenoſſen, ſein Volksſtamm, ſein Staat. Ob er in der Fremde verliere oder gewinne, er wird ein anderer. Iſt er ein Schwächling, ſo wird er die eigene Art den fremden Gewalten opfern, in deren Bannkreis er getreten iſt. Hat er Stoff zu einem Manne, jetzt wird er einer. Doppelt teuer werden ſeiner Seele die Güter, in deren Beſitz er aufgewachſen war, vielleicht auch die Vorurteile, die an ſeinem Leben hingen; und manches, was er ſonſt gleichgültig angeſehen hatte wie Luft und Sonnenſchein, das wird jetzt ſein höchſtes Gut. Erſt im Auslande lernt man den Reiz des Heimatdialektes genießen, erſt in der Fremde erkennt man, was das Vaterland iſt.

Auch Anton ſollte erproben, was er beſaß und was ihm noch fehlte.

Am nächſten Morgen begann die Beſichtigung der Bodenfläche. Die Beſitzung beſtand aus dem Hauptgut und drei Vorwerken, nur die Hälfte des Bodens ſtand unter der Pflugſchar, ein kleiner Teil lag in Wieſen, faſt die Hälfte war Wald und an dem Saume desſelben nackter

Sand. Schloß und Dorf lagen ungefähr in der Mitte der großen Lichtung, zwei Vorwerke an den entgegengesetzten Enden gegen Morgen und Abend, beide durch Vorsprünge des Waldes versteckt. Das dritte Vorwerk im Süden war durch den Wald ganz von dem Gute getrennt, es lehnte sich an ein anderes polnisches Dorf, hatte einen eigenen Wirtschaftshof und wurde seit alter Zeit als getrenntes Gut bearbeitet. Es umfaßte über den vierten Teil der Bodenfläche, hatte eine Brennerei und war seit einigen Jahren in Pacht des Branntweinbrenners, eines wohlhabenden Mannes. Der Kontrakt des Pächters war durch Ehrenthal auf einige Jahre verlängert worden, der Pachtzins war niedrig und mehr zum Vorteil des Pächters als der Gutsherrschaft festgesetzt. Doch war dies Pachtverhältnis gegenwärtig ein Glück für das Gut, weil es von einem Teil desselben Einkünfte gewährte. Der verwüstete Wald stand unter einem Förster.

Der erste Gang durch die Flur des Hauptgutes war so unerfreulich als möglich; die Felder waren für die Winterfrucht fast ohne Ausnahme nicht bestellt, und wo ein kleiner Teil die Spuren der Pflugschar zeigte, da war sie durch die Bewohner des Dorfes hingetragen worden, welche das herrenlose Gut als ihre Beute betrachteten und die fremden Ansiedler mürrisch und mit verhaltenem Grimme anstarrten. Seit Jahren hatten sie keine Hand- und Spanndienste geleistet, und der Schulze, den Anton herbeirufen ließ, erklärte trotzig, die Gemeinde werde sich nicht gefallen lassen, daß die alte Zeit wiederkehre. Er gab vor, kein Wort Deutsch zu verstehen, auch Karls Beredsamkeit vermochte nur unbehilfliche Reden aus ihm herauszubringen. Der Ackerboden selbst, vernachlässigt und durch Unkräuter entstellt, war in vielen Feldstücken besser, als Anton erwartet hatte, und der Schenkwirt rühmte seine Erträge; nur in der Nähe des Waldes erwies er sich als dürftig, auf manchen Stükken gar nicht für Fruchtbau geeignet.

„Das wird ein ernster Tag", sagte Anton, seine Brieftasche einsteckend. „Laß die Britschka anspannen, wir fahren zu den Kühen."

Das Vorwerk, auf welchem das Rindvieh einquartiert war, lag gegen Abend, eine halbe Stunde vom Schloſſe entfernt. Ein erbärmlicher Stall, daran die Wohnung eines Knechtes, das war alles. Die Rinderherde und zwei Paar Zugochſen waren dem Großknecht übergeben, er hauſte dort mit ſeiner Frau und einem ſchwachſinnigen Hirten. Die Leute verſtanden nur wenig Deutſch und flößten kein Zutrauen ein; die Frau war eine unſaubere Dame ohne Schuhe und Strümpfe, deren Milchſchüſſeln die reinigende Macht des Waſſers wohl ſelten erfahren hatten. Der Knecht und zuweilen der Hirt pflügten mit den Ochſen, wo ihnen gerade gut ſchien, die Herde weidete auf den ungebauten Äckern um das Vorwerk. „Hier iſt Arbeit für dich,“ ſagte Anton, „unterſuche die Herde und was du etwa von Winterfutter findeſt. Ich notiere die Gebäude und das Gerät.“ Karl berichtete: „Vierundzwanzig Milchkühe, halb ſoviel Jungvieh und ein alter Stier; höchſtens ein Dutzend Kühe ſind brauchbar, die andern unnütze Grasfreſſer. Das Ganze iſt ſchlechte Raſſe; es ſind früher einmal fremde Kühe, wahrſcheinlich Schweizer, hierhergeſchafft worden, und ein Zuchtſtier, der für den hieſigen Schlag viel zu groß war, ſo ſind häßliche Miſchlinge entſtanden. Die beſten Stücke ſind offenbar ausgetauſcht, denn einiges elende Landvieh läuft in der Herde, das ſich apart zuſammenhält, es kann noch nicht lange bei den andern ſein. Von Futter iſt etwas Heu für den Winter und einige Schock Haferſtroh da, Streu fehlt ganz.“

„Die Gebäude ſind troſtlos“, rief Anton. „Fahr', Kutſcher, nach der Brennerei. — Ich habe den Pachtvertrag genau durchgeſehen und bin dort noch am beſten unterrichtet.“

Der Wagen rollte auf einer ſchlechten Brücke über den Bach; dann über Acker und über eine kahle Sandfläche, ſpärlich mit Wolfsmilch und Sandgras bewachſen, in deren Wurzeln zuweilen das Samenkorn einer Kiefer gekeimt hatte und als krummer Strauch ſeine Äſte über den Sand legte. Darauf kam der Wald, Büſche und Stangenholz, mit weiten Zwiſchenräumen, zwiſchen denen der nackte Sand

zutage lag, überall Wurzelſtöcke der geſchlagenen Bäume, mit Flechten und Büſcheln Heidekraut umwachſen. Schritt um Schritt wateten die Pferde durch den lockern Sand, keiner der beiden Gefährten ſprach, ungeduldig haftete ihr Blick auf jedem Baum, den ein günſtiger Zufall höher und breiter geformt hatte als die dürftigen Nachbarn.

Endlich erweiterte ſich die Ausſicht, noch ein Dutzend Kieferbäume am Wege und wieder lag eine Ebene vor den Reiſenden, ebenſo einförmig, ebenſo mit Wald eingefaßt wie die Ackerinſel, aus welcher ſie kamen. Vor ihnen ſtand ein Kirchdorf, ſie fuhren bei einem hölzernen Kruzifix vorüber und hielten auf dem Hofe des Vorwerks. Der Pächter hatte wohl ſchon von ihrer Ankunft gehört, wahrſcheinlich war er mit den Verhältniſſen des Freiherrn beſſer bekannt, als Anton lieb war; denn er empfing ſeinen Beſuch mit einer Gönnermiene und ſteifem Nacken. Kaum daß er ſie in ein leeres Zimmer führte. Und eine ſeiner erſten Fragen war: „Glauben Sie denn, daß der Rothſattel das Gut wird behaupten können? Es iſt viel daran zu tun, und wie ich höre, iſt der Mann nicht imſtande, Kapitalien hineinzuſtecken.“

Die anmaßende Kälte erbitterte Anton, aber er antwortete mit der zähen Ruhe, welche der Handelsverkehr dem Eingeweihten gibt: „Wenn Sie mich fragen, ob der Freiherr von Rothſattel die Herrſchaft behaupten wird, ſo erwidere ich Ihnen, daß er dies um ſo eher imſtande ſein wird, je gewiſſenhafter ſeine Pächter und Zinsleute ihren Verpflichtungen gegen ihn nachkommen. Gegenwärtig bin ich hier, um nachzuſehen, ob Sie ſelbſt dieſe Pflichten erfüllt haben. Ich bin bevollmächtigt, Ihr Inventarium auf Grund Ihres Pachtvertrages durchzuſehen. Und wenn Ihnen an dem guten Willen des Freiherrn jetzt und in der Zukunft gelegen ſein ſollte, ſo gebe ich Ihnen den wohlmeinenden Rat, höflicher gegen ſeinen Stellvertreter zu ſein.“

„Der gute Wille des Barons iſt mir ganz gleichgültig“, erwiderte der aufgeblaſene Pächter. „Aber da Sie von Ihrer Vollmacht reden, ſo zeigen Sie mir doch das Papier.“

„Hier iſt ſie“, ſagte Anton, ruhig das Dokument aus der Taſche ziehend.

Der Pächter ſah die Schrift ſorgfältig durch, oder gab ſich wenigſtens den Anſchein, endlich reichte er die Blätter nachläſſig zurück und ſagte grob: „Ich weiß gar nicht, ob Sie das Recht haben, jetzt durch meine Wirtſchaft zu gehen. Indes habe ich nichts dawider. Gehen Sie und ſehen Sie an, was Sie wollen.“ Dabei ſetzte er ſeine Mütze auf und wandte ſich ab, um nach der Nebenſtube zu gehen.

Karl faßte in ſeinem Zorn einen Stuhl und ſtieß ihn auf den Boden, Anton aber vertrat mit ſchnellem Schritt dem Pächter den Weg und ſagte ihm in ruhigem Geſchäftston: „Ich laſſe Ihnen die Wahl, ob Sie uns auf der Stelle ſelbſt durch die Wirtſchaft führen wollen, oder ob ich eine Inventur durch das Gericht veranlaſſen ſoll. Das letztere wird Ihnen Koſten verurſachen, die ich für unnütz halte. Ihre Anweſenheit iſt notwendig, den Beſtand des Inventariums feſtzuſtellen, und deshalb ſind Sie verpflichtet, Sie ſelbſt, uns zu begleiten. Außerdem will ich Ihnen noch andeuten, daß jedem Pächter der gute Wille des Eigentümers notwendig iſt, wenn er eine Verlängerung ſeiner Pacht beabſichtigt; und die ihre geht in zwei Jahren zu Ende. Auch mir iſt es keine Freude, in Ihrer Geſellſchaft die nächſten Stunden zuzubringen; wenn Sie aber die Pflichten des Kontrakts und der Höflichkeit gegen mich nicht erfüllen, ſo wird der Eigentümer Ihres Vorwerks jede kontraktwidrige Nachläſſigkeit, welche ſich hier findet, dazu benutzen, durch die Gerichte ſein Verhältnis zu Ihnen aufzulöſen. Jetzt haben Sie die Wahl.“

Der Pächter ſah einige Augenblicke verdutzt in das entſchloſſene Geſicht Antons und ſagte endlich: „Wenn Sie durchaus darauf beſtehen, — es war nicht ſo böſe gemeint.“ Unwillkürlich rückte er an der Mütze und ging voran in den Hof. Anton folgte und zog wieder ſeine Schreibtafel heraus. Die Beſichtigung begann. Nr. 1. Wohnhaus, das Dach defekt. — Nr. 2. Kuhſtall, ein Fach der Lehmwand ausgefallen uſw. — So ging es lange fort in unerquicklichem Betrachten und Hadern. Das geſchäftsmäßige Weſen

Antons und die kriegeriſche Haltung ſeines Begleiters übten zuletzt ihre Wirkung auf den Pächter, er wurde kleinlauter und murmelte ſogar einige Entſchuldigungen.

Als Anton den Wagen heranwinkte, ſagte er dem Mann: „Ich gebe Ihnen vier Wochen Zeit, die bemerkten Übelſtände zu beſeitigen. Nach dieſer Friſt komme ich wieder.“ Und vom Wagen aus rief Karl dem plumpen Manne zu: „Wollten Sie vielleicht die Güte haben, jetzt Ihre Mütze abzunehmen, wie ich es tue, dies iſt der paſſende Augenblick. — So iſt's recht, mit der Zeit werden Sie das Ding ſchon lernen. Vorwärts, Kutſcher! — Wenn Sie wiederkommen,“ ſagte er zu Anton, „wird der Mann ſein wie ein Ohrwurm, der aus einer Pflaume kriecht. Er iſt dick geworden auf dem Vorwerk.“

„Und das Hauptgut iſt ſchlechter geworden durch ihn“, ſagte Anton. — „Nach dem neuen Vorwerk!“

Ein dürftiges Wohnhaus, auf der einen Seite der lange Schafſtall, auf der andern der Pferdeſtall und die Scheuer.

„Es iſt merkwürdig,“ ſagte Karl, aus der Ferne auf die Gebäude ſehend, „dieſes Dach hat keine Löcher; dort in der Ecke iſt ein Viereck von neuem Stroh eingeſetzt. Bei Gott, das Dach iſt ausgebeſſert.“

„Hier iſt die letzte Hoffnung“, erwiderte Anton.

Als der Wagen vorfuhr, zeigte ſich der Kopf einer jungen Frau am Fenſter, neben ihr ein blondhaariger Kinderkopf, beide fuhren ſchnell zurück.

„Dies Vorwerk iſt das Juwel des Gutes“, rief Karl und ſprang über den Rand der Britſchka herunter. „Hier ſind deutliche Spuren einer Düngerſtätte. Dort läuft ein Hahn und die Hennen hinterdrein, alle Wetter, ein regulärer Hahn mit einem Sichelſchwanz. Und hier ſteht ein Myrtenſtock am Fenſter. Hurra! hier iſt eine Hausfrau, hier iſt Vaterland, hier ſind Deutſche.“

Die Frau trat aus dem Hauſe, eine ſaubere Geſtalt, gefolgt von dem krausköpfigen Knaben, der beim Anblick der Fremden ſchleunigſt ſeine Finger in den Mund ſteckte und ſich hinter der Schürze ſeiner Mutter verbarg. Anton fragte

nach dem Mann. „Er kann Ihren Wagen vom Felde ſehen, er wird ſogleich hier ſein“, ſagte die errötende Frau. Sie bat die Herren in die Stube und ſtäubte mit ihrer Schürze eilig zwei Holzſtühle ab. Es war ein kleines geweißtes Zimmer, die Möbel mit roter Ölfarbe geſtrichen, aber ſauber gewaſchen, im Kachelofen brodelte der Kaffeetopf, in der Ecke tickte die Schwarzwälder Uhr, und auf einem kleinen Holzgeſtelle an der Wand ſtanden zwei gemalte Porzellanfiguren und einige Taſſen, darunter wohl ein Dutzend Bücher; hinter dem kleinen Wandſpiegel aber ſteckte die Fliegenklappe und eine Birkenrute, ſorgfältig mit rotem Band umwunden. Es war der erſte behagliche Raum, den ſie auf der weiten Gutsfläche gefunden hatten.

„Ein Geſangbuch und eine Rute,“ ſagte Anton freundlich; „ich hoffe, Sie ſind eine brave Frau. Komm her, Blondkopf.“ Er zog den verdutzten Knaben auf ſeinen Schoß und ließ ihn auf dem Knie reiten, im Schritt, im Trab und Galopp, bis der kleine Kerl ſich entſchloß, ſeine Hände anderswo unterzubringen als im Munde. „Er kennt das,“ ſagte die Frau erfreut, „ſein Vater macht's ihm geradeſo, wenn er artig iſt.“

„Sie haben eine ſchwere Zeit durchgemacht“, warf Anton hin.

„Ach, Herr,“ rief die Frau, „als wir hörten, daß eine deutſche Herrſchaft das Gut gekauft hätte, und daß wir jetzt alles für Sie zuſammenhalten müßten, und daß Sie nächſtens kommen würden und vielleicht hierherziehen, da haben wir uns gefreut wie Kinder. Mein Mann war den ganzen Tag wie einer, der in der Schenke geweſen iſt, und ich habe vor Freuden geweint. Wir glaubten, daß jetzt Ordnung werden ſollte, und man will doch wiſſen, für wen man arbeitet. Mein Mann hat ernſthaft mit dem Schäfer geſprochen — er iſt auch aus unſerer Gegend —, und die beiden Männer haben miteinander abgemacht, daß ſie es nicht leiden wollen, wenn der Inſpektor noch etwas verkauft. Und dasſelbe hat mein Mann dem Inſpektor geſagt. Aber niemand iſt gekommen in vielen Wochen, wir haben alle Tage in der Schenke nachgefragt, und mein

Mann iſt in Rosmin beim Gericht geweſen und hat ſich erkundigt, bis es zuletzt hieß, Sie würden gar nicht kommen, und das Gut würde wieder verkauft werden. Da, es ſind jetzt vierzehn Tage her, iſt der Inſpektor mit einem fremden Fleiſcher angefahren und hat verlangt, mein Mann ſolle ihm die Hammel übergeben. Mein Mann hat ſich geweigert. Da haben ſie ihm gedroht und mit Gewalt in den Schafſtall gewollt. Und der Schäfer und mein Mann haben ſich davor geſtellt und die beiden zurückgeworfen. Darauf ſind dieſe mit Flüchen weggefahren und haben gewettert, ſie würden ſich die Schafe doch holen. Seit der Zeit haben unſere Männer jede Nacht gewacht, dort hängt die geladene Flinte, die ſich der Vogt dazu geborgt hat; und wenn des Schäfers Hund bellte und ſich etwas im Hofe rührte, bin ich aufgefahren und habe um den Mann und das Kind eine fürchterliche Angſt gehabt. Es ſind gefährliche Menſchen hier, Herr Oberamtmann, und Sie werden das auch finden."

„Ich hoffe, vieles ſoll jetzt beſſer werden", ſagte Anton. „Ihr habt ein einſames Leben hier."

„Es iſt wohl einſam," ſagte die Frau; „nach dem Dorfe kommen wir faſt gar nicht, und nur manchmal des Sonntags in die deutſchen Dörfer, wenn wir zur Kirche gehen. Aber es gibt immer im Hauſe zu ſchaffen, und", fuhr ſie verlegen fort, „ich will's nur geradeheraus ſagen, wenn es Ihnen nicht recht iſt, ſoll es auch aufhören. Ich habe einen kleinen Fleck hinter der Scheuer umgegraben, wir haben ihn eingezäunt und einen Garten daraus gemacht, da habe ich mir gezogen, was ich für die Küche brauchte, und dann," fuhr ſie ſtockend fort, „dann ſind auch noch die Hühner — und auch ein Dutzend Enten, und, wenn Sie nicht böſe ſein wollten, die Gänſe auf der Stoppelweide, und", ſie fuhr mit der Schürze an die Augen, „noch die Kuh und das Kalb."

„Unſer Kalb", rief der kleine Blondkopf laut und ſchlug mit den Händen auf Antons Knie.

„Wenn Ihnen nicht recht iſt, daß ich das Vieh für mich gehalten habe," fuhr die Frau weinend fort, „ſo ſoll ja

alles aufhören. Lohn haben mein Mann und der Schäfer seit der letzten Wollschur nicht bekommen, und was wir zum Leben gebraucht, das haben wir uns durch Verkauf schaffen müssen; aber mein Mann hat Rechnung geführt über alles, und er wird sie Ihnen vorlegen, damit Sie sehen, daß wir keine unehrlichen Leute sind."

„Ich hoffe, es wird sich so ausweisen", tröstete Anton die aufgeregte Frau. „Unterdes zeigen Sie mir Ihren Garten; wenn es möglich ist, sollen Sie ihn behalten."

„Es ist nichts mehr darin", sagte die Frau entschuldigend und führte die Gäste zu dem eingehegten Platz, dessen Beete schon in großen Schollen umgegraben waren für die Winterruhe. Sie beugte sich nieder und suchte von Blumen zusammen, was sie noch fand, einige Astern, und ihren Stolz, die Herbstveilchen. Sie band einen Strauß und überreichte ihn Anton. „Weil Sie ein Deutscher sind", sagte sie dabei mit freudigem Lächeln.

Im Hofe hörte man eilige Schritte. Der Vogt kam in der Arbeitsjacke mit geröteten Wangen heran und stellte sich vor. Es war ein junger stattlicher Mann von verständigem Wesen mit einem Zutrauen erweckenden Gesicht. Anton sagte ihm einiges Ermunternde, und im Diensteifer eilte der Mann ins Haus und brachte seine Rechnungen herzu.

„Erst betrachten wir die Wirtschaft," sagte Anton, „die Bücher nehme ich mit, Ihr kommt morgen auf das Schloß, dort besprechen wir das Weitere."

„Die Pferde sind auf dem Felde," erklärte der Vogt, „ich selbst führe den einen Pflug, bei dem andern muß Schäfers Knecht helfen. Es sind nur vier Pferde hier, sonst standen zwölf in dem Stall. Wir haben in diesem Jahre wenig mehr gebaut als unser Deputat und Futter für das Vieh. Es fehlte an allem."

Der Gang durch die Wirtschaftsräume war doch erfreulich, die Gebäude waren in erträglicher Ordnung, und die vorhandenen Vorräte gaben Hoffnung, die Herde über den Winter zu erhalten. Zuletzt öffnete der Vogt mit freudigem Gesicht eine Tür im Bodenraum des Wohnhauses und wies auf einen Haufen Erbsen. „Das Stroh haben Sie über dem

Schafſtall geſehen, hier ſind die Erbſen ſelber, ich habe ſie vor dem Inſpektor verſteckt, weil ich dachte, ſie gehörten Ihnen. Es war Eigennutz dabei," fuhr er ehrlich fort, „denn wir waren ſo geſtellt, daß wir nichts erhielten, und ich mußte auf etwas denken, was dieſem Vorwerk das Leben rettete, wenn der Winter keine Hilfe brachte."

Die Frau des Vogts trat mit ihrem Knaben herzu, als die Männer aufbrachen, ihr Geſicht leuchtete vor Freude über die bevorſtehende Verbeſſerung ihrer Lage.

„Es iſt gut," ſagte Anton lächelnd, „ich hoffe, wir werden miteinander zurechtkommen. Und jetzt zu den Schafen. Wir gehen, kommt mit uns, Vogt." Der Wagen fuhr langſam über das Feld voraus, der Vogt erklärte eifrig den Zuſtand der Feldſtücke; nicht der vierte Teil des Ackers, welcher zu dem Vorwerk gehörte, war beſtellt, lange Strecken lagen ſeit Jahren als Weideland in Ruhe.

Ungeduldig eilte Karl voraus, als ſie ſich dem wolligen Volk näherten, welches gegenwärtig faſt der einzige Schatz lebender Weſen war, der dem Gute gehörte. Langſam mit breitem Schritt kam der Schäfer den Fremden entgegen, begleitet von ſeinen zwei Hunden, dem erfahrenen alten, welcher gleichen Schritt mit ſeinem Herrn hielt und ebenſo bedächtig wie ſein Brotherr das neue Schickſal des Gutes herankommen ſah, und von einem jungen Köter, der als Lehrling in dem ſchweren Berufe eines Schäferhundes ſich vergeblich bemühte, den Schein ruhiger Würde zu behaupten; er lief immer wieder in jugendlicher Hitze ſeinem Herrn vor und bellte die Fremden an, bis ein mißbilligendes Knurren ſeines erfahrenen Kameraden ihn zum Stillſtehn brachte. Der Schäfer nahm mit Förmlichkeit ſeinen breiten Filzhut ab und erwartete die Anrede der Fremdlinge. Als denkender Mann und Naturkundiger wußte er allerdings, wen er vor ſich ſah, aber es hätte einem, deſſen ganzes Leben darauf gerichtet war, vorſchnelles Weſen an Schafen und Hunden zu bändigen, ſehr ſchlecht geſtanden, wenn er ſelbſt die Neugierde eines Böckleins gezeigt hätte. Der Vogt ſtellte mit einer kreisförmigen Handbewegung dem Schäfer die beiden Herren vor, und der Schäfer neigte mehrmals ſeinen

Kopf in einer Weiſe, welche anzeigte, daß er die Bedeutung der ausgeſprochenen Worte vollſtändig begreife.

„Eine hübſche Herde, Schäfer“, redete ihn Anton an.

„Fünfhundertfünfundzwanzig Stück,“ antwortete der Schäfer, „darunter ſechsundachtzig Lämmer, dort hinten vierzig Maſthammel.“ Er ſuchte mit forſchendem Blick in der Herde nach einem Schaf, welches die wünſchenswerten Eigenſchaften eines Probeſtücks hatte, beugte ſich nieder, faßte das Tier mit ſchnellem Ruck an den Hinterbeinen und zeigte die Wolle. Karl begann die Unterſuchung. Es waren große ſtarkgebaute Tiere, wie ſie zu den Verhältniſſen des Gutes paßten, und gleichmäßiger in Bau und Wolle, als ſich nach allem hoffen ließ. „Wenn ſie Futter kriegen, geben ſie ihre Wolle“, ſagte der Schäfer ſtolz. „Es iſt Kernwolle.“

Ein Jährling war ſo unvorſichtig zu huſten. Der Schäfer ſah mißbilligend auf das vorlaute Tier; „die Herde iſt ganz geſund“, erklärte er.

„Wie lange ſeid Ihr hier im Dienſt?“ fragte Anton.

„Neun Jahre“, erwiderte der Mann. „Als ich herkam, war das Vieh wie die Pudel in der Stadt, mit nacktem Hinterteil. Es hat Mühe gemacht, niemand hat ſich um die Herde bekümmert; es iſt deswegen nicht ſchlechter gegangen. Wenn ich nur immer Erbſenſtroh gehabt hätte, und in dieſem Winter die ordinären Erbſen für die Mütter.“

„Wollen ſehen, was ſich tun läßt,“ tröſtete Anton; „es iſt knapp in der Wirtſchaft für dieſen Winter.“

„Das iſt wahr,“ gab der Schäfer zu, „aber hier iſt ſchöne Brachweide.“

„Ich glaube gern,“ ſagte Anton lächelnd, „daß Eure Schafe nicht unzufrieden ſind. Es gibt wenig Felder, auf denen Euer Hund nicht zu jeder Jahreszeit gebellt hat. Mit Freuden habe ich gehört, wie brav Ihr die Herde für Euren neuen Herrn verteidigt habt. Sind die Leute hier Euch oft ärgerlich geweſen?“

„Ich könnt's nicht ſagen, Herr,“ verſetzte der Schäfer, „die Menſchen ſind ſich überall gleich, ſie wollen nicht parieren, und ſie haben keine Überlegung. Ich richte eher einen

Hund ab für die Herde als einen Menſchen.“ Er ſtützte ſich breitſpurig auf ſeinen langen Stab und ſah mit Wohlgefallen auf ſeinen Hund herunter, der unterdes pflichtgetreu die Herde umbellt hatte und jetzt zu ſeinem Herrn zurückkam, um ſeine Schnauze vertraulich an den Hoſen desſelben abzuwiſchen. „Sehen Sie dieſen Hund an! Wenn ich einen Hund zwei Jahre in der Lehre gehabt habe, ſo iſt er entweder gut, oder er iſt nicht gut. Wenn er nicht gut iſt, ſo jage ich ihn fort, und ich bin fertig mit ihm; wenn er einmal gut geworden iſt, ſo kann ich mich, ſolange er lebt, auf ihn verlaſſen wie auf mich ſelber. Den Jungen dort bei den Hammeln habe ich drei Jahre im Dienſt, und ich kann keine Stunde dafür ſtehen, daß er nicht einen verrückten Einfall bekommt, und anſtatt meine Schafe nach rechts zu treiben, ſelber nach links läuft. Deswegen ſage ich, es iſt auf Menſchen kein Verlaß.“

„Und auf wen verlaßt Ihr Euch in dieſer Welt?“ fragte Anton.

„Zuerſt auf mich ſelber,“ ſagte der Schäfer, „denn ich kenne mich, und dann auf meinen Hund Krambow, den kenne ich auch, und außerdem noch zuletzt, wie ſich's gehört“ — er winkte mit dem Kopfe ein wenig nach der Höhe; dann pfiff er leiſe ſeinem Hunde, Krambow fuhr wieder im Kreiſe um die Herde. „Und Sie,“ fuhr der Schäfer fort, „werden Sie hier bleiben bei dem Baron?“

„Ich denke ja“, antwortete Anton.

„Und darf ich fragen als was? Inſpektor und Amtmann ſind Sie nicht, denn Sie haben ſich die Hammel noch nicht angeſehen. Die Hammel müſſen fort, es iſt hohe Zeit. Alſo, darf ich fragen, was ſind Sie bei dem neuen Herrn?“

„Wenn's ein Titel ſein ſoll,“ erwiderte Anton, „ſo nennt mich Rechnungsführer.“

„Rechnungsführer,“ wiederholte der Schäfer nachdenkend, „da darf ich wohl mit Ihnen über mein Deputat reden?“

„Das ſollt Ihr, Schäfer, das nächſte Mal, wenn ich Euch ſehe.“

„Es hat keine Eile,“ ſagte der Schäfer, „man will nur wiſſen wie? In meiner Stube iſt eine Glasſcheibe zerbro-

chen, der Glaſer wird jetzt wohl wieder aufs Schloß kommen, da bitte ich, Herr Rechnungsführer, daß Sie an mich denken."

Karl und der Vogt traten heran, Anton rief dem Kutſcher: „Nach der Förſterei!"

„Sie wollen zum Förſter?" fragte der Vogt mit verlegener Miene.

„Er will zum Förſter!" wiederholte der Schäfer und trat einige Schritte näher.

„Weshalb wundert Euch das?" forſchte Anton aus dem Wagen.

„Es iſt nur" — ſagte der Vogt ſtockend, „der Förſter iſt ein wunderlicher Mann. Und wenn nicht der Herr Baron ſelbſt kommt, ſo wird er ſich nicht ergeben."

„Wohnt er denn in einer Feſtung?" fragte Anton lachend.

„Er hat ſich eingeſchanzt", ſagte der Vogt, „und läßt niemand in ſein Haus, er lebt auf ſeine eigentümliche Weiſe."

„Er iſt ein Waldmenſch", beſtätigte der Schäfer mit dem Kopfe nickend.

„Die Polniſchen ſprechen, er iſt ein Schwarzkünſtler", fuhr der Vogt fort.

„Er kann verſchwinden", rief der Schäfer.

„Glaubt Ihr das auch?" fragte Karl erfreut.

„Es gibt keine Hexeriche," erklärte der Schäfer mit ſtarker Mißbilligung ſeines Vorurteils, „die im Dorfe halten manchen dafür. Der Förſter iſt ein natürlicher Mann."

„Er iſt im Grunde ein guter Mann, aber er hat ſeinen Eigenſinn", ſagte der Vogt.

„Ich hoffe, er wird meine Vollmacht reſpektieren," entgegnete Anton, „es wäre ſein Schade, wenn er es nicht täte."

„Es wird doch beſſer ſein, wenn ich mit dem Förſter ſpreche", bat der Vogt. „Wenn Sie mir erlauben wollen, mit Ihnen zu fahren — er hat zu mir ein gutes Zutrauen."

„Meinetwegen," ſchloß Anton, „nehmt die Zügel, der Knecht mag unterdes den Pflug führen, auf dem Rückwege

ſetzen wir Euch ab. Und jetzt vorwärts zu dem gefährlichen Mann.“

Der Vogt lenkte in einen Feldweg, der in den Wald zwiſchen junges Kiefernholz führte. Der Boden war wieder Sand, der Baumwuchs kümmerlich. Über Wurzeln und Steine ging es auf einem Seitenwege tiefer in den Wald hinein, an einem Schlage von fünfzehnjährigem Holz hörte der Fahrweg auf, der Vogt ſchlang die Zügel um einen Baumſtamm und bat die Herren auszuſteigen. Auf ſchmalem Fußpfade ſchritten ſie durch dickes Kiefergebüſch vorwärts, die langen Nadeln ſtreiften an ihre Kleider, die eingeſchloſſene Luft war mit kräftigem Waldgeruch angefüllt. Hinter dem jungen Holz ſenkte ſich der Boden, der Grund wurde feucht, grünes Moos hatte ſeine weichen Polſter ausgebreitet, und eine Gruppe mächtiger Föhren ſtreckte ihre dunklen Kronen hoch in die Luft. Hier lag das Förſterhaus, von den braunen Äſten der Waldbäume überdacht, ein niedriger Holzbau von einem ſtarken Bretterzaun umgeben, um deſſen Außenſeite eine dreifache Reihe junger Fichten als Hecke gepflanzt war. Ein kleiner Quell rieſelte unter dem Holz des Zauns hervor, von den Wedeln großer Farnkräuter bedeckt, fiel er murmelnd auf einige Steine. Unten das ſaftige Moosgrün, darüber die Stämme hundertjähriger Bäume mit bärtigen Flechten bewachſen, und darin das Haus hinter grünendem Zaune verſteckt, das war ein Anblick, der zwiſchen Sand und Heide wohl erfreuen mußte. Nirgends war ein Weg zu ſehen, auf dem Mooſe nicht einmal die Spuren eines Fußtritts, nur das Hundegebell im Hofe verkündete, daß nicht Frau Holle oder die ſieben kleinen Zwerge in der Hütte wohnten, ſondern leibhaftige Menſchen.

Die Männer gingen um den Zaun herum, bis ſie an eine ſchmale Tür kamen, die aus ſtarken Bohlen zuſammengenagelt und feſt verſchloſſen war.

„Sein Dompfaff ſitzt oben am Fenſter,“ ſagte der Vogt, „er iſt zu Hauſe.“

„So ruft ihn an“, befahl Anton.

„Er weiß längſt, daß wir hier ſind," erwiderte der Vogt und wies auf eine Reihe kleiner Öffnungen im Zaune; „ſehen Sie die Gucklöcher? Er beobachtet uns ſchon, aber das iſt ſeine Art ſo. Ich muß mein Zeichen geben, ſonſt wird er nicht aufmachen." Der Vogt ſteckte zwei Finger in den Mund und pfiff dreimal, aber alles blieb ſtill. „Er iſt tückiſch", ſagte der Vogt bekümmert. Wieder tönte ſein gellender Pfiff, bis das Gebell der Hunde in Geheul überging und der Dompfaff am Dachfenſter mit den Flügeln um ſich ſchlug.

Endlich erklang eine rauhe Stimme von der andern Seite der Wand: „Wen, zum Henker, bringt Ihr mit Euch?"

„Macht auf, Förſter," rief der Vogt, „die neue Herrſchaft iſt da."

„Geht zum Teufel mit Eurer Herrſchaft," antwortete die Stimme unwillig, „ich habe die Zucht ſatt."

Der Vogt ſah beſtürzt auf Anton. „Öffnen Sie das Tor," befahl dieſer, „es wird Ihnen nützlich ſein, wenn Sie freiwillig tun, wozu ich Sie zwingen kann."

„Zwingen?" fragte die Stimme; „ſeht zu, ob Ihr mit dem fertig werdet." Der Lauf einer Doppelflinte ſchob ſich durch das Loch in der Tür und bewegte ſich gemächlich hin und her.

„Das Gewehr wird Euch nichts helfen," erwiderte Anton, „wir haben etwas bei uns, was von heute ab in dieſem Walde ſtärker ſein ſoll als die Gewalt, und das iſt unſer Recht und das Geſetz."

„So?" fragte die Stimme, „und wer ſind Sie denn?"

„Ich bin der Bevollmächtigte des neuen Gutsherrn und befehle Euch, dieſe Tür zu öffnen."

„Heißen Sie Moſes oder Levi?" rief die Stimme wieder. „Ich will mit keinem Bevollmächtigten der Welt zu tun haben. Wer als Bevollmächtigter zu mir kommt, den halte ich für einen Spitzbuben."

„O, ſo ſoll doch das Donnerwetter auf Euren harten Kopf fahren", rief Karl in tiefſter Entrüſtung. „Wie könnt Ihr Euch unterſtehen, von meinem Herrn ſo deſpektierlich zu reden, Ihr verrückter Kommißſtiefel?"

„Kommißstiefel?“ fragte die Stimme; „das lasse ich mir gefallen, das ist das verständigste Wort, welches ich seit langer Zeit gehört habe.“ Der Riegel schob sich zurück, und der Förster trat vor die Tür, die er wieder hinter sich zuzog. Er war ein kleiner breitschultriger Mann mit grauem Haar und einem langen grauen Bart, der ihm bis auf die Brust herabhing; in dem runzligen Gesicht glänzten zwei schlaue Augen wie Kohlen; er trug einen dicken, abgeschabten Rock, dem Sonne und Regen jede Farbe ausgesogen hatten, hielt seine Doppelflinte in der Hand und blickte trotzig auf die Fremden. So glich er einem Stück Baumstamm aus dem Walde. Endlich sagte er: „Wer hat hier geschimpft?“

„Ich,“ antwortete Karl vortretend, „und Ihr sollt mehr erhalten als schwere Worte, wenn Ihr in Eurer Insubordination fortfahrt.“

„Was tragt Ihr für eine Mütze?“ fragte der Alte, Karl aufmerksam betrachtend.

„Seid Ihr ein Pilz geworden in Eurem Walde, daß Ihr die nicht kennt?“ versetzte Karl und schwenkte seine Soldatenmütze um den Kopf.

„Husar?“ fragte der Alte.

„Invalide“, erwiderte Karl.

Der Alte wies auf ein kleines Band an seinem Rocke. „Landwehr,“ sagte er, „1813 und 1814.“

Karl griff an die Mütze und salutierte: „Respekt, Alter; aber ein Grobian seid Ihr doch.“

„Na, Euch hört man's auch nicht an, daß Ihr Invalide seid“, sagte der Förster. „Ihr seht toll genug aus, und fluchen könnt Ihr auch. Also Sie sind keine Händler und keine Agenten?“ fragte er zu Anton gewandt.

„So nehmt doch Vernunft an“, rief der Vogt. „Dieser Herr hier hat den Auftrag, das ganze Gut zu übernehmen und von jetzt ab zu verwalten, bis die Herrschaft selber kommt. Es wird bessere Zeit werden, Förster, der Herr ist anders, als die in der letzten Zeit hier waren. Ihr stürzt Euch ja ins tiefste Unglück mit Eurem widerhaarigen Wesen.“

„So?“ ſagte der Förſter. „Um mein Unglück kümmert Euch nicht, ich werde ſchon allein damit fertig. Alſo Sie ſind ein Bevollmächtigter? In den letzten Jahren iſt alle Augenblicke ein anderer gekommen mit einer Vollmacht. Und das will ich Ihnen ſagen,“ fuhr er zornig fort und trat einige Schritte vor: „Bücher und Rechnungen finden Sie nicht bei mir. Meine Sache ſteht ſo: ſeit fünf Jahren habe ich als Förſter, der über dieſen Wald geſetzt iſt, mich mit den Vollmachten herumgezankt, jede Vollmacht hat Klaftern geſchlagen in ihre Taſche, und zuletzt ſind die Bauern gekommen aus allen Dörfern und haben ſich Holz geholt, ſo viel ſie wollten, und wenn ich ihnen mein Eiſen unter die Naſe hielt, ſo hielten ſie mir einen Spitzbubenzettel von einem Bevollmächtigten unter die Naſe, der ihnen alles erlaubte. Ich hab' nichts mehr zu ſagen gehabt und habe hier für mich gelebt. Wild gibt's wenig; was ich geſchoſſen habe, habe ich aufgegeſſen, und Haut und Balg verkauft, denn der Menſch muß leben. Seit fünf Jahren habe ich keinen Pfennig Gehalt erhalten, ich habe mir's ſelbſt genommen. Alle Jahre fünfzehn Stämme von dieſen hier. So weit Sie dort die Lichtung ſehen, ſtand neunzigjähriges Holz, fünfmal fünfzehn Stämme habe ich für mich niedergeſchlagen, noch drei Winter reichen die Stämme, die hier ſtehen, auf ſo lange geht meine Rechnung. Wenn der letzte niedergeſchlagen war, dann wollte ich meine Hunde totſchießen und mir einen ſtillen Platz im Walde ausſuchen.“ Er ſah finſter auf ſeine Flinte. „Dreißig Jahre habe ich hier gelebt, ich habe mein Weib und meine Kinder auf dem deutſchen Kirchhofe begraben; was jetzt mit mir geſchieht, bekümmert mich nicht. So weit um dieſes Haus herum der Blaff meiner Hunde reicht und meine Kugel trägt, iſt der Wald im Stande, das andere hat den Bevollmächtigten gehört. Das iſt meine Rechnung, und jetzt machen Sie mit mir, was Sie wollen.“ Er ſtampfte in großer Aufregung den Kolben auf die Erde.

„Auf das, was Sie mir geſagt haben,“ erwiderte Anton, „werde ich Ihnen antworten in der Förſterei und in der Stube, welche von jetzt ab Ihrem Brotherrn, dem Frei-

herrn von Rothſattel gehört.“ Er ſchritt zu der Tür und legte die Hand an den hölzernen Riegel: „So ergreife ich Beſitz von dem Eigentum des neuen Gutsherrn.“ Er öffnete die Tür und winkte dem Förſter: „Halten Sie Ihre Hunde zurück und führen Sie uns in Ihr Zimmer, wie es ſich ſchickt.“

Der Förſter widerſprach nicht, er ging langſam voran, rief die Hunde ab und öffnete die Klinke ſeiner Haustür.

Anton trat mit ſeinen Begleitern in die Stube. „Jetzt, Förſter,“ ſagte er, „da Sie uns dies Haus geöffnet haben, will ich Ihnen zur Stelle Beſcheid ſagen. Was bis zu dieſem Tage an dem Walde von Ihnen geſchehen iſt, das iſt nicht zu ändern, und darüber ſoll fortan keine Rede ſein. Von heute ab erhalten Sie wieder feſtes Gehalt und Ihr Deputat, und wir werden deshalb untereinander einen neuen Vertrag machen. Und von heute ſtelle ich den Wald des Gutes und alles, was zur Wald- und Jagdgerechtigkeit gehört, unter Ihre Aufſicht. Ihre Pflicht iſt, als braver Förſter dem Gutsherrn zu ſtehen für ſein Recht, und von dieſer Stunde an mache ich Sie dafür verantwortlich. Ich werde Sie ſchützen bei jedem geſetzlichen Tun; wo ich ſelbſt dies nicht vermag, werde ich die Hilfe des Geſetzes für uns fordern. Gegen jedes Unrecht, das an dem Walde verübt wird, werden wir ſtrenge ſein, damit die Unordnung aufhöre. Eine beſſere Zucht ſoll auf dieſen verwilderten Gütern eingeführt werden, und der neue Herr erwartet von Ihnen, daß Sie als gehorſamer und getreuer Mann ihm dabei helfen. Auch das wilde Leben im Buſch, das Sie in den letzten Jahren geführt, ſoll aufhören; wir ſind Landsleute, Sie werden regelmäßig auf das Schloß kommen und über den Wald Rapport bringen, und wir werden dafür ſorgen, daß Sie ſich in Ihren alten Tagen nicht verlaſſen fühlen. Wollen Sie ehrlich alles tun, was ich von Ihnen verlange, ſo reichen Sie mir jetzt Ihre Hand.“

Der Förſter hatte verdutzt mit abgezogener Mütze die Rede Antons angehört, jetzt ſchlug er in die dargebotene Hand und ſagte: „Ich will.“

„Mit dieſem Handſchlag“, fuhr Anton fort, „nehme ich Sie in Pflicht und Dienſt im Namen des Gutsherrn.“

Der Förſter hielt lange mit beiden Händen die Hand Antons feſt und rief endlich: „Wenn ich's noch erlebe, daß es auf dieſem Gute beſſer wird, ſo ſoll mich's freuen. Ich will tun, was ich kann; aber ich ſage Ihnen im voraus, es wird harten Tanz ſetzen; durch die Verwalter und die liederliche Wirtſchaft ſind die Gutsleute wie die Räuber geworden, und ich fürchte, meine alte Flinte wird mehr als einmal das letzte Wort ſprechen müſſen.“

„Wir werden kein Unrecht ertragen und kein Unrecht tun, den Erfolg müſſen wir abwarten“, erwiderte Anton ernſt. „Und jetzt, Förſter, zeigen Sie uns Ihre Wohnung und machen Sie ſich zurecht, uns in den Wald zu begleiten.“ Anton durchſchritt das kleine Haus. Es war von Balken gezimmert, die Stube von innen mit Brettern verſchlagen. Durch die kleinen Fenſterſcheiben fiel das Licht trübe herein, die braune Farbe der Bretterwände und die ſchwarze Balkendecke vermehrten die Dunkelheit und gaben dem Zimmer ein geheimnisvolles Ausſehen. Nur undeutlich war zu erkennen, was rundum an der Wand befeſtigt war, Geweihe, Hundehalsbänder, Jagdgerät und ausgeſtopfte Vögel. Am Ofen ſtand ein kleiner Schrank mit Küchengeſchirr. „Ich koche mir ſelbſt,“ ſagte der Förſter; „was ich brauche, hole ich aus der Schenke.“ An den Fenſtern hingen Vogelbauer zu zweien und dreien übereinander, und das Gezwitſcher der kleinen Waldvögel, ein unaufhörliches Zanken, Locken und Schwatzen klang wie eine heimliche Unterredung, die der Wald ſelbſt mit ſeinem alten Wächter hielt. In der Nähe des Ofens ſaß ein Rabe mit ſtruppigem Gefieder, weiße Federn ſchimmerten an ſeinem Kopfe und den Flügeln und bewieſen das hohe Alter des Vogels. Er hatte ſeinen Hals zuſammengezogen und ſchien ganz in ſich verſunken, aber ſeine glänzenden Augen beobachteten jede Bewegung der Fremden. Neben der Wohnſtube war die Schlafkammer, dort hingen die Gewehre, an dem Bett ſtand eine hölzerne Lade. Ein Gitter vor dem Fenſter verriet, daß hier die Zitadelle des Hauſes war.

„Wohin führt dieſe Tür?“ fragte Anton, auf eine Falltür im Boden deutend.

„Es iſt ein Kellerloch“, erwiderte der Förſter zögernd.

„Iſt es gewölbt?“ fragte Anton.

„Ich führe Sie wohl hinunter,“ ſagte der Förſter, „wenn Sie allein kommen wollen.“

„Erwartet uns im Hofe“, rief Anton ſeinen Begleitern in die Stube hinein.

Der Förſter zündete eine Lampe an, verriegelte ſorgfältig die Kammertür und ging mit dem Licht voran. „Ich hätte nicht gedacht,“ ſagte er, „daß bei meinen Lebzeiten ein fremdes Auge mein Geheimnis ſehen ſollte.“ Wenige Stufen führten hinunter in ein enges Gewölbe, das durch einen Mauerritz notdürftig Luft erhielt. An der einen Seite aber war die Grundmauer durchbrochen, ein niedriger Stollen führte in die Erde. Er war durch Baumſtämme abgeſtützt, die in ſpitzem Winkel aneinander ruhten.

„Dies iſt mein Dachsbau,“ ſagte der Förſter und hielt die Lampe in die dreieckige ſchwarze Öffnung; „der Weg führt unter der Erde fort in das junge Holz. Er iſt über vierzig Schritt lang, und ich habe lange Zeit gebraucht, ihn auszugraben. Auf dem Wege krieche ich aus dem Hauſe und wieder herein, ohne daß es jemand merkt; und ihm verdanke ich, daß ich hier ausgehalten habe, denn er iſt Urſache, daß die dummen Bauern mich als einen Hexenmeiſter fürchten. Wenn ſie mich belauert hatten, daß ich in den Hof hineinging, und ſich ſicher glaubten bei einer Diebereи, ſtand ich auf einmal wieder hinter ihnen. Es ſind jetzt zehn Jahre her, da überfiel eine Bande mein Haus, damals war es auf mein Leben abgeſehen, ich aber fuhr als Dachs durch die Röhre. Verraten Sie niemand, was ich Ihnen gezeigt habe.“

Das verſprach Anton, und ſie kehrten zurück in den Hofraum. Dort fanden ſie Karl beſchäftigt, den hölzernen Trog eines jungen Fuchſes zwiſchen vier Pflöcken feſtzuklammern, die er in den Boden ſchlug. Der Fuchs war unempfindlich gegen die Aufmerkſamkeit des Huſaren, er fauchte ihn wütend an, raſſelte mit ſeiner Kette und ſuchte fortwährend

unter dem Brett, durch welches ihn Karl in die Hütte eingeschlossen hatte, die Hände und Waden des Arbeitenden anzufallen. „Willst du mir die Hand küssen, kleiner Rotkopf?“ rief Karl hämmernd, „du bist ein artiger Junge, was du für treuherzige sanfte Augen hast! So, fertig; jetzt spring herüber und wieder zurück. Er folgt aufs Wort, Förster. Ein gutmütiges Tier, ganz Euer Naturell, Kamerad.“

Der Förster lachte. „Versteht Ihr mit einem Fuchseisen umzugehen?“

„Ich denke“, sagte Karl.

„Es sind mehr solche Burschen hier,“ fuhr der Förster fort; „wenn's Euch recht ist, stellen wir den nächsten Sonntag zusammen.“

So schritten alle im besten Einvernehmen durch das Holz. Anton rief den Förster neben sich und ließ sich von ihm die nötigste Auskunft geben. Was der Alte berichtete, war freilich nicht gut, von schlagbarem Holze war kaum so viel vorhanden, als die Wirtschaft selbst bedurfte. Das alte Plünderungssystem hatte in rohester Weise den Forst verwüstet. Als der Förster am Rande des Waldes seine Mütze zog und respektvoll fragte, zu welcher Stunde er morgen auf das Schloß kommen dürfe, da empfand Anton mit Freude, daß es ihm gelungen war, die innere Unsicherheit zu verbergen, die ihn in den neuen Verhältnissen so sehr störte.

„Sieh,“ sagte er zu seinem Getreuen, „als beide am Abend vor dem grünen Kachelofen saßen, „das ist es, was mir hier die größte Sorge macht; ich fühle mich unwissend und hilflos jedem Knecht gegenüber, und ich habe doch die Aufgabe, auch die Wirtschaft in Respekt zu erhalten. Wie wenig der gute Wille allein nützt, habe ich in diesen beiden Tagen deutlich erkannt. Jetzt gib guten Rat. Was sollen wir zunächst in der Wirtschaft tun?“

„Was von dem Vieh unbrauchbar ist, verkaufen Sie; die schlechten Leute bei den Kühen entlassen Sie auf der Stelle. Rindvieh und Pferde bringen Sie auf den großen Hof zusammen, damit sie unter Aufsicht sind. Was von Feldbestellung mit den geringen Kräften noch geschafft werden

kann, das wird regelmäßig gemacht, nichts übereilt. Gekauft muß jetzt werden Stroh und Hafer. Hier auf dem Hofe übergeben Sie bis zum nächſten Frühjahr, wo ein ordentlicher Beamter notwendig wird, mir die Aufſicht; ich werde meine Sache nicht gut machen, aber beſſer als ein anderer von Ihren Leuten."

Es war ſpät am Abend, als ein eiliger Tritt auf der Treppe gehört wurde. Mit einer großen Stallaterne und einem Geſicht voll von argen Neuigkeiten trat der Schenkwirt in Antons Stube. „Ich wollte dem Herrn doch melden, was ich gehört habe. Ein Deutſcher aus Kunau, der ſoeben hier durchkam, hat die Nachricht gebracht, daß der Bratzky geſtern nicht in Rosmin angekommen iſt."

„Nicht angekommen?" rief Anton aufſpringend.

„Eine halbe Meile von Rosmin im Walde iſt der Wagen von vier Reitern überfallen worden, es war finſter, der Bratzky ſaß gebunden im Wagen, neben ihm der Gendarm. Die Reiter aber haben den Gendarm überwältigt und ſelbſt gebunden, und den Bratzky mit allen ſeinen Sachen vom Wagen gehoben, und fort mit ihm auf ein Pferd und in die Büſche. Zwei Reiter ſind bei dem Wagen geblieben und haben den Kutſcher gezwungen von der Straße abzufahren in ein Dickicht, und dort haben ſie ihre Piſtolen zwei Stunden lang dem Kutſcher und dem Gendarm vorgehalten. Dann ſind ſie weggeritten. Der Kutſcher ſagt, die Pferde wären Herrenpferde geweſen, und die Männer hätten vornehm miteinander geſprochen. Der Gendarm iſt zerſtoßen, ſonſt iſt ihm nichts geſchehen; nur Ihren Bericht haben ſie ihm genommen."

Die Stubengenoſſen ſahen einander betroffen an und dachten an die Reiter von geſtern.

„Wo iſt der Mann, der die Nachricht gebracht hat?" fragte Anton und griff nach ſeinem Hut.

„Er war eilig weiter zu kommen, wegen der Finſternis", ſagte der Wirt. „Morgen werden wir vieles hören von der Geſchichte. Das iſt nicht vorgekommen ſeit Jahren, daß ſie zu Pferde überfallen haben einen Wagen, in wel-

chem ſitzt der Gendarm ſelber. Wenn ſie bei uns geraubt haben, ſo haben ſie es immer getan zu Fuß."

„Habt Ihr einen der Reiter gekannt, welche geſtern nachmittag im Dorfe waren und nach dem Inſpektor riefen?" fragte Anton.

Der Wirt warf einen ſchlauen Blick auf Anton, zögerte aber zu antworten.

„Nun," drängte Anton, „die Herren waren doch aus der Gegend, einen oder den andern müßt Ihr kennen."

„Warum ſoll ich ihn nicht kennen?" erwiderte der Wirt unruhig. „Es iſt doch der reiche Herr von Tarow ſelber mit ſeinen Gäſten. Ein mächtiger Mann, Herr Wohlfart, welcher hat die oberſte Polizei auch über Ihre Güter. Und was er hat zu tun gehabt mit dem Bratzky? Der Bratzky hat als Inſpektor hier auch verſehn die Polizei, und iſt manchmal geweſen ein Händler für die Edelleute beim Pferdekauf und bei andern Dingen. Wenn die Polizei mit dem Inſpektor hat ſprechen wollen, warum ſoll ſie's nicht tun? Die von Tarow ſind ſchlaue Leute, ſie wiſſen, was ſie zu tun haben und was ſie haben zu reden." So ſprach der Wirt mit großer Zungenfertigkeit, aber ſeine Augen und der Ausdruck ſeines Geſichts ſagten etwas ganz anderes.

„Ihr habt einen Verdacht", rief Anton, den Wirt ſcharf anblickend.

„Soll mich Gott bewahren vor allem Verdacht", fuhr der Wirt erſchrocken fort. „Und, Herr Wohlfart, wenn ich mir erlauben darf, Ihnen zu ſagen meine Meinung, wozu wollen auch Sie haben einen Verdacht auf jemand? Sie werden genug zu tun haben hier im Gut und werden brauchen die Edelleute mehr als einmal. Wozu wollen Sie ſich Feinde machen ohne Nutzen? Es iſt hier das Land, wo die Herren auf einen Haufen reiten und wieder auseinander, und ihre Köpfe zuſammenſtecken und dann wieder auseinander. Wer ſich nicht darum kümmert, der handelt am klügſten."

Als der Wirt mit ſeinem Nachtgruß das Haus verlaſſen hatte, ſagte Anton finſter zu ſeinem getreuen Gefährten:

„Ich fürchte, daß nicht das Gut allein uns Sorge machen wird, ſondern daß noch etwas anderes um uns vorgeht, wogegen wir beide mit allem Witz nichts ausrichten werden.“

Der dreiſte Überfall brachte die ganze Gegend in Aufregung. Anton wurde in den nächſten Wochen einige Male nach Rosmin beſchieden, ſeine Ausſagen hatten keinen Erfolg, es gelang den Behörden nicht, die Täter zu ermitteln oder die Perſon des entführten Inſpektors in ihre Gewalt zu bekommen.

## 3.

Die erſten Wochen vergingen den beiden Koloniſten in einer Tätigkeit, welche ſie alle Abende bis zum Tod ermüdet auf das Lager warf; langſam ſetzten ſie ſich am Orte feſt, Karl wurde gleich am nächſten Tage als Amtmann eingeführt und ergriff mit feſter Hand, was von Zügeln auf dem Gut noch vorhanden war. Den Haushalt und die Küche übergab Anton einer rüſtigen Frau, die er in einem deutſchen Dorf der Nachbarſchaft warb, ſie beſorgte die einfache Koſt der Schloßbewohner und der Knechte. Die ſchwerſte Aufgabe war, mit dem Dorf in ein erträgliches Verhältnis zu kommen. Der ruhigen Feſtigkeit Antons gelang wenigſtens, den Ausbruch der Unzufriedenheit zu verhindern; eine ſeiner erſten Maßregeln war, daß er bei den Behörden auf Ablöſung der gegenſeitigen Verpflichtungen antrug. Karls Reitermantel zog einige gediente Männer zu ihm hin, und durch ſie, die Weltleute im Dorf, erlangten die Anſiedler einigen Einfluß auch auf die andern. Zuletzt erboten ſich mehrere freiwillig, auf dem Schloß zu dienen oder im Taglohn zu arbeiten.

Anton hatte an die Baronin geſchrieben und ihr den Zuſtand des Gutes, die unfreundliche Umgebung und ſeine Bedenken gegen eine Überſiedelung der Familie in dieſem Winter nicht verſchwiegen. Er hatte gefragt, ob ſie nicht vorziehen würden, bis zum Frühjahr in der Hauptſtadt zu

bleiben. Als Antwort kam ein Brief Lenorens, worin ſie im Auftrag ihrer Eltern anzeigte, daß ſie doch an ihrem Entſchluß feſthielten, die Stadt zu verlaſſen, wo dem Vater und ihnen ſelbſt der Aufenthalt peinlich ſei. Sie bat ihn, das Schloß ſoviel als möglich in wohnlichen Stand zu ſetzen. Anton rief ſeinem Getreuen zu: „Sie kommen doch.“

„Alle Wetter!“ ſagte Karl, „es iſt ein Glück, daß wir uns nach den Handwerkern erkundigt haben, Maurer, Tiſchler, Schloſſer, Töpfer, Glaſer. Wenn's Ihnen recht iſt, ſchicke ich auf der Stelle einen Boten nach Rosmin. Wenn ich nur dieſen ſchändlichen braunen Olanſtrich von den Türen losmachen könnte, er verdeckt das ſchöne Eichenholz. Aber Lauge nutzt nichts. — Alſo wieviel Öfen brauchen wir?“

So begann eine eifrige Beratung. „Den ganzen Unterſtock laſſen wir unausgebaut,“ entſchied Anton, „die Fenſter verſchlagen wir mit dicken Brettern, nur an die Türöffnung der Vorhalle machen wir eine ſtarke Tür, weil man dort alle Stunden vorüber muß. Wie die Wände jetzt ſind, können ſie nicht bleiben, und wir haben hier niemand als den Maurer von Rosmin.“

„Wenn die Sache ſo iſt,“ ſagte Karl, „ſo ſchlage ich vor daß wir die Stuben ſelbſt malen, ich bin ein Daus im Marmorieren.“

„Du wärſt's imſtande“, erwiderte Anton, mit einiger Beſorgnis auf den Gefährten blickend. „Nein, wir laſſen alle Stuben mit gleicher Farbe ſtreichen; was meinſt du zu braun?“

„Hm, hm, nicht übel“, gab Karl zu.

„Ich weiß, Fräulein Lenore liebt dieſe Farbe vor andern. Es muß aber nicht zu dunkel ſein, ſondern eine helle Miſchung aus gelb, grau, rot und grün, vielleicht etwas ſchwarz.“

„Aha,“ ſagte Karl verdutzt, „ſo eine gewiſſe Farbe.“

„Natürlich,“ fuhr Anton eifrig fort und rückte ſeinen Stuhl näher, „wir wollen dem Tüncher die Farbe ſelbſt miſchen.“

„Das iſt mein Fall,“ ſtimmte Karl bei, „aber ich ſage

Ihnen im voraus, dieſe Kalkfarben ſind Racker. Sie ſtreichen blau auf, und den andern Tag iſt's weiß; Sie haben das ſchönſte Orange im Pinſel, und wenn es an der Wand getrocknet iſt, ſieht's aus wie vergilbte Wäſche."

„Im Vertrauen geſagt," verſetzte Anton, „wir werden's den Damen doch nicht recht machen; alſo denke ich, wir richten's ſo ein, daß es billig iſt und erträglich ausſieht."

Am nächſten Tag begann im Hauſe das Hämmern und Streichen. Im untern Stock ſchlug der Tiſchler mit ſeinen Geſellen die Werkſtatt auf, im obern fuhr der große Pinſel des Tünchers unermüdlich über die Wände, und weißliche Geſtalten mit großen Schürzen trugen die Kalkgefäße treppauf, treppab. Karl war in dieſer ganzen Zeit wie ein Mann mit zehn Armen; ſooft er ſich von der Wirtſchaft frei machen konnte, ſtrich er mit jeder Art Pinſel auf Holz und Wände, er lief mit einem Zollſtock herum, ſchlug Nägel und Gardinenhaken ein und war im nächſten Augenblick wieder auf dem Felde und im Pferdeſtall, überall pfiff er ſeine Soldatenlieder und trieb die Arbeiter an. Als die Einrichtung des Hauſes fortſchritt, wurde der Verſchönerungstrieb in ihm immer mächtiger. Er hatte einige Zentner Ölfarbe eingekauft, die er vorzüglich fand, und eine große Kunſt im Malen entwickelt. Jetzt wagte er ſich daran, einer Anzahl Gegenſtände, welche ihm zum Anſtreichen geeignet ſchienen, das Anſehen von feinem geflaſerten Holz zu geben, und es gelang ihm mit Hilfe eines Federbarts und weicher Pinſel, große Wirkungen hervorzubringen. Er trug den Pinſel und ſeine Verſchönerung ſogar auf den Wirtſchaftshof und bat Anton ſo lange, bis dieſer in einen Abputz der Lehmwände willigte. „Bei dieſem Wetter trocknet es wie im Sommer," rühmte Karl; „die Strohdächer kann ich nicht überſtreichen, das iſt mein einziger Kummer." Dagegen ließ er ſich nicht nehmen, zwei neue Kartoffelwagen, die alte Feuertonne und die beſten Pflüge mit ſchöner blauer Ölfarbe zu überziehen. „Es muß in dieſem Hofe doch etwas ſein, woran ſich das Auge erfreut", ſagte er entſchuldigend. „Und es bezahlt ſich, denn dieſe Polen hier gehen mit allem, was bunte Farben hat, beſſer um."

Das Schloß war notdürftig eingerichtet; an einem kalten Dezembertage wurde die Ankunft der Gutsherrschaft erwartet. Der Himmel selbst war den Wünschen Karls zu Hilfe gekommen, er hatte sein reines Weiß über die Erde gezogen und vieles Unschöne dem Auge der Ankommenden verhüllt. Der Schnee lag auf Anger und Sand, die Gipfel der Kiefern waren mit weißen Kronen geschmückt, und an den blätterlosen Bäumen blitzten die Zweige von prächtigen Eiskristallen. Die häßlichen Strohdächer der Dorfhäuser waren weiß übermalt, auf dem zerbrochenen Brückengeländer lag die Farbe aus den Wolken wie gefrorener Schaum; am Schlosse trug jeder Vorsprung der Mauer, die Zinne des Turmes, der First des Daches eine weiße Festkappe, und kräftig stachen die braunroten Mauern davon ab. Es war für die im Schlosse ein Tag voll Geschäftigkeit und Erwartung. Wagen mit Möbeln und Hausrat wurden abgepackt, und alles, so gut es in der Eile ging, aufgestellt. Die Schaffnerin und die Frau des Vogts wanden große Gehänge von Waldzweigen und schmückten die Vorhalle und die Stubentüren. Jetzt ging die Sonne unter, und die Silberfarbe in der Landschaft verwandelte sich in Goldglanz, dann in ein mattes Rot, bis auch dieser Schimmer verblich und der heraufsteigende Mond Flur und Wald mit geisterhaftem bläulichen Schein überzog. Im Hause wurden einige Wandlampen angezündet, in den Zimmern so viel Lichter als möglich aufgestellt, in allen Öfen brannte das Feuer, und die behaglich erwärmten Zimmer füllten sich mit dem kräftigen Harzgeruch der Kiefernadeln. Nach vielen Versuchen hatte Anton die braune Wandfarbe gefunden, nach der sein Herz strebte. Die bunten Gardinen waren heruntergelassen, und die geöffnete Zimmerreihe sah bei dem Glanz der Lichter heute so wohnlich aus, daß Anton erstaunt fragte, wie die Arbeit weniger Wochen eine so große Veränderung hervorgebracht habe. Karl hatte auf beiden Seiten des Schlosses Pechpfannen aufgestellt, ihr loderndes Licht fiel grell auf den Schnee und färbte in weitem Umkreise die Mauern des Hauses mit warmem Rot.

Unten in der Vorhalle versammelten sich die Würdenträ-

ger des Gutes. Der Förſter mit neuem grünen Rock, auf ſeiner Bruſt die Denkzeichen der Kriegsjahre, einen Hirſchfänger an der Seite, ſtand in kriegeriſcher Haltung neben dem Vogt und dem Schäfer. Die Schaffnerin und die Frau des Vogts hatten ihre beſten Bänder an die Hauben geſteckt und trippelten in unruhiger Erwartung um die Männer herum. Auch Karl trat in ſeinem Frack zu ihnen. Unterdes ſchritt Anton noch einmal durch die Zimmer und horchte nach dem Peitſchenſchlag, der ihm aus der Ferne die Ankunft des Gutsherrn verkünden ſollte. Ihm pochte das Herz, auch für ihn ſollte mit dem heutigen Tage eine neue Zeit beginnen. So reich an Entbehrungen das Leben der Anſiedler bis heute auch geweſen war, er und ſein Gefährte hatten ſich als Herren des Schloſſes gefühlt, ſie hatten in dem ſtündlichen Verkehr auch ſorgenvolle Stunden leicht überwunden. Jetzt war Karl nach dem Wirtſchaftshof hinübergezogen, er ſelbſt ſollte nach dem Wunſch der Baronin in einem Zimmer des Schloſſes bleiben, dadurch kam er mit der Familie in tägliche Verbindung, und er fragte ſich, wie dieſe ſein werde. Der Freiherr ſelbſt war ihm faſt ganz fremd, nur auf Augenblicke hatte er ihn geſprochen; im Krankenzimmer unter großen Schmerzen hatte der Leidende die Vollmacht für ihn unterſchrieben. Seine Tätigkeit und ſeine Perſon, wie würden ſie dem Freiherrn gefallen? Und dieſer Mann war blind. Ja blind. Lenore hatte geſchrieben, daß der Arzt keine Hoffnung habe, den geblendeten Augen des Vaters die Sehkraft wiederzugeben. Aus Schonung hatte man dem Freiherrn dies Furchtbare verborgen, er ſelbſt tröſtete ſich in ſeiner Finſternis noch immer mit der Hoffnung, daß die Zeit und eine geſchickte Hand entfernen würden, was wie eine ſchwarze Wolke über ſeinen Augen lag. Seinem Vertrauten hatte Anton die Wahrheit nicht verborgen, auch den Gutsleuten hatte er ſagen müſſen, daß der Herr gegenwärtig an den Augen leide und eine Binde darüber trage. Und auf den Geſichtern von allen hatte er geleſen, wie ſehr ſie verſtanden, daß es ein Unglück ſei, wenn dem Gute das Auge des Herrn fehle. — Und wieder ſchlug ſein Herz unruhig, wenn er an Lenore

dachte, neben der er jetzt als Hausgenoſſe leben ſollte. Wie würde ihr und der Mutter Benehmen gegen ihn ſein? Er nahm ſich vor, ſorgfältig alles zu unterdrücken, was er in dieſer Stunde für eiteln Anſpruch hielt, er wollte ſich gleich im Anfange ſo zu ihnen ſtellen, daß ſie ſein Selbſtgefühl nicht demütigen konnten. Und doch fragte er ſich, ob ſie ihn als Vertrauten und ebenbürtigen Geſellſchafter behandeln würden, oder ob ſie ihm fühlbar machen könnten, daß er Koſt und Sold von ihnen als der Herrſchaft erhalte. Vergebens ſagte er ſich, daß ſein eigenes Zartgefühl gerade dies letztere fordern müſſe. Immer wieder ſtiegen Traumbilder in ihm auf, wie reizend das Zuſammenleben mit Lenore für ihn werden könne.

Von dem Dorfe knallten die Peitſchen der Knechte, in zwei Wagen fuhr die Herrſchaft an ihrem Schloſſe vor. Um die Pechpfannen ſtanden die Leute vom Hofe, der Schenkwirt und einige aus dem Dorfe. Dienſteifrig öffnete der Vogt das Fenſter des geſchloſſenen Wagens. Und als Lenore ausſtieg und ihr Geſicht von dem hellen Licht beſchienen wurde, drängten ſich die Frauen näher heran, die Männer brachen in lauten Zuruf aus, alles ſah erwartungsvoll in den Wagen. Aber die Bereitwilligkeit der Leute, den Gruß des Willkommens entgegenzubringen, wurde durch keinen freundlichen Gegengruß ermuntert. Mühſam wurde der Freiherr aus dem Wagen gehoben, mit geſenktem Haupt ſchritt er, von der Tochter und dem Bedienten geſtützt, die Treppe hinauf. Das bleiche Antlitz der Baronin hinter ihm hatte nur einen ſtummen Blick für die Beamten ihres Gutes, nur einen kurzen Gruß auch für Anton, der voranſchritt, ſie in die eingerichteten Zimmer zu führen. „Das iſt ja alles ſehr ſchön, Herr Wohlfart," ſagte ſie zu Anton mit zuckenden Lippen, und als Anton ſtehenblieb um ihre erſten Aufträge zu erwarten, verabſchiedete ſie ihn mit einer leichten Bewegung der Hand und mit den Worten: „Ich danke." Als ſich hinter ihm die Tür geſchloſſen hatte, ſtand der Freiherr hilflos zuſammengeſunken in der fremden Stube, die Baronin brach in lautes Weinen aus. Lenore lehnte am Fenſter, ſie blickte hinaus in den weißen

Winter und auf den ſchwarzen Rand am Horizont, und große Tränen rollten an ihren Wangen herunter. Mit ſchwerem Herzen trat Anton unter die Leute und ſagte ihnen, daß die Herrſchaft von der Reiſe angegriffen ſei und die einzelnen erſt morgen ſprechen wolle. Karl ließ die Wagen abladen, führte die alte Köchin, welche weinte wie ihre Herrſchaft, in die untern Räume und zeigte ihr die Küche. Niemand von der Familie wurde an dem Abend weiter geſehen. Bald verſchwand das Licht in den Zimmern, nur von den Türen des finſtern Hauſes loderte noch das Pech in den Pfannen, im Zugwind fuhr die rote Flamme hin und her, und eine rußige Wolke zog hinauf an das Fenſter, wo der Freiherr ſein Haupt mit den Händen verbarg.

So war der Einzug der Familie in das neue Gut.

„Wie hübſch Wohlfart alles eingerichtet hat“, ſagte Lenore am andern Tage zur Mutter.

„Dieſe hohen Räume ſind fürchterlich,“ erwiderte die Baronin und wickelte ſich ſchauernd in ihr Tuch, „und das einförmige Braun der Zimmerreihe macht die Wohnung noch öder.“

„Es wird Zeit ſein, ihn herüberzubitten“, drängte Lenore kleinlaut.

„Noch iſt der Vater nicht in der Stimmung, ihn zu ſprechen.“

„Laß den Vater nicht allein mit Wohlfart“, bat die Tochter. „Es wäre ſchrecklich, wenn der Vater ihn unfreundlich behandelte.“

Die Baronin ſeufzte. „Wir werden uns gewöhnen müſſen, gegen einen Fremden in unſerem Hauſe Rückſichten zu beobachten, die den Vater wie uns Überwindung koſten.“

„Wie willſt du es mit der Hausordnung halten?“ fragte Lenore wieder. „Wohlfart wird doch mit uns ſpeiſen?“

„Das iſt unmöglich“, ſagte die Baronin feſt. „Du weißt, wie traurig unſer Mittagtiſch vergeht; dein Vater iſt noch nicht ſo ruhig, daß er die tägliche Anweſenheit eines Fremden ertragen könnte.“

„So ſoll er an den Tiſch der Dienſtleute?“ fragte Lenore bitter.

„Ihm wird auf ſeinem Zimmer gedeckt werden, wir werden ihn alle Sonntage herüberbitten, und wenn ſeine Perſon dem Vater leidlich wird, auch manchmal des Abends. Mehr wäre für alle Teile eine Laſt. Es iſt gut, ſich gleich im Anfang eine bequeme Freiheit zu ſichern. Der Zuſtand des Vaters wird das entſchuldigen.“

Sie klingelte, Anton wurde herüber geladen. Dem Eintretenden ging Lenore entgegen, ſie reichte ihm ſchweigend mit naſſen Augen die Hand. Auch er war bewegt, als er die Spuren des Grams im Geſicht der Mutter ſah. Die Baronin bat ihn Platz zu nehmen und drückte ihm in gewählten Worten ihren Dank für ſeine treue Sorge aus. Sie ließ ſich von ihm erzählen, was er im Schloſſe eingerichtet hatte, ſie lobte alles in wohltuender Weiſe und beſprach mit ihm die Einrichtung des Haushalts. Sie zog ihn dabei zu Rate wie einen Freund, und ließ ihn ſelbſt vorſchlagen, was ſie von ihm wollte. Dann fuhr ſie fort: „Mein Mann wünſcht Sie zu ſprechen. Ich bitte Sie herzlich, in jeder Stunde daran zu denken, daß der Freiherr ein Kranker iſt. Er hat furchtbar gelitten, ſeine Seele wie ſein Körper. Noch jetzt iſt er keinen Tag ohne Schmerzen, und das Ungewohnte ſeines hilfloſen Zuſtandes peinigt ihn unaufhörlich. Wir ſelbſt vermeiden ſorgfältig, was ihn aufregen kann, und doch vermögen wir nicht, Stunden, ja Tage finſterer Verſtimmung von ihm fern zu halten. Auch Sie werden Nachſicht üben, wenn ſeine düſtere Laune Sie unangenehm berührt. Die Zeit ſoll ja alles heilen, ich hoffe, ſie wird auch ihm den Frieden wiedergeben.“

Anton verſprach ihr jede Vorſicht.

„Mein Mann wird natürlich wünſchen, von allem in Kenntnis geſetzt zu werden, was dem Gutsherrn zur Entſcheidung vorgelegt wird. Es iſt begreiflich, daß er gerade jetzt in ſeinen ruhigen Stunden mit einem gewiſſen Eifer darauf beſteht, ſeine eigene Anſicht geltend zu machen. Und doch bangt mir vor jedem unangenehmen Eindruck, der ihm von außen kommt. Deshalb bitte ich, wenn Sie ihm etwas

Wichtiges mitzuteilen haben, ſuchen Sie es vorher mir begreiflich zu machen, vielleicht gelingt mir, Ihnen manche läſtige Stunde zu erſparen. Ich werde meinen Schreibtiſch in eines der Zimmer tragen laſſen, welche Ihrer Wohnung am nächſten ſind, ich will jeden Morgen einige Stunden dort zubringen. Lenore iſt der Privatſekretär des Vaters geworden. So wird es möglich ſein, Ihnen Ihre Stellung in unſerem Hauſe weniger unangenehm zu machen. — Haben Sie die Güte, mich hier zu erwarten, ich gehe, Ihren Beſuch dem Freiherrn anzukündigen."

Die Baronin verließ das Zimmer. Anton ſah ernſt vor ſich nieder. Lenore eilte auf ihn zu und rief ſo heiter, als ſie vermochte: „Alles braun, Wohlfart; wir Braunen wollen auch hier treu zuſammenhalten. Es iſt Ihnen nicht recht, daß wir hergekommen ſind, Sie ungalanter Herr."

„Nur um Ihretwillen", erwiderte Anton und wies auf die Schneefläche draußen. „Wenn ich durch die Felder ging, habe ich immer gedacht, wie einſam es Ihnen hier werden muß. Wenn ich des Abends durch die großen Stuben ſchritt, da ſorgte ich, wie langſam Ihnen der Tag hier vergehen wird. Die Kreisſtadt iſt über zwei Meilen entfernt, auch dort werden Sie wenig finden, die kleine Leihbibliothek iſt für Sie gar nicht zu brauchen."

„Ich will zeichnen," ſagte Lenore, „ich will Frauenarbeit machen. Ach, das wird mir ſauer werden, Herr Wohlfart, ich bin darin ſehr ungeſchickt. Ich ſelbſt mache mir nichts aus Kragen und Spitzen, aber Mama, die gewöhnt iſt, das alles ſo reichlich und in Ordnung zu haben. Ach, was mir Mama leid tut."

Anton verſuchte zu tröſten.

„Wir mußten fort aus der Hauptſtadt," rief Lenore, „es wäre unſer aller Untergang geweſen, wenn wir in der ſchrecklichen Umgebung geblieben wären. Unſer Gut unter fremder Verwaltung, überall verlegene und kalte Geſichter, überall falſche Freunde, gleißende Worte und ein Bedauern, welches das Herz empört. Mir iſt wohl, daß wir hier allein ſind. Und wenn ich hier frieren und hungern muß,

ich will alles lieber ertragen, als das Achſelzucken der Frau von Werner und ihrer Kinder. Ich habe die Menſchen haſſen gelernt", rief ſie heftig. — „Wenn Sie bei Papa geweſen ſind, komme ich herunter, dann müſſen Sie mir das Haus, den Hof und das Dorf zeigen; ich will ſehen, wo mein armer Pony ſteht und wie die Leute hier ausſehen."

Die Baronin kehrte zurück und führte Anton in das Zimmer ihres Gemahls. Verlegen und unbehilflich erhob ſich der Freiherr aus ſeinem Seſſel. Als Anton das verfallene Geſicht, die gebeugte Haltung und die ſchwarze Binde über den Augen ſah, fühlte er ein tiefes Bedauern mit dem Unglücklichen. Mit warmem Gefühl ſprach er aus, wieviel guten Willen er habe, ihm zu dienen, und wie er um Nachſicht bitte, wenn er in dieſer Zeit etwas nicht recht gemacht. Darauf erzählte er ihm noch einmal, wie er die Wirtſchaft gefunden und was bis jetzt geſchehen war.

Der Freiherr hörte ſchweigend den Bericht an, nur kurze Bemerkungen kamen aus ſeinem Munde. Als Anton aber anfing von den übrigen Geſchäften des Freiherrn zu ſprechen, als er mit der größten Rückſicht, aber doch mit der Beſtimmtheit eines Geſchäftsmannes von den Verpflichtungen ſprach, die der Freiherr jetzt hatte, und von den unzureichenden Mitteln, ſie zu erfüllen: da wand der Edelmann ſich auf ſeinem Stuhl wie ein Angeklagter unter der Folter. Und Anton empfand, während er ſprach, wie peinlich es für ihn war, als ein Fremder in die geheimſten Angelegenheiten des Freiherrn eingeweiht zu ſein, als ein Fremder, der den andern ſehr ſchonte, aber bei jeder vorſichtigen Wendung verriet, daß er ſchonen mußte. Die Baronin, welche hinter dem Seſſel ſtand, ſah immer ängſtlicher auf die Verſuche ihres Gemahls, ſeine Aufregung zu bemeiſtern, endlich winkte ſie heftig mit der Hand, und Anton mußte mitten in ſeinem Bericht abbrechen.

Als er das Zimmer verließ, wandte ſich der Freiherr zornig zu ſeiner Frau und rief in innerſter Seele empört: „Ihr habt mir einen Vormund geſetzt." Er war ganz außer ſich, und vergebens ſuchte ihn die Baronin zu beruhigen.

Das war der Eintritt Antons in die Familie.

Auch er ging traurig in ſein Zimmer zurück. In dieſen erſten Stunden erkannte er, daß zwiſchen ihm und dem Freiherrn ſich ſchwerlich ein gutes Verhältnis bilden werde. Er war in allen Geſchäften an ſchnelles Verſtändnis der Beteiligten und an kurze Behandlung gewöhnt und ſollte jetzt durch den Mund der Frauen vielleicht nach langen Auseinanderſetzungen unzweckmäßigen Entſcheid erhalten. Auch ſeine Stellung zu den Frauen erſchien ihm unſicher. Die Baronin hatte ihn ſehr rückſichtsvoll behandelt, aber als einen Fremden. Auch ſie, ſo fürchtete er, würde ihm eine vornehme Dame bleiben, die gerade ſo viel Vertrauen zuteilt, als ihr nützlich ſcheint, und jedes nähere Verhältnis durch artige Kälte von ſich abzuhalten weiß. Selbſt Lenorens freundliche Stimme vermochte ihn nicht aufzurichten. Beide ſchritten durch den Hof, nachdenkend wie zwei Geſchäftsleute, die nur die Abſicht haben, das Gut abzuſchätzen.

Wie in den erſten Tagen, ging für Anton das Leben auf dem Gute durch einige Monate fort, ernſthaft, einförmig, nicht ohne Zwang. Er arbeitete und aß allein auf ſeinem Zimmer, ſchweigend trug der alte Diener die Speiſen auf und wieder ab. Auch wenn er als geladener Gaſt mit der Familie zuſammenkam, war die Unterhaltung wenig erfreulich. Der Freiherr ſaß wie ein Eisklumpen und ſtörte jedes Aufleben eines lebhaften Geſprächs. Früher hatte Anton die Umgebung der Familie, die Einrichtung ihres Salons, die elegante Dekoration ihres Hauſes gern bewundert. Jetzt ſtanden dieſelben Möbel in den Beſuchzimmern, die kleinen Vögel der Baronin hatten unter ſorgfältigem Schutz die Winterreiſe überſtanden, es waren dieſelben Teppiche, Stickereien, derſelbe Wohlgeruch der Zimmer. Aber jetzt, wo er die fremden Vögel täglich ſah, kamen ſie ihm langweilig vor, und an den Stuben war ihm bald nichts intereſſant, als daß er ſelbſt die erſte Einrichtung beſorgt hatte.

Anton hatte einen tiefen Reſpekt vor dem gewandten Ton, der leichten Unterhaltung und den geſchliffenen For-

men des Umgangs in die Familie mitgebracht. Gedrückt, verstimmt und niedergeschlagen, wie die Familie war, konnte er nicht die zierliche Heiterkeit erwarten, die ihm im Tanzsalon der Frau von Baldereck so wohl getan hatte. Sie waren herausgerissen aus dem gewohnten Kreise, alle die kleinen Beziehungen fehlten, die Anregung fehlte, welche den Geist elastisch erhält und Verstimmung und Schmerz überwinden hilft. Er sagte sich bescheiden, daß er diese nicht geben konnte. Aber noch anderes befremdete ihn. Wenn er nach einem wortkargen Abend in sein Zimmer zurückkehrte, beklagte er oft, daß sie an vielem, was ihm geläufig war, keinen Anteil nahmen, ja daß sie eine völlig andere Bildung besaßen als er. Und bald nahm er sich die Freiheit zu behaupten, daß ihre Bildung nicht die bessere war. Das meiste, was er gelesen, war der Familie fremd; beim Besprechen der Zeitung, dem gewöhnlichen Unterhaltungsstoff, verwunderte ihn das geringe Verständnis fremder politischer Zustände. Die Tiefen der Geschichte waren dem Freiherrn kein angenehmer Aufenthalt, und wenn er das englische Staatsleben verurteilte, so konnte er seinen Standpunkt mit einigem Recht unbefangen nennen, denn es war ihm ganz fremd. An einem andern Abend ergab sich zu Antons Betrübnis, daß die Familienansichten über die Lage der Insel Ceylon in entschiedenem Widerspruch mit der Weltstellung standen, welche diesem Eilande durch die Seefahrer zugeteilt worden ist. Die Baronin, welche Interesse an unterhaltender Lektüre hatte und viel auf Vorlesen gab, verehrte Chateaubriand und las außer kleinen Modenovellen die Romane blasierter Damen; Anton fand Atala abgeschmackt und die Romane fade. Bald erkannte er, daß seine Hausgenossen alles, was die Welt ihnen entgegentrug, von einem Standpunkte betrachteten, den er nicht hatte. Überall maßen sie, ohne es selbst zu wissen, nach den Interessen ihres Standes. Was diesen schmeichelte, fand Gnade, auch wenn es für andere Menschen unerträglich war; was damit nicht zu stimmen schien, wurde verworfen, oder wenigstens still beiseite geschoben. Ihr Urteil war oft mild, zuweilen liberal, immer aber saß ein unsichtbarer

Helm mit der Krone auf ihrem Nacken, ſie ſahen aus der engen Öffnung des Viſiers in das Treiben der andern Erdgeborenen hinein, und wenn ſie ärgerte, was nicht zu ändern war, ſo klappten ſie ſchweigend den Helmſturz herunter und ſchloſſen ſich ab. Der Freiherr machte das zuweilen ungeſchickt, aber ſeine Gemahlin verſtand meiſterhaft, durch eine kleine reizende Handbewegung ſich von Unwillkommenem abzuſperren.

Die Familie gehörte zu der deutſchen Kirche in Neudorf. Dort war aber kein Chor und keine Loge neben dem Altar, man hätte im Schiff der Kirche neben den Landleuten ſitzen müſſen. Das war unpaſſend. Der Freiherr richtete eine Kapelle in ſeinem Hauſe ein und ließ den Geiſtlichen zuweilen nach dem Schloſſe holen. Anton erſchien ſelten bei dem Hausgottesdienſt, er ritt nach Neudorf hinüber und ſaß dort an der Seite des Schulzen unter der Gemeinde.

Auch ſeine Tätigkeit war nicht ohne allerlei Störung. Der Reiſende einer Weinhandlung drang durch Sand und Kiefernwälder bis in das Arbeitszimmer des Gutsherrn. Er war ein kecker Schlingel mit einer großen Beredſamkeit und einer leidenſchaftlichen Neigung zu Wettrennen und Steeplechaſe. Er brachte eine ganze Taſche voll Sportneuigkeiten und betörte dadurch den Freiherrn, ein Oxhoft Rotwein zu beſtellen. Anton ſah auf die leere Kaſſe, fluchte dem Oxhoft und eilte in das Audienzzimmer der Baronin. Es bedurfte einer langen Intrige im Damenzimmer, um dieſe Beſtellung auf ein beſcheidenes Maß zurückzuführen.

Der Freiherr war mit ſeinen Wagenpferden unzufrieden, ſie waren nicht mehr jung und waren Füchſe. Dieſe letztere Eigenſchaft hätte dem armen Herrn gleichgültig ſein können, aber gerade ſie bekümmerte ihn ſchon ſeit Jahren. Denn der Sinn ſeiner Familie war von je auf eine beſondere Pferdefarbe gerichtet. Nach einer alten Sage hatte ein Ahnherr des Geſchlechts auf einem Rotſchimmel in einer verſchollenen Schlacht ausgezeichnete Taten verrichtet; ja, es gab ein ſchönes Lied von ältlichem Ausſehen, in welchem folgender Vers vorkam:

Wer ritt durch das Getümmel?
Ein edler Reitersmann,
Das rote Blut vom Schimmel
Und rot vom Sattel rann.

Dieſes Lied deuteten die Rothſattel auf ihren Vorfahr und ſchätzten deshalb Rotſchimmel vor andern Roſſen. Da aber dieſe Farbe bei guten Pferden ziemlich ſelten iſt, ſo war dem Freiherrn eine ſolche Erwerbung noch nie geglückt. Jetzt wollte das Schickſal, daß ein Händler aus der Nachbarſchaft ein Paar Rotſchimmel vorzuführen wußte. Der blinde Freiherr hatte an den Tieren eine Freude, welche den Frauen ſehr beweglich war; er ließ ſich die Pferde immer wieder vorreiten und vorfahren, hörte auf den Schlag ihrer Füße, betaſtete ſie ſorgfältig, holte Karls Anſicht ein und vertiefte ſich in den Plan, ſeiner Gemahlin durch ihren Ankauf eine Freude zu machen. Karl lief in der Angſt vor einer unnützen Ausgabe zu Anton und vertraute dieſem die drohende Gefahr. Anton ging wieder in das Audienzzimmer, aber diesmal fand er auch hier kein geneigtes Gehör. Die Baronin gab zu, daß er nicht unrecht hatte, aber ſie bat ihn dringend, nur diesmal ihrem Gemahl ſeinen Willen zu laſſen. Zuletzt wurden die neuen Pferde in aller Stille an die Krippe gebunden, und der Käufer gab außer den Füchſen und allem Geld ſeiner Privatkaſſe dem Händler noch das Verſprechen, nach der nächſten Ernte zweihundert Scheffel Hafer zu einem übermäßig niedrigen Preis zu liefern. Anton und Karl waren über dieſe letzte Bedingung, welche ihnen erſt nach einigen Monaten zu Ohren kam, im Intereſſe des Gutes ſehr erzürnt.

Der Förſter hatte das Unglück, bei der Gutsherrſchaft nicht in ſonderlicher Gunſt zu ſtehen. Daß Anton ſein erſtes Zuſammentreffen mit dem Waldmenſchen in lebhaften Farben ſchilderte, trug möglicherweiſe dazu bei, dieſen dem Freiherrn zu verleiden. Der Baronin mißfiel das kurze Weſen des Alten, der in ſeiner Einſamkeit allerdings die Geſchmeidigkeit verloren hatte, welche die Herrſchaft an ihren Untergebenen wünſchte. An einem Teeabend kam der

Plan zum Vorſchein, den Mann zu entlaſſen, bevor er durch längeren Dienſt Anſprüche auf Unterhalt im hilfloſen Alter erwerbe. An ſeiner Stelle ſollte ein jüngerer Förſter geſucht werden, der gelegentlich in der Livree des Freiherrn als repräſentierender Jäger zur Bedienung brauchbar wäre. Die Familie war von dem frühern Gute an ein ſolches Verhältnis gewöhnt. Anton bezwang mit Mühe ſeinen Unwillen, als er auseinanderſetzte, daß bei der wilden und unſichern Nachbarſchaft des Gutes gerade der erfahrene Mann, der von jedem Strauchdieb der Gegend gefürchtet wurde, viel zuverläſſiger ſei als ein Fremder. Lenore ſchlug ſich auf ſeine Seite, und unter kaltem Schweigen des Freiherrn und einem reſignierten Blick der Baronin wurde der Plan beiſeite gelegt. Beide ertrugen fortan mit zugeklapptem Viſier und gutem Anſtand den verbauerten Alten.

Das waren kleine Verſtimmungen, wie ſie unvermeidlich ſind, wenn Menſchen mit verſchiedenen Gewohnheiten ſich zu gemeinſamem Leben verbinden, aber es war kein Zeichen von Behagen, daß Anton ſich dies häufig ſagen mußte. Er verſtand ſich nicht nur mit Karl, auch mit dem Förſter und Schäfer in vielen Dingen beſſer als mit der Herrſchaft des Gutes, und er fühlte jetzt zuweilen mit Stolz, daß er anders als ſie und einer aus dem Volke war.

Auch Lenore war nicht ſo, wie er ſie geträumt hatte. Immer hatte er in ihr das vornehme Fräulein verehrt und die herzliche Vertraulichkeit, mit der ſie ihn behandelte, als einen Vorzug empfunden. Jetzt hörte ſie ihm auf, eine vornehme Erſcheinung zu ſein. Er kannte die Muſter ihrer Spitzenärmel perſönlich und ſah ſehr gut einen kleinen Riß im Hauskleide, den die ſorgloſe Lenore lange nicht betrachtete. Er hatte die wenigen Bücher, die ſie mitgebracht, geleſen, und war in der Unterhaltung oft um die Grenzen ihres Wiſſens herumgegangen. Ihre Ausſprüche imponierten ihm nicht mehr, und er hätte jetzt ſeinen Freund Fink ſchwerlich wegen der Frage, ob ſie auch Geiſt habe, geprügelt. Er fragte ſich das ſelbſt und beantwortete die Frage recht verſtändig. Sie hatte nicht ſoviel gelernt als ein anderes Mädchen, das er kannte, und ihr Empfinden war

durchaus nicht so gebildet; aber sie war eine gute, frische Natur, kräftig in ihrem Gefühl und ehrlich in ihrem Urteil. Und sie war schön. Immer hatte er sie dafür gehalten, aber seine zarte Ehrfurcht umgab lange ihr Bild mit einer duftigen Wolke. Jetzt, wo er sie täglich sah, im einfachen Morgenrock, in der gewöhnlichen Stimmung des Arbeitstages, jetzt erst fühlte er den ganzen Zauber ihrer blühenden Jugend.

Er war manchmal unzufrieden auch mit ihr. Gleich in den ersten Tagen fragte sie ihn dringend, wie sie sich dem Hause nützlich machen könnte. Er sagte ihr, daß die Aufsicht über den Haushalt und die genaue Führung der Hausrechnung eine sehr nützliche Arbeit sei. Er liniierte ihr ein Rechenbuch, und da sie Mangel an Übung zeigte, die gezogenen Linien zweckmäßig zu benutzen, so hatte er die Freude, sie das zu lehren. Sie warf sich mit Eifer auf die neue Tätigkeit und lief den Tag zehnmal zu Babette in die Küche, um sich Auskunft zu holen. Aber ihre Rechnung erwies sich unsicher, und die mysteriösen Striche Babettens immer noch zuverlässiger. Und wenn sie eine Woche die Bücher gewissenhaft geführt hatte, kamen einige Tage, wo die Sonne lustig schien: dann konnte sie sich nicht enthalten, mit dem Förster schon am Morgen auf die Jagd zu gehen oder auf ihrem kleinen Pferde weit über die Grenzen des Gutes hinauszustreifen, dann vergaß sie den Stadtboten, die Köchin und ihre Buchführung. — Sie wollte Geschichte treiben und unter Antons Anleitung etwas Englisch lernen. Anton war glücklich über den Einfall. Aber die Jahreszahlen konnte sie nicht behalten, die Vokabeln waren ihr schrecklich, sie entlief diesen Hieroglyphen und ging in den Pferdestall, oder gar wohl in die Stube des Amtmanns, dessen mechanischen Kunstarbeiten sie stundenlang mit großem Interesse zusah. Als Anton sie einst zur englischen Stunde rufen wollte, fand er sie in Karls Stube, einen Hobel in der Hand, eifrig an der Pritsche eines neuen Schlittens arbeitend, und gutmütig sagte sie zu ihm: „Geben Sie sich nicht soviel Mühe mit mir, Wohlfart. Ich lerne nichts, ich habe immer einen harten Kopf gehabt."

Wieder lag Schnee auf der Erde, und im Sonnenlicht glitzerten Millionen Eiskriſtalle auf den Bäumen und dem Felde. Karl ſetzte zwei Schlitten inſtand, einen alten zweiſitzigen und einen Rennſchlitten für das Fräulein, den er ſelbſt zuſammenſchlug und unter dem Beiſtande Lenorens mit ſchöner Ölfarbe überzog. Bei der Morgenaudienz ſagte Anton der Baronin, daß er heute nachmittag in einem Polizeigeſchäft nach Tarow müſſe. „Wir kennen die Familie Tarowſki vom Bade her“, erwiderte die Baronin. „Dort haben wir gern mit Frau von Tarowſki und ihren Töchtern verkehrt. Ich wünſche lebhaft, daß der Freiherr nicht ganz außer Verbindung mit der Nachbarſchaft bleibt, vielleicht vermag ich ihn zu beſtimmen, daß er heute mit uns ſeinen Beſuch macht. In jedem Falle wollen wir Frauen dieſe Gelegenheit benutzen und unter Ihrem Schutz einen Ausflug dorthin wagen.“

Anton erinnerte leiſe an den verſchwundenen Bratzky und ſeinen Verdacht.

„Es iſt ja nur ein Verdacht,“ verſetzte die Baronin begütigend, „und unſere Verpflichtung, der Familie einen Beſuch zu machen, iſt unzweifelhaft. Auch kann ich nicht glauben, daß Herr von Tarowſki ſelbſt an der Entführung Anteil hat.“

Am Nachmittag fuhren die Schlitten vor, die Baronin ſetzte ſich mit dem Freiherrn in den größeren, Lenore beſtand darauf, in ihrem neuen Rennſchlitten ſelbſt zu fahren. „Wohlfart ſetzt ſich hinter mich auf die Pritſche“, beſtimmte ſie. Der Freiherr fragte ſeine Gemahlin leiſe: „Wohlfart?“

„Ich laſſe dich nicht allein fahren“, erwiderte die Baronin ruhig. „Sei ohne Sorge. Außerdem iſt er in deinem Dienſt, die Inkonvenienz iſt nicht groß. Und wir fahren ja miteinander vor.“

Die Glöckchen klangen über die Ebene, Lenore ſaß ſelig in ihrer Nußſchale und trieb ihr Pferd mit kräftigem Zuruf an. Sie wandte ſich oft zurück und zeigte Anton ihr lachendes Antlitz, das unter der dunkeln Kappe heute ſo ſchön war, daß ihr ſein ganzes Herz entgegenflog. Ihr grüner Schleier flatterte im Winde und ſtreifte ſeine Wange, hing ſich an

ſein Geſicht und verbarg ihm die Ausſicht. Dann erblickte er die verhüllte Geſtalt vor ſich in einem grünen Dämmerlicht wie aus weiter Ferne; und gleich darauf berührte wieder der Hauch ſeines Mundes die Bandſchleife, welche an ihrem Nacken flatterte, und er ſah, daß nur die ſeidene Hülle ſeine Hand von ihrem goldenen Haar und dem weißen Hals trennte. Anton verſenkte ſich in dieſe Betrachtungen und widerſtand kaum noch dem Gelüſt, ihr mit ſeinem Pelzhandſchuh leiſe über die Kapuze zu fahren, als dicht neben ihm ein Haſe aus einem Schneeloch aufſprang. Der Haſe winkte drohend mit ſeinen Löffeln und machte einen bedeutſamen Purzelbaum auf Anton zu. Dieſer verſtand die freundliche Warnung und zog den Pelzhandſchuh zurück; der Haſe, vergnügt, eine gute Tat vollbracht zu haben, galoppierte über den Schnee.

Anton gab ſeinen Gedanken eine andere Richtung. „Der weiße Weg zeigt keine Spur eines Menſchen, kein Gleis, keinen Fußtritt, nirgends iſt ein anderes Leben zu ſehen als der lautloſe Schlaf der Natur. Wir ſind Reiſende, welche in ein fremdes Land dringen, das noch niemand vor ihnen betreten. Ein Baum iſt wie der andere, die Schneefläche iſt endlos, rundherum Grabesſtille, und oben wieder der lachende Sonnenſchein. Ich wollte, es ginge den ganzen Tag ſo fort.“

„Ich bin glücklich, daß ich Sie einmal fahren kann“, rief Lenore, beugte ſich zu ihm zurück und hielt ihm eine Hand hin. Anton vergaß ſofort den Haſen, er konnte ſich nicht enthalten, einen Kuß auf den Handſchuh zu drücken.

„Es iſt däniſches Leder,“ lachte Lenore, „bemühen Sie ſich nicht.“

„Hier iſt eine Lücke“, ſagte Anton, bereit, den Verſuch zu wiederholen.

„Sie ſind heute ſo artig,“ rief Lenore, die Hand langſam zurückziehend, „das ſteht Ihnen hübſch, Wohlfart.“

Der Pelzhandſchuh ſtreckte ſich aus, um die zurückweichende Hand zu verfolgen. Darüber gerieten zwei Krähen auf den Bäumen in ſtarken Zank, ſie ſchrien um die Wette, flogen auf und ſchwebten ſchimpfend über Antons Kopf.

„Geht zum Teufel, ihr Geſindel," dachte der leidenſchaftliche Anton, „ihr ſollt mich nicht mehr ſtören."

Aber Lenore ſah ihn treuherzig an. „Ich weiß doch nicht, ob Ihnen gut ſteht, ſo artig gegen mich zu ſein", fuhr ſie ernſter fort. „Sie dürfen mir die Hand nicht küſſen, denn ich habe keine Luſt, Ihnen dasſelbe zu tun, und was dem einen recht iſt, ſoll dem andern billig ſein. Huſſa, mein Pferd, vorwärts!"

„Ich bin neugierig, wie uns die Polen empfangen werden", begann Anton wieder die regelmäßige Unterhaltung.

„Sie können nicht anders als freundlich ſein", ſprach Lenore zurück. „Wir haben mit Frau von Tarowſki wochenlang in einem Hauſe gewohnt und alle Partien gemeinſchaftlich gemacht. Sie war die eleganteſte Dame des ganzen Bades, ſie und die Töchter machten Aufſehen durch ihr diſtinguiertes Weſen; ſie ſind ſehr liebenswürdig und vom beſten Ton."

„Er aber hat zwei Augen gerade wie der Fuchs des Förſters," ſprach Anton, „ich traue ihm nicht über den Weg."

„Ich habe mich heute ſehr ſchön gemacht," lachte Lenore, ſich wieder umwendend, „denn die Mädchen dort ſind reizend, und die Polen ſollen nicht ſagen, daß wir uns ſchlecht neben ihnen präſentieren. Wie gefällt Ihnen mein Kleid, Wohlfart?" Sie ſtreifte einen Zipfel ihres Pelzes zurück.

„Sie werden ſich darin nicht ganz ſchlecht ausnehmen," ſagte Anton mit weiſer Miene; „es iſt etwas Braun dabei, folglich iſt es wunderhübſch."

„Sie treuer Herr Wohlfart!" rief Lenore und reichte ihm wieder die Hand über den Schlittenrand. Ach! jetzt waren die kleinen warnenden Tiere zu ſchwach, um den Zauber abzuleiten, welcher den Pelzhandſchuh zu dem Dänen hinzog: etwas Größeres mußte geſchehen. Als Anton zum drittenmal die Hand ausſtreckte, bemerkte er, daß ſeine eigene Hand ſich wider ſeinen Willen immer höher hob und in der Luft einen Kreis beſchrieb, während er ſelbſt ſich ſenkte, bis er der Länge nach im Schnee lag. Erſtaunt hob er ſeinen Kopf und ſah Lenore einige Schritte weiter neben dem um-

geſtürzten Schlitten ſitzen, das Pferd ſtand ruhig auf dem Wege und lachte in ſeiner Art laut vor ſich hin. Lenore hatte zuviel nach ihrem Gefährten und zuwenig auf den Weg geſehen, ſo hatten ſie umgeworfen. Fröhlich erhoben ſich beide, ſchüttelten den Schnee ab, Anton richtete den Schlitten auf, und im Galopp ging es wieder vorwärts. Aber das Schlittenmärchen war zu Ende, Lenore ſah mehr auf den Weg, und Anton ſtäubte ſich den Schnee aus den Ärmeln.

Die Schlitten fuhren in einen weiten Hofraum. Ein langes, einſtöckiges Lehmhaus, mit Kalk beworfen und mit Schindeln gedeckt, ſchaute mit ſeinen blinden Fenſtern vertraulich auf die hölzernen Ställe nebenan. Anton ſprang ab und fragte einen Mann in Livree nach der Wohnung des gnädigen Herrn. „Hier iſt der Palaſt“, erklärte der polniſche Diener mit tiefer Verbeugung und half der Herrſchaft aus dem Schlitten. Erſtaunt ſahen Lenore und die Baronin einander an. Sie traten in einen unſaubern Hausflur, mehrere ſchnurrbärtige Geiſter eilten herzu, riſſen dienſteifrig die Winterhüllen der Gäſte ab und eine niedrige Tür auf. In dem großen Wohnzimmer war zahlreiche Geſellſchaft verſammelt. Eine hohe Geſtalt in ſchwarzer Seide trat den Gäſten entgegen und begrüßte ſie in der beſten Haltung von der Welt. Die Töchter eilten herzu, ſchlanke Damen mit Augen und Turnüre der Mutter. Mehrere Namen der jungen Herren wurden genannt, Herr von, Graf von, alle elegante Männer im Salonkleide. Zuletzt kam auch der Hausherr. Sein ſchlaues Geſicht ſtrahlte von herziger Freude, und die Fuchsaugen leuchteten von Harmloſigkeit. Der Empfang war tadellos, von allen Seiten die wohltuende Leichtigkeit eines ſicheren Selbſtgefühls. Der Freiherr und die Frauen wurden als werte Bekannte begrüßt, auch Anton erhielt ſeinen Teil Zuvorkommenheit. Sein Geſchäft war nach wenig Worten abgemacht, und Herr von Tarow erinnerte ihn lächelnd daran, daß er ihn ſchon einmal flüchtig geſehen. „Der Schlingel von Inſpektor iſt Ihnen entſprungen,“ ſagte er bedauernd, „ſeien Sie ohne Sorge, er wird ſeinem Schickſal nicht entgehen.“ „Ich hoffe,“ erwiderte

Anton, „er und ſeine Helfer.“ Die Augen des Herrn von Tarow bemühten ſich, Taubenaugen gleich zu werden, als er fortfuhr: „Der Kerl liegt irgendwo verſteckt.“ — „Wahrſcheinlich in der Nähe“, ſagte Anton und warf einen argwöhniſchen Seitenblick auf die ſchlechten Gebäude des Hofes.

Vergebens ſuchte Anton unter den anweſenden Männern jenen Fremden, den er bereits zweimal geſehen hatte, und dem er den Wunſch zutraute, vor deutſchen Augen unbekannt zu bleiben. Dagegen war ein anderer Herr von entſchiedenem Weſen vorhanden, der von den übrigen mit hoher Achtung behandelt wurde. „Sie kommen und verſchwinden,“ dachte Anton, „ſie reiten zuſammen und wieder auseinander, wie der Schenkwirt ſagt; es ſind hier nicht einzelne, mit denen man zu tun hat, ſondern eine ganze Gattung.“ In dem Augenblick trat der Fremde an ihn heran und begann ein artiges Geſpräch. So unbefangen er aber auch redete, ſo merkte Anton doch, daß er bemüht war, das Geſpräch zu leiten und ihn, den Deutſchen, über Geſinnung und Sympathie auszuholen. Er hielt deshalb vorſichtig zurück, und als der Pole das wahrnahm, verlor er plötzlich das Intereſſe an dem Gaſt und wandte ſich zu den Damen.

Jetzt hatte Anton Muße, ſich im Zimmer umzuſehen. Unter den rohen Möbeln des Dorftiſchlers ſtand ein Wiener Flügel, die Fenſterſcheiben waren geflickt, auf dem ſchwarzen Fußboden lag in der Nähe des Sofas ein zerriſſener Teppich. Die Damen ſaßen auf Samtſeſſeln um einen abgenutzten Tiſch. Die Frau vom Hauſe und ihre erwachſenen Töchter waren in eleganter Pariſer Toilette, aber als ſich eine Seitentür öffnete, ſah Anton in dem grauen Nebenzimmer einige Kinder mit ſo mangelhafter Garderobe umherlaufen, daß ſie ihn bei der Winterkälte herzlich dauerten. Sie ſelbſt machten ſich jedenfalls nicht viel daraus, denn ſie balgten ſich und lärmten wie Unholde.

Über den wankenden Tiſch wurde eine feine Damaſtdecke gelegt und ein ſilberner Teekeſſel aufgeſetzt. Die Unterhaltung floß vortrefflich. Leichte franzöſiſche Bonmots und lebhafte Ausrufe in melodiſchem Polniſch fuhren durcheinander, dazwiſchen klang die eintönige deutſche Phraſe. An

dem ſchnellen Lachen, den Mienen der Sprechenden und dem Feuer der Unterhaltung merkte Anton, daß er unter Fremden war. Schnell flogen die Worte, in den Augen und auf den Wangen glänzte das flüchtige Feuer der heitern Erregung. Es war ein beweglicheres Volk, elaſtiſcher, ſchwunghafter, leichter ergriffen. Erſtaunt ſah Anton, wie behaglich Lenore in der Unterhaltung ſchwamm. Auch ihr Antlitz glänzte von höherem Rot, ſie lachte und gebärdete ſich wie die andern, und dreiſt blickten ihre Augen in die verbindlichen Geſichter der anweſenden Herren. Dasſelbe Lachen, die herzliche Unbefangenheit, die ihn im Schlitten entzückt hatte, verſchwendete ſie jetzt an Fremde, die in der Nacht auf der Landſtraße zum Schaden ihres Vaters gearbeitet hatten. Das mißfiel ihm höchlich. Dazu das Zimmer ſo wunderlich ausgeputzt, die Tapeten ſchmutzig und zerriſſen, die Kinder in der Nebenſtube barfüßig, und der Hausherr der ſtille Beſchützer eines Schuftes und wahrſcheinlich noch etwas Schlimmeres! So begnügte er ſich, mit kalter Zurückhaltung die Geſellſchaft zu betrachten und nur das Notwendige auf die freundlichen Worte des Hausherrn und ſeiner Gäſte zu erwidern.

Endlich ſchlug ein junger Herr einige Akkorde auf dem Flügel an, alles ſprang auf und wollte tanzen. Die gnädige Frau klingelte, vier wilde Männer ſtürzten in das Zimmer, ergriffen den großen Flügel und trugen ihn rückſichtslos hinaus. Die Geſellſchaft drängte nach über den Hausflur, in den gegenüberliegenden Saal. Als Anton eintrat, kam er in Verſuchung, ſich die Augen zu reiben. Es war ein leerer Raum mit rohem Kalkanſtrich, Bänke an den Wänden und in der Ecke ein abſcheulicher Ofen. Mitten im Saale hing Wäſche auf Leinen; Anton begriff nicht, wie man hier tanzen wollte. Aber im Hui wurde die Wäſche durch die Fäuſte der Diener herabgeriſſen, einer lief zum Ofen und blies das Feuer an, nach wenig Augenblicken waren ſechs Paare zur Quadrille angetreten. Da der Damen zuwenig waren, band ein junger Graf mit einem ſchwarzen Samtbärtchen und zwei wunderſchönen blauen Augen ſein Batiſttuch um den Arm und erklärte ſich mit einem graziöſen Knicks für

eine Dame. Sogleich wurde er von einem andern Herrn ritterlich zum Tanze geführt. Selig drehte ſich das Völkchen im Takt. Durch die Nachläſſigkeit, welche die Mode von den Tänzern des gebildeten Europas verlangt, flatterte zuweilen das Feuer ihres Stammes auf. Lenore trieb mitten darunter. Auch die Baronin war in heiterer Unterhaltung mit dem Hausherrn, und Frau von Tarow machte ſich zur Aufgabe, den blinden Freiherrn zu beſchäftigen. Das war wieder die vornehme Form, der leichte Genuß des Augenblicks, welchen Anton ſooft bewundert hatte; aber heute verzog ſich ſein Mund zu einem kalten Lächeln. Es ſchien ihm nicht männlich und nicht würdig, daß die deutſche Familie ſich ſo hingebend unter Gegnern bewegte, welche wahrſcheinlich in dieſem Augenblick Feindliches gegen ſie und gegen ihr Volk im Sinne hatten. Als Lenore nach dem erſten Tanz bei Anton vorbeiging und ihn leiſe fragte: „Warum tanzen Sie nicht mit mir?“ erwiderte er: „Ich erwarte jeden Augenblick das Geſicht des Herrn Bratzky in einem Winkel dieſes Saales zu ſehen.“

„Wer wird jetzt daran denken“, rief Lenore und wandte ſich gekränkt ab.

Tanz folgte auf Tanz, die Köpfe der jungen Herrſchaften glühten, die Locken wurden ſchlaff vom warmen Tau. Schnurrbärtige Diener drangen wieder in das Zimmer und boten Champagner in Eis. Stehend, auf dem Sprunge ſchlürften die Tänzer den kalten Trank, und gleich darauf ſtürmte von allen Ecken der Ruf nach einem polniſchen Nationaltanz zu dem Hauslehrer, welcher am Flügel ſaß. Jetzt flatterten die Gewänder, die Tänzer ſchnellten ſich wie auf Sprungfedern durch das Zimmer, wie Bälle flogen die Mädchen aus einem Arm in den andern. Ach, und Lenore immer mitten darunter! Anton ſtand neben dem anſehnlichen Polen in mattem Geſpräch und hörte kühl das Lob an, welches dieſer der deutſchen Tänzerin freigebig erteilte. Was den polniſchen Mädchen natürlich ſtand, die ſchnellen Bewegungen, die ſtarke Erregung, das machte Lenore wild und, wie Anton ſich mit Mißfallen ſagte, unweiblich. Und von ihr weg irrte ſein Blick an den rohen Wänden umher

auf den beſtäubten Ofen, in dem ein großes Scheit Holz loderte, bis zu der Decke, von welcher lange graue Spinnweben herunterhingen.

Es war ſpät, als die Baronin zum Aufbruch trieb; die Pelze wurden in den Saal gebracht, die Gäſte wickelten ſich ein, die Schelle läutete und das Glöckchen klang wieder über die Schneefläche. Aber Anton war es wohl zufrieden, daß jetzt die Tochter mit dem Vater fuhr, und daß er ſelbſt hinter der Baronin die Zügel führte. Schweigſam lenkte er den Schlitten, und immer wieder dachte er daran, daß eine andere, die er kannte, ſich unter den Spinnweben im Hauſe der Feinde niemals in der Maſurka geſchwenkt hätte. — Auch Lenore trug ihm heute den Stahlhelm auf dem weißen Nacken.

## 4.

Herr Itzig war als Geſchäftsmann etabliert. Wer ihn beſuchte, ſchritt durch ein vielbetretenes Vorderhaus und erſtieg in einem Seitenflügel eine nicht ganz ſaubere Treppe. Neben der Treppe glänzte die weißlackierte Vortür, auf welcher ein großes Meſſingſchild mit abgeſchrägten Ecken den Namen „B. Itzig“ zeigte. Der Vorſaal war verſchloſſen, ein dicker Porzellangriff war auch vorhanden, alles ſchöner und idealer als es bei Ehrenthal geweſen war. Durch die Tür konnte der Beſuchende in einen leeren Raum gelangen, in welchem ſich den Tag über ein verſchmitzter Junge aufhielt, halb Portier, halb Laufburſche, außerdem Spion für die Geſchäfte, welche ſein Brotherr machte. Der Junge unterſchied ſich von dem urſprünglichen Herrn Veitel durch ein auffälliges Weſen von ſchäbiger Vornehmheit. Er trug die letzten Überreſte des Kleidergeſchäfts auf, glänzende Seidenweſten und einen Frack, der ihm nur wenig zu groß war. Er bewies, daß die neue Firma auch in Sachen der Toilette und Bildung anſtändiger war, als das in vielen Dingen gewöhnliche Geſchäft des Ehrenthal. Den Eintretenden empfing Herr Itzig in zwei kleinen Geſchäftsſtuben, von denen die erſte wenig Möbel, aber zwei auffallend

ſchöne Lampen enthielt, eine gelegentliche notwendige Übernahme für nicht gezahlte Zinſen eines Solawechſels. Die zweite war das Schlafzimmer, ein einfaches Bett, ein langes Sofa, ein großer runder Spiegel mit breitem Goldrahmen, dieſer ein Erwerb aus dem geheimen Lager des ehrlichen Pinkus. Itzig ſelbſt hatte ſich auffallend verändert, er war an trüben Tagen bei dem zweifelhaften Lichte, welches aus dem Hofraume in die Stube gelangte, von weitem betrachtet, nur noch wenig von einem eleganten Herrn verſchieden. Sein ſchmales Geſicht war voller geworden, die großen Sommerſproſſen, welche ihn früher getigert hatten, waren verblichen, und ſein Haar hatte durch Pomade und kunſtvolle Bürſtenſtriche eine dunklere Farbe und ein anſchmiegendes Weſen erhalten. Noch hatte der neue Geſchäftsmann eine Vorliebe für ſchwarze Kleider, aber ſie waren neu und ſaßen nicht mehr ſchlottrig über ſeinen Gliedmaßen. Denn Herr Itzig hatte auch zugenommen an äußerer Behaglichkeit, er gönnte ſich jetzt gute Koſt, ja auf ſeinem Arbeitstiſch war zuweilen eine leere Weinflaſche zu ſehen, auf welcher das Wort „Moſel“ ſtand, daneben ein Zuckerbecher und ein ſilberner Löffel. Wie prächtig aber auch die neuen Räumlichkeiten waren, Itzig benutzte dieſelben doch nur bei Nacht und in ſeinen Geſchäftsſtunden. Noch immer trieb ihn ſein Herz nach ſeiner alten Herberge zu Löbel Pinkus. So führte er ein doppeltes Leben, für die große Welt ein feiner Geſchäftsmann in den neugeſtrichenen Stuben unter dem Glanze der Aſtrallampen, bedient von einem modern gekleideten Gnomen, und ein zweites für ſein Gemüt, gerade unter der Karawanſerei, ein beſcheidenes Leben mit rotbaumwollenen Gardinen und einem viereckigen Kaſten als Sofa. Vielleicht machte ihm dieſes Aſyl am behaglichſten, daß er jetzt eine unbeſtrittene Herrſchaft über den Beſitzer des Hauſes ausübte. Pinkus war, zu ſeiner Schande ſei es geſagt, herabgeſunken zu einem Kommiſſionär, einem Hilfsarbeiter Veitels. Und Frau Pinkus hing an dem aufſtrebenden Geſchäftsmann mit einer Verehrung, welche ihren Mann aller Gänſebrüſte beraubte, die in dem Hauſe geſchlachtet wurden.

Heute ſaß Itzig in ſeinem Geſchäftslokale nachläſſig auf dem Sofa und rauchte aus einer Bernſteinſpitze; er war ganz Gentleman und erwartete vornehmen Beſuch. Da hörte man im Vorzimmer ſchellen, der Dienſttuende flog zur Tür, eine ſcharfe Menſchenſtimme wurde hörbar. Bald entſtand ein Zank im Vorſaale, welcher Veitel bewog, ſchnell den offenen Kaſten ſeines Schreibpultes zuzuſchließen und den Schlüſſel in die Taſche zu ſtecken.

„Nicht zu Hauſe iſt er? Er iſt aber hier, du erbärmlicher, grünhaariger Dummkopf“, ſchrie eine ſcharfe Stimme den Wache haltenden Jüngling an. Man hörte einen widerſtehenden Körper beiſeite ſchieben, Veitel beugte ſeinen Kopf tief in ein altes Hypothekeninſtrument, die Tür wurde geöffnet, und Herr Hippus erſchien mit gerötetem Antlitz, ſchäbig, mit zerrauften Federn an der Tür. Nie hatte er einem alten Raben ähnlicher geſehen.

„Du läßt dich verleugnen? Du befiehlſt dem Wurme dort draußen alte Freunde abzuweiſen? Natürlich, du biſt vornehm geworden, du Narr! Hat man je eine ſolche Unverſchämtheit geſehen! Weil der Bengel ſich in zwei neue Stuben hineingeſchwindelt hat, ſind ihm ſeine alten Freunde nicht mehr gut genug. Du biſt aber bei mir an den Unrechten gekommen, mein Söhnchen, ich laſſe mich nicht ſo abſpeiſen.“

Veitel betrachtete den kleinen Herrn, welcher zornig vor ihm ſtand, mit Blicken, die nichts weniger als freundſchaftlich waren. „Was macht Ihr mit dem jungen Menſchen für einen Lärm,“ ſagte er kalt, „er hat nur ſeine Schuldigkeit getan. Ich erwarte einen Geſchäftsbeſuch und habe ihm befohlen, alle Fremden abzuweiſen. Wie konnte ich wiſſen, daß Ihr hierherkommen würdet? Haben wir nicht ausgemacht, daß Ihr mich nur des Abends beſuchen ſollt? Wie kommt Ihr in meinen Geſchäftsſtunden?“

„Deinen Geſchäftsſtunden! Du junger Wiedehopf, der ſeine Eierſchalen noch am Steiße herumſchleppt“, rief Hippus immer noch erzürnt und ſetzte ſich auf das Sofa. „Deine Geſchäftsſtunden“ — fuhr er mit unendlicher Verachtung fort, „für deine Geſchäfte iſt jede Stunde gut genug.“

„Ihr ſeid wieder betrunken, Hippus," antwortete Veitel in aufrichtigem Ärger; „wie oft habe ich geſagt, daß ich mit Euch nichts zu tun haben will, wenn Ihr aus der Branntweinſtube kommt."

„So," rief Herr Hippus, „du Sohn einer Trödelhexe, mein Beſuch iſt für dich zu allen Zeiten eine Ehre. Ich wäre betrunken?" fuhr er ſchluckend fort, „wovon denn, du Hanswurſt? Womit ſoll man ſich betrinken," ſchrie er, „wenn man kein Geld hat, ein Glas zu bezahlen?"

„Ich wußte, daß er wieder kein Geld hatte", ſagte Veitel mit tiefer Entrüſtung. „Erſt neulich habe ich Euch zehn Taler gegeben, aber Ihr ſeid wie ein Schwamm, es iſt ſchade um jeden Groſchen, den man auf Euch wendet."

„Du wirſt mir aber heute zeigen, daß es nicht ſchade iſt," antwortete der Alte höhniſch, „du wirſt mir wieder zehn Taler geben und auf der Stelle."

„Das werde ich nicht", rief Veitel. „Ich habe ſatt, Euch zu füttern, Ihr wißt, was wir abgemacht haben; Geld bekommt Ihr nur, wenn Ihr mir etwas dafür tut. Und jetzt ſeid Ihr nicht in der Verfaſſung, etwas Ordentliches zu leſen oder zu ſchreiben."

„Für dich und deinesgleichen bin ich immer noch gut genug, und wenn ich zehnmal beſſer gefrühſtückt hätte als heute", ſagte der Alte ruhiger. „Gib her, was du für mich zu arbeiten haſt. Du biſt ein geiziger Filz geworden, aber ich will dir's nicht nachtragen. Ich will dir verzeihen, daß du mich abweiſen wollteſt, ich will dir auch verzeihen, daß du ein hochmütiger Eſel geworden biſt und dich mit einer ſolchen Lampe breit machſt, die für beſſere Leute als du gut genug wäre; und ich will dir meinen Rat nicht entziehen, vorausgeſetzt, daß du mich honorierſt. Und ſo wollen wir Friede machen, mein Sohn. Jetzt rede, welche Teufelei haſt du wieder vor?"

Veitel ſchob ihm ein dickes Hypothekeninſtrument hin und ſagte: „Zuerſt ſollt Ihr mir das durchſehen und einen Auszug daraus ſchreiben, wie ich ihn brauche, und ſagen, wie es damit ſteht. Es iſt mir angeboten worden zum Kauf. Jetzt aber erwarte ich jemand. Ihr müßt in die andere

Stube gehen, dort ſetzt Euch an den Tiſch und macht die Arbeit. Wenn Ihr fertig ſeid, dann reden wir über das Geld."

Herr Hippus ſchob ſich das ſchwere Aktenſtück unter den Arm und ſteuerte nach der zweiten Stubentür. „Heute tue ich dir noch einmal deinen Willen, weil du's biſt", ſagte er gemütlich und erhob ſeine Hand, um Veitel auf die Backe zu klopfen.

Veitel ließ ſich die Liebkoſung leidend gefallen und wollte die Tür zumachen, als der betrunkene Alte ſich noch einmal herandrängte und mit ſchlauem Blick fragte: „Alſo du erwarteſt jemand, mein Söhnchen? Wen erwarteſt du, kleiner Itzig? Iſt's ein Männlein oder ein Fräulein?"

„Es iſt ein Geldgeſchäft", entgegnete Veitel, die Achſeln zuckend.

„Ein Geldgeſchäft?" wiederholte der trunkene Herr, mit einer zärtlichen Bewunderung ſeinen Bundesgenoſſen betrachtend. „Ja, darin biſt du groß. Groß als Menſch und als Schwindler! Wahrhaftig, wer von dir Geld haben will, der iſt verloren. Es wäre ihm beſſer, er ſpränge ins Waſſer, obgleich Waſſer auch verächtlich iſt. Du kleiner Sackermentsſchwindler, du!" Dabei erhob er den Kopf und ſtierte aus ſeinen ſchwimmenden Augen liebevoll auf Veitel.

„Seid Ihr doch ſelbſt gekommen, um Geld von mir zu holen", antwortete ihm Veitel mit gezwungenem Lächeln.

„Ja, ich bin feſt," lallte Hippus, „ich bin nicht von Fleiſch und Blut, ich bin Hippus, ich bin der Tod." Dabei verſuchte er geiſtreich zu lachen.

Draußen tönte die Schelle, Veitel rief: „Verhaltet Euch ruhig!" ſchloß die Tür, ſetzte ſich auf das Sofa, faßte die Bernſteinſpitze und erwartete ſeinen Beſuch.

In dem Vorzimmer klirrte ein Säbel, ein Huſarenoffizier trat ein. Eugen Rothſattel war in dem letzten Winter ein wenig älter geworden, ſein feines Geſicht war hagerer, und um den untern Teil ſeiner Augen zog ſich ein bläulicher Ring. Er trat mit einem Schein von Gleichgültigkeit ein, der Herrn Itzig keinen Augenblick zu täuſchen vermochte, denn hinter dieſer Maske erkannte ſein erfahrener Blick

deutlich das Fieber, welches bedrängten Schuldnern eigentümlich iſt.

„Herr Itzig?“ fragte der Offizier von oben herunter.

„So heiße ich“, verſetzte Veitel und ſtand nachläſſig vom Sofa auf.

Unruhig ſah Eugen in das Geſicht des Geldmanns. Der jetzt ſeine Anrede erwartete, war derſelbe, vor dem ſchon ſein Vater gewarnt war, und jetzt trieb das Schickſal auch ihn in dasſelbe Netz. „Ich habe in dieſen Tagen eine Schuld an hieſige Agenten zu zahlen,“ begann der Leutnant, „an Herren Ihrer Bekanntſchaft. Als ich deshalb Rückſprache mit ihnen nehmen wollte, iſt mir von beiden mitgeteilt worden, daß ſie ihre Forderungen an Sie verkauft haben.“

„Ich habe ſie ungern gekauft,“ erwiderte Veitel, „ich habe nicht gern zu tun mit den Herren Offizieren. Es ſind zwei Schuldſcheine über elfhundert und achthundert, zuſammen neunzehnhundert Taler.“ Er griff in eine Mappe und holte die Dokumente heraus. „Erkennen Sie dieſe Unterſchrift als die Ihrige?“ fragte er kalt, „und erkennen Sie dieſe neunzehnhundert Taler als die Summe an, welche Ihnen geliehen iſt?“

„Es mag wohl ſoviel darin ſtehen“, antwortete der Leutnant unwillig.

„Ich frage, ob Sie anerkennen, daß Sie mir zu zahlen haben dieſe Summe auf dieſe zwei Verſchreibungen?“ fragte Veitel wieder.

„In Teufels Namen, ja,“ rief der Leutnant, „ich erkenne die Schuld an, obgleich ich nicht die Hälfte in Geld erhalten habe.“

Veitel ſchloß die Solawechſel in ſein Pult und ſagte, indem er die Achſeln zuckte, ſpöttiſch: „Ich habe doch die volle Summe bezahlt den beiden Leuten. Ich werde mir alſo holen bei Ihnen morgen oder übermorgen mein Geld.“

Der Offizier ſchwieg eine Weile, langſam röteten ſich ſeine eingefallenen Wangen. Endlich nach einem harten Kampfe begann er: „Ich bitte Sie, Herr Itzig, mir noch Friſt zu geben.“

Veitel ergriff ſeine Bernſteinſpitze und drehte behaglich daran, als er antwortete: „Ich gebe Ihnen keinen Kredit weiter.“

„Seien Sie verſtändig, Itzig“, ſagte der Offizier mit erzwungener Vertraulichkeit. „Ich bin vielleicht in kurzem in der Lage, Ihnen zu zahlen.“

„Sie werden in einigen Wochen ſowenig Geld haben als jetzt“, entgegnete Veitel grob.

„Ich bin bereit, Ihnen eine größere Summe zu verſchreiben, wenn Sie ſich gedulden.“

„Ich mache niemals ſolche Geſchäfte“, log Veitel.

„Ich ſchaffe Ihnen eine Anerkennung der Schuld durch meinen Vater.“

„Der Herr von Rothſattel hat gerade ſoviel Kredit bei mir als Sie ſelber.“

Der Leutnant ſtieß zornig ſeinen Säbel auf den Boden. „Und wenn ich nicht zahle?“ brach er los. „Sie wiſſen, daß ich geſetzlich dazu nicht verpflichtet bin.“

„Ich weiß“, verſetzte Veitel ruhig. „Werden Sie zahlen morgen oder übermorgen?“

„Ich kann nicht“, rief Eugen in aufrichtiger Verzweiflung.

„Dann tragen Sie Sorge für den Rock, den Sie anhaben“, ſagte Veitel ſich abwendend.

„Wohlfart hatte recht, mich vor Ihnen zu warnen“, rief Eugen außer ſich. „Sie ſind ein hartgekochter —“, er drängte das letzte Wort zurück.

„Sprechen Sie ruhig aus,“ ſagte Itzig, „es hört Sie niemand. Was Sie reden, iſt wie das Feuer im Ofen, es kniſtert, in einer Stunde iſt's Kohle. Was Sie mir hier wollten ſagen unter vier Augen, das werden von Ihnen in drei Tagen die Leute auf der Straße ſagen, wenn Sie nicht zahlen.“

Eugen wandte ſich mit einem Fluche ab, an der Tür blieb er noch einen Augenblick ſtehen, dann ſtürzte er zornig hinaus.

Veitel ſah ihm triumphierend nach. „Der Sohn wie der Vater, er ſitzt darin, wie er ſitzen muß,“ ſagte er vor ſich

hin; „er kann nicht ſchaffen das Geld. Es geht zu Ende mit den Rothſatteln, und der Wohlfart wird ſie nicht halten. — Wenn ich verheiratet bin mit der Roſalie, ſo ſind mein auch Ehrenthals Hypotheken. Dann können die Scheine, die bei dem Schwiegervater verſchwunden ſind, ſich unter ſeinen Papieren wiederfinden. Dann habe ich den Baron in Händen, und das Gut iſt mein.“

Nach dieſem Selbſtgeſpräch öffnete er die Tür, welche Herrn Hippus und den vornehmen Beſuch, den Verſunkenen und den Sinkenden, getrennt hatte, und fand den kleinen Advokaten eingeſchlafen, den Kopf auf den Händen, die Hände über den Akten. Mit herzlicher Verachtung ſah Itzig auf das ſchwärzliche Bündel und ſagte: „Er wird mir läſtig. Er ſagte, er wäre der Tod, ich wollte, er wäre tot, und ich wäre von ihm frei.“ Unſanft rüttelte er den alten Mann auf und ſchrie ihn an: „Ihr ſeid zu nichts gut als zum Schlafen, was mußtet Ihr hierherkommen, um zu ſchnarchen? Geht nach Hauſe, ich werde Euch die Akten geben, wenn Ihr in beſſerer Verfaſſung ſeid.“

Als der Advokat unter dem Verſprechen, am Nachmittag wiederzukommen, ſchläfrig hinausgewankt war, bürſtete Itzig mit beneidenswerter Fertigkeit ſeinen ſeidenen Hut, zog den beſten Rock an, gab ſeinem Haar vor dem goldenen Spiegel den genialen Fall und ging nach dem Hauſe ſeines Gegners Ehrenthal.

Als er in den Hausflur trat, warf er einen ſcheuen Blick auf die Tür des Kontors und eilte vorüber nach der Treppe. Auf der unterſten Stufe hielt er an. „Er ſitzt wieder im Kontor,“ ſagte er horchend zu ſich ſelbſt, „ich höre ihn brummen, ſo brummt er oft, wenn er allein iſt. Ich will's wagen, ich gehe hinein, vielleicht iſt mit ihm ein Wort zu reden.“ Er ſchritt zögernd zu der Tür und horchte wieder, dann faßte er ein Herz und öffnete ſchnell. In dem dämmrigen Raume ſaß auf dem Lederſtuhl einſam eine zuſammengedrückte Geſtalt, auf dem Kopfe einen unförmlichen Hut; ſie nickte mit dem Kopfe vor ſich hin und murmelte unverſtändliche Worte. Wie hatte ſich Hirſch Ehrenthal in dem letzten Jahre verändert! Als er das letztemal vom Gute

des Freiherrn fuhr, war er ein rundlicher Mann von anſehnlicher Art geweſen, ein wohlkonſervierter Mann, der ſeine Buſennadel anzuſtecken wußte, um vor den Frauen ſtattlich auszuſehen; das Haupt, welches jetzt in nervöſer Schwäche nickte, war das Haupt eines alten Mannes, und an dem faltigen Geſicht hing ein Bart, den das Schermeſſer wochenlang nicht berührt hatte. Er war ein Bild des kläglichen Verfalles, wo der Geiſt dem Körper noch vorläuft auf dem Wege zur zweiten Wiege.

Der Agent ſtand an der Tür und ſah betroffen auf ſeinen früheren Brotherrn, der in ſeine Träume verſunken nur noch halb der Geſchäftswelt angehörte. Endlich begann er näher tretend: „Ich will mit Ihnen reden, Herr Ehrenthal.“

Der Alte fuhr fort mit dem Kopfe zu nicken und antwortete mit zitternder Stimme: „Hirſch Ehrenthal bin ich, was haben Sie zu reden mit mir?“

„Ich will mit Ihnen ſprechen über ein großes Geſchäft“, fuhr Itzig fort.

„Ich höre“, ſagte Ehrenthal ohne aufzuſehen. „Wenn es ein großes Geſchäft iſt, warum ſprechen Sie nicht?“

„Sie kennen mich doch, Hirſch Ehrenthal?“ ſchrie Itzig, ſich zu dem Alten vorbeugend.

Der Mann im Lederſtuhle ſah mit müden Augen auf und ſtarrte den andern an, endlich erkannte er ihn. Er rückte ſich heftig von ſeinem Sitz in die Höhe und ſtand mit vorgebeugtem Halſe da. Immer noch zitterte das Haupt, aber die Augen ruhten mit einem Blicke voll Furcht und Haß auf dem Agenten. „Was wollen Sie hier in meinem Kontor?“ rief er mit bebender Stimme. „Wie können Sie wagen zu treten vor meine Augen? Gehen Sie hinaus, Sie Menſch.“

Itzig blieb ſtehen. „Schreien Sie nicht wie ein Hahn, ich tue Ihnen nichts, ich will mit Ihnen reden über große Sachen, wenn Sie ruhig ſein wollen, wie ein Mann in Ihren Jahren ſein muß.“

„Es iſt der Itzig,“ murmelte der Alte vor ſich hin, „er will reden von großen Sachen, ich ſoll ruhig ſein. — Wie kann ich ruhig ſein,“ ſchrie er wieder auf, „wenn ich Sie erblicke vor meinen Augen? Sie ſind mein Feind, Sie haben mich

ruiniert hier, und haben mich ruiniert da. Sie ſind geweſen für mich wie der Böſe mit dem Schwerte, an welchem der Tropfen Galle hängt. Ich habe aufgetan den Mund, und Sie haben mir hineingeſtoßen Ihr Schwert, die Galle iſt gekommen in mein Herz, und ich muß zittern, wenn ich Sie anſehe."

„Werden Sie ruhig," ſagte Itzig, „und wenn Sie ruhig ſind, dann hören Sie mich an."

„Heißt er Itzig?" ſummte der Alte wieder vor ſich hin. „Er nennt ſich Itzig, aber wenn er in die Stadt geht, heulen die Hunde. Ich will Sie nicht ſehen," rief er, ſich wieder aufrichtend, „gehn Sie hinaus, es iſt mir zuwider Ihr Anblick, ich will lieber zu tun haben mit einer Spinne als mit Ihnen."

Veitel ſagte mit Ergebung: „Was geſchehen iſt, Ehrenthal, iſt geſchehen und iſt darüber nicht mehr zu reden. Sie ſind feindlich geweſen gegen mich, und ich habe gehandelt gegen Sie, es iſt geweſen einer wie der andere."

„Er hat gegeſſen alle Sonntage in meinem Hauſe", grollte der Alte wieder.

„Weil Sie daran denken," fuhr Veitel fort, „will ich auch daran denken. Ja, ich habe gegeſſen an Ihrem Tiſche, und deswegen tut es mir leid, wenn wir beide in Feindſchaft gekommen ſind. Ich habe immer gehabt eine große Anhänglichkeit an Ihr Haus."

„Du haſt mir gezeigt deine Anhänglichkeit, junger Itzig", fuhr der Alte fort. „Du biſt es, der gekommen iſt in mein Haus und der mich hat geſchlagen, noch bevor ich liege in meinem Grabe; du biſt es, welcher mir macht alle Tage das Chibbut Hakkefer."

„Was reden Sie für ungewaſchenes Zeug," rief Veitel ärgerlich, „was tun Sie immer, als ob Sie wären tot und ich der böſe Geiſt mit dem Schwerte? Ich bin hier und will Ihnen bringen gutes Leben und nicht den Tod. Ich will machen, daß Sie wieder zu Anſehen kommen unter unſern Leuten, und daß die auf der Straße wieder abnehmen den Hut, wie ſie ihn abgenommen haben, bevor der Hirſch Ehrenthal kindiſch wurde."

Ehrenthal nahm mechaniſch ſeinen Hut ab und ſetzte ihn wieder auf. Sein Haar war weiß geworden.

„Es ſoll Freundſchaft werden zwiſchen Ihnen und mir,“ fuhr Veitel beredt fort, „und Ihre Geſchäfte ſollen mir ſein wie die meinigen. Ich habe Ihnen geſchickt mehr als einen Mann aus Ihrer Verwandtſchaft und habe Ihnen ſagen laſſen, was ich von Ihnen will, und Ihre Frau, die Madame Ehrenthal, hat Ihnen oft dasſelbe geſagt. Ich bin ein Mann geworden, der ſeine Geſchäfte mit den beſten Leuten macht, ich kann Ihnen ein ſicheres Kapital aufweiſen, das größer ſein wird, als Sie denken. Warum ſollen wir nicht unſer Geld zuſammentun? Wenn Sie als Vater mir geben wollen Ihre Tochter Roſalie, ſo werde ich an Ihnen handeln können als Ihr Schwiegerſohn.“

Der alte Ehrenthal ſah den Freiwerber mit einem Blicke an, in dem ein Strahl der alten Schlauheit durch die blöde Schwäche blitzte. „Wenn Sie haben wollen meine Tochter Roſalie,“ erwiderte er, „ſo ſollen Sie hören die einzige Frage, die ich habe an Sie. Was können Sie mir geben, wenn ich Ihnen gebe die Roſalie?“

„Ich will's Ihnen vorrechnen zu jeder Stunde“, rief Veitel.

„Sie können mir vorrechnen vieles“, ſagte Hirſch Ehrenthal abwehrend. „Aber ich will nur eines von Ihnen fordern. Wenn Sie mir wiedergeben können meinen Sohn Bernhard, ſo ſollen Sie haben meine Tochter. Können Sie mir nicht holen meinen Bernhard aus dem Grabe, ſo ſage ich Ihnen, ſolange ich eine Stimme habe in meinem Munde: Gehen Sie hinaus, hinaus aus meinem Kontor. Hinaus!“ ſchrie er in plötzlicher Wut und ballte ſeine Hände gegen den Freier. Veitel trat eilig in den Schatten der Tür, der alte Mann ſank in ſeinen Stuhl zurück und drohte und ſchwatzte wieder vor ſich hin.

Itzig ſah von der Tür dem Treiben zu, bis die Klage des Alten aufhörte und nur undeutliche Worte von ſeinen Lippen fielen; dann zuckte er mit den Achſeln und verließ das Zimmer.

Während er die Treppe hinaufſtieg, den Frauen ſeinen Beſuch zu machen, bewegte er noch oft die Achſeln, um ſeine Verachtung des Schwächlings auszudrücken. Dann zog er an der Klingel und wurde von der Köchin mit zerknitterter Haube unter vertraulichem Lächeln eingelaſſen.

Unterdes eilte Eugen ratlos aus einer Offizierſtube in die andere. Er trat in die Weinſtube von Feroni, die Auſtern waren nicht zu genießen, der Burgunder ſchmeckte wie Tinte. Wieder lief er die Straßen auf und ab, Angſtſchweiß auf der Stirn. So verging dem armen Jungen der Tag. Endlich ſetzte er ſich todmüde in eine Konditorei und überdachte noch einmal die letzten Möglichkeiten. Wenn Wohlfart zur Stelle wäre? Aber es war zu ſpät, ihn zu benachrichtigen. Die Agenten hatten ihn mit unbeſtimmten Verſprechungen einer Verlängerung hingehalten, erſt geſtern abend hatten ſie ihm beide zu gleicher Zeit geſchrieben, daß ihre Forderung auf Herrn Itzig übergegangen ſei. Wohl war es zu ſpät, an Wohlfart zu ſchreiben, aber hatte dieſer zuverläſſige Freund nicht irgendeinen Bekannten am Orte? — Als Anton den jungen Sturm empfohlen, hatte er ihm geſagt: „Der Vater des Amtmanns iſt ein ſicherer Mann und nicht ohne einige Mittel.“ Vom Vater eines Huſaren, der im Dienſte ſeiner Familie ſtand, konnte er vielleicht das Geld erhalten, wenn der Alte überhaupt Geld hatte. Das war die Frage. Er forderte das Adreßbuch: Johann Sturm, Auflader, Inſelgaſſe Nr. 17. In einer Droſchke fuhr er hinaus. Eilig pochte er an, ein mächtiges Herein war die Antwort. Der geängſtigte Offizier überſchritt die Schwelle des Aufladers.

Vater Sturm ſaß einſam bei ſeinem Bierkruge, ein kleines Tageblatt in der Hand, ſo klein, daß jedermann einſah, es war für den alten Sturm weder geſchrieben noch gedruckt, noch ausgegeben worden. „Ein Huſar“, rief Sturm und blieb vor Erſtaunen auf ſeiner Bank ſitzen. Auch der Offizier war betroffen von der koloſſalen Geſtalt, die ihn mit großen Augen anſtarrte; ſo ſahen beide einander an.

„Richtig,“ ſagte der Rieſe, „es iſt ein Huſar vom Regi-

ment meines Karl; der Rock ſtimmt, die Schnüre ſtimmen. Seid mir gegrüßt, Kamerad.“ Er erhob ſich. Jetzt erſt erkannte er das Metall der Schnüre. „Der Tauſend, ein Herr Offizier!“

„Mein Name iſt Eugen von Rothſattel,“ begann der Leutnant, „ich bin ein Bekannter von Herrn Wohlfart.“

„Von Herrn Wohlfart und von meinem Sohne Karl,“ ſagte Sturm in Eifer, „hier nehmen Sie Platz, Herr Offizier, es iſt mir ausnehmende Freude und Ehre.“ Er trug einen Stuhl herbei und ſetzte ihn in ſeinem Dienſteifer vor Eugen hin, daß die Tür ſchütterte. Eugen wollte ſich ſetzen. „Noch nicht,“ ſagte der alte Sturm, „erſt abwiſchen, die Uniform könnte leiden. Seit mein Karl fort mußte, iſt es hier etwas ſtaubig.“ Er wiſchte und glättete mit einem Tuche den Stuhl für ſeinen Gaſt. „So, mein Herr, jetzt erlauben Sie, daß ich mich Ihnen gegenüber ſetze. Sie bringen mir Nachricht von meinem Kleinen?“

„Keine andere,“ erwiderte Eugen, „als daß er ſich wohlbefindet, und daß mein Vater mit ſeiner Tätigkeit ſehr zufrieden iſt.“

„So?“ rief Sturm, über das ganze Geſicht lachend, und klopfte mit ſeinen Fingern auf den Tiſch, daß ein kleines Erdbeben in der Stube entſtand; „ich wußte, daß Ihr Herr Vater mit ihm zufrieden ſein würde. Ich hätte Ihnen das ſchriftlich geben wollen auf Stempelpapier. Er war ſchon ein praktiſcher Junge, als er noch ſo groß war“, er bezeichnete mit der Hand einen Zuſtand menſchlicher Kleinheit, welche keinem ſterblichen Menſchen auch nicht am erſten Tage ſeines ſichtbaren Lebens vergönnt iſt.

„Kann er denn aber auch alles machen?“ fragte er ängſtlich weiter, „wegen des, Sie wiſſen ſchon.“ Er hielt dem Leutnant ſeine großen Finger entgegen und machte mit dieſen vertrauliche Zeichen in der Luft. „Mittelfinger und Goldfinger, ach, das war ein großes Unglück, Herr Offizier!“

Eugen erinnerte ſich an den unglücklichen Zufall. „Er hat's überwunden“, ſagte er verlegen über die Rolle, zu

welcher das Vatergefühl des Rieſen ihn verurteilte. „Was mich zu Ihnen führt, iſt eine Bitte.“

„Eine Bitte?“ lachte Sturm; „fordern Sie, Herr Baron! das iſt keine Redensart. Jeder aus dem Hauſe, in welchem mein Sohn wohnt und Amtmann iſt, hat das Recht, von dem alten Sturm zu fordern. Das iſt meine glatte Anſicht.“ Er ſtrich mit der Hand über den Tiſch.

„Um es alſo kurz zu ſagen, Herr Sturm,“ fuhr Eugen fort, „ich bin in der Lage, morgen eine große Zahlung zu machen und bedarf dazu Geld. Die Sache iſt plötzlich gekommen; ich habe keine Zeit mehr, meinen Vater zu benachrichtigen. Ich weiß hier in der Stadt niemand, an den ich mich mit ſolchem Vertrauen wenden möchte, als an den Vater unſers Amtmanns.“

Sturm beugte ſich vor und ſchlug den Offizier in ſeiner Freude heftig auf das Knie. „Das war ehrlich geſprochen; Sie ſind ein Herr, der auf ſein Haus hält, und der nicht zu Fremden geht, wenn er das Ding von ſeinen Leuten haben kann. Sie brauchen Geld. Mein Karl iſt Amtmann bei Ihrem Herrn Vater, mein Karl hat etwas Geld, ſo iſt alles in der Ordnung. Wieviel brauchen Sie? Sind's hundert, ſind's zweihundert Taler? Geld iſt da.“

„Faſt nehme ich Anſtand, Herr Sturm, Ihnen die Summe zu nennen,“ ſagte Eugen befangen, „es ſind neunzehnhundert Taler.“

„Neunzehnhundert Taler,“ wiederholte der Rieſe erſtaunt, „das iſt ein Kapital, es iſt ein Haus, das iſt, was die Leute ein Geſchäft nennen.“

„Das iſt es, Herr Sturm“, fuhr Eugen bekümmert fort. „Und da Sie ſo freundlich gegen mich ſind, ſo muß ich Ihnen auch ſagen, es tut mir herzlich leid, daß es ſo viel iſt. Ich bin bereit, Ihnen einen Schuldſchein darüber auszuſtellen und das Geld, ſo hoch Sie wollen, zu verzinſen.“

„Wiſſen Sie was,“ ſagte Sturm nachdenkend, „über die Zinſen wollen wir nicht reden, das machen Sie mit meinem Karl ab. Was aber den Schuldſchein betrifft, ſo iſt das ein guter Gedanke von Ihnen. Ein Schein iſt angenehm wegen Leben und Sterben. Sie und ich, wir brauchen das

nicht gegeneinander, aber ich kann ſterben vor meiner Zeit. Das würde nicht ſchaden, denn alsdann ſind Sie da, der von der Geſchichte weiß. Aber Sie könnten ſterben, was ich gar nicht fürchte; im Gegenteil," ſetzte er begütigend hinzu; „aber Sie könnten doch ſterben, und dann müßte mein Karl Ihre Unterſchrift haben, damit er hervortreten könnte und ſagen: „Mein armer junger Herr Baron hat dieſes hier geſchrieben, folglich zahlt."

„Alſo Sie wollen die Güte haben, mir das Geld zu leihen?"

„Es iſt keine Güte," ſagte Sturm verweiſend, „es iſt meine Schuldigkeit, da die Sache ein Geſchäft iſt und mein Zwerg Ihr Amtmann iſt."

Gerührt ſah Eugen in das lachende Geſicht des Rieſen. „Aber, Herr Sturm, ich brauche das Geld ſchon morgen", ſagte er.

„Natürlich," erwiderte Sturm, „das iſt gerade, was mir recht iſt. Kommen Sie, Herr Baron." Er nahm das Licht und führte ihn in die Kammer. „Entſchuldigen Sie nur, daß es hier ſo unordentlich ausſieht, ich bin ein einzelner Mann und den ganzen Tag bei meiner Arbeit. Sehen Sie, hier iſt mein Geldkaſten." Er zog den eiſernen Kaſten hervor. „Vor Spitzbuben iſt er ſicher", ſetzte er mit Selbſtgefühl hinzu. „Niemand in der Stadt kann ihn von der Stelle rücken als ich, niemand kann ihn aufſchließen, denn das Schloß iſt das Meiſterſtück von dem Vater meiner ſeligen Frau. Es können wenige den Deckel aufheben außer mir, und wenn ihrer viele kommen, ſo finden ſie Arbeit, die ihnen zu heiß wird. Glauben Sie, daß das Geld hier ſicher iſt vor Gaunern und ſolchem Volk?" ſagte er triumphierend. Er war im Begriff, den Schlüſſel ins Schloß zu ſtecken. „Halt," unterbrach er ſich, „noch eins: ich habe ein Vertrauen zu Ihnen, Herr Baron, wie zu meinem Karl, das verſteht ſich, aber beantworten Sie mir zuvor dieſe Frage: Sind Sie auch der junge Herr Baron?"

Jetzt konnte Eugen lächeln, er griff in ſeine Taſche: „Hier iſt mein Patent."

„Ah, viel Ehre!“ entgegnete Sturm, faßte das Papier behutſam und las bedächtig den Namen, dann ſah er auf die Züge, die darunter ſtanden, neigte ſein Haupt und gab es mit zwei Fingern in großem Reſpekt zurück.

„Und hier“, fuhr Eugen fort, „habe ich zufällig einen Brief Wohlfarts in der Taſche.“

„Verſteht ſich,“ rief Sturm, auf die Adreſſe blickend, „dieſes iſt ſeine leibhaftige Hand.“

„Und hier ſeine Unterſchrift“, ſagte Eugen.

„Ihr ergebenſter Wohlfart,“ las der Rieſe; „ja, wenn der das ſchreibt, ſo können Sie glauben, daß es wahr iſt. — So, jetzt iſt das Geſchäftliche abgemacht“, erklärte er und ſchloß den Kaſten auf. „Hier iſt Geld. Alſo neunzehnhundert Taler.“ Er hob fünf große Beutel aus dem Kaſten, faßte ſie gemächlich mit einer Hand und überreichte ſie Eugen. „Hier tauſend.“

Eugen verſuchte vergebens die Beutel feſtzuhalten.

„Ja ſo,“ bemerkte der Rieſe, „ich werde ſie Ihnen ſchon in den Wagen tragen; das andere muß ich Ihnen in Pfandbriefen geben. Dieſe ſind etwas weniger wert als hundert Taler, das wiſſen Sie natürlich.“

„Es tut nichts“, ſagte Eugen.

„Nein,“ antwortete der Rieſe, „Sie bemerken's in dem Schuldſchein. So iſt das Geſchäft glücklich abgemacht.“ Er ſchloß den Kaſten wieder zu und ſchob ihn unter das Bett.

Eugen trat mit leichtem Herzen in das Zimmer. „Jetzt trage ich Ihnen die Säcke nach dem Wagen“, erbot ſich Sturm.

„Noch den Schuldſchein“, erinnerte Eugen.

„Richtig,“ nickte der Rieſe, „Ordnung muß ſein. Sehen Sie zu, ob Sie mit meiner groben Feder ſchreiben können. Hätte ich gewußt, daß ich einen ſo feinen Beſuch haben würde, ſo hätte ich mir eine beſſere von Herrn Schröter mitgebracht.“

Eugen verfaßte einen Schuldſchein, Sturm ſaß unterdes neben ſeinem Bierkruge ihm gegenüber und ſah ihm in behaglicher Stimmung zu. Dann begleitete er ihn zum Wagen und ſagte beim Abſchiede: „Grüßen Sie mir recht herzlich

meinen Kleinen und Herrn Wohlfart. Ich hatte dem Karl verſprochen, zu Weihnachten zu ihm zu kommen wegen des Chriſtbaums. Aber es geht nicht mehr recht mit meiner Geſundheit. Neunundvierzig ſind vorbei!"

Einige Zeit darauf ſchrieb Eugen an Anton und zeigte ihm kurz an, daß er von dem Vater Sturm neunzehnhundert Taler gegen einen Schuldſchein geliehen habe. „Suchen Sie die Sache zu arrangieren," ſchloß der Brief, „natürlich darf mein Vater nichts davon erfahren. Ein gutherziger närriſcher Teufel, der alte Sturm; denken Sie auf etwas Hübſches für ſeinen Sohn, den Huſaren, das ich ihm mitbringen kann, ſobald ich zu euch komme."

Empört warf Anton den Brief auf den Tiſch. „Es iſt ihnen nicht zu helfen, der Prinzipal hatte recht. In goldenen Armbändern für eine feile Tänzerin, mit den Würfeln unter zuchtloſen Kameraden hat er das Geld vergeudet und bezahlt ſeine Wucherſchulden mit dem ſauern Verdienſt eines ehrlichen Arbeiters." Er rief Karl in ſein Zimmer.

„Es hat mir manchmal leid getan, daß ich dich in dieſe Unordnung hereingezogen habe, heute fühle ich tief, daß es ein Unrecht war. Ich ſchäme mich dir zu ſagen, was geſchehen iſt. Der junge Rothſattel hat die Gutherzigkeit deines Vaters benutzt, ihm neunzehnhundert Taler abzuborgen."

„Neunzehnhundert Taler von meinem Alten!" rief Karl erſtaunt. „Hat mein Goliath ſo viel Geld zu verleihen? Gegen mich hat er immer getan, als verſtände er nicht zu ſparen."

„Ein Teil deines Erbes iſt hingegeben gegen einen wertloſen Schuldſchein, und die Sache wird noch empörender durch die Gleichgültigkeit, mit welcher der leichtſinnige Borger ſie behandelt. Hat dir denn dein Vater gar nichts darüber geſchrieben?"

„Der!" rief Karl, „das tut er ſicher nicht. — Mir iſt nur unlieb, daß Sie ſich über die Geſchichte ſo ſehr ärgern. Ich bitte Sie um alles, machen Sie keinen Lärm. Sie wiſſen am

beſten, wieviel Wolken über dieſem Hauſe ſtehen, vergrößern Sie den Kummer der Eltern nicht um meinetwillen."

„Hier ſchweigen," erwiderte Anton, „heißt ſich zum Mitſchuldigen eines ſchlechten Streichs machen. Du ſchreib deinem Vater auf der Stelle, er ſoll in Zukunft niemals wieder ſo gefällig ſein; denn der Kavalier iſt imſtande, bei nächſter Gelegenheit wieder zu deinem Vater zu gehen."

Darauf ſchrieb Anton an Eugen: „Ein Arrangieren Ihrer Schuld iſt unmöglich, wenn ich Ihrem Herrn Vater nichts davon mitteilen ſoll, und ſelbſt in dieſem Falle weiß ich wenigſtens nicht, wo eine Deckung derſelben gefunden werden kann. Ich verſchweige Ihnen nicht, daß ich Ihre Anleihe bei dem Vater des Amtmanns Sturm für ſehr unrecht halte. Sie und Ihr Herr Vater haben der aufopfernden Tätigkeit des Sohnes ohnedies ſo viel zu danken, daß das geringe Gehalt, das derſelbe unter den hieſigen Verhältniſſen erhalten kann, nur als eine ungenügende Vergütigung erſcheint. Deshalb muß ich Sie dringend bitten, dem Auflader Sturm wenigſtens ſo viel Sicherheit zu verſchaffen, als ihm gegeben werden kann. Dieſe Sicherheit liegt in der Anerkennung der Schuld durch Ihren Herrn Vater. Sie werden mit mir einverſtanden ſein, daß am zweckmäßigſten Sie ſelbſt dem Herrn Freiherrn die nötigen Mitteilungen machen. Ich bitte, dies nicht bis zu Ihrem Beſuch hinauszuſchieben, weil mir jede Woche, in welcher dieſe Angelegenheit unerledigt bleibt, als Verlängerung einer Täuſchung erſcheint, welche Ihrer nicht würdig iſt."

Und zu Karl ſagte Anton: „Wenn er ſeinem Vater kein Bekenntnis macht, ſo werde ich am erſten Tage ſeines Beſuchs den Freiherrn in ſeiner Gegenwart von dem Schuldſchein unterrichten. Sprich nicht dagegen, du biſt gerade wie dein Vater."

Die Folge dieſes Briefes war, daß Eugen an Anton gar nicht mehr ſchrieb und dem nächſten Brief an ſeinen Vater einige nicht ganz verſtändliche Sätze zufügte. Wohlfart ſei ein Mann, gegen den ſie wohl einige Verpflichtungen hätten, das Schlimme ſei nur, daß bei ſolchen Leuten dadurch Dünkel entſtehe und ein Hofmeiſterton, der unerträglich

werden könne. Am beſten ſei, ſich dergleichen Menſchen mit gutem Anſtand vom Halſe zu ſchaffen. Dieſe Anſicht war ſehr nach dem Herzen des Freiherrn, und er lobte ſie höchlich. „Eugen hat immer ein richtiges Urteil," ſagte er; „auch ich wünſche ſehnlich, daß der Tag recht bald komme, wo ich ſelbſt wieder imſtande bin, die Wirtſchaft zu überſehen und unſern Herrn Wohlfart zu entlaſſen."

Die Baronin, welche den Brief ihrem Gemahl vorgeleſen hatte, entgegnete: „Du würdeſt Wohlfart doch ſehr vermiſſen, wenn er je von uns ſcheiden ſollte"; dann legte ſie den Brief zuſammen und verbarg ihn in die Taſche ihres Kleides.

Lenore aber war außerſtande, ihren Unwillen zu beherrſchen, ſie verließ ſchweigend das Zimmer und ſuchte Anton in dem Wirtſchaftshofe auf.

„Was haben Sie mit Eugen?" rief ſie ihm entgegen.

„Hat er mich bei Ihnen verklagt?" fragte Anton.

„Bei mir nicht," verſetzte Lenore, „aber er ſpricht in ſeinem Briefe an die Eltern nicht in der Weiſe von Ihnen, die ihm ſonſt ſo gut ſtand."

„Vielleicht iſt's Zufall," erwiderte Anton, „oder eine Verſtimmung, die ſich wohl geben wird."

„Nein, es iſt mehr, und ich will es wiſſen."

„Wenn es mehr iſt, ſo können Sie es nur von ihm ſelbſt erfahren."

„Dann, Wohlfart," rief Lenore, „hat Eugen etwas Unrechtes getan, und Sie wiſſen davon."

„Was es auch ſein mag," entgegnete Anton ernſt, „es iſt nicht mein Geheimnis, ſonſt würde ich es Ihnen nicht verſchweigen. Ich bitte Sie zu glauben, daß ich gegen Ihren Bruder ehrlich gehandelt habe."

„Was ich glaube, kann Ihnen nichts nützen", rief Lenore. „Ich ſoll von nichts wiſſen, ich verſtehe nichts, ich kann in dieſer angſtvollen Zeit nichts tun als mich ärgern, wenn man ungerecht gegen Sie iſt."

„Oft", fuhr Anton fort, „fühle ich die Verantwortlichkeit, welche mir durch die Krankheit Ihres Herrn Vaters aufgelegt wird, als eine gefährliche Laſt; ſeine Verſtimmung

richtet ſich natürlich auch manchmal gegen mich, der ich ihm Unwillkommenes mitteilen muß. Das iſt nicht zu vermeiden. Ich habe den Mut, auch peinliche Stunden durchzumachen, ſolange Sie und die Frau Baronin ſich die Überzeugung nicht erſchüttern laſſen, daß ich immer in Ihrem Intereſſe handle, ſo gut ich es verſtehe."

„Meine Mutter weiß, was Sie uns ſind," ſagte Lenore; „niemals ſpricht ſie zu mir von Ihnen, aber ich ſehe es an ihrem Blick, wenn ſie über den Tiſch auf Ihr Geſicht ſieht. Sie hat immer zu verbergen gewußt, was ſie dachte, ihren Schmerz und ihre Sorgen, jetzt verhüllt ſie ſich noch mehr als ſonſt. Auch vor mir. Wie hinter einem weißen Schleier ſehe ich ihr reines Bild; ihr Körper iſt ſo ſchwach geworden, daß mir manchmal die Tränen in die Augen ſteigen, wenn ich ſie anſehe. Sie ſpricht immer das Gute und Verſtändige, aber ſie ſcheint teilnahmlos für vieles, und wenn ſie bei meinen Reden lächelt, ſo iſt mir, als mache auch die Heiterkeit ihr innern Schmerz."

„Ja, ſo iſt ſie", rief Anton traurig.

„Sie lebt nur noch für die Pflege des Vaters; was ſie innerlich leidet, das erfährt niemand, auch ihre Tochter nicht. Sie iſt wie ein Engel, Wohlfart, der nur noch ungern auf dieſer Erde verweilt. Ich kann ihr nur wenig ſein, und ich fühle das; ich bin unbehilflich, und mir fehlt alles, was meine Mutter ſo ſchön macht, die Selbſtbeherrſchung, ihre ruhige Haltung, die reizende Form. — Die Krankheit des Vaters, der leichte Sinn des Bruders, und meine Mutter bei aller Liebe verſchloſſen gegen mich; Wohlfart, ich bin recht allein." Sie lehnte ſich auf den Brunnenrand und weinte.

„Vielleicht mußte es ſo kommen zu Ihrem Beſten", tröſtete Anton mit warmem Mitgefühl von der andern Seite des Brunnens. „Sie ſind eine kräftige Natur, und ich glaube, Sie können ſehr leidenſchaftlich empfinden."

„Ich kann ſehr böſe ſein", ſagte Lenore unter Tränen beiſtimmend, „und wieder ſehr ausgelaſſen."

„Sie waren aufgewachſen, ſorglos, in glücklichen Verhältniſſen, und Ihr Leben war leicht wie ein Spiel."

„Das Lernen iſt mir ſchwer genug geworden“, ſchaltete Lenore ein.

„Ich denke mir, daß Sie in Gefahr waren, bei Ihrem Weſen ein wenig wild und übermütig zu werden.“

„Ich fürchte, ich war's“, rief Lenore.

„Jetzt haben Sie ſchwere Leiden ertragen müſſen, und die Gegenwart ſieht hier recht ernſthaft aus. Und wenn ich Ihnen das ſagen darf, liebes Fräulein, ich meine, Sie werden hier gerade das finden, was die Frau Baronin in der großen Welt gewonnen hat, Haltung und Innerlichkeit. Mir kommt manchmal vor, als hätten Sie ſich ſchon verändert.“

„Ich war wohl früher ein recht unausſtehlicher Wildfang?“ fragte Lenore, unter Tränen lachend, und ſah Anton trotz ihrer Ehrlichkeit mit mädchenhafter Schelmerei an. Anton mußte an ſich halten, ihr nicht zu ſagen, wie liebenswürdig ſie in dieſem Augenblick war. Aber der gute Junge bezwang ſich tapfer und ſagte ſo kühl als möglich: „Es war nicht ſo arg, liebes Fräulein.“

„Und wiſſen Sie, was Sie ſind?“ fragte Lenore ſcherzend, „Sie ſind, wie Eugen ſchreibt, ein kleiner Schulmeiſter.“

„Alſo das hat er geſchrieben“, rief Anton erleichtert.

Lenore wurde plötzlich ernſt. „Sprechen wir nicht von ihm. Als ich ſeinen Brief hörte, kam ich her, um Ihnen zu ſagen, daß ich Ihnen vertraue, wie niemand ſonſt auf Erden, wenn es nicht meine gute Mutter iſt, daß ich Ihnen immer vertrauen werde, ſolange ich lebe, daß nichts meinen Glauben an Sie erſchüttern kann, daß ich überzeugt bin, Sie ſind der einzige Freund, den wir in unſerer Not haben, und daß ich Ihnen auf den Knien abbitten möchte, wenn jemand Sie in der Stille mit Worten kränkt oder auch nur durch ſeine Geſinnung.“

„Lenore! liebes Fräulein,“ unterbrach Anton glücklich — „ſprechen Sie nicht weiter.“

„Und noch wollte ich ſagen,“ fuhr Lenore fort, „wie ich Sie bewundere, daß Sie ſo ſicher unter uns Ihren Weg gehen und mit allen Leuten fertig werden, ohne ſich etwas

zu vergeben, und wie Sie allein es ſind, der auf dieſen Gütern Ordnung einführt und einen beſſern Zuſtand. Das lag mir auf der Seele, und jetzt wiſſen Sie's, Wohlfart."

„Ich danke Ihnen, Fräulein," verſetzte Anton, „Sie machen mir durch Ihre Worte einen frohen Tag. Aber ich bin nicht ſo ſicher und ſtark als Sie glauben. Und wenn ich dies Gut anſehe und was darauf geſchehen muß, ſo fühle ich alle Tage mehr, daß ich's nicht bin, der hier gründlich helfen kann. Wenn ich jemals wünſchen könnte, daß Sie nicht die Tochter des Freiherrn wären, ſondern ein Mann, ſo iſt es, wenn ich über die Äcker dieſes Gutes gehe."

„Ja, ſehen Sie," ſagte Lenore, „das iſt mein alter Kummer, unſer früherer Amtmann hat mir das auch ſchon geſagt. Wenn ich über meinem Stickmuſter ſitze und Sie mit Herrn Sturm auf das Feld gehen ſehe, dann wird mir glühend heiß, und ich werfe meinen unnützen Kram beiſeite. Ich kann nichts als Brot eſſen, und verſtehe nichts, als Geld für Spitzen auszugeben, und auch das verſtehe ich noch nicht einmal, wie Mama ſagt. Sie aber müſſen ſich ſchon die ungeſchickte Lenore gefallen laſſen als Ihre gute Freundin." Dabei ſah ſie ihm treuherzig in die Augen.

„Seit vielen Jahren habe ich Ihre Freundſchaft in meiner Seele gefühlt als ein großes Glück", rief Anton bewegt. „Immer, bis zu dieſer Stunde, iſt es meines Herzens Freude geweſen, mich in der Stille als Ihren treuen Freund zu betrachten."

„Und ſo ſoll es immer zwiſchen uns beiden bleiben", ſagte Lenore. „Jetzt bin ich wieder ruhig. Und jetzt ärgern Sie ſich nicht mehr über Eugens dumme Streiche; ich tue es auch nicht."

So trennten ſich die beiden wie unſchuldige Kinder, die ein ſüßes Behagen darin finden, einander das zu erzählen, was die Leidenſchaft zu verbergen ſucht.

## 5.

Die Feindſchaft zwiſchen Pix und Specht war wieder hell aufgebrannt. Diesmal ſtand aber Specht nicht allein, das Quartett war auf ſeiner Seite, denn Specht wurde in Gefühlen gekränkt, welche das Quartett anerkannt und durch ſeinen Geſang geweiht hatte. Herr Specht war verliebt. Dieſer Zuſtand war bei dem lebhaften Herrn nichts Befremdliches, ja, man kann ſagen, daß der Hauptinhalt ſeines Lebens ein ewig flackerndes Liebesgefühl war, welches wie das Feuer der Veſta als poetiſche Flamme brannte, um welche niemals die praktiſchen Kochtöpfe des täglichen Lebens, der Gedanke an Heirat und einen eigenen Haushalt, herumgeſetzt wurden. Die Liebe des Herrn Specht war ewig, aber die Gottheit, welcher ſein Feuer loderte, wechſelte oft. Alle Damen in ſeinem Geſichtskreiſe hatten nacheinander die Ehre gehabt, von ihm angebetet zu werden. Selbſt die Tante war eine Zeitlang Gegenſtand ſeiner Träume geweſen, damals, als die ſchmerzliche Geſchichte der erhabenen, aber nicht mehr jugendgrünen Sappho ſein Herz bewegte.

Diesmal aber hatte die Neigung des Herrn Specht eine ſolide Grundlage. Er hatte eine junge Frau entdeckt, eine wohlhabende Hausbeſitzerin, Witwe eines Pelzwarengeſchäfts, mit runden Bäckchen und zwei freundlichen nußbraunen Augen. Er verfolgte ſie im Theater und in öffentlichen Gärten, ſtrich, ſooft er durfte, bei ihren Fenſtern vorüber und tat, was ſeine Erfindungskraft vermochte, ihr Herz zu erſchüttern. Er ſtörte die Ruhe ihres reſignierten Lebens durch zahlloſe anonyme Billette, in denen ein Unbekannter mit Vers und Proſa die Abſicht ausſprach, die Nüchternheit dieſes Lebens gegen das unbekannte Jenſeits zu vertauſchen, wenn ſie ihn verſchmähe. In dem Anzeigenblatte des Ortes erſchienen unter friſchem Kaviar, Schellfiſchen und Dienſtgeſuchen zum Erſtaunen des Publikums zahlreiche dichteriſche Kunſtgebilde, in denen der Vorname der jungen Witwe, Adele, bald an dem Anfang der Zeilen, bald an einer Reihe von Hauptwörtern durch dicke Buchſtaben zutage trat. Endlich konnte Herr Specht ſich nicht enthalten,

das Quartett zum Vertrauten ſeiner Empfindungen zu machen. Zuerſt offenbarte er ſich Herrn Liebold; an einem Abende, wo die Bäſſe ihn brüderlich beim Abſingen feuriger Liebeslieder unterſtützt hatten, wagte er, auch dieſen zu bekennen, daß er der Verfaſſer der vielbeſprochenen Adele-Gedichte ſei. Die Bäſſe erſtaunten ſehr, daß von ihrem Kontor ein ſo epochemachendes Ereignis ausgegangen war. Zwar hatten ſie oft mit den anderen Herren über die Gedichte gelächelt, während Specht im ſtillen über die Kritik ſeines Kontors ſtöhnte; aber als ſie jetzt erfuhren, daß einer von ihnen der Täter war, erwachte der Korpsgeiſt, und ſie hörten ſeine Bekenntniſſe mit Wohlwollen an. Der Fall erſchien ihnen nicht unpraktiſch, die Witwe war hübſch, beſaß ein Haus und, wie verlautete, außerdem ein achtungswertes Vermögen. Deshalb beſchloſſen ſie, ihrem Kollegen bei einem Ständchen die Mitwirkung nicht zu verſagen. Der Nachtwächter vor dem Hauſe der Witwe erhielt einige Viergroſchenſtücke, das Ständchen wurde gebracht, im Schlafzimmer der Witwe öffnete ſich ein Fenſterflügel, und etwas Weißes ward auf Augenblicke in der Finſternis ſichtbar. Specht ſchwamm in Seligkeit, und da dieſer Zuſtand nicht geeignet iſt, den Menſchen ſchweigſam zu machen, beging er die Unvorſichtigkeit, auch gegen die andern Kollegen geheimnisvolle Andeutungen zu wagen. So erfuhr Pix das Sachverhältnis.

Jetzt entſpann ſich im Anzeigenblatte des Ortes ein merkwürdiges Spiel von Katze und Maus. Es erſchienen geheimnisvolle Inſerate, durch welche ein Herr S. an alle möglichen entlegenen Orte der Stadt beſtellt wurde, um dort jemand zu finden, der ihm teuer ſei. Specht lief regelmäßig hin und fand niemals die, welche er ſuchte; dagegen erfuhr er bei dieſen Nachforſchungen ernſte Unbequemlichkeit, er litt ſehr durch Kälte und Sturmwind, er wurde von fremden Damen, die er anredete, gröblich zurechtgewieſen, ein Schuſterjunge, den er für ſeine verkleidete Schöne hielt, warf ihm ein Zigarrenende ins Geſicht, er wurde in einer Sackgaſſe wegen ſeines ſcharfen Umherſpähens für einen Polizeiſpion erklärt und bösartig beſchimpft. Natürlich er-

hob er ſeinerſeits in dem Lokalblatte wieder verſchleierte, aber ſtarke Beſchwerden über die Wortbrüchigkeit der Beſtellerin; dieſe hatten zur Folge, daß Entſchuldigungen kamen und die Andeutungen neuer Möglichkeiten. Nie aber fand er, die er ſuchte.

Das zog ſich durch einige Wochen fort, und Specht geriet über die unaufhörlichen Schikanen des Schickſals in eine Aufregung, welche ſelbſt den Bäſſen unheimlich wurde.

An einem Morgen ſtand Pix wie gewöhnlich im Hausflur, als eine artige runde Dame mit nußbraunen Augen und einem prachtvollen Pelz in das Haus trat und zornig nach Herrn Schröter fragte.

„Herr Schröter iſt nicht zu Hauſe“, ſagte Pix. „Kann ich Ihnen mit etwas dienen?“ Er legte den ſchwarzen Pinſel beiſeite, und da die Fremde zu ſprechen zögerte, forderte er ſie durch eine befehlende Handbewegung auf, ſich aus dem Gedränge der Hausknechte und Fäſſer in das offene Warengewölbe zu retten. Seine ruhige Autorität imponierte der Dame ſo, daß ſie eintrat, und jetzt verbeugte ſich Herr Pix ein wenig und wiederholte herablaſſend: „Wünſchen Sie etwas von unſerm Geſchäft?“

„Ich wünſche den Herrn der Handlung zu ſprechen“, begann die Dame aufs neue.

„Ich ſtehe an ſeiner Stelle hier“, ſagte Pix mit ſeinem Feldherrnblick.

Die Fremde ſah ihn furchtſam an und begann endlich: „Ich komme, mich über einen Herrn Ihres Kontors zu beklagen. Seit längerer Zeit bin ich der Gegenſtand von Neckereien und Zudringlichkeiten, welche mich in Gefahr ſetzen, zum Stadtgeſpräch zu werden. Ich erhalte von fremder Hand Briefe und Gedichte, im Tageblatt wird mit meinem Namen ein unwürdiges Spiel getrieben. Ich habe erfahren, daß der Urheber dieſer Schändlichkeiten in Ihrem Geſchäft iſt, und ich verlange ſeine Beſtrafung.“

Pix ahnte den Zuſammenhang. Er ſteckte die Hand in die Weſte und fragte weiter: „Können Sie mir dieſen Herrn nennen?“

„Den Namen weiß ich nicht," ſagte die Witwe; „er iſt groß und hat krauſes Haar."

„Hager von Statur und eine ſtarke Naſe?" fragte Pix. „Es iſt gut, Madame, Sie ſollen von heute an nicht mehr beläſtigt werden, Sie ſollen vollſtändige Genugtuung erhalten, ich bürge Ihnen dafür."

„Aber ich möchte doch Herrn Schröter ſelbſt —", begann wieder die Dame im Pelz.

„Es iſt beſſer, Sie tun's nicht. Der junge Mann hat ſich in einer Weiſe gegen Sie benommen, für welche ich keinen Ausdruck finde. Aber Ihr gütiges Herz wird darauf reflektieren, daß ſeine Abſicht gewiß nicht war, Sie zu kränken. Er war ungeſchickt und ohne Takt, das iſt ſein Verbrechen. Der arme Menſch iſt im Ernſt von einem krankhaften Gefühl für Sie ergriffen. Seit ich die Ehre habe, Sie zu kennen, finde ich das in der Ordnung." Er verbeugte ſich aufs neue. „Wie geſagt, ich verurteile ihn, aber ich finde es in der Ordnung."

Die hübſche Witwe ſtand verlegen und wußte nicht recht, was ſie dem ſtolzen Herrn antworten ſollte.

„Zu gleicher Zeit", fuhr Pix fort, „gebe ich mir die Ehre, Sie im Namen unſers Geſchäfts um Verzeihung zu bitten. Unſer Haus muß ſehr bedauern, Ihnen auch nur einen unangenehmen Augenblick bereitet zu haben. Es würde uns glücklich machen, wenn der freundliche Sinn, welchen ich aus Ihrem Geſicht leſe, unſerm Geſchäft und vor allem dem Schuldigen dieſe Verzeihung gewährte."

„Ich habe allerdings nicht die Abſicht, andere für das ungeſchickte Benehmen des einen verantwortlich zu machen", ſagte die Witwe.

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Liebenswürdigkeit", fuhr Herr Pix ſiegreich fort, „und bitte Sie noch um Entſchuldigung, Madame, daß ich Sie hier herein führte; ich wußte nicht, wen ich zu ſprechen die Ehre habe. Dies iſt das kleine Warenmagazin für meinen täglichen Bedarf."

„Für den täglichen Bedarf?" wiederholte die Dame, erſtaunt über den großartigen Bedarf des Herrn. Pix griff

in ein Kaffeefaß und ließ eine Handvoll Bohnen wie einen Goldregen nachläſſig in das Faß zurücklaufen. „Vielleicht finden Sie hier einiges, was Ihnen von Ihrem Haushalt her nicht unintereſſant iſt“, fügte er hinzu und ſtellte ſeine Waren mit einer Handbewegung vor.

Die hübſche Pelzhändlerin brach in artige Verwunderung über die Maſſe des vorhandenen Kaffees aus, Herr Pix führte ſie zu einigen Sorten von ausgezeichneter Güte, machte ſie auf die ärgerlichen Steine des Domingo aufmerkſam und auf die künſtliche grüne Farbe einer Sendung Java. Die Dame hörte erſtaunt und gefeſſelt die wirtſchaftliche Belehrung an, welche der Herr ſo herablaſſend ausſprach.

„Unſer Geſchäft würde ſich ſehr freuen, wenn es Ihnen wenigſtens ein kleines Zeichen der Verehrung überſenden dürfte“, ſagte endlich Pix mit einer ſehr verbindlichen Verbeugung. „Sie geſtatten mir, Ihnen einige Proben von Qualitäten zu ſchicken, die Ihnen hier gefielen.“

„Ich kann das unmöglich annehmen, Herr —“, erwiderte die Dame mit Haltung.

„Mein Name iſt Pix. Wegen der Überſendung bitte ich keine Worte zu machen, wir haben das Detailgeſchäft zwar längſt aufgegeben, indes verſteht ſich von ſelbſt, daß wir für einzelne Gönnerinnen der Handlung ein Konto offen halten. Wenn Sie einmal in Zukunft einen kleinen Einkauf machen wollten, ſo würde ich ſehr glücklich ſein, wenn ich Ihnen denſelben zu unſerm Koſtenpreiſe berechnen könnte. Und was den erwähnten Herrn betrifft, ſo wiederhole ich Ihnen, Sie ſollen vollſtändige Genugtuung haben, ich ſelbſt werde dafür ſorgen.“

„Ich bin Ihnen ſehr dankbar, mein Herr“, ſagte die Dame mit freundlichem Lächeln und trennte ſich in verſöhnlicher Stimmung von dem Geſchäft.

Pix ging in das Kontor und nahm Specht beiſeite. „Sie haben ſchöne Dinge angerichtet“, ſagte er ſtrenge. „Wiſſen Sie, daß Ihnen ein Donnerwetter gedroht hat, welches Sie leicht von Ihrem Pult herunterwerfen konnte? Die junge Witwe war hier und wollte Sie durchaus bei Herrn Schrö-

ter verklagen, ſie iſt wütend auf Sie. Wie konnten Sie wagen, eine anſtändige Dame zum Gegenſtand ſo gewöhnlicher Huldigungen im Lokalblatt zu machen? Schämen Sie ſich, Specht", rief er mit großer Mißbilligung.

Specht verlor vor Schreck die Sprache. „Sie hat ja im Tageblatt angefangen," rief er endlich troſtlos, „ſie hat mich beſtellt zuerſt ins Theater, dann zum Schwanenhaus auf der Promenade, dann gar auf den Turm, um die Ausſicht zu bewundern."

„Pfui," ſagte Pix in tugendhafter Entrüſtung, „merken Sie denn nicht, daß ein Spaßvogel ſeinen ſchlechten Witz mit Ihnen gemacht hat? Die Dame iſt ſehr unglücklich über Ihr Benehmen, ich ſage Ihnen im Vertrauen, ſie hat über Sie geweint." — Specht rang die Hände.

„Ich habe alles angewandt, ſie zu beruhigen, ich habe in Ihrem Namen verſprochen, daß Sie ſich des Lokalblattes und aller Angriffe auf ihre Ruhe von heute an enthalten werden. Richten Sie ſich danach; wo nicht, ſo erfährt Herr Schröter die ganze Geſchichte."

„Ich kann mich dabei nicht beruhigen," rief der unglückliche Specht, „Sie wiſſen nicht, was ich fühle."

„Fühlen Sie, was Sie wollen," ſagte Pix mit zermalmender Härte, „aber unterſtehen Sie ſich nicht, noch einmal eine Zeile an Adele drucken zu laſſen, ſonſt haben Sie es mit mir zu tun." Dabei ging er zornig hinaus und ließ Specht in einem Zuſtand zurück, der mit dem Behagen eines Erhängten viel Ähnlichkeit hatte.

Während Specht mit dem Quartett beriet, was in dieſer Lage zu tun ſei, handelte Pix. Ein Hausknecht trug gegen Abend ein mächtiges Paket mit verbindlichen Empfehlungen in das Haus der Witwe, und Herr Pix ließ gewiſſenhaft die Sendung ſich ſelbſt zur Laſt ſchreiben. An demſelben Abend machte er der Witwe ſeine Aufwartung und berichtete ihr, daß der Schuldige ſtreng zurechtgewieſen und die Ruhe ihrer Tage und Nächte wiederhergeſtellt ſei. Am nächſten Sonntag trank er ſelbſt den Kaffee bei der Witwe, welche eine Freundin zu ihrem Schutz eingeladen hatte. Vier Wochen darauf hatten die braunen Augen der Dame und

ſein tyranniſches Weſen ſich ſo weit genähert, daß er in ſeinem beſten Staat zu ihr ging und ihr einen Antrag machte. Dieſer Antrag wurde angenommen. Herr Pix wurde erklärter Bräutigam und faßte den Entſchluß, trotz Motten und Haaren das Pelzgeſchäft aufs neue in Gang zu bringen und ſich ſelbſt zum Mittelpunkt desſelben zu machen.

Zu ſeiner Ehre muß mitgeteilt werden, daß er ſich verpflichtet fühlte, dieſes Sachverhältnis zuerſt Herrn Specht mitzuteilen und dieſem dabei einige Worte zu gönnen, welche man allenfalls für eine Entſchuldigung halten konnte. „Der Zufall hat es ſo gewollt," ſagte er, „ſeien Sie verſtändig, Specht, und finden Sie ſich ruhig drein. Sie müſſen daran denken, daß es doch wenigſtens einer von Ihren Kollegen iſt, der ſie heiratet."

„Aber nicht ich!!" rief Specht außer ſich, „es iſt mir gar kein Troſt, daß Sie es ſind, denn ich fürchte, Sie haben ſich hinterliſtig gegen mich benommen."

„Wiſſen Sie was, Specht," ſagte Pix reuevoll, „handeln Sie als guter Kerl, der Sie im Grunde ſind, und verlieben Sie ſich ſchnell in eine andere. Ihnen macht das keine Mühe."

„Sie denken, das geht nur ſo", rief Specht zornig.

„Freilich geht's," ſagte Pix, „wenn man nur ernſten Willen hat. Und wir bleiben die alten. Bei meiner Hochzeit dürfen Sie nicht fehlen."

„Auch das noch", ſchrie Specht.

„Sie ſollen mir den Polterabend einrichten, Sie verſtehen ſo etwas ausgezeichnet, und Sie ſollen Brautführer ſein. Sputen Sie ſich nur, eine andere zu finden, auf die Sie Verſe machen können; ob die Dame Adele oder Genoveva heißt, iſt Ihnen ja gleichgültig."

Dies aber war Herrn Specht nicht gleichgültig, er zürnte heftig auf die Treuloſigkeit ſeines Gegners Pix und genoß die ſchmerzliche Freude, daß diesmal das ganze Kontor ſeine Partei nahm und Herr Pix in allen Zimmern des Hinterhauſes als kalter Egoiſt verurteilt wurde. Allmählich aber träufelte die Zeit lindernden Balſam in Spechts Herz. Es ergab ſich, daß die Witwe eine Nichte hatte, deren Augen

blau und deren Haare rötliches Gold waren, und ſo machte ſich's, daß Specht zuerſt die Sommerſproſſen des Fräuleins intereſſant, dann ihr Benehmen reizend fand, und ſich zuletzt auf ſeiner Stube mit dem Gedanken herumtrug, der angeheiratete Neffe von Herrn Pix zu werden.

Der Kaufmann ſaß in ſeinem Armſtuhl und ſah nachdenkend vor ſich hin. Endlich wandte er ſich zu ſeiner Schweſter. „Fink iſt wieder verſchwunden", ſagte er.

Sabine ließ ihren Knäuel fallen. „Verſchwunden? in Amerika?"

„Ein Agent ſeines Vaters war heute im Kontor. Wie er erzählt, hat ein neues Zerwürfnis zwiſchen Vater und Sohn ſtattgefunden, und diesmal, fürchte ich, iſt Fink in beſſerm Recht als die Handlung. Er hat plötzlich die Leitung der Geſchäfte aufgegeben, hat eine große Kompanie, die ſein Oheim gegründet, durch gewaltſame Maßregeln bis zur Auflöſung gebracht, hat gegenüber dem Vater auf ſeinen Anteil an der Erbſchaft verzichtet und iſt verſchwunden. Nach den unſichern Nachrichten, die von Neuyork gekommen ſind, iſt er in die Wildniſſe des Innern gegangen."

Sabine hörte geſpannt zu, aber ſie ſprach kein Wort. Auch der Bruder ſchwieg. „Es war doch ein mächtiger Stoff in ihm", ſagte er endlich. „Dieſe Zeit braucht eine Schnellkraft wie die ſeine. — Auch Pix verläßt uns. Er freit um eine Witwe mit Vermögen und will ſich ſelbſt etablieren. Ich werde Ballus an ſeine Stelle nehmen. Er wird ihn nicht erſetzen."

„Nein", ſagte Sabine bekümmert.

„Es wird leer bei uns," fuhr der Bruder fort, „und ich fühle, daß meine Kraft nicht zunimmt. Die letzten Jahre waren ſchwer. Man gewöhnt ſich an die Geſichter, ſelbſt an die Schwächen der Menſchen. Niemand denkt daran, wie bitter es oft auch dem Vorſteher eines Geſchäfts wird, das Band zu löſen, das ihn mit ſeinen Gehilfen verbindet. An den Pix war ich gewöhnt, wie an wenig andere, es kommt mir hart an, ihn zu miſſen. Und ich werde alt. — Ich werde alt, und es wird leer bei uns. In einer finſtern Zeit ſehe ich

dich allein im Hauſe; wenn ich dich verlaſſen muß, bleibſt du einſam zurück. Mein Weib und mein Kind ſind dahin. Auf deine blühende Jugend habe ich meine ganze Hoffnung geſetzt, an deinen Mann und deine Kinder habe ich gedacht, du armes Herz. Ich bin darüber alt geworden, und ich ſehe dich an meiner Seite gehen, mit freundlichem Lächeln und wunder Seele, tätig, teilnehmend und doch allein, ohne eine große Freude und ohne Hoffnung."

Sabine legte ihr Haupt auf das Haupt des Bruders und weinte ſtill. „Einer war dir lieb, den du verloren haſt", ſagte ſie leiſe.

„Sprich nicht von ihm, denke nicht an ihn", ſagte ihr Bruder finſter. „Und wenn er auch von dort zurückkehrte, er wäre doch für uns verloren!" Er ſtrich mit der Hand über das Haupt der Schweſter, ergriff ſeinen Hut und verließ das Zimmer.

„Und er ſelbſt denkt immer an Wohlfart," rief die Tante aus ihrer Fenſterniſche, „erſt heute hat er den alten Sturm die Kreuz und Quer nach Karl und dem Gute ausgefragt. Ich verſtehe dieſen Mann nicht."

„Ich verſtehe ihn", ſeufzte Sabine und ſetzte ſich wieder zu ihrer Arbeit. Die Tante ſchmollte: „Ihr ſeid eins wie das andere, mit euch iſt über gewiſſe Dinge nicht zu reden", und verließ unwillig das Zimmer.

Sabine ſaß allein. Im Ofen brannte das Feuer, und der Pendel der Uhr bewegte ſich im einförmigen Schlag. „Immer ſo fort, ja immer ſo fort", ſummte die Wanduhr, leiſe kniſterte die Flamme des Lebens in dem feſt eingeſchloſſenen Raum dieſer Mauern, jeden Morgen angezündet, jeden Abend verglühend. In gleichmütigem Ernſt ſahen die Bilder ihrer Eltern herunter auf das letzte Kind des Hauſes, ohne Bewegung, ſeit vielen Jahren. So verging ihre Jugend, ernſt, ſtill, unbewegt, wie die Geſtalten an der Wand. Sabine neigte ihr Haupt und lauſchte. Horch, kleine, geiſterhafte Tritte in den Winkeln der Stube, und horch, ein fröhliches Lachen von Kindesmund, und näher trippelt es an ſie heran, und ein lockiges Haupt legte ſich ſchmeichelnd auf ihren Schoß, und zwei kleine Arme ſtreck-

ten ſich begehrlich nach ihrem Halſe aus. Sie beugte ſich herab und küßte die Luft vor ihrem Munde und horchte wieder nach den holden Tönen, die ihr Herz in Entzücken hoben und freudige Tränen in ihre Augen trieben. Ach, ſie faßte mit der Hand in die Leere, und nichts war wirklich als die Tränen, welche in ihren Schoß fielen.

So ſaß ſie lange, bis die Dämmerung des Abends in das Zimmer drang. Müde bewegte ſich der Pendel der Uhr, das Feuer im Ofen verglühte, die letzten Funken verglommen, immer undeutlicher wurden die Umriſſe der Bilder an der Wand, ein Haupt nach dem andern verſchwand in der Finſternis; immer dunkler wurde das Zimmer, einſam, farblos, ohne Licht; immer enger umſchloß ſie die Nacht, wie eine Sargdecke verhüllte ſie ihr Haupt und Glieder.

Da ſchlug draußen der Schlegel des alten Sturm luſtig an die Reifen der Fäſſer. Stark und wuchtig tönte jeder Schlag durch den Hof und die Räume des Hauſes. Sabine erhob ſich. „Es ſollte ſo ſein“, rief ſie entſchloſſen. „Zweimal habe ich gefürchtet und gehofft, es war zweimal eine Täuſchung, jetzt iſt es vorbei. Er allein, dem ich alles bin, iſt meinem Leben geblieben. Ich kann ihm den Gatten, auf den er gehofft hat, nicht entgegenführen, und keine Kinderhand wird ſich um ſeinen Hals ſchlingen. Ja, es wird fortgehen bei uns, wie es geworden iſt, immer ſtiller, immer leerer. Mich aber ſoll er haben und mein ganzes Leben. Mein Bruder, du ſollſt nicht mehr mit Schmerz empfinden, daß deinem und meinem Leben der Frohſinn fehlt.“

Sie ergriff den Schlüſſelkorb und eilte in das Zimmer des Bruders.

Unterdes faßte die Tante den Entſchluß, Herrn Baumann einen Beſuch zu machen.

Zwiſchen der Tante und Baumann beſtand ſchon lange ein ſtilles Einverſtändnis. Das Schickſal hatte gewollt, daß er ihr Tiſchnachbar geworden war. Wenn die Tante auf die Reihe ihrer Nachbarn bei der Mittagstafel, der größten Begebenheit des Tages, zurückſah, ſo kam ſie zu der Anſicht, daß dieſe Reihe nach und nach ebenſoſehr an luſtiger Laune abgenommen, als an chriſtlicher Frömmigkeit zugenommen

hatte. Fink war gottlos, aber ſehr unterhaltend geweſen; Wohlfart hielt in Tugend und guter Laune ein gewiſſes angenehmes Gleichgewicht; Baumann war der Frömmſte, aber der Schweigſamſte. „Was man nicht alles erlebt“, dachte dann die gute Tante. Ihr Geſpräch mit Herrn Baumann war nie aufregend, aber es war erbaulich, denn auch ſie hielt viel auf Gottesdienſt, und am Montag tauſchten die beiden leiſe ihre Bemerkungen über die letzte Predigt aus. Außer dem theologiſchen Geſpräch gab es aber noch ein anderes Band zwiſchen der Tante und Baumann, und dies Band hieß Anton. Die Tante konnte ſich noch immer nicht in das finden, was ſie einen unnatürlichen Abſchied nannte. Sie war unſicher, wem ſie die Schuld der plötzlichen Verſtörung beimeſſen ſollte, die über Anton gekommen war, dem Chef oder ſeinem Korreſpondenten. Mit Entſchiedenheit hielt ſie an der Überzeugung feſt, daß dieſer Abgang Wohlfarts unnötig, unverſtändig und verderblich für alle Teile geweſen ſei, und ſie arbeitete daran, den Flüchtling auf Umwegen wieder in das Geſchäft zurückzubringen, ſoweit zarte Winke und weibliches Zureden die Entſchlüſſe männlicher Brummbäre zu beſtimmen vermögen. Sie hatte deshalb nach Antons Abreiſe in der erſten Zeit ſowohl gegen den Kaufmann als gegen Sabine bei jeder Gelegenheit über Anton geſprochen und denſelben gerühmt. Aber ſie kam ſchlecht an. Der Kaufmann antwortete immer kurz, zuweilen rauh, mit dem war gar nichts zu machen, und Sabine lenkte das Geſpräch ab oder verſtummte ganz, ſobald die Tante ihr Loblied ſang. Das täuſchte die Tante nicht. Die geſtickten Vorhänge hatten einen blendenden Schein in ihrer Seele zurückgelaſſen, mit welchem ſie ſeit der Zeit ſelbſtzufrieden Sabine beleuchtete. Sie wußte, daß Herr Baumann der einzige von den Herren war, welcher mit Anton in Briefwechſel ſtand, heute beſchloß ſie, auf der Stelle der Starrköpfigkeit aller Parteien zur Hilfe zu kommen. Sie ergriff deshalb eine kleine Broſchüre, welche ſie von Herrn Baumann geliehen hatte, den Jahresbericht über einen wohltätigen Verein, und ging gleichgültig nach dem Hinterhauſe, wo ſie im Vorbeigehen an Herrn Baumanns

Tür klopfte und dieſem die Broſchüre hineinreichte. „Sehr hübſch,“ ſagte ſie auf der Schwelle, „der Himmel wird dem Unternehmen ſeinen Segen geben“, und dabei ſteckte ſie ihm in einem Papier einen kleinen Beitrag in die Hand. „Schreiben Sie mich mit dem Betrage auch für die Zukunft auf.“ Herr Baumann dankte im Namen der Armen. Darauf begann die Tante in der Tür: „Was hört man denn Neues von Ihrem Freund Wohlfahrt? Er iſt wie aus der Welt verſchwunden, auch der alte Sturm weiß nichts zu erzählen.“

„Er hat viel zu tun“, ſagte der ſchweigſame Baumann.

„Na, ich denke, nicht mehr als hier. Wenn es ihm um Arbeit zu tun war, ſo konnte er ruhig hierbleiben.“

„Er hat dort eine ſchwere Pflicht zu erfüllen und verrichtet ein gutes Werk“, fuhr Herr Baumann vorſichtig fort.

„Gehen Sie nur mit Ihrem guten Werk“, rief die Tante, trat in der Zerſtreuung ins Zimmer und machte die Tür hinter ſich zu. „Das war auch ein gutes Werk, was er hier zu verrichten hatte. Nein, nehmen Sie es mir nicht übel, ſo etwas iſt mir noch nicht vorgekommen. Er läuft hier weg, gerade wo ein kluger Mann, der in alle Geheimniſſe der Handlung eingeweiht war, am allernotwendigſten wurde. Wenn er ſich ſelbſt etabliert hätte, oder wenn er geheiratet hätte, das wäre etwas anderes, der Menſch will einen Haushalt, er will auch ein eigenes Geſchäft haben. So etwas iſt Gottes Wille, und in dieſem Falle würde ich kein Wort verlieren. Aber aus dem Kontor fortzurennen unter Schafe und Kühe und unter die Polen und Edelleute, das iſt gar nicht zu entſchuldigen; und noch dazu aus einem Geſchäft, wo man es ſo gut mit ihm meinte und wo er liebes Kind war in allen Stuben. Wiſſen Sie, wie ich das finde, Herr Baumann?“ fuhr ſie eifrig fort, und die Bänder ihrer Haube wackelten. „Ich finde das undankbar! — Und was ſoll jetzt hier werden? Es iſt ja in dieſem Hauſe eine völlige Verwüſtung. Fink fort, Jordan fort, Wohlfart fort, Pix fort, Sie ſind noch der einzige, der im erſten Kontor von den guten Herren geblieben iſt, und Sie können doch nicht alles machen.“

„Nein," ſagte Baumann betrübt, „und ich bin auch in einer ſchlimmen Lage, ich hatte mir vorigen Herbſt als den letzten Termin geſtellt, bis zu welchem ich in der Handlung bleiben wollte, und jetzt iſt das Frühjahr nahe, und ich bin der Stimme noch nicht gefolgt, die mich ruft."

„Reden Sie mir nicht ſolch Zeug!" rief die Tante erſchrocken; „Sie werden doch nicht auch fort wollen?"

„Ich muß", ſagte Herr Baumann, die Augen niederſchlagend. „Ich habe Briefe bekommen von meinen engliſchen Brüdern, die Brüder ſchelten mich wegen meiner Lauheit. Ich fürchte, es iſt ein großes Unrecht, daß ich nicht ſchon gegangen bin; aber wenn ich wieder ins Kontor komme und die Haufen Briefe und das ſorgenvolle Geſicht von Herrn Schröter ſehe, und wenn ich denke, wie ſchwer die Zeit iſt, und welches Unglück die Handlung mit ihren beſten Kräften gehabt hat, da hält's mich immer wieder hier feſt. Ich wollte auch, Wohlfart käme wieder, er tut der Handlung not."

„Er muß wiederkommen," rief die Tante, „das iſt ſeine chriſtliche Pflicht und Schuldigkeit. Schreiben Sie ihm das. — Freilich iſt bei uns gerade kein luſtiges Leben," fuhr ſie vertraulich fort; „er mag es dort wohl beſſer haben. Unter den Polen geht das in Saus und Braus."

„Ach nein," erwiderte Herr Baumann ebenſo vertraulich, „in Braus lebt er nicht. Ich fürchte, er hat dort Kummer und ſchwere Tage; was er ſchreibt, iſt nicht ſehr luſtig."

„I, was Sie ſagen", ſagte die Tante ſich ſetzend und ſah erwartungsvoll in Baumanns Geſicht. Baumann rückte ſeinen Stuhl nahe an die Tante heran, und die beiden Frommen begannen halblaut ein kleines menſchenfreundliches Geklatſch.

„Er ſchreibt bekümmert, er ſieht die Zeit finſter an," begann Herr Baumann, „er fürchtet neue Unruhen und ſchlimme Jahre."

„Gott behüte," rief die Tante, „davon haben wir ſchon genug gehabt."

„Er lebt in einer unſichern Gegend," fuhr Herr Baumann fort, „unter ſchlechten Menſchen; die Polizei muß dort mangelhaft ſein."

„Es gibt dort ſchreckliche Räuberhöhlen", ſtimmte die aufgeregte Tante bei.

„Und ich fürchte, es ſieht auch mit ſeinen Einnahmen ſchlecht aus; im Anfange habe ich ihm noch manchmal einige Kleinigkeiten, an die er gewöhnt war, von unſerm guten Tee und von den Zigarren hinſchicken müſſen, in dem letzten Briefe ſchreibt er mir, er wolle gute Wirtſchaft treiben und ſich davon entwöhnen. Er muß wenig Geld haben," fuhr Baumann kopfſchüttelnd fort, „nicht über zweihundert."

„Er leidet Not," rief die Tante, „gewiß, ſo iſt es; der arme Wohlfart! Wenn Sie ihm ſchreiben, ſchicken wir ihm eine Kiſte von dem Pekkotee und ein paar von unſern Schinken."

„Schinken auf das Land?" fragte Baumann zweifelhaft. „Ich glaube, Schweine werden dort noch am erſten zu finden ſein."

„Aber ſie gehören nicht ihm!" rief die Tante. „Hören Sie, Herr Baumann, es iſt Chriſtenpflicht, daß Sie ihm auf der Stelle ſchreiben, er ſoll ſogleich hierher zurückkommen. Die Handlung braucht ihn, ſie fordert ihn. Ich weiß am beſten, wie mein Neffe ſich in der Stille über dieſe Zeit kümmert und über den Verluſt der beſten Herren, die wir gehabt haben, und wie ſehr er ſich freuen würde, ſeinen Wohlfart wiederzuſehen." Das letztere war eine fromme Lüge der Tante.

„Es ſieht mir doch nicht ſo aus", warf Baumann bedenklich ein.

„Erſt heute hat meine Nichte zu ihrem Bruder geſagt, wie lieb Wohlfart uns allen geweſen iſt und was wir an ihm verloren haben. Wenn er dort Pflichten hat, er hat Pflichten auch hier, und ſeine hier ſind älter."

„Ich will ihm ſchreiben," ſagte Herr Baumann, „aber ich fürchte, verehrte Frau, es wird nicht viel nützen, denn gerade, wenn es ihm ſchlecht geht, wird er den Pflug nicht

verlaſſen, an den er die Hand gelegt hat um anderer willen."

„Er iſt nicht vom Pfluge, ſondern von der Feder," rief die Tante ärgerlich, „und er gehört hierher. Das andere iſt alles dummes Zeug. Wenn er hier ſeinen feinen Tee trinkt und ſein gutes Auskommen hat, ſo tut er deswegen nicht weniger ſeine Pflicht. Und dasſelbe ſage ich Ihnen, Herr Baumann, daß Sie mir nicht wieder mit Ihren afrikaniſchen Ideen kommen."

Baumann lächelte in ſtolzer Überlegenheit. Aber als die Tante das Zimmer verlaſſen hatte, ſetzte er ſich doch gehorſam hin und ſchrieb Anton die ganze Unterredung mit der Tante, und er ſchrieb ihm dazu, wie ernſthaft das Leben in der Handlung geworden war und wie finſter das Geſicht des Prinzipals alle Morgen dareinſchaute, wenn er durch das vordere Kontor ging.

Der Schnee auf dem Gute iſt weggeſchmolzen, im hochgeſchwollenen Bach flutet das Schneewaſſer, noch liegt die Landſchaft ſtill und farblos, der belebende Saft der Erde beginnt ſeinen erſten Kreislauf in den Stämmen der Bäume und treibt in den Sträuchern am Bach die erſten Blütenkätzchen. Das Winterwaſſer hat die ſchlechte Brücke abgeworfen, und Anton ſteht in der Nähe des Schloſſes am Waſſer und beaufſichtigt die Arbeiter, welche neue Balken legen und Bohlen darauf nageln; Lenore ſitzt auf einem abgehauenen Baumſtamm ihm gegenüber und ſieht zu, wie er das Holz mit dem Zollſtabe mißt und der großen Säge die Bleiſtiftzeichen macht. „Das Ärgſte iſt überſtanden," ruft Lenore, „das Frühjahr kommt! Schon ſehe ich im Geiſt die Bäume und den Raſen grünen, auch das finſtere Haus ſoll in dem hellen Frühling luſtiger ausſehen als heute. Aber Ihnen will ich das Schloß zeichnen, wie es jetzt iſt, Sie ſollen ſich erinnern, wie der erſte Winter war, den wir in Ihrem Schutz hier verlebten."

Und Anton ſieht mit leuchtendem Auge auf das ſchöne Mädchen vor ihm und zeichnet mit dem Bleiſtift das Profil ihres Geſichts auf ein neues Brett. „Sie treffen mich nicht,"

ſagte Lenore, „Sie machen meinen Mund immer zu groß und die Augen zu klein. Geben Sie mir den Stift, das verſtehe ich beſſer, halten Sie ſtill. Sehen Sie, das iſt Ihr Geſicht, Ihr treuherziges Geſicht, ich kann's auswendig. — Hurra, der Stadtbote!“ ruft ſie, wirft den Bleiſtift weg und eilt auf das Schloß zu. Anton folgt ihr, denn der Stadtbote, beladen mit einem ſchweren Pack, iſt für die vom Schloſſe das Schiff, welches durch den tiefen Sand ſteuert, um in das abgeſchloſſene Eiland die guten Dinge aus der Welt zu bringen. Am Hauſe wird dem Manne die Laſt abgenommen, Lenore ergreift vergnügt das Zeichenpapier, das ſie in Rosmin beſtellt hat. „Kommen Sie, Wohlfart, jetzt ſuchen wir den Punkt, von dem ich das Schloß am beſten zeichnen kann, das Bild ſoll in Ihrer Stube an Stelle des alten hängen, das mich traurig macht, ſooft ich es anſehe. Einſt zeichneten Sie unſer Haus, jetzt tue ich's für Sie. Ich will mir rechte Mühe geben, Sie ſollen ſehen, daß ich auch etwas kann.“

So ſpricht ſie fröhlich in Anton hinein, er aber hört nicht auf ihre Worte. Ungeduldig hat er den Brief Baumanns erbrochen, und während er lieſt, rötet ſich ſein Geſicht vor innerer Bewegung. Langſam, in tiefen Gedanken geht er in ſein Zimmer hinauf und kommt nicht wieder herunter.

Lenore ergreift den Umſchlag, welcher auf den Boden gefallen iſt. „Das iſt wieder die Hand ſeines Freundes aus der Handlung,“ ſagte ſie traurig; „ſooft er einen Brief von dort erhält, wird er finſter und kalt gegen mich.“ Sie wirft das Papier weit weg und eilt in den Stall, ihren Vertrauten, den Pony, zu ſatteln.

## 6.

Es war Wochenmarkt in der kleinen Kreisſtadt Rosmin. Seit uralter Zeit war der Markttag für die Landleute der Umgegend ein Feſt von beſonderer Bedeutung. Fünf Tage der Woche mußte der Bauer ſeinen Kohl bauen oder dem geſtrengen Herrn fronen, am Sonntag war ſein Herz ge-

teilt zwiſchen der Jungfrau Maria, ſeiner Familie und der Schenke, der Markttag trieb ihn über die Grenze ſeiner Feldmark hinein in die große Welt. Dann fühlte er ſich auch gegenüber den Fremden als ein ſchlauer Mann, welcher ſchafft und gebraucht, er ſah Bekannte wieder, die er ſonſt niemals getroffen, er erblickte neue Dinge aus der Fremde, er hörte von andern Städten und Ländern und genoß, was andere für ihn erfunden hatten, in vollen Zügen. Und am Abend dieſes Tages flogen die Neuigkeiten aus der weiten Welt bis in das entfernte Walddorf, in jede Hütte, in jede einzelne Menſchenſeele des Kreiſes. So war es ſchon damals geweſen, als noch die Slawen allein auf dem Boden ſaßen, der Bauer leibeigen unter ſchmutzigem Strohdach, der Edelmann hoffärtig in ſeinem hölzernen Palaſt. Damals war ein offenes Feld geweſen, was jetzt Rosmin heißt; vielleicht ſtand eine Kapelle darauf mit einem gnädigen Bilde, oder ein paar mächtige Bäume noch aus der Heidenzeit, oder das Haus eines klugen Grundherrn, der weiter ſah als ſeine langbärtigen Genoſſen. Damals war der deutſche Kaufmann zum Markt über die Grenze gekommen mit ſeinen Wagen und Dienern, er hatte unter dem Schutz des Kruzifixes oder eines ſlawiſchen Säbels ſeine Truhen geöffnet und die Werke des heimiſchen Fleißes, Tuche, buntfarbige Kleider, Zwickelſtrümpfe, Halsbänder von Glas und teuren Korallen, Heiligenbilder und Kirchengerät, aber auch was den Gaumen erfreut, ſüße Backwaren, fremden Wein und wohlriechende Zitronen feilgeboten, und hatte dagegen eingetauſcht, was die Landſchaft ihm entgegenbrachte: Wolfsfelle, Hamſterpelze, Honig, Getreide, Vieh und anderes. Nicht lange, ſo ſchlug neben dem Kaufmann auch der Handwerker ſeine Werkſtatt auf, der deutſche Schuſter kam, und der Knopfmacher, der Blechſchmied und der Gürtler, die Zelte und Hütten verwandelten ſich allmählich in feſte Häuſer, die im Viereck um den großen Marktplatz aufſtiegen, auf dem viele hundert beladene Polenwagen Raum haben mußten. Feſt ſchloſſen ſich die fremden Anſiedler zuſammen, ſie kauften den Grund, ſie kauften ein Stadtrecht von dem ſlawiſchen Grundherrn, ſie

gaben ſich ein Statut nach dem Muſter deutſcher Städte. Die neuen Bürger bauten ihr Rathaus in die Mitte des großen Vierecks und daran ein Dutzend Häuſer für Kaufleute und Schenken, und der Marktring war geſchloſſen. Um die Hofräume, die Hintergebäude und Gaſſen wurde die Stadtmauer gezogen, und über die beiden gewölbten Tore nach dem Brauch der Heimat wohl auch die Wachttürme geſetzt, unten hauſte der Zöllner, oben der Wächter. Und mit Verwunderung erzählte man ſich draußen in den Wäldern und auf der Heide, wie ſchnell die Männer mit fremder Sprache gewachſen waren, und daß jeder Landmann, der durch ihr Tor fuhr, ihnen ein Kupferſtück bezahlen mußte als Brückengeld, ja der Edelmann, der allmächtige, mußte auch bezahlen. Manchen Slawen aus dem Umkreiſe warf ſein Schickſal zu den Bürgern in die Stadt, er wurde heimiſch unter ihnen, ein Handwerker, Kaufmann, Bürger wie ſie. So war Rosmin entſtanden, ſo viele deutſche Städte auf altem Slawengrund, und ſie ſind geblieben, was ſie im Anfang waren, die Märkte der großen Ebene, die Stätten, wo polniſche Ackerfrucht eingetauſcht wird gegen die Erfindungen deutſchen Gewerbfleißes, die Knoten eines feſten Netzes, welches der Deutſche über den Slawen gelegt hat, kunſtvolle Knoten, in denen zahlloſe Fäden zuſammenlaufen, durch welche die kleinen Arbeiter des Feldes verbunden werden mit andern Menſchen, mit Bildung, mit Freiheit und einem ziviliſierten Staat.

Noch immer iſt der Markttag von Rosmin der große Tag für die Umgegend. Vom frühen Morgen an ziehen Hunderte von Korbwagen mit Ackerfrüchten nach der Stadt, und hoch auf den Säcken ſitzt der breitſchultrige Bauer und die Bäuerin; aber nicht mehr peitſcht der Leibeigene die abgetriebenen Gäule ſeines Gebieters, ein freigeborenes Slawenkind lenkt die ſtattlichen Pferde, deren Vater ſogar ein Hengſt des Königs iſt. Und wenn der Federwagen eines Edelmanns vorbeifährt, dann treibt auch der Burſch ſein Pferd zu ſchnellerem Lauf, und wenn er artig iſt, rückt er nur ein wenig an ſeinem Hut. Auf allen Straßen und Feldwegen zieht es der Stadt zu, die kleinen Leute fahren ihre

Gänſe auf der Radder, und die Frau trägt im Korbe die Butter ihrer Kuh, Beeren und Pilze, und ganz unten auf dem Boden vielleicht einen heimlichen Haſen, den ihr Mann durch einen Wurf ſeines Stockes getötet hat. Vor allen Gaſthäuſern der Vorſtadt ſtehen Haufen abgeſpannter Wagen, an jeder Schenktür drängen ſich die ein- und ausgehenden Leute. Auf dem Markt ſind die Getreidewagen dicht nebeneinander gefahren, der große Platz iſt bedeckt mit runden Säcken und Geſpannen, und Pferde von jeder Größe und in allen Farben ſtehen nebeneinander, an den guten Plätzen am Rande auch die Hoffuhren der Edelleute. Und in dem Viereck der hundert Wagen, zwiſchen den Knechten, Pferdeköpfen und Heubündeln windet ſich aalgleich der jüdiſche Faktor hindurch, Getreideproben in jeder Taſche, in zwei Sprachen fragend und antwortend. Neben dem weißen Kittel und blauen Schnurrocke der Slawen und ihrem Hut mit der Pfauenfeder zeigt ſich das einförmige Dunkelblau des deutſchen Koloniſten. Dazwiſchen Soldaten aus der nächſten Garniſon, Stadtbewohner, Wirtſchaftsbeamte und feine Herren vom Landadel. An der Ecke des Marktes hält auf ſeinem großen Pferde hoch erhaben der Gendarm, auch er iſt heute im Eifer, und ſeine Stimme klingt herriſch über das Gewirre der Wagen, welche die Einfahrt zur Straße verſtopft haben.

Überall in der Stadt ſind die Kaufläden weit geöffnet, und vor den Häuſern ſtellen die kleinen Händler auf Tiſchen und Tonnen ihre Ware aus. Bedächtig ſchreitet das Bäuerlein, gefolgt von den Weibern ſeiner Hütte, die Reihen der Schautiſche entlang, mit kurzem Befehl hält er die Frauen zuſammen, welche begehrlich ſtehenbleiben und die Köpfe zuſammenſtecken, wo bunter Kattun, Tücher oder Halsbänder aufgehängt ſind, bis auch ſein künſtlicher Gleichmut von einem Ausruf der Bewunderung durchbrochen wird, wenn er bei einem Tiſch voll Stahlwaren ankommt, oder bei einem Pferdegeſchirr, oder einem großen Schinken im Fleiſchladen. Lange wird geprüft, bevor der Einkauf geſchieht, wohl fünf Minuten biegt er das geſtählte Blatt der Säge hin und her, bis der Kaufmann ihm gelangweilt das Stück aus der Hand

nimmt, dann erſt entſchließt er ſich zum Kauf; faſt ebenſolange klopft ſein Weib an den irdenen Töpfen herum, ob nicht an einer Stelle ein ſchnarrender Mißton den Sprung verrät. Der Genuß des Kaufens wird hier viel ſtärker empfunden als da, wo Tauſende mit einem Wort weggegeben werden. Immer wird ſtillgehalten, wenn ein bekannter Mann oder ein Blutsfreund aus einem andern Dorf den Kaufenden entgegenkommt. Dann entſteht ein lautes Begrüßen, die Frauen drängen ſich heran, die Neuigkeiten fliegen aus einem Mund in den andern, bis der ganze Trupp zuletzt gemeinſam ſeine Warenſchau fortſetzt. Endlich halten die Ermüdeten vor dem Tiſche, wo durchgeſchnittene Würſte durch ihr marmoriertes Füllſel anmutig locken, wo Semmelberge ſtehen und wo der ewig wünſchenswerte Hering in der Tonne liegt. Hier wird der letzte Einkauf gemacht und dann in ein Wirtshaus gezogen, die weiße Flaſche gefüllt, und da kein Platz auf den Bänken zu finden iſt, wird in einer Ecke des Hauſes niedergeſetzt und ein langſames Mahl gehalten. Die Flaſche geht im Kreiſe, die Wangen werden röter, die Gebärden lebendiger, die Geſpräche lauter, die Männer fangen an ſich zu küſſen, alte Feinde ſuchen ſich auf, miteinander zu zanken. Weithin auf die Straße tönt aus jeder Schenkſtube das Geſumme und Geſchrei. Unterdes, wer andere Gänge hat, beſorgt dieſe, wer eine Klage anzubringen hat, heute läuft er aufs Gericht, wer Steuern abzuliefern hat, heute pflegt er ſie zu zahlen; alle Behörden ſind heute in großer Tätigkeit, alle Schreiber dehnen heute ihre Finger, um die Feder ſchnell über das Papier zu führen, alle Schulzen erſcheinen heute in den Ämtern, um zu melden und zu hören. Auch die Weinſtuben ſind gefüllt, und der Weinkaufmann Löwenberg macht heute die beſten Geſchäfte, er hat neben ſeinem Wein auch einen großen Handel mit Getreide und Wolle, er verleiht Gelder und iſt der Vertraute vieler Gutsherren. In ſeiner großen Vorderſtube ſitzen die Gäſte einzeln, deutſche Oberamtleute, ältere polniſche Gutsbeſitzer, vielleicht ein reicher deutſcher Bauer, der einen guten Viehhandel gemacht hat. In dem Hinterzimmer aber geht's

höher zu, dort ſind die Edelleute des Kreiſes verſammelt, manches wüſte Geſicht mit ſtumpfen Zügen, aber auch der edle Schnitt des polniſchen Herrenantlitzes, kräftige Männer von adligem Weſen. Dort ſpringt der Kork des Champagners zur Decke, und neben den Geſchäften der Woche wird noch manches andere verhandelt, was fremde Ohren nicht hören dürfen. Iſt's nicht Politik, ſo rollen vielleicht die Würfel auf den Tiſch oder ein Spiel Karten fliegt aus einer Taſche unter die Weingläſer; ſchnell fährt dann an der Ecke des Tiſches eine Gruppe zuſammen, es wird ſtill in der Stube und nur kurze Ausrufe in franzöſiſcher Sprache werden gehört. So vergeht der Markttag als ein unaufhörliches Anrufen und Handeln, Erwerben und Genießen, unter Wagengeraſſel und Pferdelenken, bis der Abend ſeine graue Decke über den Marktplatz breitet; dann zieht die Bauersfrau ihren Mann am Rocke, ſie denkt an die irdenen Töpfe, welche ſo leicht zerſchlagen ſind, und an die kleinen Kinder, die jetzt nach der Mutter rufen. Dann fahren die Wagen wieder auf allen Straßen auseinander, der Bauernburſch trägt einen Strauß von Flittern auf ſeinem Hut, er klatſcht unaufhörlich mit der neugekauften Peitſche, und in trunkenem Mut treibt er ſeine Pferde zum raſenden Wettlauf mit andern Geſpannen. Auf allen Feldwegen ziehen die kleinen Leute in ihre Dörfer, die Frau hat die Töpfe auf den Rücken gebunden, ein ſchönes rotes Tuch und ein Stück Pfefferkuchen für die Kinder liegen darin und neue Kochlöffel und Quirle ragen daraus hervor, und neben ihr ſchreitet der Mann unſicher und ſchwer, die ſtählerne Säge auf der Schulter, vergeblich bemüht, die Würde eines Hausherrn vor den Fremden zu bewahren. Viel ſpäter fahren auch die Wagen der Herren vor das Weinhaus, die Kutſcher müſſen lange auf den Aufbruch warten, denn auch den Herren wird die Trennung ſchwer von dem Tiſch der Trinkſtube. Es wird ſtiller in der müden Stadt, der Kaufmann öffnet ſeine Schublade, zählt und ſortiert mit ſeiner Frau das eingenommene Geld und ſchlägt die falſchen Silberſtücke zornig mit einem Nagel vorn auf die Ladentafel, zur eindringlichen Warnung für alle unſichern Zahler. Jetzt

führt auch der Gendarm ſein Pferd in den Stall, überzählt die Landſtreicher, die Marktdiebſtähle, die Händel, die er heute angezeigt, und hofft auf einen gnädigen Blick. Endlich macht der Nachtwächter ſeine Runde, er achtet ſorglich auf die Schenkſtuben, in denen noch immer einzelne Schreier ſitzen, und ſieht beim trüben Laternenlicht erſtaunt auf den unſaubern Marktplatz, den ſein Beſen morgen von allem Schmutz befreien ſoll.

So war der Jahrmarkt von Rosmin immer geweſen. In dem letzten Winter war der Marktverkehr nicht geringer als ſonſt, aber es war eine Unruhe ſichtbar in vielen Köpfen, am meiſten bei den Herren. Beim Weinkaufmann ſah man fremde Männer von kriegeriſchem Ausſehen in die Hinterſtube eintreten, dann wurde das Zimmer verſchloſſen. Auf den Straßen ſchritten junge Burſchen in auffallender Tracht mit roten viereckigen Mützen durch das Gedränge, ſie ſchlugen zuweilen einem Landsmann auf die Schulter, riefen andere beim Namen und zogen ſie aus dem Gedränge in eine Ecke. Wo ſich ein Soldat ſehen ließ in ſeiner Uniform, ſahen die Leute auf ihn wie auf einen verkleideten Mann, manche wichen ihm aus, viele waren doppelt freundlich gegen ihn, Deutſche wie Polen. In den Schenken ſaßen die von den deutſchen Dörfern geſondert und miſchten ſich nicht mit den andern, und die Polniſchen von den Gütern des Herrn von Tarow tranken viel und fingen noch mehr Händel an als ſonſt. Der Vogt vom neuen Vorwerk hatte am letzten Markt in der ganzen Stadt keine neue Senſe finden können, und der Förſter beklagte ſich gegen Anton, daß er neulich in keinem Kaufladen mehr Pulver gefunden hatte, als ihm auf eine Woche reiche. Es ſchwebte etwas in der Luft, niemand wollte ſagen, was es war.

Heute war wieder Markttag zu Rosmin, und Anton fuhr mit einem Knecht nach der Stadt. Es war einer der erſten Frühlingstage, die Sonne ſchien warm auf den Boden, der noch im winterlichen Schlummer dalag. Anton dachte daran, daß jetzt die erſten Gartenblumen blühen müßten, und daß er und die Frauen im Schloß in dieſem Jahre keine ſehen würden, als etwa auf dem Vorwerk im Winkel hinter der

Scheuer. Es war auch keine Zeit, ſich an Blumen zu freuen, überall waren die Herzen aufgeregt, und alles, was durch ſo viele Jahre feſt geweſen war, ſchien zu wanken. Über große Länderſtrecken zog der politiſche Sturmwind, die Zeitungen erzählten alle Tage Unerwartetes und Furchtbares, ein großer Krieg ſchien im Anzuge, aller Beſitz, alle Bildung ſchien in Gefahr. Er dachte an die Verhältniſſe des Freiherrn, und welches Unglück für dieſen entſtehen mußte, wenn das Geld teuer wurde und der Grundbeſitz ſpottwohlfeil. Er dachte auch an die Firma in der Hauptſtadt, an ſeinen Platz im Kontor, den er in der Stille noch immer als ſein Eigentum betrachtete, und an den ſorgenvollen Brief, den ihm Herr Baumann geſchrieben, wie finſter der Prinzipal ſei und wie zänkiſch die Kollegen am Teetiſch in Herrn Baumanns Stube.

Aus ſolchen kummervollen Gedanken weckte ihn ein Geräuſch auf der Straße. Eine Reihe von Herrenwagen fuhr vorbei, in dem erſten ſaß Herr von Tarowſki, der artig zu Anton herübergrüßte. Anton ſah erſtaunt, daß er ſeinen Jäger auf dem Bedientenſitz hatte, als zöge er zur Jagd. Noch drei Wagen rollten vorüber, alle mit Herren bis auf das Trittbrett beladen, und hinter dem Wagen jagte ein ganzer Trupp Reiter, der deutſche Inſpektor von Tarow mit darunter.

„Jaſch," rief Anton dem Kutſcher zu, „was war das, was die im zweiten Wagen zudeckten, als ſie vorfuhren?"

„Flinten", erwiderte der Kutſcher kopfſchüttelnd.

Der ſonnige Tag nach langem Schnee- und Regenſchauer lockte die Leute aus allen Höfen nach der Stadt, in kleinen Haufen zogen ſie eilig vorwärts, wenig Frauen darunter, es war ein lautes Anrufen der verſchiedenen Geſellſchaften und ein Leben auf der Straße, wie ſonſt am Abend bei der Heimkehr. Vor dem erſten Wirtshaus an der Straße ließ Anton halten. Der Kutſcher fragte: „Es iſt weit von hier nach dem Markte, wie wird es ſein mit dem Aufladen des Hafers?"

„Bleib bei den Pferden", befahl Anton, „und geh nicht nach der Stadt; wenn ich etwas kaufe, laſſe ich's heraus-

ſchaffen zum Umladen.“ Eilig ſchritt er durchs Tor in das Gewühl der Gaſſen. Die Stadt war mit Menſchen überfüllt, es wogte ſchon vom Tore an in hellen Haufen, kaum daß die Getreidewagen durchdrangen. Als Anton auf den Marktplatz kam, war er betroffen über das Ausſehen der Männer. Überall erhitzte Geſichter, geſpannte Züge, es waren nicht wenige in Jägertracht unter dem Volke, und häufig ſah man auf den Mützen eine fremde Kokarde. Vor dem Hauſe des Weinkaufmanns war das Gedränge am größten, dort ſtanden die Leute Kopf an Kopf und ſahen hinauf nach den Fenſtern, an denen bunte Fahnen hingen, zu oberſt polniſche Farben, andere ausländiſche darunter. Noch ſah Anton finſter auf die Front des Hauſes, da öffnete ſich die Tür, und auf die ſteinerne Treppe trat der Herr von Tarow und ein Fremder mit einer Schärpe um den Leib. Anton erkannte in ihm den Polen, der ihn einſt mit Standrecht bedroht und vor einigen Monaten nach dem Inſpektor gefragt hatte. Ein junger Mann ſprang aus dem Haufen auf die unterſte Stufe, rief laut etwas in polniſcher Sprache und ſchwenkte die Mütze: ein lautes Geſchrei war die Antwort, dann wurde alles ſtill. Der Tarowſki ſprach einige Worte, von denen Anton nichts verſtand, hinter ihm raſſelten die Wagen, und die Menge drängte ſich hin und her. Darauf begann der Herr mit der Schärpe eine mächtige Rede. Er ſprach lange, oft wurde er durch lautes Beifallsgeſchrei unterbrochen; als er geendet hatte, erſcholl ein betäubender Lärm, wilder polniſcher Zuruf. Die Türen des Hauſes wurden weit geöffnet, die Menge wogte durcheinander wie ein unruhiges Meer. Ein Haufe ſtürzte fort und verteilte ſich auf dem Markt, andere ſprangen in das Haus; wer hineingeeilt war, kam nach wenig Augenblicken mit einer Kokarde an der Mütze, bewaffnet mit einem Senſenſpeer, wieder heraus. Im Nu hatte ſich ein Haufe Senſenmänner und ein Trupp mit Feuergewehren vor dem Hauſe aufgeſtellt. Die Zahl der Bewaffneten wurde größer, kleine Abteilungen Senſenmänner, von einzelnen Flintenträgern geführt, eilten von dem Hauſe weg nach allen Richtungen des Marktes. Hinter Anton klang Kommandoruf und Befehl, er wandte ſich um und

ſah einzelne bewaffnete Reiter, welche die aufgefahrenen Wagen mit ſtrengen Worten zur Abfahrt vom Markte trieben. Der Lärm und das Getümmel wurde ſtürmiſcher, mit ängſtlichem Zuruf hieben die Landleute auf ihre Pferde, die Verkäufer flüchteten mit ihren Waren in die Häuſer, die Läden wurden geſchloſſen. Nach wenig Augenblicken hatte der Markt ein unheimliches Ausſehen. Die Wagen waren entfernt, an den Marktecken ſtanden einzelne Poſten von Senſenmännern, ihre langen Spieße blinkten hell in der Morgenſonne. Auf dem Platze ſelbſt wogte die unſichere Menge. Betäubt, erſchüttert, empört eilte Anton in dem Haufen fort, ſo kam er auf die andere Seite des Platzes. Dort lag das Steueramt, ſchon von weitem kenntlich durch das Wappenſchild des Staates, das auf Holz gemalt neben dem Fenſter hing. Dort drängten ſich die Maſſen wieder; ein Poſten von Senſenmännern ſtand vor dem Hauſe, aus der Ferne ſah Anton, daß ein Mann eine Leiter anſetzte, zu dem Wappen hinaufſtieg und mit einem Hammer auf das Schild pochte, bis es herabfiel auf den Boden. Als das Wappen auf die Steine ſchlug, ging durch die verſammelte Menge ein leiſer Ton wie ein Seufzen; es war ſtill geworden, daß man jeden Laut hören konnte. Eine Rotte von trunkenem Geſindel ſtürzte ſich mit wildem Jauchzen auf das Schild, ein Strick wurde daran gebunden, und mit Hohngeſchrei wurde es in den Rinnſtein und über die Straße geſchleift.

Anton war außer ſich, eine Flut von ſtürmiſchen Leidenſchaften drängte nach ſeinem Herzen. „Ihr Schurken!“ rief er laut und rannte durch die Umſtehenden auf die Bande zu. Da faßte ihn ein ſtarker Arm um den Leib, und eine bebende Stimme ſprach: „Nicht vorwärts, Herr Wohlfart, heute iſt ihr Tag, morgen kommt unſer Tag.“ Anton riß ſich los und ſah neben ſich die große Figur des Schulzen von Neudorf, er ſah ſich im Augenblick umgeben von einer Anzahl dunkler Männergeſtalten. Es waren die blauen Röcke deutſcher Bauern, Geſichter voll Zorn und Kummer, welche ihn wie mit einem Wall einſchloſſen. „Laßt mich heraus!“ rief Anton noch immer außer ſich. Wieder aber legte ſich die

ſchwere Hand des Schulzen auf ſeine Schulter, und mit naſſen Augen ſprach der Mann: „Schonen Sie Ihr Leben, Herr Wohlfart, es iſt jetzt umſonſt, wir haben nichts als unſere Fauſt und ſind die Minderzahl.“ Und von der andern Seite wurde ſeine Hand umfaßt wie von Schrauben, und der alte Förſter ſtand ſchluchzend neben ihm und ſtöhnte: „Daß ich dieſen Tag erleben muß, o die Schande, die Schande!“ Dabei ſchüttelte er krampfhaft Antons Hand, ſchlug ſich dann mit ſeinen Fäuſten vor die Stirn und weinte laut wie ein Kind. Der wilde Schmerz des Alten gab Anton einen Teil ſeiner Ruhe wieder, er umſchlang den Hals des Förſters und hielt ihn feſt an ſich. Und wieder erſcholl in ihrer Nähe mißtönendes Geſchrei, und eine Stimme brüllte: „Durchſucht die Deutſchen! nehmt ihnen die Waffen, niemand darf den Markt verlaſſen!“ Anton ſah ſich haſtig in dem Haufen um und rief: „Das dürfen wir nicht leiden, ihr Männer, daß wir hier in der deutſchen Stadt umſtellt werden wie Gefangene, und daß ſie unſer Wappen beſchimpfen, die Schändlichen!“

Von fern wirbelte eine Trommel. „Es iſt die Schützentrommel,“ ſagte der Schulze, „die Bürgerſchützen von Rosmin kommen zuſammen. Sie haben Gewehre.“

„Vielleicht iſt noch nicht alles verloren“, rief Anton wieder. „Ich kenne einige Leute hier, die zuverläſſig ſind. Faßt Euch, mein Alter“, tröſtete er den Förſter. „Die Deutſchen vom Lande ſollen nicht zerſtreut bleiben, ſo weiß niemand, was wir tun können. Wir wollen wenigſtens miteinander den Markt verlaſſen, hier bei dem Brunnen ſammeln wir uns. Jeder geht und ruft ſeine Bekannten zuſammen. Und jetzt keine Zeit verloren! Ihr dorthin, Schulze, Ihr kommt mit mir, Schmied von Kunau.“ Der Haufe fuhr nach zwei Richtungen auseinander. Anton, von dem Förſter und dem Schmied gefolgt, eilte noch einmal über den ganzen Markt. Nie hatte er eifriger geſucht, nie hatte einer den andern ſchneller verſtanden. Wo er einen Deutſchen fand, ein Blick des Auges, ein ſchneller Händedruck, das flüchtige Wort: „Die Deutſchen verſammeln ſich am Brunnen, erwartet uns“, das trieb die Unſchlüſſigen ſchnell zu den Landsleuten.

Vor dem Hauſe des Weinkaufmanns hielt er mit ſeinen Gefährten in dem dichten Gedränge einen Augenblick an. Etwa fünfzig Senſenmänner ſtanden vor dem Hauſe, daneben ein Dutzend Gewehre, noch waren die Türen weit geöffnet, und einzelne traten immer noch hinein, ſich Waffen zu holen. Die Menge war ſcheu zurückgewichen, es wogten hier Polen und Deutſche, Städter und Landleute durcheinander. Anton ſah, daß auch die polniſchen Bauern verſtört im Haufen ſtanden und einander zweifelnd anſahen. Vor dem Hauſe ſprachen einige junge Herren in die Maſſe. Während der Kunauer Schmied und der Förſter den Deutſchen ihr Zeichen gaben, fuhr Anton auf einen kleinen Mann los, der in ſeinem Arbeitsrock mit berußtem Geſicht in den Haufen drängte, und faßte ihn am Arm: „Schloſſer Grobiſch, Sie ſtehen hier? Warum eilen Sie nicht zum Sammelplatz? Sie ſind Schütz und Bürger, wollen Sie dieſe Schmach ertragen?“

„Ach, Herr Rentmeiſter,“ ſagte der Schloſſer, Anton beiſeite ziehend, „das Unglück! Denken Sie, ich arbeite in meiner Werkſtatt mit dem Hammer und höre von gar nichts. Bei unſerer Arbeit kann man wenig hören. Da ſtürzt meine Frau herein —“

„Wollen Sie dieſe Schmach ertragen?“ rief Anton und ſchüttelte den Mann heftig.

„Gott bewahre, Herr Wohlfart,“ erwiderte der Schloſſer, „ich führe einen Zug bei den Schützen. Während mein Weib den Rock herausſucht, bin ich ſchnell über den Platz gelaufen, um zu ſehen, wieviel ihrer ſind. Sie ſind größer als ich, wieviel ſind's, die Waffen tragen?“

„Ich rechne fünfzig Senſen“, antwortete Anton ſchnell.

„Nicht dieſe Senſen,“ ſagte der Kleine, „das iſt zugelaufenes Volk, nur die Gewehre.“

„Ein Dutzend vor der Tür, ebenſoviel mögen wohl noch im Hauſe ſein.“

„Wir ſind etwa dreißig Büchſen,“ verſetzte der Kleine bekümmert, „aber heute iſt nicht auf alle zu rechnen.“

„Können Sie uns Gewehre ſchaffen?“ fragte Anton.

„Nur wenige“, ſagte kopfſchüttelnd der Schloſſer.

„Wir ſind ein Haufe Deutſche vom Lande,“ fuhr Anton in fliegender Eile fort, „wir wollen uns durchſchlagen bis in die Vorſtadt zum roten Hirſch, dort halte ich die Leute zuſammen, ſchicken Sie uns um Gottes willen durch eine Patrouille Nachricht heraus, und was Sie von Gewehren auftreiben können. Wenn wir die Edelleute hinauswerfen, läuft der andere Haufe von ſelbſt auseinander.“

„Aber die Rache von dieſen Polacken!“ klagte der Schloſſer mit aufgehobenem Zeigefinger, „die Stadt wird's bezahlen müſſen.“

„Nichts wird ſie bezahlen, Meiſter, Sie bekommen morgen Militär, wenn Sie heute die Wahnſinnigen hinauswerfen. Nur fort, jeder Augenblick vergrößert die Gefahr.“

Er trieb den Schloſſer vorwärts und eilte auf die Brunnenſeite. Dort fand er die Deutſchen in kleinen Gruppen zuſammenſtehen, der Schulze von Neudorf kam ihm entgegen.

„Es iſt keine Zeit zu verlieren,“ rief dieſer, „die andern werden aufmerkſam, dort ſtellt ſich ein Trupp Senſenmänner gegen uns auf.“

„Folgt mir,“ gebot Anton, „ſchließt euch dicht zuſammen, vorwärts, hinaus aus der Stadt!“ Der Förſter ſprang von Haufe zu Haufe und drängte die Leute aneinander, Anton ſchritt mit dem Schulzen voran. Als ſie an die Ecke des Marktes kamen, kreuzten die Senſenmänner ihre Waffen vor der engen Gaſſe, der Anführer des Poſtens ſpannte den Hahn ſeiner Flinte und rief Anton in phraſenhaftem Tone zu: „Warum wollen Sie fort, mein Herr! Nehmt Waffen, ihr Leute, heute iſt der Tag der Freiheit!“

Er ſprach nicht weiter, denn der Förſter ſtürzte vor und gab ihm einen ungeheuren Backenſtreich, daß er zur Seite taumelte und ſein Gewehr im Fallen losging. Auf dem Markt erhob ſich lautes Geſchrei, der Förſter ergriff die Flinte, und die beiden Senſenmänner, überraſcht und ohne Befehl wie ſie waren, wurden von dem vordringenden Trupp an die Häuſer geworfen, die Senſen aus ihrer Hand geriſſen und von den zornigen Leuten an dem Steinpflaſter zerbrochen. Ohne verfolgt zu werden, drängte der Haufe bis an das Stadttor, auch dort wich der feindliche Poſten

zurück und ließ die dichte Masse ungehindert durch. So kamen sie beim Gasthof an. Dort trat der Schulze, von Anton aufgefordert, vor die Leute. „Es geht dort drin gegen die Regierung," sagte er. „es geht gegen uns Deutsche. Der bewaffneten Feinde sind nicht viel, wir haben eben gesehen, wie der Bauer mit ihnen fertig wird. Wer ein ordentlicher Mann ist, der bleibt hier und hilft den Bürgersleuten in der Stadt die Fremden hinausjagen. Die Schützen wollen einen zu uns senden und uns sagen, wie wir ihnen helfen können. Deswegen bleibt zusammen, Landsleute."

Nach diesen Worten riefen viele: „Wir bleiben hier". manchem auch kam die Sorge, und er stahl sich um das Haus und auf das Feld. Wer blieb, suchte eine Waffe, wo er sie fand, schwere Holzknittel, Radstangen, Heugabeln und was sonst in der Nähe aufzutreiben war.

„Ich kam her, mir Pulver und Schrot zu kaufen," sagte der Förster zu Anton, „jetzt habe ich eine Flinte, und das letzte Korn soll heute darauf gehen, wenn wir uns rächen können für den Schimpf an unserm Vogel."

Unterdes waren im Schloß die Stunden wie gewöhnlich verlaufen bis gegen Mittag. Der Freiherr ging, von seiner Gemahlin geführt, im Sonnenschein um das Schloß herum; er grollte ein wenig, daß die Maulwurfshügel, an welche sein Fuß stieß, noch immer nicht geebnet waren, und kam zu dem Schluß, daß kein Verlaß auf Beamte und Dienstleute sei und Wohlfart noch vergeßlicher wäre als alle andern. Bei diesem Thema verweilte er mit mürrischem Behagen. Die Baronin widersprach ihm nur so viel, als möglich war, ohne seine krankhafte Laune aufzuregen, und so setzte er sich endlich im Freien auf einen Stuhl nieder, den ihm der Bediente nachtrug, und hörte friedlich seiner Tochter zu, welche mit Karl den Platz für eine kleine Baumpflanzung absteckte. Niemand dachte Arges, jeder war mit seiner nächsten Umgebung beschäftigt.

Da flog die schlimme Kunde, daß etwas Schreckliches vorgehe, mit Eulenflügeln über die Erde. Auch zu der Waldinsel des Freiherrn kam sie heran, sie flatterte über die Kie-

fern und Birnbäume, über Getreidefelder und Anger bis auf das Schloß. Zuerſt kam ſie undeutlich wie eine kleine Wolke am ſonnigen Himmel, dann wurde ſie größer wie ein ungeheurer Vogel, der die Luft verfinſtert, ſie ſchlug mit ihren ſchwarzen Fittichen die Herzen aller Menſchen in Dorf und Schloß, ſie machte das Blut in den Adern ſtocken und trieb heiße Tränen über die Wangen.

Mitten in ſeiner Arbeit ſah Karl plötzlich auf und ſagte erſchrocken zum Fräulein: „Das war ein Schuß!“

Lenore ſah ihn betroffen an, dann lachte ſie über ihren eigenen Schreck und erwiderte: „Ich habe nichts gehört; vielleicht war's der Förſter.“

„Der Förſter iſt in der Stadt“, entgegnete Karl ernſt.

„Dann iſt's ein verdammter Wilddieb im Walde“, rief der Freiherr ärgerlich.

„Es war ein Kanonenſchuß“, behauptete der hartnäckige Karl.

„Das iſt nicht möglich,“ ſagte der Freiherr, „es ſteht kein Geſchütz auf viele Meilen in der Runde“, aber er ſelbſt lauſchte mit geſpanntem Geſicht.

In dem Augenblick rief eine Stimme vom Wirtſchaftshofe her: „Es brennt in Rosmin.“ Karl ſah das Fräulein an, warf ſein Grabſcheit zu Boden und lief nach dem Hof; Lenore folgte. „Wer hat geſagt, daß Feuer in Rosmin iſt?“ fragte er die Knechte, welche zu ihrer Mittagskoſt über den Hof gingen. Keiner hatte gerufen, aber alle liefen erſchrocken aus dem Hof auf die Landſtraße und verſuchten nach Rosmin hinzuſehen, obgleich jeder wußte, daß die Stadt über zwei Meilen entfernt war und keine Ausſicht dorthin.

„Es ſind vorhin Weiber gelaufen auf dem Wege nach Neudorf wie in der Angſt“, ſagte der eine Knecht, und ein anderer rief: „Es muß gefährlich zugehn in Rosmin, denn man ſieht den Rauch über dem Walde ſtehen.“ Alle glaubten einen dunkeln Schatten über der Stelle zu ſehen, wo die Stadt lag, auch Karl. Immer größer wurde die Aufregung ohne ſichern Grund. Die Dorfleute traten auf der Straße zuſammen. Alle ſahen nach der Richtung von Rosmin und erzählten von dem Unglück, das über die Stadt

gekommen ſei. „Die Edelleute ſind heute darin," rief der eine, „ſie haben die Stadt angezündet", und ſein Nachbar hatte von einem Mann auf dem Felde gehört, daß heute ein Tag ſei, an den alle Gutsherren denken ſollten. Der Mann ſah feindſelig auf Karl und fügte hinzu: „Noch kann manches kommen bis auf den Abend." Der Schenkwirt eilte herzu und rief Karl entgegen: „Wenn nur erſt der heutige Tag vorbei wäre", und Karl entgegnete in derſelben Gemütsſtimmung: „Ich wollte das auch." Keiner wußte recht weshalb.

Seitdem kamen immer neue Schreckensbotſchaften aus der Welt jenſeit des Waldes. „Die Soldaten und Polen liefern einander eine Schlacht", hieß es. „Auch in Kunau brennt's", riefen einige Weiber, die vom Felde heimeilten. Endlich kam die Vogtin vom neuen Vorwerk außer Atem zu Lenore gelaufen: „Mein Mann ſchickt mich, weil er das Gehöft an dieſem Angſttage nicht verlaſſen will. Er läßt fragen, ob Sie nichts vom Förſter wiſſen, es iſt Mord und Totſchlag in der Stadt, und die Leute ſagen, der Förſter ſchießt mitten darunter." „Wer ſagt das?" fuhr der Freiherr auf. — „Einer, der über das Feld lief, hat es meinem Mann erzählt," rief die entſetzte Frau, „und es muß wahr ſein, daß dort alles durcheinander iſt, denn als der Förſter nach der Stadt ging, hatte er gar keine Flinte bei ſich." Allen kam vor, als ob das Unglück deshalb wahr ſein müßte. „Und heute nacht hat es einen feurigen Schein gegeben auf dem Felde," klagte die Frau weiter, „unſre Stube wurde ganz hell, und mein Mann iſt aufgeſprungen und hinausgegangen. Da zog ein blaues Licht wie eine Schwefelflamme über den Wald nach Rosmin zu."

So ſchlug das Gerücht mit ſeinen Flügeln auf die Herzen der Menſchen. Mit Mühe brachte Karl die Knechte dazu, daß ſie mit ihren Geſpannen wieder aufs Feld zogen. Lenore ſtieg mit Karl auf den Turm, um etwas Neues zu erſpähen. Ob eine Rauchwolke über der Stadt war, das wollte Karl nicht entſcheiden, aber an mehr als einer Stelle ſahen ſie hinter den Wäldern etwas wie Feuerſchein und Rauchwolken. Kaum waren ſie herab, ſo kam der eine

Knecht mit den Pferden zurückgejagt und meldete, daß ihm ein Bauer aus dem andern Kreiſe, der auf dem Waldweg im Galopp durchgefahren war, geſagt habe, ganz Rosmin ſei angefüllt mit Senſenmännern und mit Leuten, welche rote Fahnen in der Hand hielten, und alle Deutſchen im Lande würden erſchoſſen. Die Baronin rang die Hände und fing an zu weinen, und ihr Gemahl verlor darüber den letzten Schein von Ruhe, den er mühſam bewahrt hatte. Er ſchalt heftig auf Wohlfart, der an ſolchem Tage nicht zu Hauſe ſei, und ließ Karl zu ſich rufen, der, nicht weniger erſchrocken, ſich jetzt um Antons Schickſal ängſtigte. Er befahl ihm, alles im Hofe zu verſchließen, gleich darauf forderte er ihn wieder und verbot durch ihn dem Schenkwirt, heute den Dorfleuten Branntwein zu verkaufen, und immer wieder fragte er ihn ab, was man gehört hatte. Lenore konnte die ſchwüle Unruhe im Schloß nicht ertragen, ſie ging unaufhörlich zwiſchen dem Schloß und dem Hof ab und zu und hielt ſich in Karls Nähe, in deſſen treuherzigem Geſicht noch der meiſte Troſt zu finden war; dabei ſah ſie immer wieder auf die Landſtraße, ob nicht etwas zu erblicken ſei, ein Wagen, ein Bote.

„Er iſt ruhig," ſagte ſie zu Karl, „er wird ſich einer ſo fürchterlichen Gefahr nicht ausſetzen"; ſie wünſchte eine tröſtende Antwort.

Karl aber ſchüttelte den Kopf: „Auf ſeine Ruhe iſt kein Verlaß; wenn's in der Stadt ſo ausſieht, wie die Leute ſagen, ſo iſt Herr Anton nicht der letzte, der darunter fährt. Er wird nicht an ſich denken."

„Nein, das tut er nicht!" rief Lenore und rang die Hände.

So ging es fort bis gegen Abend. Karl hielt die Dienſtleute, welche alle vor dem Hofe ſtanden, ſtreng zuſammen, er ergriff ſeinen Karabiner, er wußte ſelbſt nicht wozu, er ließ ſich ein Pferd ſatteln und band es wieder an die Krippe. Da kam der Wirt mit einem Knecht aus der Brennerei zum Schloß gerannt, der gutmütige Mann rief ſchon von weitem dem Fräulein entgegen: „Hier iſt eine Nachricht, eine ſchreckliche Nachricht von Herrn Wohlfart."

Lenore fuhr auf den fremden Knecht zu. Der Menſch machte in polniſcher Sprache einen verwirrten Bericht von den Schrecken des Tages in Rosmin. Er hatte geſehen, daß auf dem Markte Polen und Deutſche aufeinander geſchoſſen hatten, daß der Herr Rentmeiſter an der Spitze der deutſchen Bauern marſchiert war.

„Ich wußte das“, rief Karl ſtolz.

Dann erzählte der Knecht, wie er ſelbſt geflüchtet ſei, gerade als alle Polen auf den Herrn gezielt hätten; ob er tot ſei oder noch lebe, das könne er nicht genau ſagen, denn er ſei in großer Angſt geweſen; aber er glaube wohl, der Herr müſſe tot ſein.

Lenore lehnte ſich an die Mauer, Karl fuhr verzweiflungsvoll mit den Händen nach ſeinem Haupt. „Satteln Sie den Pony!“ ſagte Lenore mit klangloſer Stimme.

„Sie wollen doch nicht ſelbſt bei Nacht durch den Wald, den weiten Weg nach der Stadt?“ rief Karl.

Ohne zu antworten eilte das tapfere Mädchen auf den Stall zu, Karl ſprang ihr in den Weg. „Sie dürfen nicht!“ ſchrie er, „die Frau Baronin wird vor Angſt um Sie den Tod haben, und was können Sie unter den wütenden Männern ausrichten?“

Lenore blieb ſtehen. „So ſchaffen Sie ihn her,“ rief ſie halb bewußtlos, „bringen Sie ihn zu uns, lebendig oder tot.“

„Soll ich Sie an dieſem Tage allein laſſen?“ rief Karl wieder außer ſich.

Lenore riß ihm den Karabiner vom Arm und rief: „Fort, wenn Sie ihn lieben, ich werde an Ihrer Stelle wachen.“

Karl ſtürzte nach dem Hofe, riß das Pferd heraus und jagte auf der Straße nach Rosmin dahin.

Der Hufſchlag des Pferdes verklang, es wurde wieder ſtill, Lenore eilte mit haſtigen Schritten vor dem Schloſſe auf und ab. Ihr Freund war in tödlicher Gefahr, vielleicht war er verloren! Und durch ihre Schuld, denn ſie hatte ihn hierher getrieben. Sie fühlte eine heiße Sehnſucht nach ſeinem Anblick, nach dem Ton ſeiner Stimme. Was er ihr und den Eltern geweſen war, überdachte ſie jetzt in ihrer

Verzweiflung unaufhörlich. Es ſchien ihr unmöglich, ohne ihn die Zukunft in dieſer Einſamkeit zu ertragen. Die Mutter ſandte nach ihr, der Vater rief nach ihr zum Fenſter hinaus, ſie wies die Aufforderungen kurz ab, all ihr Empfinden war aufgegangen in dem Gefühl der reinen und innigen Neigung, welche zwiſchen ihr und dem Verlorenen erblüht war.

In der Stadt ſtand Anton mit den Landleuten wohl eine halbe Stunde erwartungsvoll vor dem roten Hirſch. Immer noch zogen die verſcheuchten Marktleute bei ihnen vorüber in die Dörfer, flüchtigen Fußes die meiſten, aber mancher blieb ſtehen und ſchloß ſich ihnen an; oft auch wurde ein polniſcher Gruß gehört, und mehrere Polen traten zu Anton und fragten, ob er ſie brauchen könne. Endlich kam, nicht auf der Straße, ſondern von dem Garten des Wirtshauſes her, der Schloſſer in ſeiner grünen Uniform mit Epauletten, gefolgt von einigen Bürgerſchützen.

Anton eilte auf ihn zu und rief: „Wie ſteht's?“

„Achtzehn Mann ſind gekommen,“ ſagte der Schloſſer, „es ſind die ſichern Leute. Das Volk auf dem Markte verläuft ſich, die im Weinhauſe ſind nicht viel ſtärker geworden. Sie ſind jetzt dabei, die Behörden abzuſetzen. Unſer Hauptmann hat Courage wie ein Teufel. Wenn Sie ihm helfen wollen, ſo iſt er bereit, etwas zu wagen. Wir können von hinten hinein in Löwenbergs Haus, ich habe das Schloß zum Hintertor ſelber gemacht und weiß Beſcheid, vielleicht iſt es gar nicht verſchloſſen. Wenn wir's geſchickt machen, können wir die Anführer drin überfallen, wir können ſie faſſen und ihre Waffen.“

„Wir müſſen von vorn und hinten zu gleicher Zeit angreifen,“ entgegnete Anton, „dann haben wir ſie ſicher.“

„Ja,“ ſagte der Schloſſer ein wenig verblüfft, „wenn Sie mit Ihren Leuten von vorn kommen wollten.“

„Wir haben keine Waffen“, rief Anton. „Ich will mit Euch nach vorn und der Förſter auch und vielleicht noch einer oder der andere; aber ein unbewaffneter Trupp gegen die Senſen und ein Dutzend Gewehre, das iſt unmöglich.“

„Sehen Sie," verſetzte der ehrliche Schloſſer, „für uns iſt's auch ſchwer. Wer ſo gerade im erſten Schreck von Weib und Kind kommt, der iſt auch nicht in der Verfaſſung, ſich gleich als Scheibe hinzuſtellen. Unſere Leute haben ja guten Willen, aber die drüben ſind verzweifelte Menſchen. Und deswegen laſſen Sie uns ruhig hinten herum gehen; wenn wir ſie überraſchen, gibt's weniger Blutvergießen, und das iſt doch auch eine Hauptſache. Gewehre bringe ich nicht, nur einen Säbel für Sie."

Schweigend ſetzte ſich der Haufe in Bewegung, der Schloſſer führte. „Unſere Schützen haben ſich im Hauſe des Hauptmanns verſammelt," ſagte er, „dorthin können wir durch die Gärten, ohne daß die am Tor uns gewahr werden." Durch Gemüſegärten zogen ſie vorwärts, einige Male mußte der ganze Haufe über niedrige Zäune klettern, dann kreuzten ſie ſchnell den Weg, der um die Stadtmauer herumführte, überſchritten auf einigen Brettern den Bach und drangen durch eine Mauerpforte, welche ſie in den Hofraum eines Gerbers führte.

„Hier warten Sie", riet der Schloſſer mit einiger Unruhe. „Der Gerber iſt einer von uns Schützen, aus der Haustür tritt man auf dieſelbe Hintergaſſe, in welcher der Eingang zu Löwenbergs Hofraum iſt. Ich gehe zum Hauptmann melden, wir holen Sie ab."

Nur wenige Minuten ſtanden die Landleute unter den Haufen Lohe, als der Förſter, der als Wache in der Haustür ſtand, den Anmarſch der Schützen meldete. Auf der Hintergaſſe ſtießen die beiden Haufen zuſammen, nur kurze Begrüßungen wurden ausgetauſcht. Der Hauptmann, ein wohlbeleibter Fleiſcher, forderte Anton auf, neben ihm zu gehen und ſeinen Zug den Schützen anzuſchließen. Schweigend rückten ſie an das Hintertor von Löwenbergs Hauſe, das Tor war nicht verſchloſſen und nicht beſetzt, der Schloſſer ſah durch das Hintergebäude in den leeren Hofraum. Der Trupp hielt einen Augenblick an, der Förſter eilte zu den Führern. „Wir ſind mehr Leute, als in dem Hauſe nötig ſind", ſprach er mit fliegender Eile. „Hier daneben iſt eine breite Quergaſſe, die auf den Markt führt. Geben

Sie mir den Trommler, einen Zug Schützen und die Hälfte von den Landleuten, wir laufen bis auf den Markt und beſetzen mit Geſchrei die Öffnung der Quergaſſe. Die auf dem Markt werden dadurch geſtört, ſie müſſen auf uns ſehen, unterdes dringen Sie ein und nehmen die ganze Bande gefangen. Sobald ich trommeln laſſe, ſpringt der Herr Hauptmann mit dem Hauptkorps durch den Hof in das Vorderhaus, die Tür halten Sie beſetzt."

„Mir iſt's recht", ſagte der dicke Hauptmann erhitzt und in der Aufregung, welche vor einem Angriff auch dem beherzten Mann die Bruſt beengt. „Nur vorwärts fort!"

Der Förſter raffte ſechs Schützen zuſammen, winkte dem Schulzen und einem Haufen der Landleute, und zog ſich mit dem Haufen ohne großes Geräuſch in die offene Seitengaſſe. Auch Anton fühlte das Blut an ſeine Schläfe hämmern in der Erwartung der nächſten Augenblicke. Endlich hörte man Trommelwirbel, gleich darauf ein lautes Hurra. Wie Löwen ſprangen die Bürger durch den Hof, der Hauptmann voran, ſeinen Säbel ſchwingend, neben ihm Anton. So drangen ſie in den Hausflur, bevor jemand auf ſie achtete. Alles im Hauſe war an die Fenſter und an die Tür geſtürzt.

„Hurra," rief der Hauptmann, „wir haben ſie", und ergriff in dem Hausflur einen der Herren im Genick. „Keiner ſoll entrinnen. Schließt die Tür!" ſchrie er und hielt ſein Opfer am Kragen feſt, wie eine Kuh bei den Hörnern. Durch die Kraft von zehn Leibern wurde die Haustür von innen zugedrückt und verſchloſſen, ſo daß die Eifrigen auch die Feinde, welche in der Tür ſtanden, hinausdrängten. Darauf ſtürzten die Schützen in die Stube, ein Teil nach dem obern Stock. Wer von Herren in der Stube war, ſprang zum Fenſter hinaus. So kam es, daß die Bürger in der Weinſtube nichts ergriffen als eine Namenliſte, einen Haufen zuſammengebundener Senſen und in der Ecke ein halbes Dutzend Gewehre, welche den Edelleuten gehörten. Der Schloſſer faßte ſogleich die Gewehre und rannte mit Anton und einigen anderen, die er anrief, wieder hinten zum Hauſe hinaus in die Quergaſſe zu dem Zuge, den der Förſter

führte. Sie fanden den Zug in bedenklicher Lage. Er war mutig hinter dem Förſter vorwärts geſtürmt bis an den Ausgang der Gaſſe. Die Trommel und das Hurra, und gleich darauf der feindliche Angriff im Hauſe hatten die Gegner in Verwirrung gebracht. Die Senſenmänner waren von dem Hauſe weggeeilt, ſie ſtanden in ungeordneten Haufen mitten auf dem Markte, der Mann in der Schärpe, ſelbſt ohne Gewehr, war beſchäftigt, die Unbehilflichen aufzuſtellen. Dagegen war der Trupp mit Gewehren, Ökonomen, Jäger und einige junge Herren, den Anrückenden kühn entgegenmarſchiert und hatte Front gegen ſie gemacht. Vor der bewaffneten Schar ſtutzten die Bürgerſchützen und drängten an den Ausgang der Gaſſe zurück, der Förſter ſtand allein mitten zwiſchen den feindlichen Parteien. In dieſer Verlegenheit fing der Trommler wieder an aus Leibeskräften zu trommeln, die Polen hielten ihre Gewehre an die Backen, der Förſter kommandierte ebenfalls „Legt an!“ und beide Haufen blieben im Anſchlage voreinander ſtehen, jeder auf Augenblicke zurückgehalten durch die Scheu vor den furchtbaren Folgen, welche das erſte Kommando haben würde. Da drang der Schloſſer mit ſeinen Begleitern vor, die Gewehre wurden blitzſchnell den Männern, welche danach griffen, in die Hand gegeben, Anton und der tapfere Schloſſer ſprangen in die erſte Reihe der Bürgerſchützen. Ein blutiger Kampf auf dem Pflaſter ſchien unvermeidlich.

In dieſem Augenblick erſcholl aus dem Fenſter der Weinſtube die Stimme des Hauptmanns laut über den Marktplatz: „Mitbürger, wir haben ſie. Hier iſt der Gefangene. Es iſt der Herr von Tarow ſelber!“ Alles ſetzte die Gewehre ab und hörte nach der Stimme. Der Hauptmann hielt den Kopf des Gefangenen zum Fenſter hinaus, der, in ſein Schickſal ergeben, keinen Verſuch machte, ſich aus der unbequemen Lage zu befreien. „Und jetzt hört auf meine Worte. Alle Fenſter dieſes Hauſes ſind beſetzt, alle Straßen ſind beſetzt, wie dort auf dieſer Seite zu ſehen; ſobald ich einen Finger hebe, werdet ihr Leute alle zu Grund und Boden geſchoſſen.“

„Hurra, Hauptmann“, rief eine Stimme gerade gegenüber von den mittleren Häuſern des Marktes, und der Kaufmann, welcher dort wohnte, ſteckte ſeine Entenflinte zum Fenſter des erſten Stocks hinaus, neben ihm der Apotheker und der Poſtmeiſter, die Pächter der ſtädtiſchen Jagd.

„Guten Morgen, meine Herren“, rief der Fleiſcher erfreut hinüber, denn eine kühne Sicherheit war auf ihn gekommen. „Ihr ſeht, Leute,“ fuhr er fort, „daß jeder Widerſtand nutzlos iſt, werft eure Senſen weg, oder ihr ſeid ſämtlich Kinder des Todes.“ Eine Anzahl Senſen klirrte auf das Pflaſter.

„Und ihr, ihr Herren Jäger,“ fuhr der Hauptmann fort, „ſollt freien Abzug haben, wenn ihr eure Gewehre abgebt, denn wenn nur einer von euch noch ein Geſicht ſchneidet, ſo ſoll dieſes Mannes Blut über euer Haupt kommen.“ Dabei ergriff er den Kopf des Tarowſki, hielt ihn wieder zum Fenſter hinaus und zog ein großes Schlachtmeſſer aus ſeiner Uniform. Er warf die Scheide auf die Straße und ſchwenkte das Meſſer ſo fürchterlich um das Haupt des Gefangenen, daß der brave Fleiſcher in dieſem Augenblicke wahrhaft gräßlich und wie ein Kannibale ausſah.

Da rief der Förſter begeiſtert: „Hurra, wir haben ſie, vorwärts, marſch!“ Der Trommler fing an zu trommeln, und im Sturm drangen die Deutſchen vor. Auch die Schützen warfen ſich aus dem Hauſe hervor auf die Treppe und die Straße. Der Haufe der polniſchen Flintenträger geriet in Unordnung, einige der Beherzten ſchoſſen ihre Gewehre ab, auch aus den Reihen der Angreifer fielen einzelne Schüſſe. Die übrigen Senſen fielen zuſammen, und die Senſenmänner zerſtreuten ſich zuerſt in wilder Flucht, gleich darauf flohen die mit den Gewehren. Die Deutſchen ſtürmten ihnen nach, noch einige Schüſſe wurden abgefeuert, die Flüchtigen wurden rund um den Markt gejagt, einzelne verſteckten ſich in den Häuſern, andere liefen zum Stadttor hinaus. Der Trommler ſchritt um den ganzen Marktplatz und ſchlug Alarm. Von allen Seiten kamen jetzt bewaffnete Bürger

herzugerannt, auch die ſäumigen Schützen erſchienen einer nach dem andern. Der Hauptmann übergab ſeinen Gefangenen einigen handfeſten Leuten und rief, die Glückwünſche ſeiner Freunde mit der Hand abwehrend: „Der Dienſt vor allem, meine Herren! Das Nötigſte iſt, daß wir die Tore ſchließen und beſetzen. Wo iſt der Hauptmann unſerer Bundesgenoſſen?“

Anton trat herzu. „Herr Kamerad,“ ſagte der wackere Fleiſcher ſalutierend, „ich denke, wir ſammeln unſere Leute, wir halten eine Muſterung und teilen die Wachen ein.“

Die einzelnen Korps ſtellten ſich auf dem Markte auf, zuerſt die Schützen, daneben unter Anführung des Förſters die Landleute, auf der andern Seite eine Schar Freiwilliger, die ſich fortwährend vergrößerte. Es war eine lange Reihe, und mit Stolz ſahen die von Rosmin, wie ſtark ſie waren. Der Hauptmann ließ ſchwenken und in Zügen vorbeimarſchieren. Darauf wurde der Wachdienſt eingeteilt, die Tore beſetzt und Ehrenwachen vor die Ämter geſtellt, halb Bürger, halb Landleute. Die heruntergeriſſenen Wappen wurden geſäubert, einige Frauenhände trugen aus den Gärten der Stadt die erſten Blumen zuſammen und ſchmückten die Wappenbilder mit Kränzen und Gewinden. In feierlichem Zuge wurden ſie an das Steueramt und die Poſt getragen, die ganze Mannſchaft marſchierte auf, präſentierte das Gewehr, und der Hauptmann brachte eine Anzahl patriotiſcher Hochs aus, welche von vielen hundert Kehlen nachgerufen wurden. Anton ſtand zur Seite, und als er die Frühlingsblumen auf dem Wappen ſah, fiel ihm aufs Herz, wie er heute morgen gezweifelt hatte, ob er in dieſem Jahre welche erblicken werde. Jetzt glänzten ihre Farben ſo luſtig auf dem Schildzeichen ſeines Vaterlandes. Aber was hatte er ſeit dem Morgen erlebt!“

Aus ſeinem Sinnen wurde er durch den Hauptmann geweckt, der ihn auf das Rathaus in den Ausſchuß einlud, welcher ſich für die Sicherheit der Stadt gebildet hatte. So ſah er ſich auf einmal in der Ratsſtube vor dem grünen Tiſch mitten unter fremden Männern, als einer der ihri-

gen. Bald hatte er eine Feder in der Hand und ſchrieb einen Bericht über die Ereigniſſe des Tages an die Behörde. Der Ausſchuß entwickelte große Tätigkeit, Boten wurden an das nächſte Militärkommando abgeſandt, die Häuſer Verdächtiger wurden nach Flüchtlingen durchſucht, für die Landleute, welche ſich bereit erklärt hatten, bis zum Abend in der Stadt zu bleiben, wurde durch freiwillige Beiträge der Bürger Speiſe und Trank beſorgt, Streifwachen wurden nach allen Richtungen ausgeſchickt, einzelne Gefangene verhört und die Nachrichten, welche jetzt aus der Nachbarſchaft einliefen, geſammelt. Von allen Seiten kamen Meldungen. Aus mehreren Dörfern waren polniſche Banden auf dem Wege zur Stadt, in dem Nachbarkreiſe war in ähnlicher Weiſe ein Aufſtand verſucht worden, und dort war er geglückt, die Stadt war in den Händen der polniſchen Jugend, die Flüchtlinge erzählten von Plünderung, von Fanalen, welche durch das ganze Land brannten, von einem allgemeinen Aufſtande der Polen und von dem Gemetzel, das ſie unter den Deutſchen anfangen wollten. Die Geſichter der von Rosmin wurden länger, die Siegesfreude, welche durch einige Stunden in dem Rathausſaale geherrſcht hatte, wich der Sorge um eine gefahrvolle Zukunft. Einige ſprachen davon, daß die Stadt ſich mit dem gefangenen Herrn von Tarow verſtändigen müſſe, weil man der Bürger ſelbſt nicht ſicher ſei, viele polniſch Geſinnte ſäßen innerhalb der Mauern, auch feindliche Gewehre wären noch verſteckt. Doch wurden die Furchtſamen durch den kriegeriſchen Mut der Mehrheit überſtimmt. Es war beſchloſſen, die Nacht über in Waffen zu bleiben und die Stadt gegen fremde Banden zu halten, bis Militär einrücke.

So kam der Abend heran. Da verließ Anton, beunruhigt durch die zahlreichen Gerüchte von Plünderungen auf dem offenen Lande, den Sitzungsſaal des Rathauſes und ſchickte den Schulzen aus, um die Deutſchen aus ihrer Gegend zum gemeinſchaftlichen Abmarſch zu ſammeln. Zwiſchen dem Schützenhauptmann und dem Schloſſer ſchritt er unter dem Geraſſel der Trommel und einem dreimaligen Hoch der

Bürgerſchützen mit ſeinen Leuten durch das Tor bis zu den letzten Häuſern der Vorſtadt. Dort an der hölzernen Brücke, welche über den Bach führt, nahmen die Städter und die vom Lande brüderlich Abſchied.

„Ihr Wagen iſt der letzte, der heute hinüber ſoll", ſagte der Schloſſer; „wir brechen hinter Ihnen die Bohlen von der Brücke und ſtellen einen Poſten daneben." Der Hauptmann zog ſeinen Hut und ſagte: „Im Namen der Stadt und einer löblichen Bürgerſchützenkompanie bedanke ich mich für die freundliche Hilfe bei euch allen. Wenn eine ſchwere Zeit kommt, wie wir alle fürchten, ſo wollen wir Deutſche immer zuſammenhalten."

„Das Wort ſoll gelten", rief der Schulze, und die Landleute riefen es nach.

So zogen die Landleute hinaus auf die dunkle Ebene. Anton ließ ſeinen Wagen langſam nachfahren und ging mit dem Haufen zu Fuß. Der Förſter zog einige junge Burſchen, welche die erbeuteten Gewehre trugen, aus dem Trupp und formierte ſie zu einer Art Vortrab. Der Schmied von Kunau, der jeden Mann aus dem Kreiſe kannte, ſtellte das vor, was der Förſter die Spitze nannte. Alle Gebüſche und unſicheren Stellen wurden ſorgſam abgeſucht, einzelne Leute, die ihnen aufſtießen, wurden angehalten und ausgefragt. Sie hörten vieles Gefährliche, fanden aber ihren Weg durch keinen Haufen verlegt. So ſchritten die Männer im ernſten Geſpräch vorwärts. Alle fühlten ſich gehoben durch ihr Tun an dieſem Tage, aber keiner verbarg ſich, daß dies erſt der Anfang ſei, und daß noch Schweres nachfolgen werde. „Wie ſollen wir vom Lande die Zeit ertragen?" ſagte der Schulze; „die in der Stadt haben ihre Mauern und wohnen dicht aneinander, wir aber ſind der Rachgier jedes Böſewichts ausgeſetzt, und wenn ein halbes Dutzend Landſtreicher mit Flinten in das Dorf kommt, ſo ſind wir geliefert."

„Es iſt wahr," ſagte Anton, „vor den großen Scharen können wir uns nicht hüten, und der einzelne muß in ſolcher Zeit ertragen, was der Krieg ihm auferlegt, aber die

großen Haufen, welche unter dem Kommando von feſten Befehlshabern ſtehen, ſind für uns auch nicht das Schlimmſte. Das Ärgſte ſind die Banden von ſchlechtem Geſindel, die ſich zuſammenrotten, die Brandſtifter und Plünderer, und gegen ſolche müſſen wir uns von heute ab zu verteidigen ſuchen. Haltet euch morgen zu Hauſe, ihr von Neudorf und Kunau, und beſchickt mit euren Boten die andern Deutſchen in der Nähe, welche zu uns halten. Morgen bei guter Zeit komme ich zu euch hinüber, dort laßt uns beraten, ob wir etwas tun können für unſere Sicherheit."

So kamen die Männer an den Kreuzweg, wo der Weg nach dem Schloſſe abgeht durch den herrſchaftlichen Wald. Anton ſtand mit dem Schulzen und dem Schmied noch eine Weile in Beratung zuſammen, dann grüßten ſich die drei wie alte Freunde, und jeder Haufe eilte nach ſeinem Dorfe.

Anton beſtieg ſeinen Wagen und nahm den Förſter mit ſich, damit dieſer zur Nacht das Schloß bewachen helfe. Mitten im Walde wurden ſie durch ein lautes „Halt! wer da?" angerufen.

„Karl!" rief Anton erfreut. „Hurra, hurra, er lebt!" ſchrie Karl außer ſich vor Freude und ſprengte an den Wagen. „Sind Sie auch unverwundet?"

„Ich bin es," erwiderte Anton, „wie ſteht's auf dem Schloſſe?"

Jetzt begann ein ſchnelles Erzählen. „Daß ich nicht dabei war!" klagte Karl einmal um das andere.

Als ſie beim Schloſſe vorfuhren, flog eine helle Geſtalt auf den Wagen zu. „Fräulein Lenore!" grüßte Anton herunterſpringend.

„Lieber Wohlfart!" rief Lenore und faßte ſeine beiden Hände. Sie lehnte ſich einen Augenblick an ſeine Schulter, und die Tränen ſtürzten ihr aus den Augen. Anton hielt ihre Hand feſt und ſagte, indem er ihr mit zärtlicher Teilnahme in die Augen ſah: „Es kommt eine ſchreckliche Zeit, ich habe den ganzen Tag an Sie gedacht."

„Da wir Sie wiederhaben," versetzte Lenore, „will ich alles ruhig anhören; kommen Sie schnell zum Vater, er vergeht vor Ungeduld." Sie zog ihn die Treppe hinauf.

Der Freiherr öffnete die Tür und rief Anton auf den Gang entgegen: „Was bringen Sie?"

„Krieg, Herr Freiherr", antwortete Anton ernst; „den häßlichsten aller Kämpfe habe ich gesehen, blutigen Krieg zwischen Nachbar und Nachbar. Das Land ist im Aufstand."

# Fünftes Buch

## 1.

Die Güter des Freiherrn lagen in einer Ecke des Rosminer Kreiſes; nördlich hinter dem Walde das deutſche Bauerndorf Neudorf, und weiter ab im Oſten Kunau. Durch einen breiten Strich Sand und Heideland waren dieſe Orte von polniſchen Gütern getrennt, unter denen die des Herrn von Tarowſki die nächſten waren. Im Weſten und Süden des Gutes grenzten Kreiſe mit gemiſchter Bevölkerung, die Deutſchen waren dort ſtark, reiche Grundherren und große Bauerndörfer ſaßen unter den Slawen. Im Norden hinter Neudorf und Kunau war ein polniſcher Strich, viele kleine Rittergüter, zum Teil tief verſchuldet, mit heruntergekommenen Familien.

„Von dort droht uns die größte Gefahr“, ſagte der Freiherr am Morgen nach dem Markttage zu Anton. „Die Bauerndörfer ſind unſere natürlichen Feldwachen. Wenn Sie die Dorfleute dazu bringen, einen regelmäßigen Wachtdienſt einzurichten, ſo müßten ihre Wachen die Kreisgrenze im Norden beſetzen, wir würden dann verſuchen, eine feſte Verbindung mit ihnen zu unterhalten. Vergeſſen Sie die Fanale und Alarmhäuſer nicht. Da Sie mit den Bauern ſchon ſo kameradſchaftlich verkehrt haben, ſo werden Sie das am beſten beſorgen. Mir laſſen Sie anſpannen. Ich will in den nächſten Kreis fahren und verſuchen, uns mit den Gutsbeſitzern dort in ebenſolche Verbindung zu ſetzen. Den jungen Sturm nehme ich mit.“

So ritt Anton nach Neudorf. Dorthin waren in der Nacht neue Unglücksbotſchaften gekommen. Einige deutſche Dörfer waren von bewaffneten Banden beſetzt, die Häuſer nach Waffen durchſucht, junge Leute mitgeſchleppt worden. Niemand arbeitete auf dem Felde, die Männer ſaßen in der

Schenke oder ſtanden vor dem Hauſe des Schulzen, raſtlos, jede Stunde einen Überfall erwartend. Antons Pferd wurde ſogleich von einem dichten Haufen umdrängt; als der Schulze die Männer in die Gemeindeſtube rufen ließ, war nach wenig Augenblicken die Gemeinde vollzählig verſammelt. Anton ſetzte ihr auseinander, was geſchehen könne, ihr Dorf vor dem Schrecken eines plötzlichen Überfalls zu ſchützen: Einrichtung einer Bauernwehr, regelmäßige Wachen an den Dorfwegen längs der Grenze, Lärmſtangen, Patrouillen, ein Alarmhaus im Dorfe und Vorſichtsmaßregeln ähnlicher Natur, wie der Freiherr ſie ihm angegeben hatte. „Ihr werdet dadurch“, fuhr er fort, „unſere, der Nachbarn, Hilfe in kurzer Zeit herbeirufen, ihr werdet imſtande ſein, euch gegen einen ſchwächern Feind gemeinſchaftlich zu verteidigen, gegen einen ſtärkern ſchnell die Hilfe des Militärs herbeizurufen. Ihr werdet eure Weiber und Kinder, was euch von eurem Hausrat am liebſten iſt, vielleicht auch euer Vieh vor Plünderung und Mißhandlung retten. Es wird keine kleine Beſchwerde für euch ſein, die Wachen bei Tag und Nacht zu ſtellen, aber euer Dorf iſt groß. Vielleicht wird die Einrichtung in kurzer Zeit durch die Behörde befohlen, es iſt ſichrer für uns alle, wenn wir nicht darauf warten. Wir können ſchon in den nächſten Tagen wehrhaft ſein.“

Seine eindringlichen Vorſtellungen und das Anſehen des verſtändigen Schulzen brachten die Gemeinde zu einem einmütigen Beſchluß. Mit dem Schulzen und einigen vom Ortsvorſtande beritt er die Grenzen und beſtimmte die Punkte für Wachen und Alarmzeichen. Unterdes entwarf der Schulmeiſter das Regiſter der Bauernwehr, verzeichnete die, welche zu Pferde, und die, welche zu Fuß Dienſt tun konnten, und ließ ſich angeben, was von Waffen im Dorfe war. Manche erklärten ſich bereit, ein Gewehr zu kaufen. Die jungen Leute des Dorfes faßten die Sache mit Eifer an, die Hausfrauen packten vorſorglich in Kiſten und Bündeln das Wertvollſte ihrer Habe zuſammen. Von Neudorf fuhr Anton mit den Häuptern der Gemeinde hinüber nach Kunau; auch dort fand er guten Willen, ähnliche Einrichtungen wurden verabredet und zuletzt beſprochen, daß die jungen

Leute aus beiden Dörfern jeden Sonntagnachmittag auf das Gut des Freiherrn ziehen ſollten, um dort in Gemeinſchaft zu exerzieren.

Als Anton nach dem Schloß zurückkehrte, wurden die Verteidigungsmittel des Gutes erwogen. Ein kriegeriſches Feuer entbrannte in der deutſchen Kolonie. Jeder wurde davon ergriffen, auch die Friedfertigſten, der Schäfer und ſein Hund Krambow, welcher durch nächtlichen Vorpoſtendienſt und Patrouillen in einen Zorn gegen fremde Waden geriet, den er ſonſt an ſeinem jüngern Gefährten oft beknurrt hatte. Aller Gedanken waren auf gefährliche Werkzeuge gerichtet, was das Gut von Mordwaffen beſaß, wurde hervorgeſucht. Ach, die Geſinnung war vortrefflich, aber die Schar war klein, es fehlte an dienſttuender Mannſchaft. Dagegen war der Stab ausgezeichnet. Da war zuerſt der Freiherr ſelbſt, zwar Invalide, aber für alle Theorie ſchätzbar, dann Karl und der Förſter als Führer der Reiter und des Fußvolks, und Anton nicht zu verachten in der Intendantur und im Feſtungsbau.

Der Freiherr verließ jetzt täglich ſein Zimmer, um in der Mittagſtunde Kriegsrat zu halten, er beſprach die Einübung der Bauernwehr, er hörte Berichte über die Bewegungen der Umgegend an und ſandte Boten nach den deutſchen Kreiſen. Ein Schimmer von militäriſchem Stolz glänzte auf ſeinem Geſicht, er ſchalt gutmütig die Angſt ſeiner Gemahlin, ſprach ermunternde Worte zu den Deutſchen, welche ihm nahe kamen, und drohte allen Übelgeſinnten im Dorf, ſie ſofort bis auf weiteres einzuſtecken und auf Waſſer und Brot zu ſetzen. Dem ganzen Hof war es beweglich anzuſehen, als der blinde Herr hoch aufgerichtet mit einer Muskete in der Hand daſtand, um dem Förſter einige Griffe zu zeigen, und dann das Ohr auf ihn zuhielt, um aus dem Anſchlag der Hand zu erkennen, ob der andere ihn recht verſtanden. Auch Anton heftete eine Kokarde auf die Mütze, und ſeine Rede erhielt einen Anflug von militäriſcher Strenge; er trug ſeit dem Tage von Rosmin ungeheure Waſſerſtiefel, und ſein Tritt fiel ſchwer auf die Stufen der Treppe. Er ſelbſt würde über ſich gelacht haben,

wenn man ihn gefragt hätte, zu welchem Zweck er die Erhebung des Gemüts an den Beinen ausdrücke. Aber es fragte ihn niemand, jeder erkannte, daß so etwas notwendig war. Und vollends Karl! Er zeigte sich nicht anders als in den Überresten seiner Extrauniform, die er sorgfältig aufgehoben hatte, in Mütze, Schnurrock und einem alten Soldatenmantel. Er kräuselte seinen Schnurrbart und pfiff den ganzen Tag seine Soldatenlieder. Da von den zuchtlosen Menschen des eigenen Dorfes am meisten zu fürchten war, so lud er alle, welche gedient hatten, in der Schenke zusammen und hielt ihnen mit Hilfe des Försters, der als Hexenmeister in großem Ansehen stand, eine mächtige Rede in Kalpak und Dolman, den Säbel an der Seite; er behandelte sie als Kameraden, schlug auf den Säbel und rief: „Wir vom Militär wollen hier unter den Bauern Ordnung halten.“ Dann ließ er einige Quart Branntwein aufsetzen und sang mit ihnen leidenschaftliche Kriegslieder. Zuletzt teilte er neue Kokarden aus und nahm sie als Landsknechte der Gutswehr in Pflicht. So befestigte er die rührigsten Leute wenigstens für einige Zeit und erfuhr durch sie, was von Verschwörungsgedanken in der Schenke zutage kam.

Als am Tage darauf die Streitkräfte des Gutes vor dem Schlosse gemustert wurden, sahen die Männer erstaunt einander an. Sie alle waren durch die letzten Tage umgewandelt. Der Herr Rentmeister sah aus wie ein wilder Mann, der aus einem fremden Sumpflande heranzieht, wo er tagtäglich bis an die Hüften im Wasser watet. Und die vom neuen Vorwerk kamen angezogen wie Geister aus einer untergegangenen Zeit. Der Förster mit seinem kurzgeschorenen Haar und dem langen Bart, in einem verwetterten Rock, mit dem finstern Gesicht voll Runzeln und seinen buschigen Augenbrauen glich einem alten Söldling aus Wallensteins Heer, der zweihundert Jahre im tiefen Wald geschlafen hat und jetzt wieder in die Welt schreitet, weil Unheil und Greuel mächtig werden. Und wenn verzweifelte Gedanken und trotziger Haß gegen den Feind zu einem Wallensteiner machen konnten, so war er auch, was er schien. Wie ein frommer Hussit marschierte der Schäfer neben ihm. Die

breite Krempe des runden Hutes hing ihm bis auf den Rücken herunter, ein brauner Ledergurt umschlang seinen Leib, in der Hand hielt er einen Hakenstock, an den er eine glänzende Eisenspitze geheftet hatte. Sein phlegmatisches Gesicht und der sinnende Ausdruck seiner Augen machten ihn dem Waldmann so unähnlich als möglich.

Alles in allem war die bewaffnete Mannschaft des Gutes nicht stärker als zwanzig Mann. Bei dieser kleinen Zahl brauchbarer Leute war es schwer, einen Wachtdienst im Schloß und im Dorfe einzurichten. Jedem einzelnen mußten die größten Anstrengungen zugemutet werden; indes niemand klagte darüber, alle, auch die Gedienten aus dem Dorfe, waren zu jeder Art von kriegerischem Werk bereit.

Nachdem die Männer zusammengebracht waren, dachte man an die Sicherung des Schlosses. Um die Hinterseite des großen Gebäudes vor nächtlichem Einbruch zu schützen, ließ Anton einen Zaun aus starken Bohlen von einem Flügel bis zum andern ziehn. So wurde ein ziemlich großer Hofraum eingeschlossen und darin an die Mauer des Hauses ein offener Schuppen angelehnt, wo Flüchtlinge oder die Pferde der Einquartierung im Notfall auf kurze Zeit ein Obdach finden konnten. Da der Unterstock des Hauses sich hoch über den Boden erhob, die Fenster desselben durch starke Holzverschläge geschützt waren, und da alle Eingänge des Hauses in dem neuen Hofraum lagen, so war der Zugang für Unberufene soviel als möglich erschwert. Der Schloßbrunnen lag außerhalb des eingezäunten Hofes, mitten zwischen dem Wirtschaftshofe und dem Schlosse, deshalb wurde ein großer Wasserbottich in das Schloß gestellt und alle Morgen neu gefüllt.

Auch von Rosmin kam Nachricht. Der Schlosser erschien nach einigen Tagen auf wiederholte Bitten, um die Türen in der Turmhalle und im Hofzaun zu beschlagen und mit starken Riegeln zu versehen. Er brachte kriegerische Grüße von dem Bürgerhauptmann und die Nachricht, daß ein Kommando Infanterie in die Stadt eingerückt sei. „Es sind der Soldaten nur wenige," sagte er, „und auch wir Schützen haben schweren Dienst."

„Und was habt ihr mit eurem Gefangenen gemacht?“ fragte Anton.

Der Schloſſer fuhr ſich hinter das Ohr und rückte ſeine Mütze, als er kleinlaut antwortete: „Alſo, Sie wiſſen noch nichts? Gleich in der erſten Nacht kam eine Botſchaft von den Feinden: wenn wir ihnen nicht den Edelmann auf der Stelle wieder herausgäben, würden ſie mit voller Macht anrücken und unſere Scheuern abbrennen. Ich ſprach dagegen, und unſer Hauptmann auch, aber wer eine Scheuer hatte, fing an zu lamentieren, und ſo kam's, daß ſich die Stadt mit dem von Tarow verglichen hat. Er mußte ſein Wort geben, daß er mit ſeinen Leuten nichts weiter gegen die Stadt unternehmen wollte; darauf haben wir ihn über die Brücke geführt und losgelaſſen.“

„So iſt er frei, der falſche Mann!“ rief Anton entrüſtet.

„Freilich,“ ſagte der Schloſſer, „er ſitzt wieder auf ſeinem Gut und hat einen Haufen junger Herren um ſich. Sie reiten mit ihren Kokarden über die Felder, gerade wie vorher. Der Tarowſki iſt ein ſchlauer Mann, der ſchließt Ihnen mit einem Federbart jedes Schloß auf, er wird mit allen Leuten fertig. Dem iſt nichts anzuhaben.“

Natürlich litt die Wirtſchaft unter ſolchen Rüſtungen. Zwar hielt Anton mit Strenge darauf, daß wenigſtens das Notwendigſte getan wurde, aber auch er fühlte, daß eine Zeit gekommen war, wo die Sorge um das eigene Wohl und Wehe ſchwindet über der Angſt um das Größte, das der Menſch auf Erden beſitzt. Die Gerüchte, welche jeden Tag drohender wurden, erhielten ihn und ſeine Umgebung in einer fortwährenden Aufregung und brachten zuletzt einen Zuſtand hervor, in dem der Seele die fieberhafte Spannung Gewohnheit iſt. Man ſah mit einer wilden Gleichgültigkeit in die Zukunft und ertrug das Unbehagen des Tages als etwas Natürliches.

Mehr aber, als die Männer des Gutes alle zuſammen, wurde Lenore von dem allgemeinen Fieber ergriffen. Seit jenem Tage, wo ſie den abweſenden Anton erwartet hatte,

begann für ſie ein neues Leben. Die Mutter trauerte und wollte verzweifeln über eine ſolche Zeit, das junge Herz der Tochter ſchlug kräftig dem Sturm entgegen, und die Aufregung wurde ihr ein wilder Genuß, dem ſie ſich leidenſchaftlich hingab. Sie war den ganzen Tag im Freien, im rauheſten Wetter lief ſie in ihren Halbſtiefelchen zwiſchen dem Schloß und Wirtſchaftshof auf und ab als Adjutant des Vaters oder als Parteigänger auf eigene Fauſt. An der Tür der Schenke wurde ſie in dieſer Zeit ſooft geſehen wie der ärgſte Schlemmer des Dorfes, denn täglich hatte ſie von dem Wirt und ſeiner Frau etwas zu hören. Seit Karl den Huſarenrock trug, behandelte ſie ihn mit kameradſchaftlicher Vertraulichkeit, und wenn er mit dem Förſter verhandelte, ſo beugte auch Lenores Haupt ſich zur geheimen Beratung. Manche Stunde ſaßen die drei im Kriegsrat zuſammen, in Karls Stube oder auf dem Hofe; mit Achtung hörten die Männer auf den mutigen Rat des Fräuleins und verfehlten nicht, ihre Anſicht zu erbitten, ob es ratſam ſei, dem Ignaz, Gottlieb oder Blaſius aus dem Dorfe ein Gewehr anzuvertrauen. Vergebens bat und ſchalt die Baronin die kriegsluſtige Tochter, vergebens verſuchte auch Anton ihr zu wehren. Denn ſo ſehr Anton ſelbſt im Eifer war, ſo wenig gefiel ihm dieſelbe Stimmung am Fräulein. Wieder erſchien ſie ihm zu dreiſt und heftig, und er deutete ihr das an; dann ſchmollte ſie ein wenig und ſuchte ihr kriegeriſches Intereſſe vor ihm zu verbergen, aber ſie änderte ſich deshalb nicht. Sie wäre ſo gern mit ihm nach Neudorf und Kunau gegangen, um auch bei den Nachbarn Krieg zu ſpielen, aber Anton, ſonſt über ihre Begleitung ſo glücklich, proteſtierte jetzt eifrig dagegen, und das Fräulein mußte auf ſeine Bitten am Ende des Dorfes umkehren.

An dem Tage, wo die erſte Übung der Gutswehr ſein ſollte, kam Lenore mit einer Mütze und einem leichten Säbel aus dem Schloſſe, zog ihren Pony aus dem Stall und ſagte zu Anton: „Ich reite mit.“

„Tun Sie das nicht, Fräulein.“

„Ich will aber,“ entgegnete Lenore trotzig, „es fehlt Ihnen an Leuten, ich kann ſo gut Dienſt tun wie ein Mann.“

„Aber, liebes Fräulein," bat Anton weiter, „es iſt ſo auffallend."

„Es iſt mir gleichgültig, ob es jemand auffällt", ſagte Lenore. „Ich bin ſtark, ich halte etwas aus, ich will nicht müde werden."

„Aber vor den Knechten," ſtellte Anton vor; „Sie vergeben ſich etwas vor den Leuten."

„Das iſt meine Sorge," erwiderte Lenore hartnäckig, „widerſprechen Sie nicht, ich will es und damit gut."

Anton zuckte die Achſeln und mußte ſich's gefallen laſſen. Lenore ritt neben Karl und machte die kriegeriſchen Bewegungen mit, ſoviel der Damenſattel das erlaubte, aber Anton ſah aus der Reihe des Fußvolks unzufrieden nach der hellen Geſtalt hinüber. Sie hatte ihm nie ſo wenig gefallen. Wenn ſie wild mit den andern vorſprengte, ihr Pferd herumriß und mit dem Säbel in die Luft ſchlug, wenn ihr helles Haar ſich im Winde löſte und ihr Auge vor Kampfluſt ſtrahlte, ſo war ſie hinreißend ſchön. Aber was Anton beim leichten Spiel entzückt hätte, das kam ihm jetzt, wo dieſe Übungen bitterer Ernſt waren, ſehr unweiblich vor, er mußte an eine Kunſtreiterin denken. Einſt hatte gerade dieſe Ähnlichkeit ſein ganzes Herz gefangengenommen, heute erkältete ſie ihm die Seele. Und als die Übung vorüber war und Lenore mit heißen Wangen in ſeiner Nähe hielt, damit er ſie anrede, da ſchwieg er, und Lenore ſelbſt mußte an ihn heranreiten und ihn lachend fragen: „Sie ſehen ſo mürriſch aus, mein Herr, wiſſen Sie, daß Ihnen das gar nicht gut ſteht?"

„Es gefällt mir nicht, daß Sie ſo wild ſind", erwiderte Anton. Lenore wandte ſich ſchweigend ab, übergab das Pferd einem Knecht und ging ärgerlich nach dem Schloſſe zurück.

Seit der Zeit verzichtete ſie auf die Teilnahme an den Übungen, aber ſie fehlte niemals, wenn die bewaffnete Macht ſich verſammelte; dann ſah ſie ſehnſüchtig von weitem zu. Und wenn Anton nicht zugegen war, ſuchte ſie doch heimlich mit Karl auf die Nachbardörfer zu reiten, oder ſie beſichtigte wohl auch auf ihren Spaziergängen aus eigener Begeiſterung die Fanale, ſie ſtrich allein durch Feld und

Wald, mit einem Taſchenterzerol bewaffnet, und war glücklich, wenn ſie einen Wanderer anhalten und ausfragen konnte.

Auch darüber machte ihr Anton Vorſtellungen. „Die Gegend iſt unſicher," ſagte er; „wie leicht, daß Ihnen ein Strauchdieb etwas zuleide tut. Und iſt's kein Fremder, ſo ſind's vielleicht gar Leute aus dem Dorfe."

„Ich fürchte mich nicht," ſagte dann Lenore, „und die Männer aus unſerem Dorf tun mir nichts." Und in der Tat wußte ſie mit dieſen beſſer fertig zu werden als Anton und irgendein anderer. Sie allein wurde von jedem, auch von dem Roheſten, ehrerbietig in polniſcher Weiſe gegrüßt; ſooft ihre hohe Geſtalt durch die Dorfgaſſe ſchritt, neigten ſich die Männer herab bis an ihre Knie, und die Weiber liefen an die Fenſter und ſahen ihr bewundernd nach.

Sie erlebte die Freude, daß die Leute ſelbſt ihr in Antons Gegenwart das ſagten. An einem Sonntagabend, während die Bauern in der Schenke tranken, ſaßen Karl, der Förſter und der Schäfer als Wachtpoſten im Wirtſchaftshofe; denn der Sonntag war für die im Schloſſe am gefährlichſten. Karl hatte im Amtmannshauſe eine Stube für militäriſche Zwecke eingerichtet, einige Bund Stroh zum Schlafen, einen Tiſch, Bänke und Stühle hineingeſetzt. Heute trug Lenore mit eigner Hand eine Flaſche Rum und Zitronen aus dem Schloſſe zu den Wächtern hinüber und gab dem Amtmann den Rat, daraus einen Kriegspunſch zu kochen. Der Schäfer und der Waldmenſch zogen beglückt über dieſe Aufmerkſamkeit den Mund von einem Ohr zum andern, Karl ſprang herbei, ſetzte dem Fräulein einen Stuhl zurecht, der Förſter begann ſogleich eine ſchreckliche Geſchichte von einer Räuberbande aus dem Nachbarkreis, und ſo machte ſich's von ſelbſt, daß Lenore ſich auf einige Minuten niederſetzte und ihre Anſichten über den Lauf der Welt mit den Getreuen austauſchte. Da trat, gerade als der Punſch fertig war, und von dem Fräulein ſelbſt in zwei Gläſer und einen Topf gegoſſen wurde, auch Anton herein. Er kam ihr ungelegen, das war wieder nichts für ihn. Indes, er ſchalt nicht, ſondern wandte ſich zur Tür und winkte einen Fremden aus

dem Hausflur herein. Ein ſchlanker Bauernburſch in blauem Rock mit hellen Wollſchnüren, eine Soldatenmütze in der Hand, die weiten Leinwandhoſen in die Stiefel geſteckt, trat ſtolz in das Zimmer. Da fiel ſein Auge auf das Fräulein. Wie der Blitz fuhr er zu ihren Füßen, küßte ihr das Knie und blieb dann mit geſenktem Haupt, die Mütze in der Hand, die Augen auf den Boden geheftet, vor ihr ſtehen. Karl trat zu ihm. „Nun, Blaſius, was Neues aus der Schenke?“

„O nichts,“ erwiderte der Burſch in dem melodiſchen Tonfall, mit dem der Pole ſein gebrochenes Deutſch ſpricht, „Bauer ſitzt und trinkt und iſt luſtig.“

„Sind Fremde hier, iſt jemand von Tarow gekommen?“

„Nichts“, ſagte Blaſius. „Niemand iſt da, als dem Wirt ſeine Muhme iſt gekommen, das Judenmädel, die Rebekka.“ Dabei ſah er unverrückt Lenore an als die Herrin, der er ſeine Meldung zu machen habe. Lenore trat zum Tiſch, goß ein Glas voll und reichte es dem Burſchen. Glückſelig nahm der ſchmucke Junge das Glas, wandte ſich zur Seite, trank ohne abzuſetzen aus, ſetzte das leere wieder auf den Tiſch und neigte ſich wieder auf Lenorens Knie, alles mit einem Anſtand, um den ihn ein Prinz hätte beneiden können. „Sie dürfen keine Furcht haben,“ redete er in plötzlicher Begeiſterung das Fräulein an, „keiner im Dorfe tut Ihnen was, wer ſich gegen Sie wagt, den ſchlagen wir tot.“

Lenore errötete und ſagte, auf Anton ſehend: „Du weißt, ich fürchte mich nicht, am wenigſten vor euch“, und der Amtmann verabſchiedete den Kundſchafter mit dem Auftrag, in einigen Stunden wiederzukommen.

Beim Herausgehen ſagte Lenore zu Anton: „Wie gut ſeine Haltung iſt!“

„Er war bei der Garde“, erwiderte Anton, „und iſt nicht der Schlechteſte im Dorfe, aber ich bitte Sie doch, ſich nicht zu ſehr auf die Ritterlichkeit des ehrlichen Blaſius und ſeiner Freunde zu verlaſſen. Ich habe heute wieder den ganzen Nachmittag Sorge um Ihr Ausbleiben gehabt und habe Ihnen gegen Abend Ihr Mädchen auf den Weg nach Rosmin entgegengeſchickt. Denn ein erſchrockener Handwerks-

burſch kam auf das Schloß gelaufen und erzählte, er ſei auf dem Wege von einer bewaffneten Frau angehalten worden und habe ihr ſein Wanderbuch vorzeigen müſſen. Nach ſeiner Erzählung hatte die Frau einen ungeheuren Hund ſo groß wie eine Kuh hinter ſich; er klagte, ſie hätte ſchrecklich ausgeſehen. Der Mann war ganz außer ſich."

„Es war ein Haſe", ſagte Lenore verächtlich. „Als er mich mit dem Pony ſah, lief er davon wie vom böſen Gewiſſen gejagt. Da rief ich ihm nach und drohte ihm mit meinem Taſchenpuffer."

Unter ſolchen Vorbereitungen erwarteten die vom Gute täglich den Ausbruch der Empörung auch auf ihrer Waldinſel. Unterdes verbreitete ſich die Glut des Aufſtandes wie ein Waldbrand über die ganze Provinz. Wo die Polen dicht aneinander ſaßen, ſchlug die helle Flamme zum Himmel, an den Rändern flackerte das Feuer bald hier, bald da, wie der Brand im grünen Holze. An mancher Stelle wurde gelöſcht, eine Zeitlang blieb alles ſtill, dann loderte die Flamme plötzlich wieder auf.

An einem Sonntagnachmittag war große Übung der verbündeten Dörfer. Mit ihren Fahnen kamen die von Neudorf und Kunau heran, das Fußvolk an der Spitze, die Burſchen zu Pferde hinterher, vom Schloßhofe zog die kleine Reihe der berittenen Knechte, von Karl geführt, ihnen entgegen, außerdem einige Mann zu Fuß, denen der Förſter als Generaliſſimus der drei Heerſcharen voranmarſchierte. Auch Anton hatte ſich unter das Kommando des Förſters geſtellt. Als Lenore ihn aus dem Hauſe treten ſah, befahl ſie den Pony zu ſatteln.

„Ich will zuſehen", ſagte ſie zu Anton.

„Aber nur zuſehen, gnädiges Fräulein", bat dieſer.

„Schulmeiſtern Sie nicht", rief ihm Lenore nach.

Am Rande des Waldes war der Exerzierplatz. Der Förſter hatte ſich aus alten Erinnerungen und nach mehrfachen Beratungen mit dem Freiherrn ein Kommando gebildet, welches ungefähr ausreichte, die Leute zu dem zu bringen, was er wollte, und Karl führte ſeine Schwadron mit einem

Feuer, welches die Mängel in der Führung und in den Leistungen ersetzen mußte. An der Seite war ein Kugelfang aufgeworfen, und Karl hatte mit dem Rest seiner Ölfarbe eine Scheibe gemalt, auf welcher ein Drache mit drei Schwänzen und sechs Beinen zwar rotes Feuer spie, aber wenn man von dieser Familienunart absah, wieder durch die Gutmütigkeit versöhnte, mit der er sein großes Herz den Schützen darbot. Es wurde eine Zeitlang marschiert, geschwenkt, abgebrochen und zuletzt geladen. Lustig knallten die blinden Schüsse in den Wald. Lenore sah den Übungen von weitem zu; endlich konnte sie der Lust nicht widerstehen, die Schwenkungen der Reiter mitzumachen, sie trabte an die Züge heran und sagte leise zu Karl: „Nur ein paar Augenblicke."

„Wenn's aber Herr Wohlfart sieht?" fragte Karl ebenso.

„Er wird's nicht sehen", erwiderte Lenore lachend. So stellte sie sich mit dem kleinen Pferd in die Reihe. Die Burschen sahen neugierig auf die schlanke Gestalt, welche neben ihnen trabte und als Vedette vorritt wie sie. Bei der Bewunderung, mit welcher sie nach dem Fräulein schauten, exerzierten sie schlecht, und Karl hatte viel zu tadeln. „Das Fräulein macht's am besten!" rief in der Pause einer der Neudorfer, die Bewunderer schwenkten die Hüte und brachten ihr ein Hoch aus. Lenore verneigte sich und zwang den Pony zu einigen anmutigen Beinbewegungen. Aber die Freude dauerte nicht lange, denn Anton kam über das Feld herüber und trat neben das Fräulein. „Es ist wirklich nicht gut", sagte er leise, im Ernst erzürnt über ihre kriegerische Tätigkeit. „Sie setzen sich einer dreisten Bemerkung aus, die gewiß nicht böse gemeint ist, die Sie aber doch verletzen würde. Hier ist kein Ort für Ihre Reitkunst."

„Sie gönnen mir auch keine Freude", erwiderte Lenore aufgebracht und warf den Pony zur Seite.

So tummelte sie ihr Pferd allein, ließ es in der Nähe eines großen Birnbaums Volten machen und grollte in der Stille mit Anton. „Wie unzart, daß er mir das sagt," dachte sie, „der Vater hat recht, er ist sehr prosaisch. Damals, als ich ihn zuerst sah, war es auch auf dem Pony, da gefiel ich ihm besser, damals waren wir beide Kinder, aber sein We-

ſen war rückſichtsvoller.“ Der Gedanke ſchoß ihr durch die Seele, wie glänzend, ſchön und leicht das Leben früher geweſen war und wie herb die Gegenwart. Und während ſie darüber träumte, ließ ſie das Pferd eine Achte nach der andern machen.

„Nicht übel — aber mehr Fauſt, Fräulein Lenore“, rief eine ſonore Männerſtimme neben ihr. Erſchrocken ſah Lenore zur Seite. An dem Baume lehnte die ſchlanke Geſtalt eines fremden Mannes, die Arme übereinander geſchlagen, auf dem edel geformten Geſicht ein ſpöttiſches Lächeln. Der Fremde ſchritt langſam auf ſie zu und griff an ſeinen Hut. „Es wird dem alten Herrn ſauer“, ſagte er, auf das Pferd weiſend. „Hoffe, Sie kennen mich noch.“

Lenore ſah ihm ſtarr ins Geſicht wie einer Erſcheinung und glitt endlich in ihrer Verwirrung vom Pferde herunter. Ein Bild aus alter Zeit trat ihr leibhaftig entgegen, das kühle Lächeln, die elegante Geſtalt, die nachläſſige Sicherheit dieſes Mannes gehörten auch zu der Vergangenheit, an die ſie eben gedacht hatte. „Herr von Fink,“ rief ſie verlegen; „wie wird ſich Wohlfart freuen, Sie zu ſehen.“

„Und ich“, erwiderte Fink, „habe ihn ſchon aus der Ferne betrachtet, und wenn ich nicht aus gewiſſen untrüglichen Kennzeichen“ — hier ſah er wieder auf Lenore — „erkannt hätte, daß er es iſt, der dort als geharniſchter Mann durch den Sand watet, ich hätte es nicht für möglich gehalten.“

„Kommen Sie ſchnell zu ihm,“ rief Lenore, „Ihre Ankunft iſt die größte Freude, die ihm werden konnte.“

So ſchritt Fink neben ihr zu dem Schießplatz, wo jetzt die Männer ſich anſchickten, auf den Drachen zu zielen. Fink trat hinter Anton und legte die Hand auf ſeine Schulter. „Guten Tag, Anton“, ſagte er.

Anton drehte ſich erſtaunt um und warf ſich an den Hals des Freundes. Heftige Fragen und kurze Antworten flogen durcheinander. „Wo kommſt du her, du lieber Wiedergefundener?“ rief Anton endlich.

„Ziemlich auf geradem Wege von drüben,“ erwiderte Fink, in die Ferne weiſend; „ich bin erſt ſeit wenigen Wochen wieder im Lande. Der letzte Brief, den ich von dir erhielt,

war aus dem vorigen Herbſt. Durch ihn wußte ich ungefähr, wo ich dich zu ſuchen hatte. Bei der Konfuſion, die unter euch herrſcht, halte ich es für ein merkwürdiges Glück, daß ich dich gefunden. Da iſt auch Meiſter Karl", rief er, als Karl mit lautem Freudenrufe heranſprengte. „Jetzt iſt die halbe Firma verſammelt, und wir können auf der Stelle anfangen, Kontor zu ſpielen. Ihr freilich macht euch hier ein anderes Vergnügen." Er wandte ſich zu Lenore und fuhr fort: „Ich habe mich dem Freiherrn vorgeſtellt und von der gnädigen Frau erfahren, daß ich die kriegeriſche Jugend im Freien finden würde. Jetzt möchte ich noch Ihre Fürſprache für mich erflehen. Ich kenne hier dieſen Mann ein wenig und würde gern einige Tage in ſeiner Nähe zubringen; ich fühle lebhaft, wie unbeſcheiden es iſt, in ſolcher Zeit ſelbſt von Ihrem gaſtfreien Hauſe die Aufnahme eines Fremden zu erbitten. Tun Sie um ſeinetwillen, der doch im ganzen ein guter Junge iſt, ein übriges, und gönnen Sie mir die Freude, hierbleiben zu dürfen, bis ich über die Faſſon der unerhörten Jagdſtiefel ins reine gekommen bin, die der Knabe auf ſeine Knie gezogen hat."

Ebenſo artig erwiderte Lenore: „Mein Vater wird Ihren Beſuch ſtets für eine große Freude halten, in dieſer Zeit hat ein guter Freund doppelten Wert. Ich gehe, unſern Leuten zu ſagen, daß ſie alle Stiefel von Herrn Wohlfart in Ihrem Zimmer aufſtellen, damit Sie recht lange über ihre Faſſon nachdenken müſſen." Sie verneigte ſich und ſchritt, den Pony am Zügel führend, dem Schloſſe zu.

Fink ſah ihr nach und rief: „Beim Zeus! ſie iſt eine Schönheit geworden, die Haltung iſt tadellos, ſie verſteht ſogar zu gehen. Ich bezweifle durchaus nicht mehr, daß ſie Verſtand hat." Er ergriff Antons Arm und lenkte den Freund von dem Schießplatz ab bis unter den wilden Birnbaum. Dort ſchüttelte er ihm herzhaft die Hand und rief: „Noch einmal ſei mir gegrüßt, du Treuer. Laß dir ſagen, daß ich vor Erſtaunen noch nicht zu mir kommen kann. Wenn mir jemand geſagt hätte, daß ich dich als rot und ſchwarz bemalten Indianer, eine Streitaxt in der Hand und Skalplocken an der Hoſennaht, wiederfinden würde, ich hätte den

Mann für wahnſinnig erklärt. Dich, den Ruhigen, Bedächtigen, geboren eine Berlocke zu tragen, dich ſehe ich hier auf wüſtem Heideland mit Mordgedanken im Buſen und, bei meiner Seele! ohne Halsbinde. Wenn wir uns verändert haben, du haſt's nicht am wenigſten getan. Nun, du kannſt dir die Veränderung gefallen laſſen."

„Du weißt, wie ich hierhergekommen bin", erwiderte Anton.

„Ich denke mir's," ſagte Fink, „ich habe die Tanzſtunde nicht vergeſſen."

Antons Auge umwölkte ſich. „Verzeih", fuhr Fink lachend fort, „und halte einem alten Freund etwas zugute."

„Du irrſt," entgegnete Anton ernſt, „wenn du glaubſt, daß mich ein leidenſchaftliches Gefühl hierhergetrieben hat. Durch eine Reihe von Zufällen bin ich mit der Familie des Freiherrn in Verbindung gekommen." — Fink lächelte. — „Ich geſtehe dir, daß ſie an mir vorübergegangen wären, wenn nicht mein Gemüt ſehr empfänglich für die Eindrücke von dort geweſen wäre. Doch darf ich mit Recht ſagen, daß ich durch Zufall in die Lage geraten bin, ein großes Vertrauen zu erhalten. In einer Zeit, wo der Freiherr in ſchwierigen Verhältniſſen war, wurde ich von ſeinen Angehörigen für den Mann angeſehen, der wenigſtens den guten Willen hatte, ihnen zu nützen. Sie ſprachen gegen mich den Wunſch aus, ich möchte eine Zeitlang für ihr Intereſſe tätig ſein. Als ich ihren Vorſchlag annahm, iſt es erſt nach einem innern Kampfe geſchehen, den ich ſelbſt dir zu enthüllen kein Recht habe."

„Das alles iſt recht ſchön," entgegnete Fink, „aber wenn der Kaufmann ſich ein Feuergewehr und einen Säbel kauft, ſo muß er doch wiſſen, weshalb er dieſe Ausgaben macht. Und deshalb verzeihe mir die runde Frage: Was willſt du hier?"

„Hier bleiben, ſolange ich das Gefühl habe, daß ich hier nötig bin, und mir dann einen Platz in einem Kontor ſuchen", erwiderte Anton.

„Bei unſerm alten Prinzipal?" fragte Fink ſchnell.

„Oder woanders."

„Teufel!“ rief Fink aus, „das ſieht nicht aus wie ein gerader Weg, und auch nicht wie ein offenes Geſtändnis; indes muß man von dir in der erſten Stunde nicht zuviel verlangen. Ich will ehrlicher gegen dich ſein. Ich habe mich dort drüben frei gemacht. Und ich danke dir für deinen Brief und den Rat, welchen deine Weisheit mir gegeben. Ich habe, wie du vorſchriebſt, die Zeitungspreſſe benutzt, um meine Weſtlandkompanie in die Luft zu ſprengen. Natürlich flog ich mit in die Luft. Für einige tauſend Dollar erkaufte ich ein halbes Dutzend Federn und ließ die Blätter von Neuyork und mehrere andere unaufhörlich mit haarſträubenden Berichten über die Nichtswürdigkeit der Geſellſchaft anfüllen. Aus jeder Tonart ließ ich gegen mich und meine Leute klagen und fluchen. Die Sache machte Aufſehen. Bruder Jonathan wurde aufmerkſam, alle unſere Nebenbuhler und Konkurrenten ſtießen in mein Horn. Und ich hatte das Vergnügen, mich ſelbſt und meine Geſellſchaft als blutdürſtige Schwindler und Schinder täglich in einem Dutzend Blätter porträtiert zu ſehen. Alles für mein ſchweres Geld. Es war eine tolle Hetzjagd. Nach vier Wochen war die Weſtlandkompanie ſo herunter, daß kein Hund ein Stück Brot von ihr genommen hätte. Da kamen meine Mitdirektoren von ſelbſt zu mir und boten mir an, mich auszuzahlen und von ihrer Geſellſchaft zu befreien. Du kannſt denken, wie froh ich war. Übrigens habe ich die Freiheit teuer erkauft und habe, nebenbei bemerkt, dort drüben das Renommee hinterlaſſen, der leibhaftige Teufel zu ſein. Bah! es tut nichts, bin ich doch frei! — Jetzt aber habe ich dich aufgeſucht aus zwei Gründen: erſtens um dich wiederzuſehen und mit dir zu plaudern, und zweitens, um mit dir einiges von meiner Zukunft ernſthaft zu beſprechen. Und, geradeheraus geſagt, ich wünſche dich dafür zu werben. Du haſt mir gefehlt die ganze Zeit. Ich weiß nicht, was ich in dir finde, denn im Grunde biſt du ein trockner Burſch und widerſpenſtiger, als mir manchmal recht iſt. Aber trotz alledem empfand ich in der Fremde eine gewiſſe Sehnſucht nach dir. Ich habe mich auch mit meinem Vater auseinandergeſetzt, es iſt nicht ohne heiße Kämpfe und darauffolgende

Kälte abgegangen. Darum wiederhole ich dir den alten Antrag: komm mit mir. An die See, nach England, über das Waſſer, je nachdem. Wir wollen uns zuſammenſetzen und überlegen, was wir anfangen. Wir ſind jetzt beide frei, und die Welt ſteht uns offen."

Anton ſchlug den Arm um den Hals des Freundes. „Mein lieber Fritz," rief er, „nimm an, daß alles Herzliche geſagt ſei, was ich bei deinem edelmütigen Antrag fühle. Aber du ſiehſt, ich habe vorläufig hier Verpflichtungen."

„Nach dem, was du mir ſoeben offiziell mitgeteilt haſt, ſchließe ich, daß ſie nicht ewig dauern werden", entgegnete Fink.

„Das iſt wahr, aber wir ſtehn doch nicht gleich. Sieh," ſagte Anton, die Hand ausſtreckend, „ſo reizlos dieſe Landſchaft iſt, und ſo unangenehm ein großer Teil der Menſchen, welche hier leben, ſo ſehe ich ſie doch mit andern Augen an als du. Du biſt viel mehr Weltbürger als ich, du wirſt kein großes Intereſſe haben an dem Leben des Staates, von welchem dieſe Fläche und dein Freund Teile, wenn auch kleine, ſind."

„Nein," ſagte Fink, verwundert auf Anton blickend, „ein großes Intereſſe habe ich nicht, und was ich jetzt von der Wirtſchaft hier bei euch höre und ſehe, das macht mir den Staat, als deſſen Bruchteil du ſoviel Selbſtgefühl empfindeſt, durchaus nicht reſpektabel."

„Ich aber denke anders", unterbrach ihn Anton. „Wer nicht gezwungen wird, ſoll gerade jetzt nicht das Land verlaſſen."

„Was höre ich?" rief Fink.

„In einer wilden Stunde habe ich erkannt," fuhr Anton fort, „wie ſehr mein Herz an dem Lande hängt, deſſen Bürger ich bin. Seit der Zeit weiß ich, weshalb ich in der Landſchaft ſtehe. Um uns herum iſt für den Augenblick alle geſetzliche Ordnung aufgelöſt, ich trage Waffen zur Verteidigung meines Lebens, und wie ich hundert andere mitten in einem fremden Stamm. Welches Geſchäft auch mich, den einzelnen, hierhergeführt hat, ich ſtehe jetzt hier als einer von den Eroberern, welche für freie Arbeit und menſchliche

Kultur einer ſchwächern Raſſe die Herrſchaft über dieſen Boden abgenommen haben. Wir und die Slawen, es iſt ein alter Kampf. Und mit Stolz empfinden wir: auf unſerer Seite iſt die Bildung, die Arbeitsluſt, der Kredit. Was die polniſchen Gutsbeſitzer hier in der Nähe geworden ſind — und es ſind viel reiche und intelligente Männer darunter —, jeder Taler, den ſie ausgeben können, iſt ihnen auf die eine oder die andere Weiſe durch deutſche Tüchtigkeit erworben. Durch unſere Schafe ſind ihre wilden Herden veredelt, wir bauen die Maſchinen, wodurch ſie ihre Spiritusfäſſer füllen; auf deutſchem Kredit und deutſchem Vertrauen beruht die Geltung, welche ihre Pfandbriefe und ihre Güter bis jetzt gehabt haben. Selbſt die Gewehre, mit denen ſie uns zu töten ſuchen, ſind in unſern Gewehrfabriken gemacht oder durch unſere Firmen ihnen geliefert. Nicht durch eine ränkevolle Politik, ſondern auf friedlichem Wege durch unſere Arbeit, haben wir die wirkliche Herrſchaft über dieſes Land gewonnen. Und darum, wer als ein Mann aus dem Volke der Eroberer hier ſteht, der handelt feige, wenn er jetzt ſeinen Poſten verläßt."

„Du ſprichſt ſo ſtolz auf fremdem Grund," erwiderte Fink, „und daheim bei euch bebt der eigene Boden."

„Wer hat dieſe Provinz zu Deutſchland gebracht?" fragte Anton, die Hand ausſtreckend.

„Die Fürſten eures Geſchlechts, ich leugne es nicht", ſagte Fink.

„Und wer hat die große Landſchaft erobert, in der ich geboren bin?" fragte Anton weiter.

„Einer, der ein Mann war."

„Ein trotziger Landwirt war's," rief Anton, „er und andere ſeines Hauſes. Mit dem Schwert oder durch Liſt, durch Vertrag oder mit Überfall, auf jede Weiſe haben ſie den Boden an ſich gezogen, in einer Zeit, wo im übrigen Deutſchland faſt alles tot und erbärmlich war. Als kühne Männer und gute Wirtſchafter, die ſie waren, haben ſie ihren Boden verwaltet. Sie haben Gräben gezogen durch das Moor, haben Menſchen hingepflanzt in leeres Gebiet und haben ſich ein Geſchlecht gezogen, hart, arbeitſam, be-

gehrlich, wie ſie ſelbſt waren. Sie haben einen Staat gebildet aus verkommenen oder zertrümmerten Stämmen, ſie haben mit großem Sinn ihr Haus als Mittelpunkt für viele Millionen geſetzt und haben aus dem Brei unzähliger nichtiger Souveränitäten eine lebendige Macht geſchaffen."

„Das war," ſagte Fink, „das taten die Ahnen."

„Sie haben für ſich gearbeitet, als ſie uns ſchufen," fuhr Anton beiſtimmend fort, „aber wir haben jetzt Leben gewonnen, und ein deutſches Volk iſt entſtanden. Jetzt fordern wir von ihnen, daß ſie unſer junges Leben anerkennen. Es wird ihnen ſchwer werden, gerade ihnen, die gewöhnt ſind, ihr zuſammengebrachtes Land als eine Domäne ihres Schwertes zu betrachten. Wer mag ſagen, wann der Kampf zwiſchen ihnen und uns beendigt ſein wird, lange vielleicht werden wir den häßlichen Erſcheinungen fluchen, welche dieſer Streit hervorruft. Wie er aber auch enden mag, davon bin ich überzeugt wie von dem Lichte dieſes Tages, der Staat, den ſie geſchaffen, wird nicht wieder in die Trümmer zerſchlagen werden, aus denen er herausgewachſen. Wenn du gelebt hätteſt wie ich in den letzten Jahren, in verſchiedener Tätigkeit, viel unter den kleinen Leuten, du würdeſt mir glauben. Noch ſind wir als Volk arm, noch iſt unſere Kraft ſchwach, aber wir arbeiten uns herauf, mit jedem Jahre wächſt mit unſerer Arbeit Intelligenz, Wohlſtand und das Gefühl, daß einer zum andern gehört. Und in dieſem Augenblick fühlen wir in dem Grenzlande uns zueinander wie Brüder. Wenn die weiter drinnen ärgerlich miteinander ſtreiten, wir ſind einig, und unſer Kampf iſt rein."

„Wohlan," ſagte Fink Beifall nickend, „das war geſprochen, wie ein Deutſcher immer ſprechen wird. Je dürrer die Zeit, deſto grüner die Hoffnung. Aus allem ſehe ich, Maſter Wohlfart, du haſt keine Luſt, jetzt mit mir zu gehen."

„Ich darf nicht," antwortete Anton bewegt; „zürne mir deshalb nicht."

Fink ſah finſter vor ſich hin. „Höre," begann er endlich, „wir haben ſeit unſerer Trennung die Rollen getauſcht. Als ich vor Jahren von dir fortging, war ich wie ein Gaul in

der Wüſte, der eine Quelle riecht, ich hoffte aus dem langweiligen Leben bei euch herauszukommen in fröhliches Grün, und was ich fand, war ein garſtiger Sumpf. Und jetzt komme ich ermüdet zu dir und ſehe dich keck mit Tod und Teufel Karten ſpielen. Du biſt friſcher, als du warſt. Das kann ich von mir nicht rühmen. Vielleicht kam's deshalb ſo, weil du eine Heimat haſt und ich keine. — Jetzt aber genug der Weisheit, komm, belehre mich, auf welche Weiſe du hier deinen Krieg führſt. Stelle mich den Squattern vor und zeige mir womöglich einen Quadratfuß Land auf dieſer reizenden Beſitzung, wo man nicht bis an die Knöchel in den Sand verſinkt."

Anton führte den Freund zu den Landleuten, dann durch den Wald bis zu den ausgeſtellten Poſten der Nachbardörfer, er zeigte ihm die Reihe der Lärmſtangen und die Alarmhäuſer, und erklärte ihm die Maßregeln, welche getroffen waren, das Schloß vor einem plötzlichen Überfall zu ſchützen. Fink ging mit Feuer in die Einzelheiten ein und ſagte endlich: „Die Hauptſache habt ihr doch durchgeſetzt, ihr erhaltet Ordnung unter euren Leuten und guten Mut."

Unterdes rüſtete man im Schloß für den fremden Gaſt. Der Freiherr ließ durch den Bedienten nachſehen, ob ein genügender Vorrat von weißem und rotem Wein im Keller war, und ſchalt auf den Knecht, der einen Schaden am Reitzeug nicht hatte ausbeſſern laſſen; die Baronin befahl ein Kleid hervorzuſuchen, das ſie ſeit der Ankunft auf dem Gute nicht mehr angeſehen hatte; auch Lenore dachte mit geheimem Bangen an den Übermütigen, der ihr ſchon in der Tanzſtunde ſo gründlich imponiert hatte und den ſie ſeit dieſer Zeit oft wie ein Traumbild vor ſich geſehen hatte. Im unterſten Geſchoß war die Aufregung nicht geringer, außer flüchtigen Geſchäftsbeſuchen war dies der erſte Gaſt. Die treue Köchin beſchloß, eine künſtliche Mehlſpeiſe zu wagen, dazu fehlen ihr aber in dieſem unglücklichen Lande die wichtigſten Stoffe; ſie dachte daran, einige Hühner aus dem Wirtſchaftshofe zu ſchlachten, dagegen aber empörte ſich Suska, eine kleine Polin, die Vertraute Lenorens, ſie vergoß

Tränen über den entſchloſſenen Charakter der Köchin und drohte das Fräulein zu rufen, bis die Köchin zur Beſinnung kam und einen barfüßigen Jungen in der größten Eile nach der Förſterei ſchickte, um von dort etwas Außergewöhnliches zu erlangen. Gegen Spinnweben und Staub wurde ein ſchneller Streifzug angeſtellt und ein Zimmer neben Anton eingerichtet. Der kleine Diwan Lenorens, der Samtſtuhl und Teppich ihrer Mutter wurden hineingetragen, um die Familie repräſentieren zu helfen.

Fink ahnte wenig von der Unruhe, welche ſeine Ankunft verurſachte, er zog neben Anton über die Felder in einer heitern Stimmung, wie er ſie lange nicht empfunden hatte. Er erzählte von ſeinen Erlebniſſen, von den raffinierten Geldgeſchäften und von dem rieſigen Wachstum der neuen Welt. Und Anton hörte mit Freude, daß aus den Scherzen des Freundes eine tiefe Empörung über die Schlechtigkeit, die er erlebt hatte, hervorbrach. „Es iſt ein mächtiges Leben dort," ſagte er, „aber ich habe in dem Gewühl erſt recht deutlich empfunden, daß ihr hier auch etwas wert ſeid." So kamen ſie in das Schloß zurück, ſie wechſelten ihre Kleidung. Anton warf einen erſtaunten Blick auf die Ausſtattung des Gaſtzimmers, bald wurden ſie durch den Bedienten zur Baronin hinübergeladen. Jetzt, wo die Sorge der Einrichtung überſtanden war und die Lampen ihren milden Glanz über die Zimmer breiteten, fühlte die Familie ſich durch den Beſuch des reichen Lebemanns doch heiter angeregt. Es war wieder wie ſonſt in ihrem Hauſe, der leichte Ton der flatternden Unterhaltung, die zarte Rückſicht, welche jedem das Gefühl zu geben weiß, daß er das Behagen des andern erhöhe, es waren die alten Formen, die ſie gewöhnt waren, zuweilen auch derſelbe Geſprächſtoff. Und Fink löſte die Aufgabe, welche dem Gaſt am erſten Abend eines Familienbeſuches wird, mit einer Fertigkeit, die dem Schelm wohl zu Gebote ſtand, ſooft er wollte. Allen gab er das Gefühl, wie angenehm ihre Häuslichkeit ſei. Er behandelte den Freiherrn mit der achtungsvollen Vertraulichkeit eines jüngeren Standesgenoſſen, die Baronin mit Ehrerbietung, Lenore mit einfacher Offenheit.

Gern richtete er das Wort an dieſe und ſchnell hatte er ihre Befangenheit überwunden. Die Familie fühlte, daß er einer der Ihrigen war, es war eine ſtille Freimaurerei unter ihnen. Auch Anton fragte ſich, wie es möglich ſei, daß Fink, der neue Gaſt, ganz als ein alter Freund des Hauſes erſcheine und er ſelbſt als ein Fremder. Und wieder kam etwas von dem Reſpekt in ſeine Seele, den er als Jüngling vor allem gehabt hatte, was elegant, vornehm und exkluſiv erſchien. Aber dieſe Empfindung war nur noch ein leichter Schatten, der über ſein klares Urteil hinflog.

Als Fink aufbrach, verſicherte der Freiherr mit aufrichtiger Wärme, wie gern er ihn als Gaſt recht lange bei ſich halten möchte, und ſelbſt die Baronin ſagte nach ſeiner Entfernung, die engliſche Art kleide ihn gut, und er mache den Eindruck eines großen Herrn. Lenore dachte nicht über ſein Weſen nach, aber ſie war redſelig geworden wie lange nicht. Sie begleitete die Mutter in das Schlafzimmer, ſetzte ſich noch auf eine Fußbank neben das Bett der Ermüdeten und fing luſtig an zu plaudern, nicht von dem Gaſt, aber von vielem, was ſie ſonſt intereſſierte, bis die Mutter ihre Stirn küßte und ihr ſagte: „Jetzt iſt es genug, mein Kind; geh zu Bett und träume nicht.“

Fink ſtreckte ſich behaglich auf dem Diwan aus. „Dieſe Lenore iſt ein prächtiges Weib“, rief er vergnügt. „Einfach, offen, kurz ab, nichts von der weichlichen Schwärmerei eurer Mädchen. — Setze dich noch eine Stunde neben mich wie ſonſt, Anton Wohlfart, freiherrlicher Rentmeiſter in einer ſlawiſchen Sahara. Höre, du biſt in einer ſo abenteuerlichen Lage, daß mir vor Verwunderung noch immer die Haare zu Berge ſtehn. Du haſt mir früher bei meinen Streichen manches liebe Mal als verſtändiger Schutzgeiſt beigeſtanden; jetzt ſteckſt du ſelbſt mitten in der Tollheit, und da ich gegenwärtig den Vorzug genieße, bei geſunden Sinnen zu ſein, ſo verbietet mir mein Gewiſſen, dich in dieſer Konfuſion zu verlaſſen.“

„Fritz, lieber Freund“, rief Anton freudig.

„Schon gut“, ſagte Fink. „Ich wünſche alſo, die nächſte Zeit in deiner Nähe zu bleiben. Überlege, wie ſich das

machen läßt. Mit den Frauen wirſt du wohl fertig werden, aber der Freiherr?“

„Du haſt gehört,“ erwiderte Anton, „auch er hält für einen günſtigen Zufall, daß gerade jetzt ein Ritter wie du in ſein einſames Schloß zieht; es iſt nur“ — er ſah ſich bedenklich im Zimmer um, „du wirſt vorliebnehmen müſſen.“

„Hm, ich verſtehe,“ nickte Fink, „ihr ſeid genaue Leute geworden.“

„So iſt es,“ ſagte Anton; „wenn ich den gelben Sand am Walde in Säcke füllen und als Weizen verkaufen könnte, ich müßte viele Säcke verkaufen, um in unſere Kaſſe einen kleinen ſicheren Beſtand zu bringen.“

„Da du dich hier als Kaſſenführer eingedrängt haſt, konnte ich mir denken, daß die Kaſſe leer ſein würde“, verſetzte Fink trocken.

„Ja,“ fuhr Anton fort, „meine Hauptkaſſe iſt ein alter Toilettenkaſten, und ich verſichere dir, es würde mehr hineingehen als darin iſt. Ich fühle jetzt manchmal einen unbeſiegbaren Neid gegen Herrn Purzel und ſeine Kreide im Kontor. Wenn ich nur einmal das Glück hätte, eine Reihe grauleinener Beutel zu erblicken, an Banknoten und an eine Mappe mit Aktien wage ich gar nicht zu denken.“

Fink pfiff einen Marſch. „Du armer Junge! Es ſind aber doch große Güter und eine geordnete Wirtſchaft, ſie müſſen entweder bringen oder koſten; wovon lebt ihr denn?“

„Das“, ſagte Anton, „iſt ein Geheimnis der Frauen, welches ich kaum verraten darf. Unſere Pferde kauen Diamanten.“

Fink zuckte mit den Achſeln. „Aber wie iſt es möglich, daß die Rothſattel ſo zurückgekommen ſind?“

Mit Schonung ſchilderte Anton den Vorfall des Freiherrn. Dann ſprach er mit Begeiſterung von den Frauen, von der würdigen Reſignation der Baronin, der geſunden Kraft Lenores.

„Ich ſehe,“ verſetzte Fink, „daß es noch ſchlechter ſteht, als ich annahm. Und wie iſt es möglich, daß du ſelbſt eine ſolche Wirtſchaft erträgſt? Die Vögel auf den Bäumen ſind ja Rentiers gegen euch.“

„Wie die Sachen einmal liegen," fuhr Anton fort, „gilt es, bis zu ruhiger Zeit ſich durchzuſchlagen, zunächſt bis zur Subhaſtation des Familiengutes. Die Gläubiger werden jetzt nicht drängen, und die Gerichte ſind faſt ganz außer Tätigkeit. Der Freiherr kann ohne große Kapitalien dieſen Beſitz nicht behaupten, er kann ihn jetzt nicht aufgeben, ſonſt wird das wenige verwüſtet, was einen Verkauf in Zukunft möglich macht, und die Familie hat kein Obdach für ihr Haupt. Alle meine Verſuche, ſie in dieſen unruhigen Wochen zur Abreiſe aus dieſer Provinz zu bewegen, waren vergeblich, ſie ſind wie Verzweifelte entſchloſſen, hier ihr Schickſal zu erwarten. Der Stolz des Freiherrn ſträubt ſich gegen eine Rückkehr in den Kreis, in dem er einſt gelebt, und die Frauen wollen ihn nicht verlaſſen."

„So ſchicke ſie doch wenigſtens nach einer größern Stadt in der Nähe und ſetze ſie nicht dem Anfall jedes betrunkenen Bauernhaufens aus."

„Ich habe getan, was ich konnte, in dem Punkte bin ich machtlos", entgegnete Anton finſter.

„Dann, mein Sohn, laß dir ſagen, daß dein kriegeriſcher Apparat nicht ſehr ermutigend iſt. Mit dem Dutzend Leute, das du in dieſem Dorfe erſt zuſammenblaſen mußt, wirſt du ſchwerlich eine Rotte Spitzbuben abhalten. Du kannſt damit nicht den Hofraum verteidigen, ja nicht einmal die Flucht der Frauen decken. Habt ihr keine Ausſicht, Militär zu erhalten?"

„Keine", erwiderte Anton.

„Ein recht gemütlicher, troſtreicher Zuſtand!" rief Fink. „Und bei alledem habt ihr Felder beſtellt, und die kleine Wirtſchaft ſchnurrt in ihrer Ordnung ab. Ich habe mir von Karl erzählen laſſen, wie das Gut ausſah, als er herkam, und was ihr bis jetzt gebeſſert habt. Ihr habt euch reſpektabel benommen. Das hätte kein Amerikaner und kein anderer Landsmann durchgeſetzt, in ſo verzweifelter Lage lobe ich mir den Deutſchen. Die Frauen ſowohl als eure junge Wirtſchaft müſſen beſſer geſchützt werden. Miete dir zwanzig Männer mit tüchtigen Fäuſten, ſie ſollen dieſes Haus bewachen."

„Du vergißt, daß wir zwanzig müßige Broteſſer ebenſowenig beköſtigen können wie der Kauz auf dem Turme.“

„Sie ſollen arbeiten,“ rief Fink; „ihr habt hier eine Bodenfläche, bei der hundert Hände nützliche Beſchäftigung finden. Haſt du keinen Sumpf zu entwäſſern und Gräben zu ziehen? Dort unten breitet ſich ja eine Reihe trauriger Waſſerlachen.“

„Das iſt Arbeit für eine andere Jahreszeit,“ wendete Anton ein, „der Grund iſt jetzt zu naß.“

„Laß einige hundert Morgen Waldland beſäen oder bepflanzen. Hält der Bach im Sommer aus?“

„Ich höre, ja“, erwiderte Anton.

„So laß ſie irgend etwas ſchaffen.“

„Vergiß nicht,“ ſagte Anton lächelnd, „wie ſchwer es ſein wird, zuverläſſige Arbeiter, die noch außerdem kriegeriſche Anlagen haben, gerade jetzt in unſerer berüchtigten Gegend zu werben.“

„Zum Henker mit deinen Bedenklichkeiten!“ rief Fink, „ſchicke den Karl in eine deutſche Gegend auf Werbung, er ſchafft dir Leute genug.“

„Wir haben kein Geld, du hörſt's ja. Der Freiherr iſt gar nicht imſtande, eine größere Melioration durchzuführen, die ſich erſt in einiger Zeit bezahlt macht.“

„Dann laß mich's tun“, verſetzte Fink.

„Du wirſt einſehen, Fritz, daß dies unmöglich iſt; der Freiherr kann von ſeinem Gaſt ein ſolches Opfer nicht annehmen.“

„Ihr zahlt mir's zurück, wenn ihr Geld habt“, beredete Fink.

„Es iſt unſicher, ob wir jemals imſtande ſein werden, die Rückzahlung zu leiſten.“

„Nun denn, ſo braucht er's nicht gerade zu wiſſen, was die Leute koſten.“

„Er iſt blind,“ antwortete Anton mit leiſem Vorwurf, „und ich ſtehe in ſeinem Dienſt und bin verpflichtet, ihm Rechnung abzulegen. Er freilich wird ein Darlehn von dir nach einigen Kavalierbedenken wohl annehmen, denn ſeine Anſichten über ſeine Lage wechſeln mit der Stimmung. Die

Frauen aber machen sich solche Täuschungen nicht. Du würdest sie durch jede Stunde deiner Gegenwart demütigen, wenn sie die Empfindung hätten, daß sie deinem Vermögen eine Erleichterung ihres Lebens danken."

„Und das größere Opfer, das du ihnen gebracht, haben sie doch angenommen", sagte Fink ernster.

„Vielleicht halten sie meine bescheidene Tätigkeit für kein Opfer", erwiderte Anton errötend. „Sie haben sich gewöhnt, mich als Rechnungsführer, als Beamten des Freiherrn in ihrer Nähe zu sehen. Du bist ihr Gast, ihr Selbstgefühl wird sie veranlassen, dir das Bedenkliche ihrer Lage nach Kräften zu verhüllen. — Um dir das Zimmer wohnlich einzurichten, haben sie die eigenen Stuben geplündert, der Diwan, auf dem du liegst, ist aus der Schlafstube des Fräuleins."

Fink sah den Diwan neugierig an und legte sich wieder zurecht. „Da es mir nicht gefällt, auf der Stelle abzureisen," sagte er, „so wirst du die Güte haben, mir einen Weg anzugeben, auf dem ich mit Anstand hierbleiben kann. Erzähle mir schnell einiges über die Hypotheken und Aussichten des Gutes. Nimm an, ich wäre ein unglücklicher Käufer dieses Paradieses."

Anton berichtete.

„Das wenigstens ist so verzweifelt nicht," sagte Fink; „jetzt höre meinen Vorschlag. In der bisherigen Weise darf das hier nicht fortgehen, diese knappe Wirtschaft ist zu ungesund für alle Beteiligten, zumeist für dich. Die Güter mögen furchtbar verwüstet sein, aber es scheint mir wohl möglich, etwas daraus zu machen. Ob ihr die Leute seid, das Gut zu behaupten, will ich nicht entscheiden; wenn du Lust hast, noch einige Jahre deines Lebens dranzusetzen und dich fernerhin für die Interessen anderer zu opfern, so ist auch das nicht unmöglich, vorausgesetzt, daß ihr in ruhigerer Zeit das nötige Betriebskapital schaffen könnt. Unterdes gebe ich einige, vielleicht fünftausend Taler, und der Freiherr gibt mir dafür Hypothek auf dieses Gut. Diese Anleihe wird euch nicht viel schlechter stellen, und sie wird euch leichter machen, dies verrückte Jahr zu überstehen."

Anton ſtand auf und ging unruhig in der Stube umher. „Es geht nicht,“ rief er endlich aus, „wir können deinen hochherzigen Antrag nicht annehmen. Sieh, Fritz, im vorigen Jahr, ehe ich hier dieſe Menſchen ſo genau kannte als jetzt, habe ich lebhaft gewünſcht, daß unſer Prinzipal ein Intereſſe an den Verhältniſſen des Barons nehmen möchte; ich wäre damals ſehr glücklich geweſen, wenn du mir dasſelbe Anerbieten gemacht hätteſt. Wie ich jetzt den Freiherrn und ſeine Lage kenne, halte ich es für ein Unrecht gegen dich und gegen die Frauen, deinen Antrag anzunehmen.“

„Soll der Diwan aus Lenorens Schlafſtube durch die Tabakaſche eurer Einquartierung beſchmutzt werden? Jetzt tu ich's, ſpäter werden es die polniſchen Senſenmänner tun.“

„Wir müſſen es durchmachen“, erwiderte Anton traurig.

„Trotzkopf,“ rief Fink, „du ſollſt mich doch nicht loswerden. Jetzt mache, daß du hinauskommſt, halsſtarriger Tony.“

Seit dieſer Unterredung erwähnte Fink ſein Anleiheprojekt nicht weiter, dagegen hatte er den nächſten Tag mehrere vertrauliche Unterredungen mit dem Huſaren. Und am Abend ſagte er zum Freiherrn: „Darf ich Sie für morgen um Ihr Reitpferd bitten? Es iſt ein alter Bekannter von mir. Ich möchte über Ihre Felder reiten. Zürnen Sie nicht, gnädige Frau, wenn ich morgen mittag nicht erſcheine.“

„Er iſt reich, er kommt her, um zu kaufen“, ſagte ſich der Freiherr im ſtillen. „Dieſer Wohlfart hat ſeinem Freund gemeldet, daß hier ein Geſchäft zu machen iſt, die Spekulation fängt an, nur vorſichtig!“

## 2.

Es war ein ſonniger Morgen im April. Einer von den ſchönen Tagen, wo eine feuchte Wärme die Knoſpen der Bäume entfaltet und das Menſchenherz zu ſchnelleren Schlägen treibt. Lenore ging mit Hut und Sonnenſchirm aus dem Schloſſe nach dem Hofe und ſchritt in dem Rin-

derſtall die Reihe der gehörnten Häupter entlang. Mit großen Augen ſah das Volk der Kühe nach ihr hin, alle erhoben die breiten Mäuler, zuweilen brüllte eine luſtige Kuh und erbat etwas Gutes aus ihrer Hand. „Iſt Herr Wohlfart hier?“ fragte Lenore den Amtmann, der am Stall vorübereilte.

„Er iſt im Schloſſe, gnädiges Fräulein.“

„Sein Beſuch iſt doch wohl bei ihm?“ fragte ſie weiter.

„Herr von Fink iſt ſchon dieſen Morgen nach Neudorf geritten, der hat keine Ruhe in der Stube, er iſt am liebſten zu Pferde. Der wäre ein Huſarenoffizier geworden!“

Als Lenore ſo erfahren hatte, wohin Herr von Fink geritten war, ging ſie, um dem Gaſt nicht zu begegnen, langſam in anderer Richtung über den Bach und die Äcker dem Walde zu. Sie ſah nach dem blauen Himmel und auf die ſproſſende Erde. In dem klaren Morgenlicht glänzten die Winterſaat und die grünen Spitzen des Graſes ſo fröhlich, daß ihr das Herz lachte. Auf den Weiden am Bach lag der Frühling wie ein durchſichtiger Hauch, die goldgelben Ruten ſtrotzten von Saft, und aus den geſchwollenen Knoſpen brachen die erſten Blätter hervor. Auch der Sand war ihr heute kein Ärger, ſie ſchritt mit leichtem Fuß über den breiten Gürtel, der den Wald umgab, und eilte auf dem Fußwege durch die Kiefern dem Förſterhauſe zu. Im Walde tummelte ſich mit Geſchrei und Brummen die kleine Tierwelt. Wo eine Gruppe Laubbäume unter den Nadeln ſtand, tönte jedesmal der kräftige Schlag des Finkenhahns oder das eifrige Gezwitſcher eines neuvermählten Paares kleiner Waldvögel, welche miteinander zankten, auf welchem Zweig ſie ihr Neſt in dieſem Jahre aufbauen wollten. In ihrem ſchwarzen Küraß ſchnurrten die Käfer um die Knoſpen der Birke, zuweilen ſummte eine wilde Biene, die früh aus dem Winterſchlaf aufgeflogen war; auch die braunen Schmetterlinge flatterten ſchon über den Beerenſtrauch, und wo der Grund tiefer war, leuchteten im Schatten die weißen Sterne der Anemone und gelbe Himmelſchlüſſel. Lenore nahm den Strohhut ab und ließ die warme Luft um ihre Schläfe ziehn, mit tiefen Zügen atmete ſie den Duft

des Waldes ein, der um die jungen Stämme der Föhren ſchwebte. Oft ſtand ſie ſtill und horchte auf die Stimmen in ihrer Nähe, ſie ſah in das zarte Laub der Bäume und ſchlug mit der Hand auf die weiße Rinde einer Birke, ſie ſtand an dem murmelnden Quell vor dem Förſterhauſe und fuhr liebkoſend in die kleinen Fichten am Zaun, welche gedrängt und regelmäßig wie Bürſtenhaare ſtanden. Ihr war, als hätte ſie den Wald noch nie ſo lebendig geſehen. Die Hunde im Hofe des Förſters bellten wütend, ſie hörte den Fuchs mit ſeiner Kette raſſeln und ſah hinauf zu dem Dompfaffen, der in ſeinem Bauer auf und ab ſprang und wie die großen Herren, die Hunde, zu bellen verſuchte.

„Still, Hektor, ſtill, Bergmann“, rief Lenore an die Pforte klopfend. Der ſtürmiſche Ruf der Hunde verwandelte ſich in freundliche Begrüßung. Als ſie die Pforte öffnete, kam ihr Bergmann, der Dachshund, breitbeinig entgegen und wedelte unmäßig mit ſeinem Schwanz, und Hektor umſprang ſie in kühnen Sätzen und roch nach ihrer Taſche, ſelbſt der Fuchs kroch in ſeine Hütte zurück, legte den Kopf lauſchend auf ſeinen Futtertrog und blinzelte ſie ſchlau an. An der andern Seite des Zaunes aber ſah ſie einen Pferdekopf über die Fichten ragen, — gerade er, den ſie vermeiden wollte, war in dieſer Einſamkeit. Sie ſtand einen Augenblick unſchlüſſig und war im Begriff, ſich ſtill wieder zu entfernen, als der Förſter auf die Türſchwelle trat und ſie begrüßte. Jetzt konnte ſie nicht mehr zurück; ſie folgte dem Alten nach ſeiner Stube. In der Mitte des Zimmers ſtand Fink, hell beleuchtet von dem gelben Sonnenſtrahl, der durch die kleinen Scheiben fiel. Er trat ihr artig entgegen. „Ich ging aus, das Handwerk zu grüßen,“ ſagte er auf den Förſter deutend, „und bin gerade dabei, mich über Ihren trotzigen Vaſallen und ſeine heimliche Wohnung zu freuen.“ Der Förſter rückte einen Stuhl, Lenore mußte ſich ſetzen, Fink lehnte ihr gegenüber an der braunen Holzwand und ſah ſie mit unverhohlener Bewunderung an. „Sie ſind ein mächtiger Gegenſatz zu dem alten Knaben hier und dieſem Raume“, ſagte er ſich umſehend. „Ich bitte, winken Sie nicht mit Ihrem Sonnenſchirm, alle dieſe ausgeſtopften Vögel

erwarten nur Ihren Befehl, um wieder lebendig zu werden und ſich zu Ihren Füßen niederzulaſſen. Dort der Reiher hebt ſchon ſeinen Kopf in die Höhe.“

„Es iſt nur der Schein von der Sonne“, ſagte der Förſter beruhigend.

Lenore lachte. „Dieſe Ausreden kennen wir“, rief Fink. „Ihr ſeid mit im Komplott, Ihr ſeid der Gnom dieſer Königin. Wenn hier keine Zauberei getrieben wird, will ich alle Tage meines Lebens verſchlafen. Ein Zeichen mit dieſem Stabe, und die Deckbalken dieſes großen Vogelbauers klappen zurück, und Sie fliegen mit Ihrem Gefolge aus der Hütte hinaus in das Sonnenlicht. Es iſt kein Zweifel, in dem Gipfel der Föhren draußen iſt Ihre Reſidenz, die luftige Halle, in welcher Ihr Thron ſteht, mächtige Herrin dieſer Hütte, blondlockige Göttin des Frühlings.“

„Mein Troſt iſt nur,“ ſagte Lenore etwas verwirrt, „daß nicht ich es bin, die Sie zu ſolchen Erfindungen veranlaßt, ſondern die Freude an der Erfindung ſelber. Ich bin nur zufällig der unwürdige Gegenſtand Ihrer Laune, Sie ſind der Dichter.“

„Pfui, wie können Sie mir ſo etwas nachſagen,“ rief Fink; „ich ein Dichter! Außer einigen luſtigen Matroſenliedern, deren Text ein gütiges Geſchick ewig von Ihrem Ohr fernhalten möge, kenne ich kein einziges Gedicht auswendig. Was ich von Poeſie ſchätze, ſind nur einige Bruchſtücke der älteren Schule, zum Beiſpiel: ‚Hurre, hurre, hop, hop, hop‘, in einem Gedicht, welches, wenn ich nicht irre, Ihren Namen trägt. Und ſelbſt an dieſer klaſſiſchen Zeile habe ich noch auszuſetzen, daß ſie mehr den harten Trab eines Bauerngaules, als den Karrierelauf eines Geiſterpferdes ausdrückt. Indes man muß es mit den Herren von der Schreibſtube nicht ſo genau nehmen. Außer dieſer Zeile wird wenig Dichterarbeit in mir aufzufinden ſein. Etwa noch der anſprechende Reim des großen Schiller: ‚Potz Blitz, das iſt ja die Guſtel von Blaſewitz.‘ In dieſer Stelle liegt viel Wahrheit.“

„Sie ſpotten über mich“, ſagte Lenore gekränkt.

„Wahrhaftig nicht“, beteuerte Fink. „Wenn es Ihnen Freude macht, will ich gern noch einige poetiſche Kleinigkeiten einiger Dichter gelten laſſen, vorausgeſetzt, daß ich ſie nur ſelten leſen darf. Wie kann man in unſerer Zeit Gedichte leſen oder gar machen, wenn man alle Tage ſelbſt welche erlebt. Seit ich wieder in dieſem alten Lande bin, vergeht kaum eine Stunde, wo ich nicht etwas ſehe oder höre, woran ſich in hundert Jahren die Herren von der Feder berauſchen werden. Glorioſe Stoffe für jede Art von Kunſtgeſchäft. Hätte ich das Unglück ein Poet zu ſein, ſo müßte ich jetzt vor Begeiſterung hinausſtürzen und kopfüber zum Fuchs in die Hütte ſpringen, um dort in ſicherer Entfernung von der Leidenſchaft ein leidenſchaftliches Sonett zu machen, während mich der Fuchs in die Beine beißt. Da ich aber kein Mann von der Feder bin, ſo ziehe ich vor, das Schöne, das ich hier ſehe, zu genießen und nicht in Reime zu ſetzen.“ Und wieder ſah er bewundernd auf das Fräulein.

„Lenore“, rief eine grämliche Stimme aus der Tiefe des Zimmers. Lenore und Fink ſahen ſich erſtaunt um.

„Er hat's gelernt,“ ſagte der Förſter auf den Raben weiſend, „er lernt ſonſt nichts mehr und ſitzt da, grimmig gegen alle Kreatur, aber das hat er doch gelernt.“

Der Rabe am Ofen bog ſeinen Hals und ſah mit ſcharfen Augen auf die beiden Gäſte, er bewegte den Schnabel und ſchien ſtill in ſich hinein zu ſprechen, bald nickte er mit dem Kopfe, bald ſchüttelte er ihn.

„Schon fangen die Vögel an zu reden,“ rief Fink, zu dem Raben tretend, „die Stubendecke wird ſogleich in die Höhe gehen, und ich werde allein zurückbleiben und mit Bergmann und Hektor Ihnen traurig nachſehen. Nun, Hexenmeiſter, kocht das Waſſer?“

Der Förſter ſah in den Ofen. „Es kocht tüchtig,“ ſagte er, „aber was tun wir jetzt?“

„Wir bitten das Fräulein um Hilfe“, erwiderte Fink. „Ich habe vor,“ ſagte er zu Lenore gewandt, „mit Ihrem Familientrapper durch den Wald bis nach der Brennerei zu

ziehen, und von da weiter; hier habe ich mitgebracht, was mir auf Reisen als Frühstück und Mittagessen dient."

Er holte einige Tafeln Schokolade hervor. „Wir wollen daraus etwas machen, was einem Tranke ähnlich sieht. Wenn Sie nicht verschmähen, uns bei unserm Unternehmen Gesellschaft zu leisten, schlage ich vor, daß wir diese Schokolade so gut als möglich mit dem Wasser zu verbinden suchen. Es wäre reizend von Ihnen, wenn Sie eine Ansicht darüber aussprächen, wie wir das anfangen sollen."

„Haben Sie ein Reibeisen oder einen Mörser?" fragte Lenore lachend den Förster.

„Diese Geräte habe ich nicht", erwiderte der Waldmensch.

„Aber einen Hammer", fragte Fink, „und einen reinen Bogen Papier?" Der Hammer wurde schnell gebracht, der Bogen Papier fand sich nach längeren Forschungen. Fink übernahm das Geschäft, die Schokolade zu zerschlagen, der Förster holte frisches Wasser aus dem Quell, Lenore spülte einige Gläser aus, und Fink klopfte eifrig auf dem Tisch herum. „Dies ist antediluvianisches Papier," sagte er pochend, „lederartig, noch aus der Zeit, wo es keine Papiermaschinen gab; es muß einige Jahrhunderte in dieser verzauberten Hütte gelegen haben." Lenore schüttete die zerstampfte Masse in den Topf mit Wasser und brachte sie durch einen Quirl in Bewegung. Dann setzten sie sich alle drei an den Tisch des Försters und tranken mit großem Behagen aus den Gläsern ihrer Hände Werk.

Goldig drangen die Lichtstrahlen in das Zimmer, sie suchten die helle Gestalt des schönen Mädchens und das kräftige Antlitz des Mannes ihr gegenüber, dann fielen sie auf die Wand, wo sie den Kopf des Reihers mit buntem Glanze schmückten und die Flügel des Habichts. Der Rabe schloß sein Selbstgespräch, er flatterte von seinem Sitz auf, hüpfte vor die Füße des Fräuleins und krächzte dort von neuem: Lenore! Lenore!

Friedlich unterhielt sich Lenore mit dem Gast, der Förster gab zuweilen ein kluges Wort dazu. Sie sprachen von der Landschaft und den Menschen darin.

„Wo ich die Polen in fremden Ländern geſehen," ſagte Fink, „habe ich mich immer gut mit ihnen vertragen. Jetzt tut mir leid, daß die Spannung hier ſo ſchwer macht, ſie in ihrer Heimat aufzuſuchen, denn freilich lernt man die Menſchen am beſten kennen, wenn man ſie in ihren Pfählen ſieht."

„Es muß ein großes Glück ſein, ſo vieles Verſchiedene zu ſehen", rief Lenore.

„Nur im Anfang fällt das Verſchiedene mächtig in die Seele. Wenn man allerlei Volk beobachtet hat, ſo iſt die letzte Empfindung, daß die Menſchen einander überall ſehr ähnlich ſind. Etwas Unterſchied in der Hautfarbe und andern Zutaten, aber Liebe und Haß, Lachen und Weinen findet der Reiſende allerwegen, und dieſe Dinge ſehen überall ziemlich gleich aus. Es ſind jetzt zwanzig Wochen, da war ich eine halbe Erde von hier entfernt in der Holzhütte eines Amerikaners auf öder Grasſteppe. Es war nicht anders als hier. Wir ſaßen an einem dicken Holztiſch wie dieſer, und mein Wirt ſah dem alten Herrn hier ſo ähnlich wie ein Ei dem andern. Und gerade wie hier fiel das Licht der Winterſonne durch die kleinen Fenſter. — Und wenn die Männer noch mehr haben, was ſie unterſcheidet, die Frauen vollends ſind in der Hauptſache überall dieſelben. Nur in einer Kleinigkeit ſind ſie verſchieden."

„Und was iſt dieſes?" fragte der Förſter.

„Etwas mehr oder weniger reinlich," ſagte Fink nachläſſig, „das iſt der ganze Unterſchied."

Lenore erhob ſich empört, mehr über den Ton als die Worte. „Es wird Zeit, daß ich zurückgehe", ſagte ſie kalt und band den Strohhut auf.

„Da Sie aufſtehen, verſchwindet der Glanz aus der Stube", rief Fink.

„Es iſt nur eine kleine Wolke vor die Sonne gelaufen," ſagte der Förſter zum Fenſter tretend, „dieſe macht den Schatten."

„Unſinn," entgegnete Fink, „der Strohhut macht ihn, der das Haar des Fräuleins verſteckt, von den goldenen Locken ging das Licht aus."

Sie traten aus dem Hauſe, der Förſter verſchloß die Pforte, in entgegengeſetzter Richtung entfernten ſie ſich von der Hütte.

Lenore eilte nach Hauſe, der Zeiſig ſang, die Amſel pfiff, ſie achtete nicht darauf. Sie ſchalt ſich, daß ſie die Schwelle des Förſterhauſes betreten hatte, und doch konnte ſie nicht aufhören, daran zu denken. Der Fremde machte ſie unruhig und unſicher. War er frech, weil ihm nichts heilig war? War er nur ſo übermütig ſicher? Mußte ſie ihm zürnen, oder war das Gefühl von Angſt nur die Torheit eines unerfahrenen Mädchens? Das fragte ſie ſich unaufhörlich, ach, und ſie fand keine Antwort!

Als Anton gegen Abend dem Schäfer eine Beſtellung auftragen wollte, war weder Karl noch ein Bote zu finden, und da die Herde in keiner großen Entfernung vom Schloſſe trieb, ſo ging Anton ſelbſt in dem Wege, welcher nach dem Brennereigute führte, auf den Schäfer zu. Er war nicht wenig verwundert, als er auf den letzten Äckern an der Straße ſeinen Freund Fink zu Pferde entdeckte, Karl und den Vogt geſchäftig in ſeiner Nähe. Fink ritt wie ein Kunſtreiter kurze Strecken im Galopp, die andern trugen ſich mit ſchwarzundweißbemalten Stangen, die ſie in den Boden ſteckten und wieder herausriſſen. Und dabei ſah Karl durch ein kleines Fernrohr, das er über ſeine Stange befeſtigt hatte.

„Fünfundzwanzig Galoppſprünge“, rief Fink.

„Zwei Zoll Fall“, ſchrie Karl von hinten.

„Fünfundzwanzig, zwei, ſteht“, ſagte der Vogt und ſchrieb die Zahlen in ſeine Brieftafel.

„Kommſt du auch herangeſchlichen?“ rief Fink dem Freunde lachend zu. „Wart eine Weile, wir ſind ſogleich fertig.“ Noch eine Anzahl Galoppſprünge, Blicke durch das Fernrohr und Notizen in der Brieftafel, dann nahmen die Männer ihre Stangen zuſammen, Fink ergriff die Brieftaſche des Vogts und rechnete eifrig. Endlich gab er die Taſche mit einem Lächeln zurück und ſagte: „Komm weiter herauf, Anton, jetzt will ich dir etwas zeigen. Stelle dich mit

dem Geſicht gegen Norden auf den Bach und das Schloß zu. Dann bildet der Bach, wenn du ihn als gerade Linie anſiehſt, eine Sehne, die von Weſt nach Oſt läuft, der Rand des Waldes hinter dir einen Kreisbogen. Wald und Bach begrenzen einen Kreisabſchnitt."

„Das iſt deutlich", ſagte Anton.

„In alter Zeit lief der Bach anderswo," fuhr Fink fort, „hier längs dem Walde in der Bogenrundung, das alte Flußbett iſt noch zu erkennen. Wenn man am Waldesrand in der alten Waſſerrinne hinaufgeht, kommt man dort oben im Weſten zu dem Punkt, wo das alte Bett von dem gegenwärtigen abgeht. Es iſt der Punkt, wo eine ſchlechte Brücke über den Bach führt und das Waſſer in ſeinem jetzigen Bett einen Fall von mehr als einem Fuß hat, ſtark genug, die beſte Mühle zu treiben. Die verfallenen Gebäude eines Vorwerks ſtehen daneben."

„Ich kenne den Punkt gut genug", ſagte Anton.

„Unterhalb des Dorfes krümmt ſich das alte Flußbett vom Walde ab, wieder dem Bache zu. Es umſchließt eine mächtige Fläche, über fünfhundert Morgen, wenn ich mich auf die Sprünge dieſes Gauls verlaſſen kann. Dieſes ganze Stück Land hat einen Abfall von dem alten Flußbett nach dem neuen. Es ſind nur einige Morgen Wieſen und wenig erträgliches Ackerland darin, das meiſte iſt Sand und Weideland, wie ich höre, der ſchlechteſte Teil eurer Gutsfläche."

„Das alles gebe ich zu", ſagte Anton neugierig.

„Jetzt merke auf. Wenn man den Bach wieder in ſein altes Bett zurückführt und ihn zwingt, im Bogen zu laufen ſtatt in der Sehne, ſo kann man mit dem Waſſer, das jetzt zu eurer Schande unnütz in die Welt fließt, die ganze Fläche von fünfhundert Morgen berieſeln und den dürren Sand in grünes Wieſenland verwandeln."

„Du biſt ein Schlaukopf", rief Anton aufgeregt durch die Entdeckung.

„Was koſtet euch der Morgen im Durchſchnitt?" fragte Fink.

„Dreißig Taler."

„Und ebenſoviel höchſtens betragen bei dieſem Boden die Koſten der Wieſenanlage. Macht zuſammen ſechzig Taler, alſo drei Taler jährliche Zinſen; dazu ſchlage an Unterhaltungskoſten, Abgaben uſw. für den Morgen jährlich zwei Taler, ſo haſt du fünf Taler Koſten. Rechneſt du dagegen vom Morgen zwanzig Zentner Heu zum halben Taler, ſo erhältſt du vom Morgen fünf Taler Reinertrag, alſo bei fünfhundert Morgen zweitauſendfünfhundert jährlichen Gewinn. Um dieſen zu erhalten, iſt ein Anlagekapital von höchſtens fünfzehntauſend Talern nötig. Das war's, Anton, was ich dir erzählen wollte."

Anton ſtand überraſcht. Es war nicht zu verkennen, daß die Zahlen, welche Fink hingeworfen hatte, nicht ganz aus der Luft gegriffen waren, weder die Koſten noch die Erträge. Und die Ausſicht, welche eine ſolche Anlage dem Gute eröffnete, beſchäftigte ihn ſo, daß er lange in tiefem Schweigen neben dem Freunde vorwärts ſchritt. „Du zeigſt mir in der Wüſte Waſſer und grüne Wieſen," rief er endlich bekümmert, „das iſt grauſam von dir, denn nicht der Freiherr wird imſtande ſein, dieſe Verbeſſerung zu machen, ſondern ein Fremder. Fünfzehntauſend Taler!"

„Vielleicht werden's auch zehn tun", ſagte Fink ſpottend. „Ich habe dir dies Luftbild nur vor die Augen geführt, um dich für deinen Trotz von geſtern abend zu ſtrafen. Jetzt laß uns von anderm reden."

Am Abend rief der Freiherr mit wichtiger Miene ſeine Frau und Lenore: „Kommt nach meiner Schlafſtube, ich habe euch etwas mitzuteilen." Er ſetzte ſich dort in ſeinem Lehnſtuhl zurecht und ſagte mit größerem Behagen, als er ſeit langer Zeit an den Tag gelegt hatte: „Es war leicht zu merken, daß dieſer Beſuch Finks nicht ganz zufällig war, und nicht durch Freundſchaft für Herrn Wohlfart veranlaßt, wie die jungen Männer ſich den Schein gaben. Ihr waret beide klüger als ich; ich habe doch recht gehabt, der Beſuch hat einen Grund, der uns näher angeht als unſern Rechnungsführer." Die Baronin warf einen erſchreckten Blick

auf ihre Tochter, aber Lenores Augen waren ſo groß auf ihren Vater gerichtet, daß die Mutter ſich wieder beruhigte.

„Und was glaubt ihr wohl, hat den Herrn aus der Fremde hierhergeführt?“ fuhr der Freiherr fort. Die Frauen ſchwiegen. Endlich ſagte Lenore: „Vater, Herr von Fink iſt von alter Zeit mit Wohlfart eng befreundet, ſie haben einander ſeit mehreren Jahren nicht geſehen. Es iſt ſo natürlich, daß Fink eine flüchtige Bekanntſchaft mit dir benützt, um einige Wochen bei ſeinem nächſten Freunde zuzubringen. Wozu wollen wir einen andern Grund für ſeine Anweſenheit ſuchen?“

„Du ſprichſt, wie die Jugend ſolche Verhältniſſe auffaßt. Die Menſchen werden weniger durch ideale Empfindungen und mehr durch Eigennutz regiert, als deine junge Weisheit annimmt.“

„Eigennutz?“ fragte die Baronin.

„Was iſt dabei zu erſtaunen?“ fuhr der Freiherr ironiſch fort; „beide ſind Kaufleute, Fink hat auch ſo viel von den Reizen des Handels kennengelernt, daß er nicht umhin kann, ein gutes Geſchäft zu machen, wo ſich eine Gelegenheit dazu findet. Ich will euch ſagen, wie er hergekommen iſt. Unſer vortrefflicher Wohlfart hat ihm geſchrieben: Hier iſt ein Gut, und dieſes Gut hat einen Herrn, der gegenwärtig verhindert iſt, die Wirtſchaft ſelbſt zu überſehen. Es iſt ein Geſchäft hier zu machen, du haſt Geld, komm her. Ich bin dein Freund, es wird wohl etwas für mich abfallen.“

Die Baronin ſah ſtarr auf ihren Gemahl, Lenore aber ſprang auf und rief mit der Energie eines tiefgekränkten Herzens: „Vater, ich will nicht hören, daß du ſo von einem Manne ſprichſt, der uns nie etwas anderes gezeigt hat als die größte Uneigennützigkeit. Seine Freundſchaft für uns geht ſo weit, daß er die Entbehrungen dieſes einſamen Aufenthaltes und das Peinliche, das ſeine Stellung vielen andern verleiden würde, mit einer grenzenloſen Langmut erträgt.“

„Seine Freundſchaft?“ ſagte der Freiherr; „auf einen ſo hohen Vorzug haben wir niemals Anſpruch gemacht.“

„Wir haben es getan“, rief Lenore in auflodernbem Eifer.

„In der Zeit, wo die Mutter niemand fand, der uns beigeſtanden hätte, da war es Wohlfart, der treu zu uns hielt. Er allein hat von dem Tage an, wo der Bruder ihn bei uns einführte, bis zu dieſer Stunde für uns geſorgt und dich vertreten.“

„Nun,“ lenkte der Freiherr ein, „ich ſage ja nichts gegen ſeine Tätigkeit, ich gebe gern zu, daß er die Rechnungen in Ordnung hält und für ein geringes Gehalt viel Fleiß beweiſt. Wenn du das Treiben der Menſchen mehr verſtändeſt, würdeſt du meine Worte ruhiger aufnehmen. Zuletzt iſt kein Unrecht bei dem, was er getan“, ſetzte er gedrückt hinzu. „Mir fehlt es gegenwärtig an Kapitalien, und ich bin, wie ihr wißt, auch ſonſt verhindert. Was iſt dagegen zu ſagen, wenn andere mir Vorſchläge machen, die ihnen Vorteil bringen und mir keinen Schaden?“

„Um Gottes willen, Vater, was für Vorſchläge? Es iſt unwahr, daß Wohlfart irgendein anderes Intereſſe dabei hat als dein eigenes.“

Die Mutter forderte durch eine Handbewegung Lenore auf zu ſchweigen. „Will Fink dir das Gut abkaufen,“ ſagte ſie, „ſo werde ich dieſen Entſchluß als ein Glück für dich ſegnen, als das größte Glück, das dir gerade jetzt widerfahren kann, geliebter Oskar.“

„Von kaufen war vorläufig nicht die Rede,“ erwiderte der Freiherr, „ich würde mich auch unter den jetzigen Ausſichten bedenken müſſen, das Gut ſo ſchnell wegzugeben. Fink hat mir einen andern Vorſchlag gemacht. Er will mein Pächter werden.“

Lenore ſank lautlos in einen Stuhl.

„Er will mir fünfhundert Morgen von der Gutsfläche abpachten, um dieſelben in Kunſtwieſen zu verwandeln. Ich kann nicht leugnen, daß er offenherzig und als Ehrenmann mit mir geſprochen hat. Er hat mir mit Zahlen bewieſen, wie groß ſein Vorteil ſein würde, er hat ſich erboten, den Pachtbetrag für die erſten Jahre auf der Stelle zu zahlen, ja er hat ſich erboten, dies Pachtverhältnis nach fünf Jahren aufzulöſen und mir die Wieſen zu übergeben, wenn ich ihm die Koſten der Anlage zurückerſtatte.“

„Großer Gott!“ rief Lenore, „du haſt dieſen edelmütigen Vorſchlag doch zurückgewieſen?“

„Ich habe Bedenkzeit verlangt“, erwiderte der Freiherr behaglich. „Das Anerbieten iſt, wie geſagt, auch für mich nicht gerade nachteilig; indes wäre es doch unvorſichtig, einem Fremden durch fünf Jahre ſo große Vorteile einzuräumen, da Hoffnung iſt, daß ich ſelbſt in einem Jahre über Summen verfügen kann, um dieſe Anlagen für unſere eigene Rechnung zu machen.“

„Du würdeſt ſie niemals ſelbſt machen, mein geliebter, armer Mann“, rief die Baronin unter Tränen, ſie umſchlang den Hals ihres Gemahls und hielt ihre Hand über ſeine Augen. Der Freiherr ſank vernichtet zuſammen und legte wie ein Kind ſein Haupt an ihre Bruſt.

„Ich muß wiſſen, ob Wohlfart von dieſem Plane weiß, und was er dazu ſagt,“ rief Lenore entſchloſſen; „wenn du erlaubſt, Vater, ſchicke ich ſogleich hinüber und laſſe ihn holen.“ Da der Freiherr keine Antwort gab, klingelte ſie dem Bedienten und verließ das Zimmer, dieſen vor der Tür zu erwarten.

Fink ſaß in Antons Stube, eifrig beſchäftigt, den Freund auszuſchelten. „Seit du nicht mehr Zigarren rauchſt, iſt dein beſſerer Genius von dir gewichen, nachdem er ſich alle Haare über deine Ungemütlichkeit ausgerauft hat. Jetzt iſt er im Himmel unter den pſalmierenden Engeln durch eine Tour auffällig, und unſer Herrgott muß von Zeit zu Zeit den Hofmarſchall fragen: ‚Wer iſt denn dieſer unglückliche Genius mit der Perücke?‘ Dann antwortet Raphael: ‚Der Kavalier war früher dem Scheuſal Anton Wohlfart zugeteilt.‘ Dann fragt der Herr: ‚Weshalb hat er dieſen verlaſſen?‘ und Raphael muß antworten: ‚Weil der Unſelige die Trabukos abgeſchworen hat.‘ Und der Herr wird zornig ſprechen: ‚Fort mit Maſter Anton zur Hölle; ſeine Seele ſoll in ein Rübenblatt eingenäht und dort alle Tage von kleinen Speiteufeln verraucht werden.‘“

„Biſt du in Amerika Mitglied einer frommen Gemeinde geworden, daß du im Himmel ſo genau Beſcheid weißt?“ fragte Anton von ſeiner Rechnung aufſehend.

„Schweig!“ ſagte Fink; „ſonſt hatteſt du doch noch einige Stunden, wo du zu faulenzen verſtandeſt, jetzt führſt du eine ewige Buchrechnung, und beim Tantalus, um nichts und wieder nichts.“

Der Bediente trat ein und lud Anton zum Freiherrn. Als Anton an der Tür war, rief Fink ihm nach: „Apropos, ich habe dem Freiherrn angeboten, die fünfhundert Morgen von ihm zu pachten. Zweieinhalb Taler Pachtgeld für den Morgen; nach fünf Jahren Rückgabe der Wieſen gegen Erſtattung der Anlagekoſten, Zahlung bar oder in Hypothek. Jetzt geh', mein Junge.“

Als Anton bei dem Freiherrn eintrat, ſaß die Baronin an der Seite ihres Gemahls und hielt ſeine Hand in der ihren, Lenore ging unruhig im Zimmer auf und ab. „Haben Sie von dem Vorſchlage gehört, den Herr von Fink meinem Vater gemacht hat?“ fragte ſie.

„In dieſem Augenblick hat er mir davon geſagt“, erwiderte Anton. Der Freiherr verzog den Mund.

„Und was iſt Ihre Meinung, darf mein Vater das Anerbieten annehmen?“

Anton ſchwieg. „Für das Gut iſt es vorteilhaft“, ſagte er endlich mit innerer Überwindung. „Die Anlage könnte die beſte Hilfe für dieſe Beſitzung werden.“

„Nicht das will ich wiſſen,“ entgegnete Lenore ungeduldig, „ſondern ob Sie als unſer Freund den Rat geben, dieſen Vorſchlag anzunehmen.“

„Nein“, ſagte Anton.

„Ich wußte, daß Sie ſo ſprechen würden“, rief Lenore und trat hinter den Stuhl ihres Vaters.

„Sie ſagen nein, und weshalb, wenn's beliebt?“ fragte der Freiherr.

„Die gegenwärtige Zeit, welche alles in Frage ſtellt, ſcheint mir wenig geeignet für eine ſo große Spekulation. Außerdem glaube ich, daß Fink bei ſeinem Anerbieten durch Rückſichten geleitet wurde, welche vielleicht ihm ſelbſt Ehre machen, die aber Ihnen, Herr Baron, die Annahme ſeiner Vorſchläge erſchweren müſſen.“

„Sie werden mir erlauben, ſelbſt darüber zu entſcheiden, was ich annehmen darf und was nicht“, erwiderte der Freiherr. „Das Unternehmen wäre als Geſchäft für beide Parteien vorteilhaft.“

„Das muß ich einräumen“, ſagte Anton.

„Und wie man die gegenwärtige politiſche Lage anſieht, iſt Sache der perſönlichen Auffaſſung. Wer ſich dadurch in ſeinen Unternehmungen nicht ſtören läßt, verdient doch wohl mehr Lob als der, welcher in einer unbeſtimmten Furcht das Nützliche zu tun verſäumt.“

„Auch das muß ich zugeben.“

„Würde dies Unternehmen die Folge haben, daß Herr von Fink in unſerer Gegend ſeinen dauernden Aufenthalt nähme?“ fragte die Baronin.

„Das glaube ich nicht, gnädigſte Frau; die Arbeiten ſelbſt wird er jedenfalls einem Techniker übertragen, ſein lebhafter Geiſt wird ihn ſchnell genug wieder in die Welt treiben. Was ihn beſtimmt, dem Herrn Baron ſein Anerbieten zu machen, das kann ich nur mutmaßen. Ich glaube, daß großen Anteil daran die Verehrung hat, welche er gegen Ihr Haus empfindet, und der Wunſch, Ihnen und vielleicht auch mir in dieſen unruhigen Tagen mit einigem Recht nahe zu ſein. Gerade das, was andern jetzt dieſe Gegend verleidet, die Gefahr, das hat für ſein kühnes Herz viel Lockendes.“

„Und würde Ihnen nicht lieb ſein, den Freund hierzubehalten?“ fragte die Baronin weiter.

„Ich habe dies bis heute noch nicht gehofft“, erwiderte Anton. „In früherer Zeit war zuweilen meine Aufgabe, ihn von ſchnellen Entſchlüſſen zurückzuhalten, bei denen er um einer Laune willen vieles auf das Spiel ſetzte.“

„Sie halten es alſo für vorſchnell,“ ſagte der Freiherr, „daß Ihr Freund mir einen ſolchen Antrag gemacht hat?“

„Sein Antrag iſt gewagt für ihn ſelbſt,“ antwortete Anton nachdrücklich, „und es iſt etwas darin, Herr Freiherr, was mir auch in Ihrem Intereſſe nicht gefällt, obgleich ich in Verlegenheit käme, wenn ich ausſprechen ſollte, was es iſt.“

„Wir danken Ihnen", ſagte der Freiherr, „und wollen Sie nicht weiter bemühen, die Sache hat ja keine Eile." Anton verbeugte ſich und verließ das Zimmer.

Lenore ſtand ſchweigend am Fenſter, ein langer Blick folgte dem Abgehenden. „Ich kann nicht ausſprechen, was es iſt", wiederholte ſie Antons letzte Worte, und ein Heer von ängſtlichen Bildern und Ahnungen flog durch ihre Seele. Sie zürnte der Schwäche ihres Vaters, ſie war empört über Fink, der es wagte, ihnen Wohltaten anzubieten. Ob der Vater annahm, ob er ablehnte, ihr aller Verhältnis zu dem Gaſt war ein anderes geworden. Sie waren ihm verpflichtet, er war ihnen kein Fremder mehr, er ſelbſt hatte ſich als Vertrauter in ihre ſtillen Leiden eingedrängt. Sie dachte an das Zucken ſeines Mundes, an ſeine zuſammengezogenen Augenbrauen, ſie hörte, wie er ſpottete über den Vater und über ſie. Keck war er in ihr Haus getreten, und nach wenigen Tagen faßte er gleichgültig wie im Scherz nach den Zügeln, um ihr Schickſal nach ſeinem Willen zu lenken. Seiner übermütigen Laune ſollten die Eltern vielleicht die Rettung verdanken. Heute hatte ſie noch mit ihm, dem glänzenden Mann aus der großen Welt, ſcherzen können, er war ein Gaſt, mit dem man auf gleichem Fuße ſteht, wie ſollte ſie ihn anſehen von morgen ab? Von morgen war er ein großer Herr für ſie, und ihr Vater in Wahrheit ſein Untergebener. Ihr Stolz bäumte hoch auf gegen ſein Weſen, deſſen Macht ſie in dieſer Stunde ſo lebhaft fühlte; ſie nahm ſich vor, ihn mit Kälte zu behandeln; ſie grübelte über die Worte, die er zu ihr ſprechen könnte, und über ihre Antworten, und immer flog ihre Seele um das Bild des mächtigen Fremden, wie der aufgeſcheuchte Vogel um den Feind ſeines Neſtes.

„Was wirſt du tun, Oskar?" fragte die Baronin.

„Der Vater darf nicht annehmen", rief Lenore mit Energie.

„Und was iſt deine Meinung?" ſprach der Freiherr zu ſeiner Frau gewandt.

„Wähle, was dich am erſten von dieſem Gute befreit, was die Sorge von dir nimmt, den Trübſinn, die Unſicherheit,

die dich jede Stunde im ſtillen quälen. Laß uns in die Ferne ziehen, wo die Leidenſchaften weniger häßlich ſind, weit weg aus dieſem Lande. In den engſten Verhältniſſen werden wir ruhiger ſein als hier."

„Du rätſt alſo, ſeinen Vorſchlag anzunehmen", ſagte der Freiherr. „Wer den Teil gepachtet hat, übernimmt wohl auch das Ganze."

„Und zahlt uns eine Penſion", rief Lenore.

„Du biſt ein törichtes Mädchen," ſagte der Vater; „ihr regt euch beide auf, das iſt unnütz. Der Vorſchlag iſt zu bedeutend, um ihn kurz von der Hand zu weiſen oder im Sprunge anzunehmen. Ich will mir das Nähere überlegen. Dein Wohlfart wird Gelegenheit haben, die Bedingungen zu prüfen", fügte er in beſſerer Laune hinzu.

„Höre, mein Vater, auf das, was Wohlfart dir ſagt, und ehre auch, was er verſchweigt."

„Ja, er ſoll gehört werden," ſchloß der Freiherr, „und jetzt gute Nacht, ihr beiden, ich werde mir's überlegen."

„Er wird annehmen," ſagte Lenore im Zimmer der Baronin, „er wird annehmen, weil Wohlfart abgeraten hat, und weil der andere ihm Geld gibt. Mutter, warum haſt du ihm nicht geſagt, daß wir Frauen dieſem Fremden nicht mehr ins Geſicht ſehen können, wenn er uns in unſerm eignen Hauſe die Almoſen zuteilt."

„Ich habe keinen Stolz, ich habe keine Hoffnung mehr", klagte die Mutter leiſe. —

Als Anton langſam in ſein Zimmer zurückkehrte, rief Fink ihm luſtig entgegen: „Wie ſteht's, Prokuriſt, darf ich Pächter werden, oder will der Baron die Anlage ſelbſt machen? Er hatte große Luſt dazu. In dieſem Falle erhebe ich Anſpruch auf Finderlohn: freie Station für mich und mein Pferd, ſolange ſie hier Krieg ſpielen."

„Er wird deinen Vorſchlag annehmen," erwiderte Anton, „obgleich ich ihm abgeraten habe."

„Du?" fragte Fink; „ja, das ſieht dir ähnlich. Wenn eine ertrinkende Maus ſich an einen Holzklotz klammert, du hältſt ihr eine Rede über das Drückende moraliſcher Verpflichtungen und ſchleuderſt ſie ins Waſſer zurück."

„Du bist nicht so unschuldig wie ein Holzklotz", versetzte Anton wider Willen lachend.

„Höre," fuhr Fink fort, „ich habe keinen Überfluß an Sentimentalität, aber in diesem Falle würde ich es doch nicht für freundschaftlich halten, wenn du mich mit einer Strafrede erbauen wolltest. Ist dir's denn so unangenehm, daß ich dir helfe, eine verrückte Zeit durchzumachen?"

„Ich kenne dich lange genug, du Schelm," sagte Anton, „um zu wissen, daß deine Freundschaft für mich an deinem Anerbieten viel Anteil hat."

„Wirklich?" spottete Fink; „und wie groß war dieser Anteil? Es ist eine nichtsnutzige Zeit, mag man so tugendhaft handeln als nur irgend möglich, man wird so lange seziert, bis die Tugend sich unter dem Messer der Bosheit in Egoismus verwandelt."

Anton streichelte ihm die Wange. „Ich seziere nicht", sagte er. „Du hast ein großartiges Anerbieten gemacht, und ich bin nicht mit dir unzufrieden, wohl aber mit mir. In der ersten Freude über deine Ankunft habe ich dir über die Verhältnisse des Freiherrn und über den stillen Kummer der Frauen mehr mitgeteilt, als sich mit meiner Pflicht vertrug, ich selbst habe dich in die Geheimnisse dieses Hauses eingeweiht, und du hast dieses Wissen auf deine behende Weise in Anspruch genommen. So habe ich selbst dich mit der Familie verflochten und deine Kapitalien mit diesem unruhigen Lande. Daß dies so plötzlich geschehen, ist gegen mein Gefühl, und daß meine Unvorsichtigkeit die Veranlassung gegeben, das ärgert mich."

„Natürlich," lachte Fink; „für dich ist der süßeste Genuß, wenn du dir um deine Umgebung Sorge machen kannst."

„Zweimal ist mir begegnet," fuhr Anton fort, „daß ich, dessen Vorsicht du sooft verspottest, über die Lage der Familie ohne Beruf mit Freunden gesprochen habe. Das erstemal erbat ich Hilfe für die Rothsattel, sie wurde mir verweigert, und dieser Vorgang hat mich mehr als etwas anderes aus dem Kontor und in dies Haus getrieben. Jetzt führt meine zweite Indiskretion die nicht mehr erbetene Hilfe in das Haus: was wird die Folge sein?"

„Daß ſie dich wieder aus dem Hauſe und in das Kontor wirft", lachte Fink. „Hat man je einen ſo ſpitzfindigen Hamlet in Tranſtiefel geſehen? — Wenn ich nur dahinterkommen könnte, ob du einen ſolchen logiſchen Ausgang in der Stille erſehnſt oder fürchteſt?" Er zog ein Geldſtück aus der Taſche: „Kopf oder Schrift, Anton? — Blond oder Schwarz? Werfen wir!"

„Du biſt nicht mehr in Tenneſſee, du Seelenverkäufer!" erwiderte Anton wider Willen lachend.

„Es ſollte ehrliches Spiel ſein", ſagte Fink gleichmütig, das Geldſtück wieder einſteckend. „Ich wollte dir die Wahl laſſen. — Denke in Zukunft daran."

## 3.

Der Freiherr nahm an. In der Tat war es ſchwer, dem Anerbieten Finks zu widerſtehen, ſelbſt Anton mußte zugeben, daß eine Zurückweiſung kaum erfolgen konnte, nachdem es einmal im Ernſt ausgeſprochen war. Allerdings kam der Freiherr zu ſeiner Einwilligung nicht auf der geraden Linie, in welcher der gemeine Menſchenverſtand ſonſt irdiſchen Intereſſen nachgeht. Seine Seele machte mehr Querſprünge. Immer wieder fiel ihm ein, daß er einen anſehnlichen Gewinn aus ſeinem Gute für einige Jahre einem Fremden laſſen ſollte; und wenn er ſich ſeufzend die Unmöglichkeit eingeſtanden hatte, dieſem Verluſte zu entgehen, ſo fiel ihm wieder ein, wie zudringlich es von dem Fremden ſei, am dritten Tage nach ſeiner Ankunft einen ſolchen Antrag zu machen, und wie Lenores fortgeſetztes Widerſtreben doch einen Grund habe. Dann erſchien er ſich armſelig, unſelbſtändig und unter Antons Vormundſchaft und kam erbittert bis zu dem Gedanken, die Sache aufzugeben. Aber nach ſolchen Wallungen ſchwankte er zuletzt doch immer wieder auf die Straße ſeines Vorteils zurück. Er wußte ſehr wohl, welche Hilfe die vorausbezahlte Pacht für das laufende Jahr ſein mußte, er ahnte, daß die Anlage in einigen Jahren den Wert des Gutes um die Hälfte

erhöhen könnte. Ja, er gab zu, daß Fink ſelbſt in den Unruhen dieſes Jahres ein wünſchenswerter Bundesgenoſſe ſei. Gegen die Frauen beobachtete er ein hartnäckiges Stillſchweigen, Lenores wiederholte Verſuche, ihn zu beſtimmen, wies er mit einem auffallenden Anfluge von guter Laune ab; ſein ganzes Weſen war in dieſer Periode der Überlegung gehobener.

Nach einigen Tagen rief er den alten Diener und ſagte im engſten Vertrauen: „Gib acht, Johann, ob Herr Wohlfart im Laufe des Tages einmal ausgeht und Herr von Fink allein in ſeinem Zimmer iſt, dann melde mich bei ihm und hole mich ab.“ Als er ganz in der Stille bei Fink eingeführt worden war, ſagte er ihm in verbindlicher Weiſe, daß er ſeinen Vorſchlag annehme und ihm überlaſſe, gelegentlich mit dem Anwalt in Rosmin den Kontrakt zu entwerfen.

„Abgemacht,“ rief Fink, ihm die Hand ſchüttelnd; „haben Sie aber auch bedacht, Herr Freiherr, daß ich durch Ihre freundliche Einwilligung in die Lage kommen kann, noch auf Wochen, vielleicht auf Monate die Gaſtfreundſchaft Ihres Hauſes in Anſpruch zu nehmen? Denn ich halte meine Gegenwart für wünſchenswert, wenigſtens bis die Arbeit in Gang kommt.“

„Es wird mir eine große Freude ſein,“ erwiderte der Freiherr aufrichtig, „wenn Sie in unſerm noch nicht eingerichteten Haushalt vorliebnehmen. Ich werde mir die Freiheit nehmen, Ihnen einige Zimmer in dieſem Flügel wohnlich zu machen und ganz zu Ihrer Dispoſition zu ſtellen. Haben Sie einen Diener, an den Sie gewöhnt ſind, ſo bitte ich, ihn kommen zu laſſen.“

„Einen Diener nicht,“ ſagte Fink, „wenn Sie Ihrem Johann geſtatten wollen, meine Zimmer in Ordnung zu halten. Aber etwas Beſſeres habe ich, wovon ich mich nicht lange trennen möchte, ein Halbblut, das noch im Stalle meines Vaters ſteht.“

„Sollte es nicht möglich ſein, das Pferd herzuſchaffen?“

„Wenn Sie das erlauben,“ ſagte Fink, „bin ich Ihnen ſehr dankbar.“

So beſprachen die beiden im beſten Einvernehmen ihre Verbindung, und der Freiherr verließ Finks Zimmer mit dem Gefühl, daß er doch einen klugen Streich gemacht habe.

„Die Sache iſt in Richtigkeit“, ſagte Fink zu dem eintretenden Anton. „Jetzt lamentiere nicht, ſondern finde dich darein, das Unglück iſt einmal geſchehen. In zwei Zimmer auf der Ecke dieſes Flügels werde ich mich einquartieren, die Einrichtung beſorge ich ſelbſt. Morgen fahre ich nach Rosmin und von dort weiter. Ich bin einem geſchickten Mann auf der Spur, der das Techniſche der Anlage leiten ſoll; den Mann und einige Arbeiter bringe ich mit. Kannſt du mir unſern Karl auf acht Tage überlaſſen?“

„Er iſt hier ſchwer zu entbehren, indes, wenn es ſein muß, werde ich ihn zu vertreten ſuchen. Laßt mir nur ein Bündel mit weiſen Lehren zurück.“

Am nächſten Morgen reiſte Fink in Begleitung des Huſaren ab, und die alte Ordnung im Schloſſe kehrte zurück. Die kleine Gutswehr hielt regelmäßig ihre Übungen, Patrouillen wurden gemacht wie früher; arge Gerüchte wurden eifrig erzählt und angehört; einmal kam die Meldung, daß auf der nächſten Landſtraße ein Haufe Senſenmänner marſchiere, ein andermal betrat ein Trupp feindlicher Reiter die Feldmark, ritt aber, ohne das Dorf zu berühren, auf dem Waldwege vorüber. Auch Militär erſchien als Einquartierung auf einzelne Nächte, kleine Abteilungen, welche weiter ins Land hineinzogen. Die Offiziere waren willkommene Gäſte des Schloſſes, ſie erzählten von dem Kampf der Leidenſchaften jenſeit der Wälder und beruhigten die Frauen durch das mutige Verſprechen, daß dem Aufſtand ein ſchnelles Ende bereitet werde. Nur Anton empfand die ſchwere Laſt, welche ſelbſt durch die kleinen Truppenmärſche auf das Gut gelegt wurde.

Faſt vierzehn Tage waren vergangen, Fink und Karl wie verſchwunden. An einem ſonnigen Tage war Lenore bei ihrer Pflanzung beſchäftigt, ſie ließ durch einen Arbeiter Löcher für die Wurzelballen kleiner Waldbäume ausgraben. Schon bildete ein halbes Hundert von Fichten und jungen

Birken ein anſpruchloſes Gebüſch, das zurzeit einem Rebhuhn mehr Schatten gab als einem Menſchen. In ihrem Strohhut, einen kleinen Spaten in der Hand, erſchien Lenore dem vorübereilenden Anton ſo anmutig, daß er ſich nicht verſagen konnte ſtehenzubleiben und ihr zuzuſehen.

„Halte ich Sie endlich, treuloſer Herr“, rief ihm Lenore zu. „Seit acht Tagen haben Sie ſich gar nicht um meine Bäume gekümmert, ich habe alles allein begießen müſſen. Hier iſt Ihr Spaten, kommen Sie und helfen Sie mir Löcher graben.“

Anton ergriff gehorſam den Spaten und begann tapfer den Raſen auszuſtechen. „Ich habe im Walde junge Wacholder geſehen, vielleicht können Sie die brauchen.“

„An den Rändern“, antwortete Lenore verſöhnt.

„Ich hatte in den letzten Tagen mehr zu tun als ſonſt,“ fuhr Anton fort, „Karl fehlt uns überall.“

Lenore ſtieß ihren Spaten tief in die Erde und beugte ſich herab, den aufgeworfenen Boden anzufühlen. „Hat Ihr Freund immer noch nicht geſchrieben?“ fragte ſie gleichgültig.

„Ich weiß nicht, was ich denken ſoll,“ ſagte Anton, „der Poſtenlauf iſt nicht unterbrochen, denn andere Briefe ſind angekommen. Faſt fürchte ich, daß den Reiſenden ein Unglück zugeſtoßen iſt.“

Lenore ſchüttelte den Kopf. „Können Sie ſich denken, daß Herrn von Fink ein Unglück zuſtößt?“ fragte ſie weitergrabend.

„Es iſt ſchwer zu denken,“ ſagte Anton lachend, „er ſieht nicht aus, als ob er ſich ein boshaftes Schickſal leicht über den Kopf wachſen ließe.“

„Das meine ich auch“, erwiderte Lenore trocken.

Anton ſchwieg eine Weile. „Es iſt merkwürdig, daß wir miteinander noch nicht über die Veränderung geſprochen haben, welche durch Finks Hierbleiben entſteht“, ſagte er endlich nicht ohne Zwang, denn er empfand undeutlich, daß zwiſchen Lenore und ihn ſelbſt eine Befangenheit gekommen war, ein leichter Schatten auf goldgrünem Raſen, von dem man nicht weiß, woher er fällt. „Sind Sie auch nicht unzu-

frieden mit ſeiner Anſiedelung?“ Lenore wandte ſich ab und ließ einen Zweig durch ihre Finger gleiten. „Sind Sie zufrieden?“ fragte ſie zurück.

„Ich für meinen Teil kann mir die Anweſenheit des Freundes wohl gefallen laſſen“, ſagte Anton.

„Dann tu ich's auch“, verſetzte Lenore aufſehend. „Aber es iſt doch auffallend, daß auch Herr Sturm nicht geſchrieben hat. Vielleicht kommen ſie gar nicht wieder“, rief ſie aus.

„Für Karl leiſte ich Bürgſchaft“, ſagte Anton.

„Aber für den andern? Der ſieht aus, als ob er veränderlich wäre wie eine Wolke.“

„So iſt er nicht,“ erwiderte Anton; „wenn er Schwierigkeiten zu bekämpfen hat, erwacht alle Energie ſeines Lebens; nur was ihm keine Mühe macht, das langweilt ihn.“

Lenore ſchwieg und grub eifrig weiter.

Da hörte man aus dem Wirtſchaftshofe das Geſumm von fröhlichen Stimmen, die Leute liefen von ihrem Mittagstiſch auf die Landſtraße. „Herr Sturm kommt“, rief ein Knecht den Grabenden zu. — Ein ſtattlicher Zug bewegte ſich durch das Dorf nach dem Schloſſe. Voran ſchritt ein halbes Dutzend Männer in gleicher Tracht; ſie trugen graue Joppen, breitkrempige Filzhüte, die an einer Seite aufgeſchlagen und mit einem grünen Buſche verziert waren, auf der Schulter eine leichte Jagdflinte, an der Seite ein Matroſenmeſſer. Hinter ihnen kam eine Reihe beladener Wagen, der erſte voll von Schaufeln, Grabſcheiten, Hacken und Erdkarren, welche wohlgeordnet ineinander geſetzt waren, dahinter andere Wagen mit Mehlſäcken, Kiſten, Kleiderbündeln und eingepackten Möbeln. Den Zug ſchloß wieder eine Anzahl Männer in grauer Uniform und denſelben Waffen. In der Nähe des Schloſſes ſprang Karl mit einem Fremden von dem letzten Wagen herab. Karl ſtellte ſich an die Spitze des Zuges, ließ die Wagen an der Front des Schloſſes auffahren, ordnete die Männer in zwei Reihen und kommandierte mit einigem Erfolg: „Präſentiert das Gewehr!“ Hinter dem Zuge galoppierte Fink auf ſeinem Pferde heran.

„Willkommen!“ rief Anton dem Freunde entgegen.

„Sie bringen eine Armee mit Bagage,“ lachte Lenore ihn begrüßend; „ziehen Sie immer mit ſo ſchwerem Gepäck ins Feld?“

„Ich bringe ein Korps, das von heute ab in Ihrem Dienſt ſtehen ſoll“, erwiderte Fink vom Pferde ſpringend. „Es ſcheinen ordentliche Leute,“ ſagte er zu Anton gewandt, „ſie ſollen den Stamm bilden für meine Arbeiter. Doch hat es Mühe gemacht, ſie zuſammenzufinden. Hände ſind jetzt rar, und doch wird nichts gearbeitet. Wir haben in deiner Heimat getrommelt und gelockt wie Werbeoffiziere. Zur Arbeit allein wären ſie ſchwerlich gekommen. Die grauen Jacken und die Jägerhüte haben's ihnen angetan. Einige gediente Männer ſind darunter, dein Huſar weiß ſie zuſammenzuhalten wie ein geborener General!“

Der Freiherr und ſeine Gemahlin traten in die offene Halle. Die Arbeiter brachten auf Karls Kommando ein dreimaliges Hoch aus, dann zogen ſie auf die vordere Seite des Hauſes und lagerten ſich in der Sonne.

„Hier ſind Ihre Pioniere, mein Chef“, ſagte Fink nach den erſten Begrüßungen zum Freiherrn. „Da Ihre Güte mir erlaubt hat, für die nächſte Zeit Ihr Hausgenoſſe zu werden, ſo habe ich auch das Recht gewonnen, etwas für die Sicherung Ihres Schloſſes zu tun. Es ſieht bedenklich aus in dieſer Provinz. In Rosmin ſelbſt hält man ſich keinen Tag für ſicher. Ihre Einrichtung einer Bauernwehr iſt auch dem Feind nicht entgangen und hat ſeine Aufmerkſamkeit auf Ihr Haus gelenkt.“

„Es iſt mir eine Ehre,“ unterbrach der Freiherr, „dieſen Herren zu mißfallen.“

„Gewiß“, ſtimmte Fink höflich bei. „Um ſo mehr haben Ihre Verehrer die Verpflichtung, für Ihre und Ihrer Familie perſönliche Sicherheit zu wachen. Noch ſind Sie kaum ſtark genug, dies Schloß gegen abgeſchmackte Einfälle Ihrer Ortsangehörigen zu ſchützen. Das Dutzend Arbeiter, welches ich herbringe, könnte eine Schutzwache für Ihr Haus bilden, die Leute haben Waffen und wiſſen zum Teil damit umzugehen. Ich habe die Arbeiter auf ein Reglement ver-

pflichtet, welches ſo viel militäriſchen Anſtrich hat, daß es helfen kann, ſie in Ordnung zu halten. Sie ſollen täglich einige Stunden weniger arbeiten und ſich in dieſer Zeit einexerzieren, Patrouillen machen und, ſoweit Ihnen, Herr Freiherr, dies wünſchenswert erſcheint, eine regelmäßige Verbindung mit der Umgegend erhalten. Unterhalt und Beköſtigung der Leute liegen natürlich mir ob, ich habe vorläufig für die erſten Wochen geſorgt. Mein Wunſch iſt, ihnen ein leichtes Haus auf dem Felde zuſammenzuſchlagen; bis dahin aber wird es nötig ſein, die Männer nahe beieinander zu halten, womöglich in der Nähe des Schloſſes. Und deshalb bitte ich Sie um Quartier auch für dieſe Leute."

„Alles, was Sie wünſchen, lieber Fink", rief der Freiherr, fortgeriſſen von dem unternehmenden Geiſt des Jüngern; „was wir von Räumlichkeiten haben, ſtelle ich zu Ihrer Verfügung."

„Dann erlaube ich mir den Vorſchlag," begann Anton, „im Schloß ein Zimmer des untern Stocks als Wachtſtube einzurichten. Dort werden die Waffen und Werkzeuge der Leute aufbewahrt, und jede Nacht ziehen einige dorthin auf Poſten. Die übrigen müſſen in dem Wirtſchaftshof untergebracht werden. Dadurch werden die Männer gewöhnt, dies Schloß als ihren Sammelplatz zu betrachten."

„Vortrefflich," ſagte Fink, „wenn nur die Damen der Unruhe, welche dadurch auch in das Schloß kommt, nicht zu ſehr zürnen."

„Die Frau und Tochter eines alten Soldaten werden die Maßregeln, welche für ihre Sicherheit getroffen werden, mit dem größten Dank aufnehmen", erwiderte der Freiherr mit Würde.

So wurde von allen Seiten bereitwillig zugegriffen, die neue Kolonie anzuſiedeln. Die befrachteten Wagen wurden abgeladen, der Techniker und die Arbeiter fanden ein notdürftiges Unterkommen auf dem Wirtſchaftshofe.

Die erſte Tätigkeit der Arbeiter war, Leinwand und Strohſeile von Möbeln abzuwickeln und dieſe in die Zimmer ihres neuen Brotherrn zu tragen. Die Dienerſchaft vom

Schloſſe ſtand herum und ſah neugierig auf den einfachen Hausrat. Ein Stück aber erregte ſo laute Verwunderung, daß auch Lenore zu der Gruppe trat. Es war ein kleines Sofa von abenteuerlichem Ausſehen. Die Polſter waren überzogen mit dem Fell eines großen Raubtieres, gelbbrauner Grund mit regelmäßigen ſchwarzen Flecken. Zur Rücklehne und den Seitenkiſſen waren drei ungeheure Katzenköpfe in Polſter verwandelt, das Geſtell war, ſtatt von Holz, von kunſtvoll geſchnitztem Elfenbein.

„Wie allerliebſt!“ rief Lenore aus.

„Wenn das Ding Ihnen nicht mißfällt,“ ſagte Fink gleichgültig, „ſo ſchlage ich einen Tauſch vor. In meinem Zimmer ſteht ein kleiner Diwan, in dem ſich's ſo bequem ruht, daß ich ihn gern behalten möchte. Erlauben Sie den Leuten, dies Ungetüm in einem andern Zimmer des Schloſſes niederzuſetzen, und überlaſſen Sie mir dafür den Diwan.“

Lenore fand bei dieſer kurzen Weiſe nicht ſogleich eine Antwort, ſie verbeugte ſich zu ſtummer Einwilligung. Und doch war ſie unzufrieden mit ſich, daß ſie den Tauſch nicht im Augenblick ablehnte. Als ſie in ihr Zimmer kam, fand ſie das Katzenſofa darin aufgeſtellt. Darüber ärgerte ſie ſich noch mehr, ſie rief Suska und den Diener, das Möbel in eine andere Stube zu tragen, aber beide proteſtierten und erhoben großen Lärm, als ſie behaupteten, das prächtige Tier ſtehe nirgend beſſer als in dem Zimmer des gnädigen Fräuleins, bis endlich Lenore, um nicht Aufſehen zu verurſachen, beide hinaustrieb und ſich leidend in den Tauſch ergab. So ruhte jetzt Lenores ſchöner Leib auf den Jaguarfellen, die Fink in fernen Wäldern erbeutet hatte.

Am nächſten Tage begann die neue Tätigkeit. Der Wieſenbauer zog mit ſeinen Inſtrumenten auf das Feld, die Arbeiter wurden an ihr Werk geſtellt. Karl ſuchte Tagelöhner in den deutſchen und polniſchen Orten, auch im Dorfe waren einige Leute willig, nach wenig Tagen wurde ein halbes Hundert Arbeiter auf dem gepachteten Lande beſchäftigt. Nebenbei bemerkt, nicht ohne viel Störung, die Leute waren unruhig und zerſtreut, und die Arbeiter aus den nächſten Dörfern kamen unregelmäßiger als wünſchens-

wert war; aber der Stamm hielt doch feſt, und Finks Einrichtung bewährte ſich, vielleicht deshalb, weil ſowohl er als Karl die Leute zu bändigen wußten, er ſelbſt durch ſtolze Energie, Karl durch gute Laune, mit der er lobte und ſchalt. Die militäriſchen Übungen zu leiten, kam der Förſter unermüdlich aus ſeinem Walde hervor, das Schloß wurde alle Nächte durch Wachen beſetzt, die Patrouillen nach den Nachbardörfern pünktlich verſehen. Der kriegeriſche Geiſt verbreitete ſich von dem Schloſſe über die ganze deutſche Umgegend. Schnell lebte in der Schar mit aufgekrempten Hüten ein Korpsgeiſt auf, der die Handhabung der Diſziplin erleichterte, und Fink wurde von fremden Leuten überlaufen, welche ihn baten, ſie ebenfalls mit einem Anzuge und einer Flinte mit guter Koſt und Löhnung zu verſehen und in ſeine Garde aufzunehmen.

„Die Wachtſtube iſt in Ordnung," ſagte Fink zu Anton, „in die Fenſterverſchläge des Unterſtocks laß noch Schießlöcher ſchneiden."

So trug man im Schloſſe die Laſten der Zeit mit neuem Mut. In das Leben jedes einzelnen kam durch den Gaſt ein neuer Zug, auch die Wirtſchaft empfand ſeine Gegenwart, und der Förſter war ſtolz, einem ſolchen Herrn die Honneurs des Waldes zu machen. Fink war viel mit Anton auf dem Felde, und dieſer wie Karl gewöhnten ſich, ihn um Rat zu fragen. Er kaufte zwei derbe Wagenpferde, wie er ſagte, für die eigene Bequemlichkeit und für die Wieſen, aber er ließ ſie tüchtig in der Wirtſchaft arbeiten und lachte den Freund aus, als dieſer ein beſonderes Konto für die beiden Roſſe einrichtete und ihnen alle Wochen ihre Anzahl Pferdetage gutſchrieb. Anton ſelbſt war glücklich, den Freund in der Nähe zu haben. Etwas von der fröhlichen alten Zeit war wiedergekommen, jene Abende, wo die beiden Jünglinge miteinander geplaudert hatten, wie nur junge Männer vermögen, bald in kindlicher Tollheit, bald weiſe über die höchſten Dinge. In vielem hatte ſich Fink verändert, er war ruhiger geworden und, wie Anton in der Sprache des Kontors ſich ausdrückte, ſolider. Aber er war

freilich noch mehr als früher geneigt, andere Menſchen für ſeine wechſelnden Intereſſen zu benutzen und auf ſie herunterzuſehen wie auf ein Spielzeug. Seine Lebenskraft war noch dieſelbe. Wenn er den Morgen bei ſeinen Wieſenarbeitern geſtanden, mit dem Förſter den Wald durchſtreift hatte, wenn er am Nachmittag auf ſeinem Pferde, trotz Antons Vorſtellungen, meilenweit in das unſichere Land hineingeritten war, um Nachrichten zu holen oder Verbindungen anzuknüpfen, und wenn er auf dem Rückwege die Poſten des Gutes und der Bauerndörfer beſichtigt hatte, dann war er noch abends am Teetiſch der Baronin ein heiterer Geſellſchafter, der unermüdlich aushielt und oft durch Antons Winke erinnert werden mußte, daß die Kraft der Hausfrau nicht ſo unzerſtörbar war als ſeine eigene. Den Freiherrn hatte er bald vollſtändig überwunden. Gegen die gallige Laune, welche dem armen Herrn zur Gewohnheit geworden war, zeigte er nicht die mindeſte Nachſicht, er geſtattete ihm keine bittere Bemerkung, keinen Ausfall gegen Wohlfart oder gegen die eigene Tochter, ohne ihm ſein Unrecht auf der Stelle fühlbar zu machen. So ſetzte er durch, daß der Gutsherr wenigſtens in ſeiner Gegenwart ſich gewaltig zuſammennahm. Dagegen tat er ihm auch manchen Gefallen, der ihm ſelbſt bequem war. Er half ihm dazu, eine Partie Whiſt zu ſpielen, indem er ihm den Rat gab, ſich in die Karten kleine Zeichen zu ſtechen, die er mit dem Finger fühlen konnte; er führte Lenore zu dem Whiſttiſch und brachte ihr die Anfänge des Spiels bei. Wie von ſelbſt machte ſich's, daß Wohlfart zur Partie herangezogen wurde. So half er dem Freiherrn über langſame Stunden weg und bewirkte, daß ſein Freund von jetzt ab faſt alle Abende in der Familie zubrachte und noch nicht zu Bett war, wenn Fink die Laune hatte, ein Nachtgeſpräch zu halten und in Geſellſchaft ein Glas Kognakpunſch und eine letzte Zigarre zu genießen.

Nur die Frauen des Schloſſes ſchienen die Vorteile nicht zu empfinden, welche Finks Anweſenheit allen übrigen brachte. Die Baronin erkrankte. Es war keine heftige Krankheit, und doch kam ſie plötzlich. Noch am Nachmittag hatte ſie heiter mit Anton geſprochen und ihm einige Briefe ab-

genommen, die der Briefbote für den Freiherrn gebracht. Am Abend erſchien ſie nicht am Teetiſch; der Freiherr ſelbſt betrachtete ihr Unwohlſein als vorübergehend. Sie klagte über nichts als Schwäche; der Arzt, welcher ſich von Rosmin auf das Gut wagte, wußte ihre Krankheit nicht zu nennen. Lächelnd wies ſie alle Arznei zurück und ſprach ſelbſt die feſte Zuverſicht aus, daß die Abſpannung vorübergehen werde. Um Lenore und ihren Gemahl nicht an das Krankenzimmer zu feſſeln, äußerte ſie zuweilen den Wunſch, an den Familienabenden teilzunehmen, ſie vermochte dann nicht auf dem Sofa zu ſitzen und legte ihr Haupt auf das Kiſſen der Lehne.

So war ſie die ſtille Geſellſchafterin der andern, ihr Auge ſah unruhig auf den Freiherrn und prüfend auf Lenore, bis beide am Spieltiſch ſaßen, dann lehnte ſie ſich in die Kiſſen zurück und ſchien auszuruhen wie von einer Arbeit.

Anton betrachtete die Kranke mit inniger Teilnahme. Wenn er im Spiel einen Rubber zu pauſieren hatte, verſäumte er nie, leiſe zum Sofa zu treten und nach ihrem Befehl zu fragen. Es war ihm eine Freude, wenn er ihr ein Glas Waſſer überreichen oder einen Auftrag ausrichten konnte. Immer ſah er mit Bewunderung in das feine Antlitz, das noch jetzt, bleich und abgeſpannt, die ſchönen Umriſſe zeigte. Es war ein ſtilles Einverſtändnis zwiſchen ihm und der Kranken. Sie ſprach mit ihm noch weniger als mit den andern. Denn wenn ſie in der Nähe ihres Gemahls oft in munterm Tone das Wort ergriff und den Erzählungen ihres Gaſtes mit den Augen und dem Haupte folgte, ſo bemühte ſie ſich nicht, vor Anton ihre Schwäche zu verbergen. Sie ſank dann in ſich zuſammen oder ſtarrte teilnahmslos in das Zimmer hinein, aber wenn ſie ihn anſah, war es mit dem ruhigen Vertrauen, das man einem alten Hausgenoſſen ſchenkt, vor dem man Geheimniſſe nicht mehr zu hüten hat. Vielleicht war es, weil die Baronin den Wert ſeines Gemüts vollkommen zu würdigen wußte, vielleicht weil ſie ihn ſeit dem Tage, wo er ihr ſeine Dienſte anbot, bis zu dieſer Stunde immer als einen zuverläſſigen Diener ihres Hauſes angeſehen hatte. Aber wäre auch dieſe Auffaſſung unſerm

Helden bemerkbar geworden, ſie hätte ſeine ritterliche Treue gegen die Edelfrau nicht erſchüttert. So wie ſie war, erſchien ſie ihm fertig und in ihrer Art vollkommen, als ein Bild, welches das Herz eines jeden erfreut, der ihm nahetritt. Er konnte den ſtillen Verdacht nicht loswerden, daß eine Einwirkung von außen, vielleicht ein Schreiben, das er ſelbſt am Tage ihrer Erkrankung übergeben, die Veränderung ihrer Geſundheit hervorgebracht habe; denn damals war auf einem Briefe die Adreſſe von einer zitternden Hand geſchrieben, der Brief hatte ein bösartiges Ausſehen gehabt, und Anton hatte ahnend empfunden, daß er Unwillkommenes enthalten müſſe. An einem Abend, als die andern am Spieltiſch ſaßen, war der Kopf der Kranken von dem ſeidenen Kiſſen heruntergeglitten. Als Anton das Kiſſen zurechtgerückt und die Kranke ihr Haupt mit Mühe wieder darauf gelegt hatte, ſah ſie ihn dankend an und ſagte ihm leiſe, wie ſchwach ſie ſei. „Ich wünſche noch einmal allein mit Ihnen zu reden," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „nicht jetzt, aber die Zeit wird kommen", und dabei ſah ſie mit einem tiefen Ausdruck von Schmerz in die Höhe, daß Anton voll trüber Befürchtungen wurde.

Weder der Freiherr noch Lenore hatten große Sorge. „Mama hat ſchon einigemal an ſolcher Schwäche gelitten," ſagte Lenore, „immer war die Sommerluft ihre beſte Heilung, ich hoffe alles von der Zeit, wo es wärmer wird." Lenore ſelbſt war nicht unbefangen genug, ihre Umgebung mit ſcharfen Augen anzuſehen, auch ſie hatte ſich verändert. Manchen Abend ſaß ſie ſtumm am Teetiſch und fuhr auf, wenn das Wort an ſie gerichtet wurde, an andern war ſie ausgelaſſen heiter. Sie vermied Fink, ſie mied aber auch Antons Nähe, beiden gegenüber war ſie befangen. Ihre blühende Geſundheit ſchien erſchüttert, die Mutter ſelbſt trieb ſie oft aus der Krankenſtube ins Freie; dann ließ Lenore ihr Pferd ſatteln und ritt allein hinaus in den Wald, wo ſie ſtundenlang umhertrabte und zuletzt nicht darauf achtete, wenn der erzürnte Pony, ohne ihren Befehl abzuwarten, ſie nach dem Hofe zurückbrachte. Anton ſah dieſe Veränderung mit ſtiller Trauer. Er fühlte tief, daß es anders

wurde zwiſchen Lenore und ihm, aber er vermied, mit ihr darüber zu ſprechen und verſchloß in ſeinem Herzen, was er empfand.

Es war ein ſchwüler Nachmittag im Mai. Über den Wäldern hingen dunkle Gewitterwolken, und die Sonne warf ihre Strahlen heiß auf das trockene Land: da kam der Mann, der als Patrouille nach den Bauerndörfern ausgeſchickt war, eilig nach der Wachtſtube des Schloſſes zurück und meldete, fremdes Volk laure im Kunauer Walde, die Kunauer ließen fragen, was zu tun ſei. Fink gab den Arbeitern das Lärmzeichen und ſandte Botſchaft zum Förſter und nach dem neuen Vorwerk. Während die Arbeiter das Gerät dem Schloſſe zutrugen und die Knechte mit ihrem Geſpann vom Felde heimritten und ſich für den Aufbruch rüſteten, jagte ein Reiter von Kunau mit der Nachricht heran, eine polniſche Bande ſei in ein Gehöft des Dorfes eingebrochen, die Landleute ließen um Hilfe bitten.

Alle Männer waren in der mutigen Aufregung, welche ein Alarm hervorruft, wenn er die Ausſicht auf Abenteuer bringt.

„Behalte einige der Arbeiter zurück“, ſagte Fink zu Anton, „und übernimm die Wache im Schloß und im Dorfe, den Förſter ſchicke mit der Gutswehr nach Kunau, ich reite mit dem Amtmann und den Knechten voraus.“ Er ſprang nach dem Stall des Schloſſes und ſattelte ſelbſt ſein Pferd, während Karl neben ihm das Reitpferd des Barons für ſich hinausführte. „Achten Sie auf die Wolken, Herr von Fink,“ ſagte Karl, „nehmen Sie Ihren Mantel mit, es gibt ein tüchtiges Gewitter. Heute nacht regnet's Hafer für das Gut.“ Fink rief nach ſeinem Plaid, und die kleine Schar raſſelte auf Kunau zu.

Als ſie in den Wald kamen, merkten ſie, wie erſtickend die Schwüle war, ſelbſt die raſche Bewegung der Pferde vermochte nicht das unbehagliche Gefühl zu bannen. „Sehen Sie die Unruhe in den Tieren,“ ſagte Karl, „mein Pferd ſpitzt die Ohren, es iſt etwas im Walde.“ Die Reiter hielten ſtill. „In dem Gebüſch trabt jemand, dort raſſelt's in

den Äſten.“ Das Pferd, welches Karl ritt, fuhr mit dem Kopf auf das Gehölz zu und ſchnaubte laut.

„Es iſt ein Bekannter, einer von uns“, verſetzte Fink auf das Pferd blickend.

Die Zweige des jungen Holzes fuhren auseinander, auf ihrem Klepper kam Lenore herausgeſprengt und verlegte den Reitern den Weg. „Halt, wer da?“ rief ſie lachend.

„Alle Wetter, das Fräulein!“ ſchrie Karl.

„Die Loſung!“ gebot Lenore martialiſch.

Fink ritt vor, ſalutierte und ſagte leiſe: „Potz Blitz, das iſt ja die Guſtel von Blaſewitz.“

Lenore errötete und lachte. „Paſſiert,“ ſagte ſie; „ich reite mit.“

„Natürlich,“ rief Fink, „nur vorwärts!“ Der Pony warf nach Leibeskräften ſeine Beine neben dem großen Pferde des Gaſtes durcheinander. So kamen ſie nach Kunau und hielten vor dem Alarmhauſe. Dort war die Bauernwehr aufgeſtellt, der Schmied als Befehlshaber kam ihnen ſorgenvoll entgegen.

„Was in unſerm Holze ſteckt, iſt verwettertes Volk,“ rief er, „bewaffnete Polacken. Heute in der hellen Mittagsſtunde iſt ein Haufe von zehn Männern mit Flinten an des Leonhard Hof gekommen, der dort hinausliegt auf den Wald zu, ſie haben die Hoftüren beſetzt, dann iſt der Anführer mit ſeiner Bande in die Stube getreten, wo die Leute gerade um den Tiſch ſaßen, und hat Geld verlangt und das Kalb aus dem Stall. Es war ein ſchändlicher Kerl mit einer langen Flinte, er hatte eine Pfauenfeder auf dem Hut und die roten Schnüre auf dem Rock wie ein echter Klopiez. Der Bauer hat ſich geweigert, das Geld zu geben, da haben ſie ihm ein Gewehr an den Kopf geſetzt, bis ſein Weib in der Angſt zu dem Kaſten gelaufen iſt und den Kerlen einen Säckel mit Geld hingeworfen hat. Darauf haben ſie das Kalb aus dem Stall geriſſen und vier Gänſe aus dem Hofe, und ſind mit ihrem Raube wieder nach dem Walde gezogen. Vier Männer mit Flinten haben ſie im Hofe ſtehenlaſſen als Wache, ſo daß niemand heraus konnte, bis die andern mit den geſtohlenen Sachen im Walde waren. Zuletzt ha-

ben zwei von dem Raubvolk ihre Gewehre in das Dach abgeſchoſſen, dann ſind auch die vier weggelaufen. Das Dach fing an zu glimmen, aber wir haben's glücklich gelöſcht."

„Seitdem ſind Stunden vergangen," ſagte Fink, „die Schurken ſind über alle Berge."

„Ich glaub's nicht", erwiderte der Schmied. „Den Leonhard habe ich mit unſern Berittenen ſogleich um den Wald herumgeſchickt an die Grenze, damit ſie aufpaſſen, wenn das Räubervolk ſich aus dem Walde ſchleicht. Und eine Frau aus Neudorf, die im Walde war, hat noch vor zwei Stunden polniſche Leute geſehen, auf der Grenze nach dem Neudorfer Walde, gerade da, wo der Grenzſtein unter der alten Eiche ſteht. Sie hatten ein Vieh bei ſich, ob es ein Kalb war oder ein Hund, hat die Frau in ihrer Angſt nicht geſehen; wenn's das Kalb war, ſo haben's die Hungerleider lieber aufgegeſſen als fortgetragen. Ich komme eben von Neudorf, die Neudorfer ſind geſammelt wie wir. Wir möchten ein Treiben durch die Wälder anſtellen, wenn Ihre Leute uns helfen, und wenn Sie uns die Richtung geben wollten."

„Gut," ſagte Fink, „friſch ans Werk." Er ſandte einen Boten dem Förſter entgegen, damit die aus dem Schloſſe gleich von ihrer Seite das Treiben begönnen, und beſprach mit dem Schmied Aufſtellung und Richtung der Kunauer. Karl mit den Knechten ſchickte er zu den Kunauer Reitern auf die entgegengeſetzte Seite des Waldes, nach welcher der Trieb zugehen ſollte. „Machen Sie keine Umſtände mit den Schuften", rief er dem abreitenden Karl zu und klopfte auf die Piſtolen im Halfter. „Vorwärts!" ſagte er zum Schmied, „ich ſelbſt reite nach Neudorf. Wenn ihr euer Vorholz abgeſucht habt, erwartet uns, dort ſoll die Neudorfer Kette ſich an eure ſchließen."

So zogen die von Kunau aus, den Diebſtahl zu rächen. Fink galoppierte von Lenore begleitet nach dem Nachbardorf. Auf dem Wege ſagte er zu ihr: „Hier werden wir uns trennen, Fräulein." — Lenore ſchwieg.

Fink ſah ſie von der Seite an. „Ich glaube nicht," fuhr er fort, „daß die Schelme uns die Freude machen werden,

unſern Beſuch im Walde zu erwarten. Und wenn ſie weglaufen wollen, der Abend iſt nahe, wir werden ſie ſchwerlich hindern. Aber die Jagd iſt eine gute Übung für unſere Leute, und deshalb ſoll ſie uns willkommen ſein."

„Dann gehe ich mit nach dem Walde", ſagte Lenore entſchloſſen.

„Notwendig iſt das gerade nicht," erwiderte Fink; „ich fürchte zwar keine Gefahr für Sie, aber Ermüdung und vielleicht Regen."

„Laſſen Sie mich mit", bat Lenore zu ihm aufſehend.

„Ich habe verſtändig abgeraten, mehr iſt von einem Menſchen nicht zu verlangen, und im Vertrauen geſagt, mich freut's, daß Sie ſo mutig ſind. Galopp, Kamerad!"

In Neudorf ſtellte Fink die Pferde in den Hof des Schulzen und führte die Schar der Neudorfer an den Waldrand. Die Linie ſtellte ſich auf, die Durchſuchung des Forſtes begann. In langer Kette betraten die Männer das Holz, die Entfernung zwiſchen den einzelnen Gliedern mußte größer ſein als wünſchenswert war, Fink ſchritt mit Lenore auf dem äußerſten rechten Flügel, wo der Anſchluß an die Linie der Kunauer geſchehen ſollte, der Nebenmann Finks hatte die Richtung anzugeben. Die Jäger gingen in tiefem Schweigen vorwärts und ſpähten mit ſcharfem Auge von Baum zu Baum. Als ſie den Wald betraten, rauſchte es in den Baumgipfeln, durch die Lücken des Nadelholzes ſah man den bleiſchwarzen Himmel. Unten aber lag noch die Schwüle des heißen Tages, die Vögel ſaßen in die Zweige geduckt, die Käfer waren in die Büſche der Heidelbeeren gekrochen.

„Der Himmel ſelbſt kommt den Spitzbuben zu Hilfe," ſagte Fink, auf die Wolken deutend, zu ſeiner Begleiterin, „es wird ſo finſter dort oben, daß wir in einer halben Stunde hier unten nicht zehn Schritt vor uns ſehen werden."

Das Holz ſchloß ſich dichter, das Tageslicht nahm ab, die am Flügel hatten Mühe, die Reihe der Männer zu erkennen. Der Grund wurde moraſtig, Lenore verſank bis an die Knöchel in dem Bruch. „Wenn's nur kein Katarrh wird", lachte Fink ſie aus.

„Es wird keiner“, erwiderte Lenore herzhaft, aber der Zug in den Wald erſchien ihr nicht mehr ſo harmlos wie vor einer Stunde.

Der Mann neben Fink blieb ſtehen, ſein leiſes Zeichen lief die Kette hinab, die lange Reihe hielt an, die Kunauer zu erwarten. Immer ſchwärzer wurde es über den Bäumen, immer dunkler im Holz. In der Ferne rollte der Donner, wie ein dumpfer Wirbel klang der Ton unter dem großen Dach von Nadeln. So ſtanden die Männer wohl eine Viertelſtunde, da tönte von rechts ein leiſer Ruf durch die Dunkelheit, die Treiber aus dem Nachbardorfe kamen heran. Die Warnung: „Nebenmann rechts und links im Auge behalten!“ flog durch die Reihe, dann ſetzte ſich der ganze Zug in Bewegung, die Führer aus den beiden Dörfern ſchritten jetzt nebeneinander, Fink und Lenore in ihrer Spur. Da fuhr ein ſtarker Donnerſchlag über den Wald, es pfiff und raſſelte in der Luft, der Regen rauſchte hernieder. Zuerſt klang der Tropfenfall nur in den Äſten der Bäume, bald drangen einzelne ſchwere Tropfen herunter. Immer lauter ſchlug der Regen auf die Kronen der Bäume, immer ſtärker tropfte es von den Äſten, endlich rauſchte die Waſſerflut von dem Himmel und durch die Zweige herab auf den Boden; jeder Stamm, jeder Strauß Nadeln, jeder herabgebogene Aſt verwandelte ſich in eine Waſſerrinne. Wie ein Flor verhüllten die Waſſertropfen die Ausſicht. Um jeden einzelnen war ein enger Kreis gezogen durch die Finſternis und ſtrömenden Regen, die Männer riefen einander mit gedämpfter Stimme zu, um die Richtung nicht zu verlieren.

Da ſtieß Lenore, als ſie auf Fink ſah, mit dem Fuß an eine Baumwurzel, ſie unterdrückte einen Schmerzensſchrei und ſank auf ein Knie; Fink eilte zu ihr.

„Ich kann nicht weiter,“ ſagte ſie den Schmerz bezwingend, „laſſen Sie mich hier zurück, ich beſchwöre Sie, und holen Sie mich auf dem Rückweg ab.“

„Sie in dieſer Lage verlaſſen,“ rief Fink, „wäre eine Barbarei, gegen welche das Menſchenfreſſen als harmloſe Ergötzlichkeit erſcheinen müßte. Sie werden ſich ſchon meine Nähe gefallen laſſen. Vor allem erlauben Sie mir, daß ich

Sie aus dieſer Baumtraufe fortführe an eine Stelle, wo der Regen weniger unverſchämt iſt. Unſere Vordermänner habe ich ohnedies verloren, ich ſehe durchaus nichts mehr von den breiten Schultern der ehrlichen Knaben.“ Er richtete Lenore in die Höhe, ſie verſuchte mit dem verletzten Fuß aufzutreten, aber der Schmerz preßte ihr einen neuen Klagelaut aus, ſie wankte und hielt ſich an Finks Schulter. Da ſchlug dieſer ſeinen Plaid um ſie, hob ſie vom Boden und trug ſie eingewickelt, wie man ein Kind trägt, auf ſeinen Armen unter einige Tannen, welche mit ihren dichten Zweigen einen kleinen geſchützten Raum einſchloſſen. Wenn ein Menſch ſich beugte, konnte er darunter erträglichen Schutz finden.

„Hier herunter müſſen Sie ſich ſetzen, liebes Fräulein“, riet Fink und ließ Lenore vorſichtig auf den Boden herab.

„Ich werde vor Ihrem grünen Hauſe Wache halten und Ihnen den Rücken zukehren, damit ſie Ihr naſſes Tuch um den unartigen Knöchel binden.“ Lenore drückte ſich unter das dichte Tannendach, Fink ſtellte ſich mit dem Rücken gegen ſie an einen Baumſtamm. „Es iſt doch nichts beſchädigt,“ fragte er, „können Sie den Fuß im Gelenk bewegen?“

„Er tut etwas weh,“ ſagte Lenore, „aber es geht.“

„Das iſt brav,“ ſprach Fink hinter ſich, „jetzt binden Sie das Tuch um, ich hoffe, in zehn Minuten werden Sie auftreten können. Wickeln Sie ſich feſt in das große Tuch, es hält warm; ſonſt holt ſich mein Kriegskamerad noch das Fieber, und damit wäre die Jagd nach dem geſtohlenen Kalbe doch zu teuer bezahlt. Sind Sie fertig mit dem Verband?“ fragte er wieder, „darf ich mich umdrehen?“

„Ja“, antwortete Lenore.

„Dann erlauben Sie mir, Sie einzuwickeln.“ Vergebens proteſtierte das Fräulein gegen dieſen Ritterdienſt, Fink ſchlang das große Tuch um den ganzen Körper der Sitzenden und band es hinten in einen feſten Knoten. „Jetzt ſitzen Sie im Walde wie das graue Männchen.“

„Etwas Geſicht laſſen Sie mir frei“, bat Lenore.

„So,“ ſagte Fink, „jetzt wird Ihnen behaglich werden.“ Bald empfand Lenore eine wohltätige Wärme; ſchweigend

ſaß ſie unter ihren Zweigen, bekümmert um die ſeltſame Lage, in der ſie ſich befand. Fink hatte wieder ſeinen Platz am Baumſtamm eingenommen und kehrte ihr ritterlich den Rücken zu. Nach einer Weile rief Lenore aus dem Gebüſch: „Sind Sie noch da, Herr Kamerad?“

„Halten Sie mich für einen Verräter, der ſeinen Zeitgenoſſen verläßt?“ fragte Fink zurück.

„Es iſt hier unten ganz trocken,“ fuhr Lenore fort, „nur auf meine Naſe fällt zuweilen ein Tropfen. Sie aber, armer Herr, werden da draußen ganz durchnäßt. Welch furchtbarer Regen!“

„Dieſer Regen flößt Ihnen Schreck ein?“ verſetzte Fink achſelzuckend, „der iſt nur ein ſchwaches Kind! Wenn er einen Zweig vom Baume gerauft hat, meint er Wunder getan zu haben. Da lobe ich mir den Regen in ſolchen Ländern, wo die Sonne heißer brennt. Tropfen wie Äpfel, nein, keine Tropfen mehr, armdicke Strahlen, das Waſſer ſtürzt aus den Wolken wie ein Waſſerfall. Stehenbleiben kann man nicht, denn der Boden ſchwimmt unter einem fort, unter Bäume flüchten kann man auch nicht, denn der Sturmwind zerbricht die dickſten Baumſtämme wie Strohhalme. Man läuft auf das Haus zu, das vielleicht nicht weiter entfernt iſt als von hier bis zu der Baumwurzel, die Ihren Fuß verletzte, und das Haus iſt verſchwunden, an der Stelle befindet ſich ein Loch, ein Strom, ein Haufe herangeſpülter Felſen. Vielleicht fängt dann auch die Erde an, ein wenig zu beben und ſchlägt Wellen wie das Meer im Sturme. Das iſt ein Regen, der ſich ſehen laſſen kann. Kleider, die er durchnäßt hat, werden nie wieder trocken, was ein Oberrock war, iſt acht Tage nachher noch eine ſchwarze unförmliche Maſſe, welche das Ausſehen und die Feuchtigkeit einer Morchel hat. Behält man einen ſolchen Rock auf dem Leibe, ſo bleibt er feſt genug ſitzen, die Aufſchläge am Ellbogen, die Taille am Halſe, aber nie wird man ihn wieder ausziehen können, außer mit Hilfe eines Federmeſſers und in ſchmalen Streifen, die man abſchneidet wie Äpfelſchalen.“

Lenore mußte in ihrem Schmerz lachen. „Ich wünſche mir, wohl einen ſolchen Regen zu erleben“, ſagte ſie.

„Ich bin uneigennützig, wenn ich mir nicht wünsche, Sie in solcher Lage zu sehen", erwiderte Fink. „Die Frauen sind am schlimmsten daran, alles, was sie zur Toilette rechnen können, verschwindet in solcher Strömung vollständig. Ist Ihnen das Kostüm der Frau Venus von Milo bekannt?"

„Nein", antwortete Lenore ängstlich.

„Gerade wie diese Dame sehen alle Frauen aus, die ein tropischer Regen getroffen hat, und die Männer wie Vogelscheuchen. Ja, es soll vorgekommen sein, daß Menschen von solchem Regen platt geschlagen wurden wie Kupferdreier, nur mit einem Knopf in der Mitte, der bei näherer Betrachtung sich als ein Menschenkopf auswies und den Vorübergehenden traurig zurief: „O ihr Mitmenschen, das kommt davon, wenn man ohne Regenschirm ausgeht."

Wieder mußte Lenore lachen. „Mein Fuß tut nicht mehr so weh," sagte sie, „ich glaube, ich kann jetzt gehen."

„Das sollen Sie nicht," entgegnete Fink, „noch läßt der Regen nicht nach, und es ist so finster, daß man kaum die Hand vor den Augen sieht."

„Dann tun Sie mir die Liebe und suchen Sie die Männer auf. Mir ist jetzt wohler, ich sitze hier wie ein Reh, geschützt vor dem Regen und vor fremden Leuten."

„Es geht nicht", sprach Fink von seinem Baume zurück.

„Ich bitte Sie flehentlich darum," rief Lenore angstvoll und streckte ihre Hände aus dem Tuche, „lassen Sie mich jetzt allein."

Fink wandte sich um, ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippen, dann eilte er schweigend in der Richtung fort, welche die Landleute genommen hatten.

So saß Lenore allein unter den Tannenzweigen. Noch immer rauschte der Regen herab, er schlug klatschend an die Baumgipfel und strömte von den Ästen herunter auf den Boden. Dazu rollte oben der Donner, das Gewitter kam herauf; zuweilen fuhr ein grelles Licht durch die Dunkelheit, dann sah Lenore die beleuchteten Baumstämme in langen Reihen wie goldgelbe Säulen eines unabsehbaren Gebäudes vor sich stehen und darüber eine schwarze Decke mit hellen Lichtern geflammt. Dann erschien der Wald wie ein

verwünſchtes Schloß, das aus der Erde ſteigt und im Nu wieder verſinkt. Durch den Regen klangen geheimnisvolle Töne, wie ſie zur Nachtzeit durch den Wald gehen. Aber ihr ſchlug es an den Stamm mit regelmäßigem Klopfen, als wenn ein ſchlimmes Waldgeſpenſt an das Holz ihrer Hütte anpochte, ſie fuhr zuſammen und fragte ſich gleich darauf, ob das ein Specht ſein könnte oder ein Baumaſt. Aus der Ferne tönte der heiſere Klageſchrei einer Krähe, der das Waſſer in das Neſt gedrungen war und den erſten Schlaf geſtört hatte. Neben ihr lachte es ſchauerlich „Huhu, huhu!“ und wieder erſchrak Lenore; war es ein tückiſcher Kobold aus dem Walde, oder war es nur eine kleine Eule? In hundert melancholiſchen Lauten ſprach die Natur. Lenore empfand den wilden Reiz dieſer Einſamkeit bald mit Freude und gleich darauf wieder mit Angſt. Und dazwiſchen flogen andere Gedanken durch ihre Seele, wie töricht ſie gehandelt hatte, ſich vom Hauſe fortzuſtehlen zu einem Zuge, der ein ſolches Abenteuer möglich machte, wie man ſie im Schloſſe ſuchen würde, und vor allem, was er von ihr denken müſſe, der ſie auf ihre Bitten verlaſſen. Sie zog das Tuch von ihrem Ohr und lauſchte, es war nichts von Menſchenſtimmen zu hören; nichts war zu hören als der Fall des Regens und die Seufzer des Waldes. Aber neben ihr rauſchte es an dem Boden, zuerſt leiſe, dann vernehmlicher, das Regenwaſſer floß in einer kleinen Rinne zuſammen und murmelte, wenn es an einen großen Buſch von Waldbeeren ſtieß, an einen Wurzelſtock oder an die Knolle eines Farnkrauts. Und hinter ihr raſchelten die Blätter, und mit eiligem Sprunge kam es heran, ſie drückte erſchrocken ihr Haupt an den Baumſtamm. Etwas ſetzte ſich neben ſie nieder, und eine fremde Geſtalt rührte an dem Plaid, den ſie umhatte. Sie fuhr mit der Hand unter dem Tuch vorſichtig nach dem Nachbar und fühlte das weiche Fell eines Haſen, der, durch das rinnende Waſſer aus ſeiner Vertiefung aufgeſchreckt, unter den Bäumen Schutz ſuchte wie ſie ſelbſt. Sie hielt den Atem an, um den kleinen Genoſſen ihrer Hütte nicht zu verſcheuchen; und eine Weile kauerten die beiden nebeneinander, der Haſe drückte ſich dicht an das Tuch.

Da klangen in der Ferne durch Regen und Donner einzelne Schüsse, Lenore zuckte zusammen, mit großem Satz fuhr der Hase in die Finsternis hinein. Dort kämpften Menschen miteinander, dort wurde Blut vergossen auf dem schwarzen Boden. Ein Geschrei wurde gehört, es klang noch aus der Ferne zornig und drohend, dann wurde alles still. „War er in einer Gefahr gewesen?“ So fragte sie sich, aber sie fühlte darum keine Angst und schüttelte das Haupt unter ihrem Tuche. Wo er auch war, für ihn gab es keine Gefahr. Das Gewehr, das nach ihm zielte, schlug ein niederfallenden Baumast in den Grund; das Messer, das gegen ihn gezückt wurde, zerbrach wie ein Span Holz, bevor es ihn traf; der Mann, der gegen ihn eindrang, mußte straucheln und fallen, ehe er sein stolzes Haupt berührte. Er war fest gegen alle Gefahr, und er war fest gegen jede Furcht; er kannte keine Sorge, keinen Schmerz, ach, er fühlte nicht wie andere Menschen. Frei erhob er sein Haupt, und heiter war sein Auge, wo alle andern gedrückt zur Erde sahen. Keine Schwierigkeit schreckte ihn, kein Hindernis verlegte ihm den Weg. Mit einer leichten Bewegung des Fußes stieß er weg, was andere erdrückte. So war er. Und der Mann hatte sie jetzt schwach gesehen, vorschnell und hilflos! durch ihre eigene Schuld hatte er das Recht erhalten, sie mit flüchtiger Vertraulichkeit zu behandeln. Sie zitterte, daß er dies Recht benutzen könnte, durch einen Blick, ein übermütiges Lächeln, ein schnelles Wort. So pochte ihr Herz, und so flogen ihre Gedanken wohl eine Stunde lang.

Das Wetter verzog sich. Statt der rauschenden Güsse fiel jetzt ein dauerhafter Landregen aus den Wolken, leiser gurgelte die kleine Wasserrinne, und häufiger tönte der Schrei der Eule; auf den Wechsel von schwarzer Finsternis und feuriger Helle folgte ein mattes Grau am Himmel und in dem Walde. Aus dem einförmigen Dunkel hoben sich nur die Säulen der nächsten Bäume als düstere Schatten von dem Hintergrunde ab. Beängstigend stieg das Gefühl der Einsamkeit in Lenore auf. Da drang wieder der ferne Ton von Menschenstimmen an ihr Ohr, Ruf und Gegenruf

wurden laut, und die Stimme des Amtmanns rief: „Über den Bruch ſind ſie noch gegangen, dorthin, ihr von Neudorf.“ Die Tritte der Sprechenden kamen näher, dicht an den Tannen bewegte ſich die Geſtalt eines Mannes. Karl ſetzte die Hände an den Mund und johlte laut in den Wald hinein: „Halli, Fräulein Lenore!“

„Ich bin hier“, rief eine feine Stimme zu ſeinen Füßen.

Verwundert trat Karl einen Schritt zurück und ſchrie freudig: „Gefunden!“ — Die Landleute umringten Lenores Hütte mit lautem Ruf. — „Unſer Fräulein iſt hier!“ rief ein Burſch aus Neudorf und jauchzte in ſeiner Freude wie bei einer Hochzeit. Lenore erhob ſich, noch ſchmerzte der Fuß, aber auf Karls Arm geſtützt, verſuchte ſie tapfer vorwärts zu gehen. „Nur bis an den Bruch,“ ſagte dieſer, „dort ſtehen die Bäume dünner.“ Unterdes brachen die jungen Männer einige Stangen ab und legten Nadelzweige darüber. Trotz ihrem Sträuben wurde Lenore von den Dienſtfertigen genötigt, ſich auf die kunſtloſe Trage zu ſetzen, während einer in den Hof des Schulzen vorauslief, ihr das Pferd entgegenzuführen.

„Haben Sie die Diebe?“ fragte Lenore den Amtmann, der neben ihr ging.

„Zwei“, erwiderte dieſer. „Das Kalb war geſchlachtet, wir bringen die Haut und einen Teil des Fleiſches, die Gänſe hingen mit umgedrehten Hälſen an einem Aſt, aber das Geld hatten die Schurken ſchon geteilt. Es iſt bei den zweien wenig davon gefunden worden.“

„Es ſind Leute von Tarow, die wir gefangen haben,“ ſagte der Schulze finſter, „die ſchlechteſten Kerle im Dorfe. Und ich wollte doch, ſie wären woanders her, denn es leben rachſüchtige Menſchen dort.“

„Ich hörte ſchießen,“ fragte Lenore weiter, „iſt ein Unglück geſchehen?“

„Uns nichts“, antwortete Karl. „Sie hatten in ihrem Übermut ein Feuer angemacht, hinten unweit des Waldrandes, wo wir zu Pferd Kette machten. Noch durch den Regen glomm der Brand; ſo haben ſie ſich ſelbſt verraten. Wir ſtiegen von den Pferden, ſchlichen heran und fielen

über ſie her. Sie ſchoſſen ihre Flinten ab und liefen ins Gebüſch. Dort verſchwanden ſie in der Finſternis. Es dauerte lange, ehe die zu Fuß durch den Wald zu uns kamen; ohne die Schüſſe und den Lärm hätten ſie uns nicht gefunden. Herr von Fink hat uns die Stelle beſchrieben, wo wir Sie finden würden. Er führt die Gefangenen auf dem Fahrwege, ſie ſollen aufs Gut, morgen ſchaffen wir ſie weiter ins Deutſche."

„Aber daß Herr von Fink Sie im Walde ſo allein gelaſſen hat," ſagte der ehrliche Schulze kopfſchüttelnd, „das war doch ein gewagtes Stück."

„Ich bat ihn, nicht zurückzubleiben", antwortete Lenore und ſchlug trotz der Dunkelheit die Augen nieder.

Auf halbem Weg zum Dorfe kam Lenores Pony dem Zug entgegen. In Neudorf empfing Karl das Pferd des Freiherrn aus den Händen der Knechte zurück und geleitete das Fräulein nach dem Schloſſe. Es war ſpät am Abend, als ſie dort ankamen. Lenores lange Abweſenheit hatte die Angſt der Mutter und die allerſchlechteſte Laune des Freiherrn hervorgerufen. Haſtig machte ſich die Tochter von den Fragen los, die auf ſie eindrangen, und eilte auf ihr Zimmer. Eine Stunde ſpäter kam Fink mit dem Förſter aus Kunau zurück und brachte die beiden Gefangenen, welche mit ihren gebundenen Händen trotzig zwiſchen den Wächtern daherſchritten und ihre Pfauenfeder ſo hoch trugen, als zögen ſie zum Tanz in die Schenke.

„Ihr ſollt's uns bezahlen", ſagte der eine von ihnen auf polniſch zu den begleitenden Männern und ballte die gefeſſelte Fauſt.

## 4.

Noch immer regnete es. Bei Anbruch des Tages hatte der Himmel eine Pauſe gemacht, aber nur, um ſeine feuchte Arbeit in doppelter Stärke fortzuſetzen. Die Wieſenarbeiter waren am frühen Morgen auf das Feld gezogen und bald wieder zurückgekehrt. Jetzt ſaßen ſie ſchweigſam in der

Wachtſtube des Schloſſes und trockneten ihre durchnäßten Kleider am Ofen.

Der Freiherr lag im Lederſeſſel ſeiner Hinterſtube; er ließ ſich von dem alten Johann aus den Zeitungen vorleſen, welche am Tage zuvor wieder einmal in das Schloß gedrungen waren. Die eintönige Stimme des Dieners meldete nur Unwillkommenes, die Regentropfen klapperten an der Dachrinne, und der Sturmwind ſchlug heulend an die Hausecke, ſie begleiteten in Mißtönen die Worte des Leſenden.

Anton war an ſeinem Schreibtiſch beſchäftigt. Vor ihm lag ein Brief des Juſtizrats Horn, er meldete, daß der Termin zum gerichtlichen Verkauf des Familiengutes auf die Mitte des nächſten Winters feſtgeſtellt ſei; gleich nach Bekanntmachung des Termins ſeien mehrere Hypotheken des Gutes aus einer Hand in die andere übergegangen, wie er fürchte, aufgekauft von e i n e m Spekulanten, der ſich hinter verſchiedenen Namen zu verbergen wiſſe. So überdachte Anton in trüber Stimmung die gefährliche Lage des Freiherrn.

In dem Zimmer daneben leiſtete Fink den Damen Geſellſchaft; die Baronin lag in die Kiſſen des Sofas gedrückt, zugedeckt mit einem Tuche Lenores. Sie ſah ſchweigend vor ſich hin, und nur wenn die Tochter mit zärtlicher Frage zu ihr trat, nickte ſie ihr lächelnd zu und ſprach beruhigende Worte. Lenore war am Fenſter mit einer leichten Arbeit beſchäftigt und hörte mit Entzücken auf die Scherze, durch welche Fink das trübe Grau des Zimmers aufzuhellen wußte. Er war heute trotz dem Regen in der übermütigſter Laune. Zuweilen klang Lenores Lachen durch die eichene Tür in Antons Ohr, dann vergaß Anton Güterverkauf und Hypotheken, ſah mit umwölktem Blick auf die Tür und empfand nicht ohne Bitterkeit, daß ein neuer Kampf für ihn und die Familie heranziehe.

Draußen aber ſtrömte der Regen, ſtürmte die Luft. Laut rief der Wind vom Walde her ſeinen Klageruf nach dem Schloſſe. Von den Wipfeln der Föhren wogten die Nadelbüſchel raſtlos auf das Schloß zu; in den Birnbäumen auf dem Ackerlande fuhren die Blätter und die weißen Blüten

zitternd durcheinander. Zornig warf der Sturm die Blüten zur Erde, ſchlug ſie mit ſeinen Regentropfen feſt auf dem naſſen Boden und heulte: „Herunter mit eurem lachenden Glanz, graue Trauerfarbe ſoll heute tragen, was zum Schloſſe gehört.“ — Von den Bäumen fuhr der Wilde an die Mauern des Schloſſes, er ſchüttelte die Fahnenſtangen auf dem Turm, er ſchleuderte das Waſſer der Wolken in ſchrägen Linien an die Fenſterſcheiben, er fuhr ſtöhnend in den Schlot und donnerte an die Türen. Zu jeder Öffnung rief er herein: „Wahret euer Haus!“ So trieb er es ſtundenlang, aber die drin verſtanden nicht ſeine Sprache.

So achtete auch niemand auf den Reiter, der ſein ermüdetes Pferd in eiligem Jagen durch das Dorf dem Schloſſe zutrieb. Endlich ſchlug der Hammer an das Pfahlwerk des Hofes, ungeduldig tönten die Schläge, und Stimmen wurden laut im Hofe und auf der Treppe. Anton öffnete die Tür, ein bewaffneter Mann, triefend von Waſſer, beſpritzt mit dem Kot der Straße, trat in die Stube.

„Du biſt es!“ rief Anton erſtaunt.

„Sie kommen,“ meldete Karl, ſich vorſichtig umſehend; „machen Sie ſich gefaßt, diesmal gilt es uns.“

„Die Feinde?“ fragte Anton ſchnell; wie ſtark iſt der Haufe?“

„Es iſt kein Haufe, den ich geſehen,“ erwiderte Karl ernſt, „es iſt ein Heer; an die tauſend Senſenmänner, wohl hundert Reiter. Sie ſind auf dem Zuge zum Hauptkorps. Ich höre, ſie haben Befehl, alle polniſchen Männer mitzunehmen und die deutſchen Gemeinden zu entwaffnen.“

Anton öffnete die Tür des Nebenzimmers und bat Fink hereinzukommen.

„Ah,“ rief Fink eintretend, mit einem Blick auf Karl, „wer ſo die halbe Landſtraße in die Stube trägt, bringt nichts Gutes. Von welcher Seite kommt der Feind, Sergeant?“

„Vom Neudorfer Birkenwald her zieht ſich's in hellen Haufen auf uns herunter. Die Leute hier im Dorfe ſind in der Schenke verſammelt, trinken Branntwein und zanken.“

„Kein Fanal hat gebrannt, es iſt noch kein Rapport von den nächſten Dörfern gekommen“, rief Anton am Fenſter. „Haben die Deutſchen in Neudorf und Kunau geſchlafen?“

„Sie ſind ſelbſt überraſcht worden,“ fuhr der Unglücksbote fort; „ihre Wachen hatten ſchon geſtern am Abend den Feind geſehen; er zog eine halbe Meile von Neudorf auf der großen Straße nach Rosmin zu. Als er die Stelle paſſiert hatte, wo der Weg nach Neudorf von der Straße abgeht, wurden die Neudorfer gutes Mutes. Ihre Reiter folgten von fern den Senſenmännern, bis ihnen der letzte Haufe aus dem Geſicht war. In der Nacht aber ſind die Banden umgekehrt, heute morgen haben ſie das Dorf überfallen, ſie haben gewirtſchaftet wie der Teufel. Der Schulze liegt auf dem Stroh voll Wunden, ein gelieferter Mann, das Alarmhaus iſt in Brand geraten, dort über den Wald hin müßte man den Rauch ſehen, wenn dieſer dicke Regen nicht wäre. Jetzt haben ſich die Feinde geteilt, ſie durchſuchen die deutſchen Dörfer, ein Trupp zieht nach Kunau, ein Haufe auf unſer neues Vorwerk, ein großer Haufe kommt hierher.“

„Wieviel Zeit haben wir noch, die Herren zu empfangen?“ fragte Fink.

„Bei dem Wetter braucht das Fußvolk eine Stunde bis hierher.“

„Iſt der Förſter gewarnt,“ fragte Anton, „und wiſſen ſie's auf dem Vorwerk?“

„Es war keine Zeit ſie anzurufen, das Vorwerk liegt von Neudorf weiter ab als das Gut, ich wäre vielleicht zu ſpät hierhergekommen. Unſer Fanal habe ich angezündet, aber bei dieſem Regen iſt weder Feuer noch Rauch zu ſehen, und jedes Signal iſt vergeblich.“

„Wenn ſie nicht für ſich ſelbſt ausgeſehen haben,“ ſagte Fink beiſtimmend — „wir können nichts weiter für ſie tun.“

„Der Förſter iſt ein Fuchs,“ erwiderte Karl, „den fängt keiner, aber der Vogt auf dem Vorwerk und des Vogts junge Frau; der Himmel ſei ihnen gnädig!“

„Retten Sie unſere Leute!“ rief eine flehende Stimme neben Fink; Lenore ſtand in der Stube, bleich, mit gefalteten Händen.

Anton eilte an die Tür, durch welche Lenore geräuſchlos eingetreten war. „Die gnädige Frau!“ rief er beſorgt.

„Noch hat ſie nichts gehört,“ erwiderte Lenore haſtig; „ſenden Sie nach dem Vorwerk, helfen Sie unſern Leuten!“

Fink ergriff ſeine Mütze. „Führen Sie mein Pferd heraus“, ſagte er zu Karl.

„Du darfſt jetzt nicht fort,“ rief Anton, ihm in den Weg tretend; „ich werde dein Pferd nehmen.“

„Um Vergebung, Herr Wohlfart,“ warf Karl dazwiſchen, „wenn ich das Pferd des Herrn von Fink reiten darf — ich bin noch imſtande, den Weg zu machen.“

„Meinetwegen“, entſchied Fink. „Den Förſter und wen Sie von Männern auftreiben können, ſenden Sie hierher, die Weiber, die Pferde und Schafe ſchicken Sie nach dem Walde. Der Vogt ſoll ſich mit dem Vieh tief in das Holz hineinziehen und von den alten Kiefern an der Sandgrube das Schloß beobachten. Sie aber bleiben auf meinem Pferde, das ich leider Ihren Beinen für die nächſten Tage überlaſſen muß. Reiten Sie auf Rosmin zu und ſuchen Sie die nächſte Abteilung unſerer Truppen, wir laſſen dringend um Hilfe bitten, womöglich Kavallerie dabei.“

„Unſere Rotmützen ſollen eine Stunde hinter Rosmin ſtehen,“ ſagte Karl im Abgehen; „der Schmied von Kunau rief mir's zu, als ich bei ihm vorbeiritt.“

„Was Sie von Militär in Bewegung ſetzen, bringen Sie hierher. Während Sie das Pferd ſatteln, ſchreibe ich eine Zeile an den Kommandierenden.“

Karl machte militäriſch grüßend kehrt und ſprang hinunter, Anton mit ihm. Während Karl am Sattelgurt ſchnallte, ſagte Anton eilig: „Im Vorbeireiten ruf die Leute auf dem Hofe an, ich gehe ſogleich hinüber. — Armer Junge, du haſt heute noch kaum gefrühſtückt und haſt wenig Ausſicht, in den nächſten Stunden etwas zu bekommen.“ Er ſprang in das Haus zurück, holte aus der Küche eine Flaſche Likör, ein Brot und Überreſte eines Schinkens, ſteckte die Zehrung in einen Sack und reichte dieſen mit dem Briefe dem Reiter, der gerade im Begriffe war, den Hofraum zu verlaſſen.

„Ich danke," ſagte Karl, Antons Hand ergreifend, „Sie ſorgen für alles. Jetzt aber noch eine Bitte an Sie, denken Sie auch an ſich ſelbſt, Herr Wohlfart; dieſe polniſche Wirtſchaft hier und da draußen iſt nicht wert, daß Sie Ihr Leben dafür in die Schanze ſchlagen; es gibt bei uns daheim Leute, die es ſchwer ertragen würden, wenn Ihnen etwas zuſtieße."

Anton ſchüttelte herzhaft die Hand des Treuen. „Lebe wohl, ich werde meine Pflicht tun; vergiß nicht, den Förſter zu uns zu ſchicken, und rette vor allem die Frau. Das Militär führe auf dem Waldwege hierher."

„Keine Sorge," ſagte Karl luſtig, „der vornehme Braune ſoll heute merken, was ein Kommißſchenkel durchſetzen kann." Bei dieſen Worten ſchwenkte er ſeine Mütze und verſchwand in geſtrecktem Galopp hinter den Gebäuden des Wirtſchaftshofes.

Anton verriegelte das Tor, dann eilte er in die Wachtſtube und zog die Lärmglocke, er befahl dem Obmann, die Leute antreten zu laſſen, das Hintertor zu beſetzen und niemand ohne Anfrage einzulaſſen, auch die Flüchtlinge nicht. „Eßt reichlich und trinkt mit Maß, wir werden heute zu tun bekommen", rief er ihnen zu. Oben in ſeinem Zimmer ſtand unterdes Fink am Tiſche und lud die Gewehre, Lenore reichte ihm von der Wand, was er forderte, ſie war bleich, aber die Augen glühten ihr in einer Aufregung, welche dem eintretenden Anton nicht entging. „Laſſen Sie dieſe ernſten Spielereien uns allein beſorgen", bat er zu ihr tretend.

„Es iſt das Haus meiner Eltern, das Sie verteidigen," rief Lenore, „mein Vater iſt außerſtande Sie anzuführen. Sie ſollen um unſertwillen Ihr Leben nicht auf das Spiel ſetzen, ohne daß ich dabei bin."

„Verzeihen Sie," erwiderte Anton, „Ihre erſte Pflicht iſt jetzt wohl, die Frau Baronin vorzubereiten und in den nächſten Stunden nicht zu verlaſſen."

„Meine Mutter, meine arme Mutter!" rief Lenore, die Hände zuſammenſchlagend, legte das Pulverhorn hin und eilte in das Nebenzimmer.

„Ich laſſe die Leute eſſen“, ſagte Anton zu Fink. „Von jetzt ab übernimm du den Befehl.“

„Gut,“ erwiderte Fink, „hier iſt deine Ausrüſtung, dieſe Doppelflinte iſt leicht, ein Lauf Kugel, der andere Rehpoſten. Der Kugelſack liegt unter deinem Bett.“

„Du gedenkſt eine Belagerung auszuhalten?“ fragte Anton.

„Wir dürfen uns entweder gar nicht zur Wehr ſetzen und müſſen uns dem freundlichen Wohlwollen der heranziehenden Haufen übergeben, oder wir müſſen uns zu halten ſuchen bis zur letzten Kugel. Auf dieſen äußerſten Fall haben wir uns immer vorbereitet, vielleicht iſt Ergebung das Klügere, ich geſtehe, daß ſie nicht nach meinem Geſchmack iſt. Da aber noch ein Hausherr vorhanden iſt, ſo mag er ſprechen, geh zum Freiherrn.“

Anton eilte durch den Korridor nach dem andern Flügel. Schon von weitem hörte er im Zimmer des Barons heftig mit den Stühlen rücken. Auf ein zorniges Herein! trat er in das Zimmer. Der Freiherr ſtand hoch aufgerichtet in der Mitte der Stube und fuhr ihm entgegen: „Ich höre, daß etwas vorgeht; ich muß es als einen unverzeihlichen Mangel an Aufmerkſamkeit betrachten, daß man mich von nichts unterrichtet.“

„Verzeihung, Herr Baron,“ erwiderte Anton, „vor wenig Minuten iſt die Nachricht angekommen, daß ein feindlicher Haufe von Senſenmännern und Reitern gegen Ihr Gut heranzieht, wir haben in größter Schnelligkeit einen Boten nach dem nächſten Militärkommando geſchickt, dann haben wir das Tor verriegelt und erwarten Ihre Befehle.“

„Rufen Sie mir Herrn von Fink“, erwiderte der Baron herriſch.

„Er iſt in dieſem Augenblick in der Wachtſtube.“

„Ich laſſe ihn bitten, ſich ſogleich zu mir zu bemühen,“ rief der zornige Herr; „mit Ihnen kann ich über militäriſche Maßregeln nicht ſprechen. Fink iſt Kavalier und ein halber Soldat, ihm will ich die nötigen Inſtruktionen geben. Was warten Sie noch?“ fuhr er rauh fort. „Glaubt ihr jungen Leute mit mir ſpielen zu können, weil ich das Unglück habe

blind zu ſein? Wer bei mir in Brot und Lohn ſteht, der wenigſtens ſoll meine Befehle reſpektieren."

„Vater!" rief Lenore, die Hände zuſammenſchlagend auf der Schwelle, und ſah mit flehendem Blick auf Anton.

„Sie haben recht, Herr Baron," erwiderte Anton, „ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich in der Verwirrung meine erſte Pflicht vergeſſen habe. Ich werde Herrn von Fink im Augenblick herſchicken." Er eilte aus dem Zimmer und benachrichtigte Fink in der Vorhalle von der gereizten Stimmung des Freiherrn.

„Er iſt ein Narr", ſagte Fink.

„Geh nur ſogleich hinauf," bat Anton, „die Frauen müſſen von ſeiner Laune leiden." Darauf hing Anton die Jacke eines Arbeiters um und ſprang durch die Hinterpforte hinaus in den Regen nach dem Wirtſchaftshofe.

Auf dem Hofe ſah er ein wüſtes Durcheinander. Deutſche Familien aus den Nachbardörfern hatten ſich in das Alarmhaus geflüchtet und ſaßen dort mit den Kindern und einigen Stücken ihrer Habe. Es waren wohl an zwanzig Perſonen auf der Tenne gelagert, Männer, Frauen und Kinder; die Weiber jammerten, die Kinder weinten, die Männer ſtarrten finſter vor ſich hin, mehrere gehörten zum Landſturm der Dörfer, einer oder der andere war mit ſeiner Flinte bewaffnet. Auf dem Hofraum ſtanden die kleinen Wagen der Flüchtigen. Knechte, Pferde und Kühe rannten durcheinander. Anton rief den Techniker zur Hilfe bei der nötigen Aufſicht. Dem zuverläſſigſten Knecht und der deutſchen Großmagd übergab er die Ackerpferde und die Rinderherde. Er nahm den Knecht, einen entſchloſſenen Mann, beiſeite und beſprach mit ihm einige Stellen im Dickicht unweit der Sandgrube, wo für Menſchen und Tiere Verborgenheit und einiger Schutz vor dem Wetter zu hoffen war. Dorthin ſollte der Knecht die Herde treiben und fleißig nach dem Vogt vom Vorwerk ausſehen, der im Walde die Aufſicht zu führen hatte. Dann befahl er der Magd, eine Kuh zurückzulaſſen, öffnete der Herde ſelbſt das Hintertor und ſah, wie die Leute, mit Lebensmitteln bepackt, auf den Wald zutrieben.

„Was aber tun wir mit den Pferden des Barons und der Fremden?“ fragte der Techniker in Eile.

„Sie müssen mit einigen Wagen ins Schloß, wie es auch gehen mag. Wer weiß, ob wir nicht fliehen, wenn's zum letzten kommt.“

So ließ Anton schnell in die neuangestrichenen Wagen Karls einige Säcke Kartoffeln laden, Mehl, Hafer und was von Heubündeln Raum hatte. Auch an die Feuertonne ließ er ein Gespann haken und die Tonne mit frischem Wasser füllen. Noch immer goß es vom Himmel wie mit Kannen, und in dem strömenden Regen warfen die Knechte Säcke, Kasten und Bündel auf die Wagen; alles lief durcheinander, weinte und fluchte in deutscher und polnischer Sprache. Als Anton unter die Flüchtlinge trat, wurde das Geschrei der Frauen noch lauter, die Männer umringten ihn und fingen an, ihr Unglück zu erzählen, die Kinder hingen sich um seine Füße, es war ein trauriger Anblick. Anton tröstete: „Vor allem haltet Ruh, wir werden euch schützen, so gut wir können. Ich hoffe, daß Militär zu unserer Hilfe kommt, unterdes sollt ihr aufs Schloß in Sicherheit. Ihr habt treu zu uns gehalten in dieser bösen Zeit; solange wir Brot haben, soll es auch euch nicht fehlen.“

Nach einer Viertelstunde angestrengter Arbeit trieb Anton nach dem Schlosse. Die Knechte fuhren mit den Wagen an der Hintertür vor, der Trupp der Flüchtlinge folgte. Noch immer kamen Leute an, welche sich aus den deutschen Dörfern gerettet hatten, auch der Schmied von Kunau stand mit einem Haufen seiner Dorfnachbarn vor dem Schloßtor. Der ganze Zug wurde jetzt geordnet und der Reihe nach hereingelassen, die Pferde abgeschirrt, die Wagen entladen. Die Frauen und Kinder führte Anton in zwei Stuben des Unterstocks, welche zwar finster, aber immer noch behaglicher waren als die Alarmhäuser oder das regendurchweichte Feld. Die größte Mühe machte das Unterbringen der Pferde; eng aneinandergedrängt stand ein Dutzend Pferde unter einem offenen Schuppen, notdürftig geschützt vor dem Regen und vor einschlagenden Kugeln. In die Mitte des Hofraums wurde der Wasser-

bottich geſtellt und die Kartoffelwagen an das Pfahlwerk geſchoben, um den Schützen im Notfall einen Stand zu geben. Darauf wurden die wehrhaften Männer durch den Schmied geſammelt, außer dem Wieſenbauer und vier Knechten waren es noch fünfzehn deutſche Koloniſten, die meiſten bewaffnet. Wuchtig tönte ihr Tritt in dem langen Gange des Schloſſes; ſie zogen in die Vorhalle und ſtellten ſich an der Seite der Arbeiter auf. So war die ſtreitbare Macht der Feſtung verſammelt, Fink ging in ſeinem Jagdrock vor der Arbeiterkompanie auf und ab. Anton trat an ihn heran und meldete, was bis jetzt geſchehen war.

„Du bringſt uns Männer," erwiderte Fink, „das iſt in der Ordnung, aber auch einen ganzen Clan Weiber und Kinder, das Schloß iſt voll wie ein Bienenkorb, über ſechzig Mäuler und faſt ein Dutzend Pferde, wir werden trotz deiner Kartoffelwagen noch vor vierundzwanzig Stunden die Steine anbeißen müſſen."

„Konnte ich ſie draußen laſſen?" fragte Anton unwillig.

„Sie wären im Walde ebenſo ſicher geweſen als hier", ſagte Fink, die Achſeln zuckend.

„Möglich," erwiderte Anton; „aber die Leute im ſtrömenden Regen nach dem Walde zu jagen, ohne Nahrung und in der furchtbaren Angſt einer Flucht ohne Ziel, das wäre eine Grauſamkeit geweſen, die ich nicht verantworten will. Und meinſt du, daß wir die Männer bekommen hätten ohne die Weiber und Kinder?"

„Die Männer wenigſtens können wir brauchen", ſchloß Fink, ſich zu den Angekommenen wendend; „ſorge du für Verproviantierung der Maſſe." Fink gab den Unbewaffneten Gewehre und teilte die Mannſchaft in vier Abteilungen, die eine für den Hof, zwei für den Unter- und Oberſtock und eine als Reſerve in die Wachtſtube. Dann ließ er ſich durch den Schmied von Kunau und einige andere genauen Bericht über den Feind abſtatten. Unterdes war Anton in das unterſte Geſchoß geeilt, dort übergab er dem Wieſenbauer die Aufſicht über die Vorräte und ließ durch den Diener des Freiherrn Holz und Waſſer zuſammentragen. Ein Sack Kartoffeln und einer mit Mehl wurde in

der Nähe des Herdes aufgeſtellt und der große Keſſel über das Feuer geſetzt. Im Herausgehen vertraute er der Köchin, daß eine Milchkuh in den Stall gezogen war, wo das Pferd des Herrn von Fink geſtanden hatte, damit wenigſtens die Herrſchaft in dieſen Tagen die Milch nicht entbehre. Der alten Babette flogen vor Angſt die Hände. „Ach, Herr Wohlfart, was für ein ſchreckliches Unglück," rief ſie, „die Kugeln werden in meine Küche fliegen."

„Behüte," ſagte Anton, „das Fenſter liegt zu tief, es kann Sie keine treffen, kochen Sie ruhig fort. Die Leute ſind ausgehungert, ich werde Ihnen zwei von den fremden Frauen zur Hilfe herunterſchicken."

„Wer wird eſſen bei ſolcher Gefahr!" rief die Köchin.

„Wir alle werden eſſen", beruhigte Anton.

„Befehlen Sie eine Suppe oder Kartoffelbrei?" fragte Babette in ihrer Verzweiflung und ſchwenkte mit dem Löffel fieberhaft hin und her.

„Beides, Mütterchen."

Die Köchin hielt ihn zurück. „Aber Herr Wohlfart, es fehlt an Eiern für die Herrſchaft, auch nicht ein Ei iſt im ganzen Hauſe. Gott erbarme, daß das Unglück gerade heute kommen mußte. Was wird der Herr Baron ſagen, wenn er heute abend kein geſchlagenes Ei bekommt!"

„Zum Teufel mit den Eiern," rief Anton ungeduldig; „es wird heute nicht ſo genau genommen."

Als er zurückkehrte, rief ihm Fink zu: „Die Poſten ſind aufgeſtellt, wir können jetzt ruhig den Anzug erwarten. Ich gehe auf den Turm und nehme einige Schützen mit. Wenn etwas vorfällt, bin ich dort zu treffen."

So wurde es leer in der Halle und wieder ſtill im Hauſe. Die Wachen ſtanden ſchweigend und ſtarrten auf den Saum des Waldes; in der Wachtſtube ſaß die Mannſchaft in leiſem Geſpräch, nur unten in den Kinderſtuben hörte der Lärm nicht auf; und ein emſiger Verkehr entſtand zwiſchen den beſetzten Räumen des Unterſtocks und der Küche. In unruhiger Erwartung ſchritt Anton auf und ab, von dem Hauſe in den Hof und wieder in ſein Zimmer, wo er die Papiere des Freiherrn zuſammenband, und durch die Gänge und

Stuben, in denen die Bewaffneten ſtanden. So verſtrich eine Viertelſtunde nach der andern, endlich trat Lenore aus dem Zimmer der Mutter und rief: „Die Ungewißheit iſt unerträglich!“

„Auch von dem Vorwerk kommt keine Nachricht,“ erwiderte Anton finſter; „aber der Regen hört auf, und was heute noch geſchehen ſoll, wird im Sonnenſchein vor ſich gehen. Dort zerreißen die Wolken, der blaue Himmel ſcheint durch. — Wie geht es der Frau Baronin?“

„Sie iſt gefaßt,“ ſagte Lenore, „gefaßt auf alles.“

Beide gingen ſchweigend im Vorſaal auf und ab. Endlich trat Lenore vor Anton und rief mit leidenſchaftlichem Ausdruck: „Wohlfart, es iſt mir fürchterlich, daß Sie um unſertwillen in dieſe Lage gekommen ſind!“

„Iſt dieſe Lage ſo ſchrecklich?“ fragte Anton mit trübem Lächeln.

„Für Ihr Gefühl vielleicht nicht,“ ſagte Lenore, „aber Sie opfern uns mehr, als wir verdienen. Wir ſind undankbar gegen Sie, Sie würden in andern Verhältniſſen glücklicher ſein.“ Sie ſtellte ſich an das Fenſter und weinte bitterlich. Erſchrocken trat Anton heran, ſie zu beruhigen. „Wenn Sie die lebhaften Äußerungen Ihres Herrn Vaters von vorhin meinen,“ ſagte er, „ſo iſt kein Grund, mich zu bedauern. Sie wiſſen, was wir über dieſen Punkt bereits früher geſprochen haben.“

„Es iſt nicht das allein“, rief Lenore weinend.

Anton wußte wie ſie, daß es nicht das allein war, er fühlte, daß ein Geſtändnis in den Worten lag. „Was es immer ſein mag,“ ſprach er heiter, „wollen Sie nicht auch mir die Freude gönnen, ein Abenteuer zu erleben? Freilich bin ich ein ungeſchickter Soldat, aber wie es ſcheint, wollen die Feinde mir auch nur wenig Gelegenheit geben, ihnen Schaden zu tun.“

„Niemand dankt Ihnen, was Sie für uns ertragen, niemand!“ rief Lenore wieder.

„Niemand?“ fragte Anton. „Habe ich nicht eine Freundin hier, welche nur zu ſehr geneigt iſt, das zu überſchätzen, was ich etwa tun kann? Lenore, Sie haben mir erlaubt.

Ihnen näher zu treten, als in gewöhnlichen Verhältniſſen möglich wird. Rechnen Sie für nichts, daß ich einige von den Rechten eines Bruders an Sie gewonnen habe?“

Lenore ergriff heftig ſeine Hand und drückte ſie. „Auch ich bin in der letzten Zeit anders gegen Sie geweſen, als ich hätte ſein ſollen. Ich bin ſehr unglücklich“, rief ſie leidenſchaftlich aus. „Keinem Menſchen kann ich geſtehen, was in mir vorgeht, der Mutter nicht, auch Ihnen nicht. Alles Vertrauen habe ich verloren und alle Faſſung.“ Sie preßte ihr Tuch an die Augen.

„Lenore!“ rief ungeduldig der Vater aus ſeinem Zimmer.

„Es iſt jetzt keine Zeit zu Erklärungen,“ ſagte ſie ruhiger; „wenn wir dieſen Tag überſtanden haben, will ich mir Mühe geben, ſtärker zu ſein als jetzt. Helfen Sie mir dabei, Wohlfart.“

Lenore eilte nach dem Zimmer des Freiherrn, Anton blieb in trüben Gedanken zurück. Unterdes fiel das helle Sonnenlicht auf den Hofraum des Schloſſes, die Männer gingen aus der Wachtſtube und ſtellten ſich an der Schwelle auf, auch die Weiber drängten aus den finſtern Räumen und mußten mit Ernſt zurückgewieſen werden. Nachdem der erſte Schreck überſtanden war, hatten die Leute wieder Mut und allerlei Gedanken. „Wer weiß, ob ſie das Schloß nicht vergeſſen haben“, ſagten die einen, „oder ob ſie den Mut haben uns anzugreifen“, die andern, und ein kluger Schneider bewies durch geſchicktes Zuſammenflicken der verſchiedenen Nachrichten, alle polniſchen Röcke ſeien längſt bis hinter Rosmin gezogen. Aber ſo eifrig auch jeder die Überzeugung ausſprach, daß die Gefahr vorüber ſei, ſo hörten doch alle ängſtlich auf den Tritt der Wachen im Hauſe und ſahen immer wieder nach dem Turm, ob nicht von dort ein Signal komme. Auch Anton fand das Warten unleidlich, er ſtieg endlich auf den Turm. Dort war auf der Plattform die befehlende Macht des Schloſſes verſammelt, der blinde Freiherr ſaß auf ſeinem Seſſel, hinter ihm lehnte die hohe Geſtalt Lenores, welche ihren Sonnenſchirm über die Augen des Vaters hielt; in den breiten Schießſcharten ſaßen vier Büchſenſchützen, oben auf dem Mauerwerk ließ Fink

die Beine in die freie Luft hinaushängen und blies die blauen Wolken einer Zigarre in den Wind.

„Nichts zu ſehen?“ fragte Anton.

„Nichts“, erwiderte Fink, „als ein betrunkener Haufe unſerer Dorfleute, welcher dort auf dem Wege nach Tarow abzieht.“ Er wies auf eine dunkle Maſſe, welche gerade im Walde verſchwand. „Es iſt gut, daß wir das Geſindel los ſind. Sie haben Furcht vor den grauen Joppen und halten für ratſamer, woanders zu plündern. Noch iſt jede Stunde Verzögerung ein Gewinn, wir haben eben berechnet, daß Hilfe im beſten Fall vor morgen mittag nicht zu erwarten iſt. Für einen Beſuch von vollen vierundzwanzig Stunden ſind die Herren hinterm Walde nicht intereſſant genug. — Ein vortrefflicher Punkt, Herr von Rothſattel, dieſes Dach hier. Zu ſehen iſt nicht viel, etwas Kiefernwald, Ihre Felder und Sand. Aber eine glorioſe Höhe zur Verteidigung. Daß es um das Schloß herum ſo kahl iſt und kein Baum und kein Strauch ſteht, iſt von gefühlvollen Herzen als unangenehm beklagt worden. Ich finde gerade das prachtvoll; mit Ausnahme der erſten Scheuer des Hofes, die immerhin in gerader Linie gegen dreihundert Schritt von dieſem Punkt entfernt iſt, gibt es für einen feindlichen Tirailleur keinen Verſteck, der größer wäre als ein Maulwurfshügel. So weit eine Büchſenkugel reicht, beherrſcht man hier die Ebene ſouverän. Nur das Gebüſch dort iſt im Wege, ich glaube, es iſt eine Anpflanzung von Fräulein Lenore.“

„Ich bekenne mich ſchuldig“, ſagte Lenore.

„Wohlan,“ entgegnete Fink nachläſſig, „dann ſollen Sie die Kurkoſten bezahlen, wenn wir getroffen werden. Ein halbes Dutzend Schützen finden Verſteck darin.“

„Es iſt Lenores Lieblingsplatz,“ ſagte der Freiherr entſchuldigend, „ſie hat dort eine Raſenbank, es iſt die einzige Stelle, wo ſie im Freien ſitzen kann.“

„Ah,“ ſagte Fink, „das iſt etwas anderes“; er ſah ſich nach Lenore um, ſie war von der Seite ihres Vaters verſchwunden. Gleich darauf wurde das Hoftor geöffnet, Lenore eilte, gefolgt von einigen Arbeitern, auf den Buſch zu. Fink rief verwundert hinunter: „Was wollen Sie, Fräu-

lein?“ Lenore machte mit der Hand die entſchloſſene Gebärde des Niederſchlagens, ſie ſelbſt faßte ein Fichtenſtämmchen und hob es mit Anſtrengung aller Kräfte aus der Erde. Die Männer folgten ihrem Beiſpiel. Nach wenig Augenblicken war die junge Pflanzung ausgeriſſen. Dann nahm Lenore im Eifer ſelbſt die Hacke und ſchlug auf die Raſenbank, dieſe zu zerſtören.

Anton hatte die Bäume mit dem Fräulein gepflanzt, beide hatten ſich lebhaft über die gute Wirkung gefreut, die das Gebüſch hervorbrachte, täglich war ſeitdem Lenore dort geweſen, jeder von den kleinen Stämmen war ihr ein perſönlicher Freund. Jetzt ſah Anton ſchweigend der Vernichtung zu, zuletzt konnte er ſich nicht enthalten, mit einiger Kälte zu ſagen: „Die ſchwache Pflanzung hätte uns wenig geſchadet, du haſt ſicher eine unnütze Zerſtörung veranlaßt.“

„Ei,“ erwiderte Fink, „Fräulein Lenore handelt wie ein vorſichtiger Feſtungskommandant. Die erſte Bravour ſolcher Talente iſt immer, die Anlagen um ihre Feſtung zu raſieren, und dieſes Gebüſch kann an jedem Frühlingstage wieder geſetzt werden. — Tragt das Holz weiter ab nach dem Wirtſchaftshofe,“ rief er den Männern zu, „werft auch die hölzerne Einfaſſung des Brunnens auseinander, ſchafft die Bohlen nach dem Hofe und verdeckt die Öffnung.“

Als Lenore wieder hinter den Stuhl des Freiherrn trat, nickte er ihr zu wie ein älterer Genoſſe dem jüngern, nahm ſein Fernrohr und unterſuchte wieder den Rand des Waldes.

So blieb die Geſellſchaft wohl eine Stunde lang, niemand hatte Luſt zu ſprechen; was Fink gelegentlich ſcherzte, fiel auf unfruchtbaren Boden. Anton ſtieg hinunter, die Leute in Ordnung zu halten, aber es trieb ihn wieder auf die Zinne, und wie die andern ſah er unverwandt nach dem Waldwege. Endlich ſagte Fink nach längerem Stillſchweigen, ſeine Zigarre wegwerfend: „Es wird Abend, wir erweiſen unſern Gäſten zuviel Ehre, wenn wir dabei beharren, ſie in ſolcher ſtiller Andacht zu erwarten. Als die Nachricht von dem Anmarſch zu uns kam, waren Wohlfart und ich hier im Hauſe nötig, und da Karl in der Ferne meinem armen Pferde die Beine bricht, ſo hatten wir nie-

mand, den wir als Patrouille zum Rekognoszieren ausschicken konnten. Jetzt rächt sich diese Unterlassungssünde, wir sitzen hier im Bau gefangen, und die Leute ermüden, bevor der Feind kommt. Es wird unvermeidlich, daß sich einer von uns mit ein paar Leuten auf die Gäule wirft und weitere Nachricht über den Feind einholt. Diese Stille ist unnatürlich, man sieht auf dem ganzen freien Felde keinen Menschen, keinen auf all den Feldwegen, es scheint mir seltsam, daß seit zwei Stunden keine Flüchtlinge mehr vom Walde herkommen, auch die Rauchwolke auf Neudorf zu ist verschwunden."

Anton schickte sich schweigend an, den Turm zu verlassen. „Geh, mein Sohn," sagte Fink, „nimm dir die sichersten Leute mit, sieh nach, wie es im Dorfe steht, und hüte dich vor dem Kieferwald. Halt, noch einen Augenblick, ich will den Wald noch einmal mit dem Fernrohr durchsuchen." Er sah lange hin, betrachtete jeden Baum und setzte das Rohr endlich ab. „Es ist nichts zu sehen", sagte er nachdenkend. „Trügen die Herren, die wir erwarten, etwas anderes als Bauernsensen, so müßte man annehmen, daß eine Teufelei im Werk wäre. So aber ist alles Ungewißheit. Hüte dich vor dem Walde."

Anton verließ den Turm, rief den Techniker und zwei Knechte, ließ das Pferd des Barons und drei der schnellsten Ackerpferde losbinden und vom Schmied das Tor öffnen. Die Reiter ritten zuerst auf den Wirtschaftshof. Alles war still und im tiefsten Frieden. Die Hühner, welche Karl vor einigen Wochen gekauft hatte, scharrten auf dem Mist, seine Tauben gurgelten auf dem Strohdach, ein kleiner Hund, der mit dem Schmied aus Kunau gelaufen war, hatte sich unterdes selbst zum Wächter des verlassenen Hofes gemacht und bellte die Reiter argwöhnisch an. Geschlossen trabten sie durch das Dorf vor die Schenke, die Schenkstube war leer. Anton rief nach dem Wirt. Nach einer Weile kam der Mann bleich an die Tür gestürzt und schlug die Hände zusammen, als er Anton sah. „Gerechter Gott, Herr Wohlfart, daß Sie noch hier sind; ich habe geglaubt, Sie wären längst mit der Herrschaft geflüchtet nach Rosmin oder unter

unſere Soldaten. Gott, iſt das ein Unglück! Der Bratzky iſt hier in der Stube geweſen und hat die Leute aufgeredet gegen die Herrſchaft im Schloſſe und gegen die Deutſchen. Er konnte ſie aber nicht dazu bringen, daß ſie vor das Schloß rückten. So iſt der größte Teil der Dorfleute auf Tarow zu den Polen gezogen, die zurückgeblieben ſind, haben ſich verſteckt; ich bin dabei zu vergraben, was ich in der Eile wegſchaffen kann."

‚Wo ſtehn die Feinde jetzt?" fragte Anton.

„Ich weiß es nicht," rief der Schenkwirt, „aber ich weiß, daß es iſt ein großes Heer, auch Ulanen dabei in Uniform."

„Wißt Ihr, ob der Wald ſicher iſt nach Neudorf zu?"

„Wie kann er ſicher ſein, es iſt in den letzten Stunden niemand von Neudorf hergekommen. Wäre der Weg frei, ſo müßte jetzt das halbe Dorf hier ſein, in meiner Schenke oder bei Ihnen auf dem Schloſſe."

„Ihr habt recht. Wollt Ihr die Banden hier erwarten?" fragte Anton, zum Abritt bereit; „Ihr ſeid im Schloſſe ſicherer."

„Wer weiß!" rief der Wirt. „Ich kann nicht fort; wenn ich gehe, wird mir verwüſtet der ganze Kretſcham."

„Aber Eure Weiber?" fragte Anton, das Pferd anhaltend.

„Ich muß Leute haben zur Hilfe", klagte der verzweifelte Wirt. „Wenn ſie auch jung ſind, ſie müſſen es durchmachen. Da iſt die Rebekke, meiner Schweſter Kind, ſie iſt aus einer Familie, die gewöhnt iſt an den Handel. Sie verſteht das Weſen mit den Bauern, ſie weiß Geld zu kriegen, auch wenn einer ganz betrunken iſt. „Rebekke," rief er zurück, „der Herr Wohlfart laſſen dich fragen, ob du willſt aufs Schloß, daß du ſicher biſt vor den wilden Männern." Das volle Geſicht Rebekkas, von rötlichem Haar eingefaßt, tauchte aus dem Kellerloch des Hauſes hervor.

„Was tu ich mit dem Schloß, Onkel?" rief ſie entſchloſſen. „Wie heißt wilde Männer? Unſere Bauern ſind die wildeſten Männer in der ganzen Gegend; wenn ich mit denen fertig werde, werde ich auch fertig mit den andern. Die Muhme hat verloren ihren Kopf, es muß doch ein Menſch

da ſein, der mit den Gäſten hantiert. Ich bedanke mich, gnädiger Herr, ich fürchte mich nicht; die Herren, welche ſind bei den Haufen, werden nicht leiden, daß mir einer etwas antut."

„Vorwärts, ihr Männer!" rief Anton. Sie trabten weiter durch das Dorf, alle Türen waren geſchloſſen, aus den kleinen Fenſtern ſah hier und da ein Frauenkopf verſtört den Reitern nach. So kamen ſie auf dem breiten Feldweg bis in die Nähe des Waldes. „Wo der Weg in den Wald hineinläuft," ſagte der eine Knecht zu Anton, „iſt zur linken Hand junges Holz. Dort können viele hundert Mann im Verſteck liegen und wir ſehen ſie nicht, ſie werden uns wegputzen oder den Weg nach dem Schloſſe abſchneiden."

„Du haſt recht," ſagte Anton, „wir reiten über das Feld bis an die hintere Seite des jungen Schlages, dort ſtehen die Stämme einzeln, wir können hinein und wieder zurück. Von dort ſuchen wir zu Fuß das junge Holz ab." So lenkten ſie von der Straße, ritten über das Blachfeld, und ihre Pferde betraten in Schußweite von der Schonung den Wald. „Jetzt herunter von den Pferden", ſagte Anton zu den Knechten. Anton und die Knechte gaben die Zügel dem Techniker, nahmen die Gewehre in die Hand und ſchritten vorſichtig an das Buſchwerk. „Schießt hinein", befahl Anton, „und dann zurück zu den Pferden, ſo ſchnell ihr laufen könnt." Die Schüſſe raſſelten in das junge Holz, einige Sekunden darauf antwortete ein unregelmäßiges Feuer aus mehreren Gewehren, ein lautes Geſchrei folgte. Die Kugeln pfiffen über den Kopf Antons, aber die Entfernung war nicht gering, und im ſchnellen Lauf kamen die Männer unbeſchädigt zu ihren Pferden. „Galopp, wir wiſſen genug. Sie waren nicht ſo ſchlau, ruhig zu bleiben." Flüchtig raſſelte die kleine Schar auf der Landſtraße dem Schloſſe zu, hinter ihnen klang der laute Ruf ihrer Verfolger. Atemlos kamen die Reiter vor dem Schloſſe an, im Hofe fand Anton alles alarmiert. Fink erwartete ihn am Eingange.

„Du hatteſt recht," rief ihm Anton entgegen, „ſie lagen im Hinterhalt, gewiß ſchon mehrere Stunden, vielleicht war

ihnen zumeiſt daran gelegen, dich oder uns beide auf dem Wege nach Neudorf zu faſſen. Sie hätten dann das Schloß ohne Kampf in die Hände bekommen."

„Wieviel mögen ihrer ſein?" fragte Fink.

„Du ſahſt, wir hatten keine Zeit zum Zählen", entgegnete Anton. „Sicher iſt ein Haufe vorgeſchoben, und die größere Maſſe liegt weiter hinten im Walde."

„Wir haben ſie aufgeſtört," erwiderte Fink, „jetzt können wir ihren Beſuch erwarten. Es iſt unſerer Leute wegen beſſer jetzt vor Sonnenuntergang als bei Nacht."

„Sie kommen!" rief Lenores Stimme vom Turme herunter.

Die Freunde eilten auf die Plattform. Als Anton über die Zinne des Turmes ſah, neigte die Sonne zum Untergang. Der Himmel ſtrahlte in blendender Goldfarbe und verwandelte das Grün der Wälder in bräunliche Bronze. Aus dem Waldwege trabte ein Trupp Reiter, etwa eine halbe Schwadron, in geordnetem Zuge auf das Dorf zu, mehr als hundert Mann zu Fuß folgten, der erſte Zug mit Gewehren, der andere mit Senſen bewaffnet. Das ſchöne Abendlicht umſtrahlte die Geſtalten auf dem Turme. Ein Käfer ſummte luſtig um Antons Ohr, und oben in der Luft klang das Abendlied der Lerche. Unterdes zog unten die Gefahr heran. Immer näher wand ſie ſich auf dem gekrümmten Wege, eine dunkle langgeſtreckte Maſſe, unhörbar, nur dem Auge erkenntlich. Vor dem Ohre ſummte der Käfer fort, und die Lerche ſang weiter in ihrem Freudenlied. Endlich verſchwand der Zug hinter den erſten Hütten des Dorfes. Es waren Augenblicke lautloſer Stille, alle ſahen unverwandt auf die Stelle, wo der Feind wieder ſichtbar werden mußte; neben Anton ſtand Lenore, ſie umklammerte mit der Linken ein Gewehr und hielt die Rechte in einer Jagdtaſche, in der ihre Hand, ohne daß ſie es wußte, die Kugeln klappernd in Bewegung ſetzte. Als die Reiter in der Mitte des Dorfes ſichtbar wurden, griff Fink an ſeine Mütze und ſagte feierlich: „Jetzt auf unſere Poſten, ihr Herren. Du, Anton, habe die Güte, den Freiherrn hinunterzuführen." Als Anton, den Blinden ſtützend, die Stufen her-

abſtieg, wies er zurück auf Lenore, welche unbeweglich auf den heranziehenden Feind hinſtarrte. „Auch Sie, gnädiges Fräulein, bitte ich, an Ihre Sicherheit zu denken“, fuhr Fink fort.

„Ich bin am ſicherſten hier“, erwiderte Lenore trotzig und ſtieß mit dem Kolben ihres Gewehres auf den Stein. „Sie werden nicht verlangen, daß ich jetzt den Kopf in das Sofa drücke, wo Sie im Begriffe ſind, um das Leben zu ſpielen.“

Fink ſah voll Bewunderung in das ſchöne Antlitz und ſagte: „Ich habe nichts dagegen. Wenn Sie ſich entſchließen können, auf dieſem Seſſel Platz zu nehmen, ſo ſind Sie hier ſo ſicher, wie irgendwo im Schloſſe.“

„Ich werde vorſichtig ſein“, erwiderte Lenore mit einer abwehrenden Bewegung der Hand.

„Und ihr verbergt euch hinter der Mauer, meine Knaben,“ ſagte Fink, „hütet euch, eine Schulter oder den Zipfel eurer Mütze zu zeigen; und feuert nicht eher, als ich euch mit dieſem Schreihals ein Zeichen gebe, ihr werdet den Ton auch hier oben hören.“ Er holte eine breite Pfeife von fremdartigem Ausſehen hervor. „Auf Wiederſehen“, ſagte er, Lenore mit ſtrahlendem Blick betrachtend.

„Auf Wiederſehen“, antwortete Lenore, ihren Arm erhebend, und ſah dem Hinabſteigenden nach, bis die Tür hinter ihm zufiel.

In der Vorderhalle fand Fink den Freiherrn. Der arme Herr war durch die Spannung des langen Tages und durch das Gefühl ſeiner Unbrauchbarkeit da, wo er tätig zu ſein für ein Vorrecht ſeines Standes hielt, in einen Wirbel von ſchmerzlichen Empfindungen verſetzt. In früheren Jahren hätte er jede perſönliche Gefahr mit der beſten Haltung durchgemacht. Wie ſehr ſeine Kraft gebrochen war, zeigte ſich jetzt, wo es ihm nicht gelang, ſeine Faſſung zu bewahren. Seine Hände griffen unruhig umher, als ſuchten ſie eine Waffe, und ein ſchmerzliches Stöhnen drang aus tiefer Bruſt herauf. „Mein gütiger Gaſtfreund,“ redete Fink ihn an, „da Ihre Unpäßlichkeit Ihnen noch unbequem machen muß, mit den Fremden zu verhandeln, ſo bitte ich Sie um Erlaubnis, dies in Ihrem Namen zu tun.“

„Sie haben Vollmacht, lieber Fink," erwiderte der Freiherr mit heiserer Stimme; „in der Tat ist das Befinden meiner Augen nicht so, daß ich hoffen kann etwas zu nützen. Ein jämmerlicher Krüppel!" rief er laut und bedeckte das Gesicht mit seinen Händen. Fink wandte sich achselzuckend ab, öffnete einen Schieber in der eichenen Bohlentür, welche bestimmt war, auf die noch nicht aufgeschüttete Rampe zu führen und sah hinaus.

„Erlauben Sie mir," bat Anton den Freiherrn, „Sie an einen Platz zu führen, wo Sie den Kugeln nicht unnötig ausgesetzt sind."

„Bekümmern Sie sich nicht um mich, junger Mann," sagte der Freiherr; „es ist heute an mir weniger gelegen als an dem ärmsten Tagelöhner, der um meinetwillen ein Gewehr in die Hand nimmt."

„Hast du mir noch etwas aufzutragen?" sagte Anton zu Fink, sein Gewehr ergreifend.

„Nichts," erwiderte dieser lächelnd, „als daß du deine Vorsicht nicht vergißt, wenn du selbst ins Handgemenge kommst. Gute Geschäfte." Er streckte ihm die Hand hin, Anton ergriff sie und eilte in den Hof.

„Jetzt begutachten die Feinde Ihre Wirtschaft," sagte Fink zu dem Freiherrn; „in wenig Augenblicken werden wir die Herren hier haben. Da kommen sie, Reiter und Fußvolk. Sie machen halt an der Scheuer, ein Reitertrupp avanciert, es ist der Stab, hübsche Jungen darunter, ein paar elegante Pferde, sie reiten außer Schußweite um das Schloß. Sie sind vorsichtiger, als ich erwartete. Sie suchen einen Eingang, wir werden sogleich den Hammer am Hintertore hören."

Alles blieb still. „Merkwürdig", sagte Fink. „Es scheint mir Kriegsgebrauch, die Besatzung vor dem Angriff zur Übergabe aufzufordern; dort aber kommen die Offiziere um das Schloß herum in Karriere zu ihrem Fußvolk zurück. Hat ihnen Wohlfart solchen Schrecken eingejagt, daß sie ventre à terre geflohen sind?"

Das Dröhnen der Pferdehufe und der dumpfe Tritt des Fußvolkes wurde gehört.

„Wetter," fuhr Fink fort, „das ganze Korps marſchiert wie zur Parade auf unſerer Seite des Schloſſes auf; wenn ſie von dieſer Seite Ihre Feſtung erſtürmen wollen, ſo müſſen ſie merkwürdige Begriffe von Berennung eines feſten Platzes haben. Sie machen Front gegen uns, zweihundert Schritt Diſtanz. Das Fußvolk zwei Mann hoch in der Mitte, die Reiter an den Flügeln. Ganz römiſche Schlachtordnung. der reine Julius Cäſar. Seht, ſie haben einen Tambour, der Kerl tritt vor, das Geklapper, welches Sie hören, iſt ein Trommelwirbel. — Ah! der Anführer reitet vor die Front. Er kommt heran und hält gerade vor dieſer Tür. Die Artigkeit erfordert, daß wir nach dem Begehr dieſes Herrn fragen." Fink faßte den ſchweren Riegel der Tür und ſchob ihn zurück, die Tür flog auf, Fink trat auf die Schwelle, den Eingang deckend, die Doppelflinte nachläſſig in der Hand. Als der Reiter die ſchlanke Geſtalt im weidgerechten Koſtüm ſo ruhig vor ſich ſtehen ſah, parierte er ſein Pferd und griff an den Hut, Fink dankte durch eine leichte Neigung des Kopfes.

„Ich wünſche den Beſitzer dieſes Gutes zu ſprechen", rief der Reiter hinauf.

„Nehmen Sie unterdes mit mir vorlieb," antwortete Fink, „ich ſtehe an ſeiner Stelle hier."

„So ſagen Sie dem Gutsherrn, daß wir einen Befehl der Regierung in ſeinem Hauſe zu erfüllen haben", rief der Reiter.

„Möge Ihre Ritterlichkeit mir die Frage erlauben, welche Regierung ſo leichtſinnig war, Ihnen einen Befehl für den Freiherrn von Rothſattel zu übergeben. Wie ich höre, ſind hierzulande die Anſichten über Regierung in Unordnung gekommen."

„Das polniſche Zentral-Komitee iſt Ihre wie meine vorgeſetzte Behörde", rief der Reiter.

„Es iſt ſehr artig von Ihnen, daß Sie einem Zentral-Komitee die Dispoſition über Ihren Hals einräumen; Sie werden uns erlauben, in dieſem Punkte der entgegengeſetzten Anſicht zu ſein."

„Sie ſehen, daß wir die Mittel haben, Gehorſam für die Befehle des Gouvernements zu erzwingen, und ich rate Ihnen, uns nicht durch Widerſetzlichkeit zur Anwendung von Gewalt zu zwingen.“

„Ich danke Ihnen für dieſen Rat, und würde Ihnen noch mehr verbunden ſein, wenn Sie in Ihrem Dienſteifer nicht vergeſſen wollen, daß der Grund, auf dem Sie ſtehen, kein öffentlicher Marſtall, ſondern Privateigentum iſt, und daß fremde Pferdehufe ihre Sprünge darauf nur mit Bewilligung des Gutsherrn machen dürfen. Soviel ich weiß, haben Sie dieſe nicht eingeholt.“

„Genug der Worte, mein Herr,“ rief der Reiter ungeduldig; „wenn Sie in der Tat das Recht haben, den Beſitzer dieſes Gutes zu vertreten, ſo fordere ich Sie auf, den Zugang zu dieſem Schloß ohne Verzug zu öffnen und Ihre Waffen auszuliefern.“

„Leider“, erwiderte Fink, „bin ich in der unbequemen Lage, Ihren Wunſch nicht zu gewähren. Ich füge noch die Bitte hinzu, daß Sie nebſt den Herren in zerriſſenen Stiefeln, welche dort hinten ſtehen, ſo ſchnell als möglich dieſen Ort verlaſſen. Meine jungen Leute ſind gerade im Begriff zu unterſuchen, ob ſie die Maulwürfe unter ihren Füßen treffen können. Es würde uns leid tun, wenn wir dabei die nackten Zehen Ihrer Begleiter beſchädigen ſollten. — Gehen Sie, mein Herr!“ rief er, plötzlich ſeinen nachläſſigen Ton verändernd, mit einem ſo kräftigen Ausdruck von Zorn und Verachtung, daß das Pferd des Reiters bäumte und der Mann nach der Piſtole im Halfter griff.

Während dieſer Unterredung hatten ſich die Reiter und einzelne Haufen des Fußvolkes näher herangezogen, um die Worte des Geſprächs aufzufangen. Mehr als einmal ſenkte ſich ein Flintenlauf, er wurde aber jedesmal durch einzelne Reiter, welche ihr Pferd vor die Reihe der Bewaffneten drängten, zurückgeſchlagen. Bei den letzten Worten Finks legte eine wüſte Geſtalt in einer alten Friesjacke die Waffe an, ein Schuß knallte, die Kugel fuhr neben Finks Wange in die Bohlen der Tür. In demſelben Augenblick erſcholl in der Höhe ein unterdrückter Schrei, an der Zinne des

Turmes flammte es hell auf, der vorſchnelle Geſell ſtürzte getroffen auf den Boden. Der Parlamentär warf ſein Pferd herum, die Angreifer fuhren zurück, und Fink verſchloß die Tür. Als er ſich umwandte, ſtand Lenore auf dem erſten Abſatz der Treppe, das abgeſchoſſene Gewehr in der Hand, die großen Augen verſtört auf Fink geheftet. „Sind Sie verwundet?“ rief ſie außer ſich.

„Durchaus nicht, mein treuer Kamerad“, rief Fink. Lenore warf das Gewehr weg und ſank zu den Füßen ihres Vaters nieder, ihr Geſicht auf ſeinem Knie verbergend. Der Vater beugte ſich über ſie, faßte ihr Haupt mit den Händen, und die nervöſe Erſchütterung der letzten Stunden verurſachte, daß ein konvulſiviſches Schluchzen über ihn kam. Die Tochter umſchloß leidenſchaftlich die bebende Geſtalt des Vaters und hielt ihn lautlos in ihren Armen. So hielten ſie einander umſchlungen, ein gebrochenes Leben und ein anderes, in welchem die Glut des Lebens zu hellen Flammen aufſchlug. Fink ſah zum Fenſter hinaus, die Feinde hatten ſich zurückgezogen, die Führer ritten außer Schußweite zuſammen, wie es ſchien, zur Beratung. Schnell trat er zu Lenore, und die Hand auf ihren Arm legend, ſagte er: „Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein, daß Sie ſo entſchloſſen die Strafe an dem Elenden vollzogen. Jetzt bitte ich Sie, mit Ihrem Herrn Vater dieſe Stelle zu verlaſſen. Wir werden uns beſſer halten, wenn nicht die Sorge um Sie unſer Auge vom Feinde abzieht.“ Lenore ſchreckte bei ſeiner Berührung zuſammen, und eine heiße Röte ſtieg ihr auf Wangen und Stirn.

„Wir werden gehen,“ antwortete ſie mit niedergeſchlagenen Augen, „komm, mein Vater.“ Sie führte den Freiherrn, der ihr widerſtandslos folgte, die Treppe hinauf in das Zimmer der Mutter. Dort rang ſie mit Heldenkraft nach Faſſung, ſie ſetzte ſich an das Lager der Kranken und erſchien den Abend nicht wieder in Finks Nähe.

„Jetzt ſind wir unter uns,“ rief Fink den Wachen zu, „jetzt kurze Diſtanz und ruhiges Zielen. Wenn ſie an dieſen Steinhaufen ſtürmen, ſo ſollen ſie ſich nichts als blutige Köpfe holen.“

So ſtand er mit ſeinen Genoſſen und ſah mit ſcharfem Auge auf die Reihen der Gegner. Dort war große Rührigkeit, einzelne Abteilungen zogen nach dem Dorfe, die Reiter ritten auf der Straße hin und her, es war etwas im Werke. Endlich ſchleppte ein Trupp dicke Bretter und eine Reihe leerer Wagen herbei. Die obern Teile derſelben wurden heruntergehoben und die Untergeſtelle in einer Reihe aufgefahren, die Deichſeln vom Schloß ab, die Hinterräder dem Schloß zugekehrt; dann wurden Bretter auf dem Boden übereinandergenagelt und Schirmdächer gemacht, welche durch Stangen ſchräge an dem Hinterteil der Wagen befeſtigt, einige Fuß über das Wagengeſtell vorragten und fünf bis ſechs Männern erträglichen Schutz gaben.

„Bittet Herrn Wohlfart, ſich hierherzubemühen", rief Fink einem der Schützen zu.

„Hier wurde geſchoſſen," fragte Anton in die Halle tretend, „iſt jemand verwundet?"

„Dieſe dicke Tür und einer von dem Geſindel dort", entgegnete Fink. „Sie gaben vom Turm ohne Befehl Antwort auf den erſten Schuß der Feinde."

„Im Hofe iſt kein Feind zu ſehen. Vorhin kam ein Trupp Reiter an das Tor, einer wagte ſich bis dicht an die Planken und verſuchte durchzuſehen. Als ich mich aber über den Zaun erhob, ſtob er wie entſetzt davon."

„Sieh dorthin," ſagte Fink, „ſie machen ſich ein Familienvergnügen, kleine Barrikaden. Solange dies Abendlicht uns zu ſehen verſtattet, iſt die Gefahr nicht groß. Aber in der Nacht können ſie mit dieſen Räderdächern nahe genug heran."

„Der Himmel bleibt klar," ſagte Anton, „es wird eine helle Sternnacht."

„Wenn ich nur wüßte," ſagte Fink, „weshalb ſie die Tollheit haben, gerade die ſtärkſte Seite unſerer Feſtung anzugreifen. Es iſt nicht anders, dein friedliches Geſicht hat auf ſie gewirkt wie das Haupt der Gorgo. Du wirſt von jetzt an als Scheuche verſchrieben werden in allen Slawenkriegen."

Es war dunkel geworden, als das Hämmern an den Wagen aufhörte. Ein Kommando wurde gehört, die Befehlshaber riefen einzelne Leute bei Namen an die Deichseln, ſechs bewegliche Dächer fuhren mit großer Schnelligkeit etwa dreißig Schritt vor der Vorderſeite des Schloſſes auf.

„Jetzt gilt's“, rief Fink. „Bleibe hier und wahre den Unterſtock.“ Fink ſprang die Treppe hinauf, die lange Reihe der Vorderzimmer war geöffnet, man konnte von einem Ende des Hauſes zum andern ſehen. „Hütet eure Köpfe“, rief er den Wachen zu. Gleich darauf fuhr eine unregelmäßige Salve nach den Fenſtern des Oberſtocks, der bleierne Hagel raſſelte durch die Glasſcheiben, klirrend flogen die Splitter auf die Dielen. Fink ergriff ſeine Pfeife, ein gellender Ton drang mit langen Schwingungen durch das ganze Haus, oben vom Turm und aus beiden Stockwerken antworteten die Salven der Belagerten. Und jetzt folgten von beiden Seiten unregelmäßig die knatternden Schüſſe. Die Belagerten waren im Vorteil, ihr Schutz war beſſer und die Dunkelheit in den Zimmern größer als im Freien. In den kurzen Pauſen hörte man Finks laute Stimme: „Ruhig, ihr Männer, deckt euch!“ Er war überall, ſein leichter Tritt, der helle Klang ſeines Zurufs, zuweilen ein wildes Scherzwort ermutigten jeden Schützen des Hauſes. Sie erfüllten mit Entzücken und Schauer auch die Seele Lenores, welche das Fürchterliche ihrer Lage nicht mehr empfand und bei den krampfhaften Bewegungen des Vaters und dem leiſen Stöhnen der Mutter nicht verzweifelte, denn wie ein Gruß des Heils tönten die Worte des geliebten Mannes in ihr Ohr.

Wohl eine Stunde dauerte der Kampf um die Mauern des Hauſes. Finſter lag der rieſige Bau in dem matten Licht der Sterne, kein Licht, keine Geſtalt war von außen zu erblicken, nur der Feuerſtrahl, welcher zuweilen aus einer Ecke der Fenſteröffnungen herunterfuhr, verkündigte den draußen, daß tödliches Leben im Schloſſe war. Wer durch die Zimmerreihe ſchritt, der konnte hier und da eine dunkle Geſtalt hinter dem Schatten eines Pfeilers erkennen, er ſah

vielleicht das Auge in Spannung glänzen und das Haupt ſich vorbeugen, um eine Blöße des Feindes zu erſpähen. Wohl keiner der Männer, welche jetzt Kriegsdienſte taten, war an blutige Arbeit gewöhnt, vom Pfluge, von der Werkſtatt, aus jeder Art von friedlicher Tätigkeit waren ſie hier zuſammengekommen, und ängſtliche Spannung, fieberhafte Erwartung war den ganzen Tag über auch im Geſicht der Stärkſten ſichtbar geweſen.

Jetzt ſah Anton mit einem düſtern Behagen, wie ruhig er ſelbſt und wie mutig die Leute waren. Sie waren in Tätigkeit, ſie arbeiteten; noch bei dem tödlichen Werke der Zerſtörung war die Kraft zu erkennen, die jedes emſige Tun dem Menſchen gibt. Nach den erſten Schüſſen luden die auf der Vorderſeite ſo beſonnen, als übten ſie ihr gewöhnliches Tagewerk. Das Geſicht des Knechtes ſah nicht ſorgenvoller aus, als wenn er zwiſchen ſeinen Ochſen hindurch auf die Ackerfurche blickte, und der gewandte Schneider faßte Rohr und Kolben ſeiner Waffe mit derſelben Gleichgültigkeit wie das Holz ſeines Bügeleiſens. Nur die Wachen im Hofe waren unruhig, aber nicht aus Furcht, ſondern weil ſie mißvergnügt waren über die eigene Untätigkeit. Zuweilen verſuchte ein kecker Geſell ſich hinter Antons Rücken in das Haus zu ſtehlen, um auf der Vorderſeite ſeinen Schuß abzufeuern, und Anton mußte den Techniker an die Hoftür poſtieren, um das mutige Entweichen zu hindern.

„Nur einmal, Herr Wohlfart, laſſen Sie mich auf das Volk ſchießen“, bat ein junger Burſch aus Neudorf flehentlich.

„Wartet,“ erwiderte Anton, „auch ihr werdet daran kommen, in einer Stunde löſt ihr die auf der Vorderſeite ab.“

Unterdes ſtiegen die Sterne auf, immer höher, auf beiden Seiten wurden die Schüſſe ſpärlich, wie eine Ermüdung kam es über beide Teile.

„Unſere Leute haben die beſſere Kraft,“ ſagte Anton zu dem Freunde, „die im Hofe ſind nicht mehr zu halten.“

„Das Ganze iſt nicht viel mehr als blindes Schießen,“ erwiderte Fink; „ſie verſuchen zwar ehrlich zu zielen, aber es iſt doch meiſt Zufall, wenn eine Kugel Unglück anrich-

tet. Außer einigen leichten Verwundungen iſt uns kein Schade geſchehen, und ich glaube, die dort unten haben das Vergnügen auch nicht viel teurer bezahlt."

Man vernahm das Rollen der Wagen. „Horch, ſie fahren ihre Streitwagen zurück." Das Feuern hörte auf, auf der ganzen Linie verſchwanden die dunkeln Maſſen in der Nacht. „Laß ablöſen," fuhr Fink fort, „und wenn du haſt, gib ihnen etwas zu trinken, denn ſie haben ſich als brave Männer gezeigt. Dann erwarten wir ruhig die Fortſetzung des Werks."

Anton ließ eilig einige Stärkungen unter die Mannſchaft verteilen und durchſchritt das ganze Haus, die Mannſchaft ablöſend und die Räume vom Boden bis zum Keller unterſuchend. In den Frauenſtuben des Unterſtocks hörte er ſchon von weitem ein klägliches Chaos von Stimmen. Als er eintrat, fand er die kahlen Wände durch eine kleine Küchenlampe notdürftig erhellt, der Boden war mit Stroh bedeckt, und auf der Streu kauerten und lagen in kleinen Häufchen die Frauen und Kinder neben ihren Sachen. Die Frauen drückten ihre Angſt durch jede Art von leidenſchaftlichen Bewegungen aus, manche hoben unaufhörlich die Hände in die Höhe und riefen die Hilfe des Himmels an, ohne etwas anderes zu empfinden als unendliche Angſt, andere ſtarrten verzweifelt vor ſich hin, ganz betäubt durch die Schrecken der Nacht; den behaglichſten Eindruck machten noch die Kinder, welche mit ganzer Seele heulten und ſich um nichts weiter kümmerten. In dieſem Jammer lagen drei kleine Kinder, mit den Köpfen auf ein Bündel Betten gelehnt und ſchliefen, die Händchen geballt, ſo ruhig wie in ihrer Bettſtelle zu Hauſe, und eine junge Frau ſaß in der Ecke, wiegte ein ſchlummerndes Kind in den Armen und ſchien alles übrige zu vergeſſen. Endlich trat ſie, immer auf ihr Kind ſehend, leiſe zu Anton heran und fragte, wie es ihrem Manne gehe.

Unterdes zündeten die Feinde draußen große Feuer an, ein Teil der Bewaffneten ſaß an den Flammen, man ſah, daß ſie Töpfe an das Feuer trugen und ihre Abendkoſt kochten. Auch in dem Dorfe ging es laut her, man hörte

dort ſchreien und kommandieren, und von der Höhe ſah man überall Lichter und ein ſtarkes Hin- und Herlaufen auf der Dorfſtraße. „Das ſieht nicht aus wie Ruhe“, ſagte Anton.

In dem Augenblick pochte laut der Hammer am Hintertor; die Freunde ſahen einander an und ſprangen ſchnell in den Hof. „Rothſattel und Rebhühner“, murmelte eine Stimme, die Loſung improviſierend. „Der Förſter!“ rief Anton. Er ſchob die Verrammelung zurück und ließ den Alten ein. „Schließen Sie zu,“ ſagte der Förſter, „ſie ſind mir auf der Spur. Guten Abend allerſeits; ich komme fragen, ob Sie mich brauchen können?“ — „Schnell ins Haus,“ rief Anton, „dort erzählen Sie.“

„Im Walde iſt alles ſtill wie in der Kirche“, ſagte der Förſter. „Auf der Waldwieſe am Erlenbach liegt das Vieh, auch der Schäfer iſt mit ſeinen Kreaturen dort. Der Vogt hält die Wache. Ich habe mich in der Finſternis als Schleichpatrouille in das Dorf gedrückt und komme Sie zu warnen. Da es mit dem Schießen nicht geglückt iſt, wollen's die Schufte mit Feuer verſuchen. Sie haben den Teer und die Wagenſchmiere aus dem ganzen Dorfe zuſammengebracht, die Kienſpäne der Bauernweiber aus den Höfen geholt, und wo ſie eine Ollampe fanden, haben ſie dieſe über Reiſigbündel ausgegoſſen.“

„Sie wollen das Hoftor in Brand ſtecken?“ fragte Fink.

Der Förſter verzog ſein Geſicht. „Das Hoftor iſt es nicht, vor dem haben ſie eine Höllenfurcht. Weil Sie doch Artilleriewagen und eine Haubitze im Hofraum haben.“ — „Artillerie?“ riefen die Freunde erſtaunt. „Ja,“ nickte der Förſter; „ſie haben durch die Schießlöcher des Zauns blaue Wagen geſehen und Pferde und eine Lafette.“

„Karls neue Kartoffelwagen und die Beſpannung,“ rief Anton, „und die Feuertonne.“

„Die wird wohl die Haubitze ſein“, erwiderte der Förſter. „Auf meinem Wege hierher guckte ich von hinten in den Hof der Schenke und lauerte, ob ich einen Bekannten erwiſchen könnte. Da kam Rebekka mit Waſſereimern in den Hof gelaufen, ich pfiff leiſe und rief ſie hinter den Stall. ‚Seid Ihr auch da, alter Schwede?‘ ſagte das tolle Ding,

‚nehmt Euch nur in acht, daß ſie Euch nicht eins auf den Kopf brennen; ich habe keine Zeit, mich mit Euch abzugeben, ich muß die Herren bedienen, ſie wollen Kaffee trinken.‘ Warum nicht gar Champagner, ſagte ich. Sie ſind wohl recht artig, die Herren, du hübſches Schickſel, ſagte ich, denn mit Floretten gewinnt man die Weiber. ‚Ihr ſeid ſelber ein häßlicher Schekez,‘ ſagte das Mädchen und lachte mich an, ‚macht, daß Ihr fortkommt.“ Sie werden dir doch nichts tun, kleine Rebekka? ſagte ich wieder und kniff ſie ein wenig in die Backen. ‚Das geht Euch nichts an, Ihr Hexenmeiſter,“ ſagte wieder der kleine Molch, ‚wenn ich ſchreie, kommt mir die ganze Stube zu Hilfe. Ich will nichts mit Euch zu tun haben.‘ Sei nicht ſo widerſpenſtig, mein Kind, ſagte ich, ſei ein gutes Mädel; fülle mir die Flaſche hier und bringe ſie mir heraus. Man muß in ſchlechten Zeiten etwas für ſeine Freunde tun. Darauf riß mir das Ding die Flaſche aus der Hand und ſagte: ‚Wartet, aber haltet Euch ſtill‘, und rannte mit ihren Eimern zurück. Nach einer Weile kam ſie wieder und brachte mir die Buddel ganz gefüllt, Kümmel und Korn, es iſt ein gutmütiges Geſchöpf. Und als ſie mir die Flaſche gab, rief ſie mir noch zu: ‚Wenn Ihr zu den jungen Herren im Schloß kommt, ſo ſagt ihnen, daß die da drin große Angſt vor ihrer Artillerie haben; ſie haben uns ausgefragt, ob es wahr wäre, daß ſie eine Kanone hätten. Ich habe ihnen geſagt, ich wüßte wohl, daß ſo ein großes Ding auf dem Gute ſein müßte.‘ — So ſchlich ich mich wieder fort und kroch im Graben bei Kerlen mit Senſen vorbei, die hinter unſerm Hof auf Wache ſtehen. Als ich ihnen an die hundert Schritt vor war, riß ich aus, ſie ſackermenterten hinter mir her. So ſteht's.“

„Das mit dem Feuer iſt ein unbequemer Einfall,“ ſagte Fink; „wenn ſie das Handwerk verſtehen, können ſie uns ausräuchern wie Dachſe.“

„Dieſe Schwelle iſt von Stein, und die dicke Tür iſt hoch über dem Boden“, ſagte der Förſter.

„Ich fürchte nicht die Flammen, ſondern den Rauch und die Helle,“ entgegnete Fink; „wenn ſie unſere Fenſter erleuchten, ſo werden die Leute noch ſchlechter treffen. Unſer

Glück iſt, daß die Herren auf engliſchen Sätteln, welche den Feind anführen, bis jetzt ſchwerlich andere Feſtungen eingenommen haben als ſolche, die durch einen Unterrock verſchanzt waren. Wir wollen alle Leute ins Vorderhaus werfen und hinten nur die notwendigſten Wachen halten, und wollen Rebekkas Lüge vertrauen."

Neue Patronen wurden ausgeteilt und eine neue Einteilung der Mannſchaft vorgenommen, in die Turmhallen des Unter- und Oberſtocks und oben auf die Plattform wurde mehr Mannſchaft geſtellt; unten kommandierte der Schmied, im Oberſtock Anton, der Förſter blieb mit einem kleinen Trupp in Reſerve. Und es war Zeit, denn wieder hörte man in der Ferne ein lautes Geſumm, Kommandowörter, den Tritt der Heranziehenden und das Rollen der Wagen.

„Haltet die Kugel im Lauf", rief Fink, „und ſchießt nur auf das Volk, das ſich an die Tür herandrängt."

Die Wagen mit dem Bretterdach fuhren auf wie vorher, ein polniſches Kommando erklang, und ein heftiges Feuer der Feinde begann, diesmal ausſchließlich auf die verhängnisvolle Tür und die Fenſter in der Nähe gerichtet. Wie mächtige Schläge donnerten die Kugeln an die Tür und das Mauerwerk, mehr als eine fand ihren Weg durch die Fenſteröffnungen und ſchlug über den Häuptern der Verteidiger an die Decke. Fink rief den Förſter: „Sie ſollen etwas wagen, Alter, ſtellen Sie Ihre Leute am Hintertor auf, öffnen Sie die Pforte, ſchleichen Sie dicht am Hauſe herum und faſſen Sie die Geſellen hinter den drei Wagen links, die ſich zu nahe an das Haus gewagt haben, von der Seite. Rücken Sie ihnen nah auf den Leib, Sie können die Mannſchaft raſieren, wenn Sie gut zielen. Die Wagen haben keine Deckung, ehe das Geſindel von hinten herzuläuft, ſind Sie wieder zurück. Seien Sie ſchnell und vorſichtig, ich gebe Ihnen mit der Pfeife ein Zeichen, wenn Sie aus dem Schatten der Mauer hervorbrechen ſollen."

Der Förſter nahm ſeine Leute zuſammen und eilte in den Hof, Fink ſprang in den Oberſtock zu Anton. Immer hef-

tiger wurde das Feuer der Feinde. „Diesmal wird es grimmiger Ernſt“, ſagte Anton. „Auch unſere Leute geraten in Hitze.“ — „Dort kommt die Gefahr“, rief Fink und wies durch die Mauerluke auf eine hohe unförmige Maſſe, welche ſich langſam näher ſchob. Es war ein Erntewagen, breit und zu mächtiger Höhe beladen, der von unſichtbarer Hand regiert gerade auf die Mitte des Schloſſes zufuhr. „Ein Brander! oben glänzen die gelben Strohſchütten. Ihre Abſicht iſt klar, ſie haben ſich an die Deichſel geſtemmt und ſtoßen den Wagen gegen die Tür. Jetzt gilt es zu zielen, keiner der Wichte, welche ihn heranſtoßen, darf zurück.“ Er flog die Treppe zum Turm hinauf und rief den Männern, die auf der Plattform poſtiert waren, zu: „Alles hängt jetzt von euch ab; ſobald ihr die Leute ſeht, welche den Wagen dort vorwärts ſchieben, gebt Feuer; wo ihr einen Schädel oder ein Bein erkennt, gebt Feuer. Wer an dieſem Wagen ſtößt, muß getötet werden.“

Langſam kam der Wagen näher, Fink erhob den Doppellauf ſeiner Büchſe und preßte den Kolben an die Wange. Zweimal zielte er, und zweimal ſetzte er unzufrieden wieder ab. Der Wagen war ſo hoch beladen, daß es unmöglich wurde, die Geſtalten, welche ihn fortſchoben, zu erkennen. Es waren Augenblicke ängſtlicher Spannung von beiden Seiten, auch das Feuer der Feinde hörte auf, alle Blicke hingen an dem friedlichen Wagen, der jetzt den erbitterten Streit zum tödlichen Ende bringen ſollte. Endlich wurde der Rücken der Hinterſten, welche an der Spitze der Deichſel drückten, ſichtbar. Ein Doppelblitz fuhr aus Finks Büchſe, zwei gellende Schreie wurden gehört, der Wagen blieb ſtehen, die Stockenden drängten ſich dicht aneinander, man erkannte zwei dunkle Schatten am Boden. Fink lud, um ſeine Lippen ſchwebte ein wildes Lächeln. Ein wütendes Schießen nach dem Turm war die Antwort der Feinde. Einer der Leute auf dem Turm wurde in die Bruſt geſchoſſen, ſein Gewehr fiel über die Mauer hinab und raſſelte auf den Boden, der Mann ſtürzte zu Finks Füßen nieder. Fink warf einen halben Blick auf den Gefallenen und ſchlug die zweite Kugel in den Lauf. Da flogen einige Geſtalten

mit Windeseile aus der Dämmerung an den Wagen heran, ein kräftiger Zuruf wurde gehört, und wieder setzte sich die Maschine in Bewegung. „Brave Jungen," murmelte Fink, „sie sind dem Tode verfallen." Es wurde mehr von den Körpern an der Deichsel sichtbar. Wieder legte Fink an, und dicht hintereinander flogen vom Turm die tödlichen Kugeln an die Deichsel des Wagens. Wieder ein Wehruf, aber der Wagen bewegte sich vorwärts. Nicht mehr dreißig Schritte war er von der Tür, es war die höchste Zeit. Da klang der gellende Ton der Knochenpfeife langgezogen durch die Nacht, aus den Fenstern des Oberstocks flog die feurige Salve, und von der linken Seite des Hauses erhob sich ein lautes Geschrei. Der Förster brach vor, ein Haufe dunkler Schatten stürzte gegen das Bretterdach, das der Hausecke zunächst stand, ein Augenblick Handgemenge, einige Schüsse; erschreckt liefen die überfallenen Feinde von den Dächern zurück in das freie Feld. Zum dritten Male traf der tödliche Doppelblitz vom Turme die Deichsel des Erntewagens, von panischem Schreck ergriffen stürzten auch aus seinem Schatten die Leute rückwärts nach der rettenden Finsternis. Nicht zu ihrem Heil. Vom Turme und aus den Fenstern des Oberstocks trafen verfolgende Kugeln die Schutzlosen. Die im Schlosse erkannten, daß mehr als einer zusammenbrach. Hinten erhob sich zorniges Geschrei, im Schnellschritt rückte eine dunkle Linie vor, ihre Flüchtlinge aufzunehmen. Ein allgemeines Feuer der Massen gegen das Haus begann. Dann zog sich der Feind mit derselben Schnelligkeit zurück, mit der er vorgedrungen war, er zog die Gefallenen und die Bretterwagen mit sich aus der Schußlinie. Nur der Brander, eine dunkle Masse, stand noch einige Schritt von der Tür. Das Feuer hörte auf, auf den tödlichen Kampf folgte eine unheimliche Stille.

In der Halle des Oberstocks traf Anton mit Fink zusammen, gleich darauf kam der Förster. Schweigend suchte jeder der Freunde in dem matten Dämmerlicht zu erkennen, ob der andere unverletzt vor ihm stand. „Vortrefflich gemacht, Förster", rief Fink. „Erbitten Sie Einlaß beim Freiherrn und statten Sie Bericht ab."

„Und bitten Sie Fräulein Lenore, Ihnen die Mittel zu einem Verband zu geben, wir haben Verluſte gehabt“, ſagte Anton traurig und wies auf den Boden der Halle, wo an die Wand gelehnt zwei Männer ſaßen und ſtöhnten.

„Hier kommt noch ein dritter“, antwortete Fink, auf einen dunklen Körper weiſend, welcher langſam durch zwei Männer die Turmtreppe herabgetragen wurde. „Ich fürchte, der Mann iſt tot, er lag wie ein Stück Holz zu meinen Füßen.“

„Wer iſt es?“ fragte Anton ſchaudernd.

„Borowſki, der Schneider“, erwiderte halblaut einer der Träger.

„Welch eine furchtbare Nacht!“ rief Anton ſich abwendend.

„Daran dürfen wir jetzt nicht denken,“ ſagte Fink, „das Menſchenleben iſt nur etwas wert, wenn man den Gleichmut hat, dasſelbe bei paſſender Gelegenheit zu quittieren. Die Hauptſache iſt, daß wir uns dieſe Brandfackel vom Halſe gehalten haben; es iſt nicht unmöglich, daß es den Schelmen noch gelingt ſie anzuſtecken, ſie wird da, wo ſie ſteht, wenig Schaden tun.“

In dieſem Moment glänzte ein heller Schein durch die Schießlöcher des Turmes. Alles ſtürzte an die Fenſter. Von dem abgewandten Teil des Wagens flammte ein blendendes Licht auf, und mit einem plötzlichen Ruck krachte die ſchwere Maſſe an die Mauer des Hauſes. Ein einzelner Mann ſprang von dem Wagen zurück, ein Dutzend Gewehre flog im Nu gegen ihn in Anſchlag.

„Halt!“ rief Fink mit durchdringender Stimme, „es iſt zu ſpät, ſchont ihn, er iſt ein Braver, das Unglück iſt geſchehen.“

„Merci, Monsieur; à revoir“, rief eine Stimme von unten, und der Mann ſprang unverletzt vom Hauſe weg in die Finſternis.

Im Nu ſtand der Wagen in Brand, aus dem Stroh und Reiſig, womit er auf der Höhe beladen war, ſtiegen züngelnd die gelben Flammen, und durch die lodernde Glut

fuhren praſſelnd weiße Feuergarben nach allen Richtungen auf. Das Haus war von plötzlichem Licht erhellt, der Qualm drang maſſenhaft durch die zertrümmerten Fenſter.

„Das iſt Pulver“, rief Fink. „Ruhig, ruhig, ihr Männer. Wir halten die Feinde ab, wenn ſie wieder eindringen; du, Anton, ſieh, ob du das Feuer bewältigſt.“

„Waſſer!“ riefen die Leute, „dort brennt das Fenſterkreuz.“

Und draußen erklang neuer Kommandoruf, die Trommel wirbelte, und mit wildem Siegesgeſchrei rückte der Feind in einer Schützenkette an das Haus. Von neuem begann das Feuer der Belagerer, um das Löſchen des Brandes zu verhindern. Aus dem Waſſerbottich im Hofe wurde Waſſer heraufgebracht und an die züngelnde Flamme des Fenſters gegoſſen; es war eine gefährliche Arbeit, denn die Front des Hauſes war erleuchtet, und auf jede Geſtalt, welche ſichtbar wurde, richteten ſich die Schüſſe der Angreifenden, welche immer kecker herandrängten. Ängſtlich ſahen die Verteidiger nach der Flamme und erwiderten nur unſicher das Feuer der Gegner. Auch die Wachen im Hofe ſahen mehr hinter ſich als nach vorn, die Unordnung wurde allgemein, der Augenblick der höchſten Gefahr war gekommen, alles ſchien verloren.

Vom Turme rief ein Mann herab: „Sie bringen kurze Leitern aus dem Dorfe, man ſieht die Äxte in ihrer Hand.“

„Sie wollen über den Bretterzaun, ſie ſchlagen die Fenſter im Unterſtock ein“, riefen die Männer erſchrocken durcheinander. Der Förſter ſtürzte nach dem Hofe, Fink riß einige Männer in ſeiner Nähe fort nach dem Flügel des Hauſes, auf welchen ein Haufe mit Leitern heranzog. Alles ſchrie durcheinander, ſelbſt Finks drohender Zuruf drang nicht mehr in das Ohr der Leute.

Da eilten einige Männer mit Stangen aus dem Hofe an die Tür der Vorhalle. „Macht Platz!“ rief eine ſtämmige Geſtalt, „hier iſt Schmiedearbeit.“ Der Mann riß die Riegel der Tür zurück, die Türöffnung war vollſtändig geſchloſſen durch den brennenden Wagen. Mit der ſchweren Stange

ſtieß der Schmied trotz Rauch und Flammen aus Leibeskräften in das brennende Holz des Wagens. „Helft mir, ihr Haſen“, ſchrie er im zornigen Eifer.

„Er hat recht,“ rief Anton, „heran, ihr Männer!“ Bretter und Deichſelſtangen wurden herzugeſchleppt, und in dem Qualm drangen die Männer unermüdlich vorwärts und drückten und ſtachen in die glühende Maſſe. Mehr als einmal mußten ſie zurückweichen, aber immer wieder trieb der Schmied in das Feuer hinein. Endlich gelang es dem Kunauer, als er nach oben ſtach, einzelne Garben von der Höhe herunterzuwerfen. Man ſah durch die lodernde Flamme am Oberteil der Tür den dunklen Nachthimmel, ein Luftzug entſtand, der Rauch wurde weniger erſtickend. „Jetzt haben wir die ganze Beſcherung“, rief er frohlockend, ein brennendes Bund nach dem andern flog auf den Boden; dort brannten die einzelnen Flammenhäufchen unſchädlich nieder. Immer ſchneller wurde der Wagen entladen, brennende Federbetten und Holzſcheite fielen herab. Anton ließ die Tür zur Hälfte ſchließen, weil jetzt die feindlichen Kugeln durch die Flammen des Wagens ſchlugen, die Arbeiter mußte ihre Hebel von der Seite handhaben. Die Wagenleitern fielen verkohlt herunter, und mit einem frohen Ruf ſetzten die Arbeiter ihre Stangen nebeneinander an das Wagengerüſt und ſchoben die Trümmer des Wagens einige Schritte vom Tore ab. Die Tür wurde ſchnell wieder geſchloſſen, und die Leute, ſchwarz wie Teufel, mit verbrannten Kleidern, wünſchten einander laut Glück.

„Solche Nacht macht gute Freundſchaft“, rief der Schmied vergnügt und ergriff in der Freude ſeines Herzens Antons Hand, die nicht weniger geſchwärzt war als die ſeine. — Unterdes ſchmetterten die Äxte der Belagerer an den Verſchlag mehrerer Fenſter des Unterſtocks, die abgelöſten Bretter krachten, und Finks Stimme erſcholl: „Schlagt ſie mit dem Kolben hinunter!“ Anton und der Schmied warfen ſich an die Fenſter, durch welche die Belagerer einzudringen ſuchten. Auch dort war die gefährlichſte Arbeit getan, als ſie herzurannten. Fink kam ihnen entgegen, die blutige Axt eines Inſurgenten in der Hand, er ſchleuderte

die Axt von ſich und rief dem Haufen Antons entgegen: „Schlagt neue Bretter an die Fenſter, ich hoffe, die Schlächterei iſt zu Ende.“

Noch einige Salven von draußen und einzelne Schüſſe vom Turm, dann wurde es wieder ſtill im Schloß und auf der Ebene; noch ſchimmerten die Wände des Hauſes von rötlichem Licht, aber der Schein wurde matter und grauer. Draußen erhob ſich der Wind und trieb den Rauch, der aus den Fenſtern wirbelte und aus den verbrannten Trümmern vor der Tür aufſtieg, die Mauern entlang in die Finſternis. Die reine Nachtluft füllte wieder den Korridor und die Halle, und ruhig glänzte das Sternenlicht herunter auf die Geſichter der Verteidiger, auf tiefliegende Augen und bleiche Wangen. Die Kräfte der Kämpfenden waren erſchöpft, im Hauſe wie draußen auf dem Felde.

„Welche Nachtſtunde iſt es?“ fragte Fink und trat zu Anton, der durch die Schießlöcher der Halle die Bewegungen des Feindes beobachtete. „Mitternacht vorüber“, erwiderte Anton. Sie ſtiegen zum Turme hinauf und ſahen in der Runde umher. Der Anger um das Schloß war leer. „Sie haben ſich ſchlafen gelegt, die Guten,“ ſagte Fink; „auch die Feuer dort unten verglühen, aus dem Dorfe klingen noch einzelne Stimmen herüber. Nur die Schatten dort zeigen an, daß wir umſtellt ſind. Sie haben eine Poſtenkette in weitem Bogen rings um das Haus geführt, das ſind unſere Nachtwächter. Wir haben einige Stunden Friede vor uns. Und da wir morgen bei Tageslicht ſchwerlich ausſchlafen werden, müſſen unſere Leute dieſe Stunden benutzen. Laß nur die nötigſten Wachen ſtehen und die Poſten in zwei Stunden ablöſen. Wenn du nichts dawider haſt, geh' auch ich zu Bett. Laß mich wecken, ſobald ſich draußen etwas regt. Die Nachtpoſten wirſt du ſehr gut beſorgen, das weiß ich.“ So wandte ſich Fink ab und ging in ſein Zimmer, wo er ſich auf das Bett warf und nach einigen Augenblicken ruhig einſchlief. Anton eilte in die Wachtſtube, verteilte mit dem Förſter die Poſten und beſtimmte die Reihenfolge der Ablöſung. „Ich ſchlafe doch nicht,“ ſagte der Alte, „erſtens in meinen Jahren und dann als Jäger; ich will, wenn's

Ihnen recht iſt, die Nachtwache anführen und überall zum Rechten ſehen.“

Noch einmal ſah Anton in den Hof und die Ställe, auch hier war die Ruhe eingekehrt, nur die Pferde ſchlugen unruhig auf den harten Boden. Leiſe öffnete er die Tür der Frauenſtuben, dort in dem zweiten Zimmer hatte man die Verwundeten niedergelegt. Als er eintrat, ſaß Lenore auf einem Schemel neben dem Strohlager, zu ihren Füßen zwei der fremden Frauen. Er beugte ſich über das Lager der Verwundeten, die farbloſen Geſichter und das verworrene Haar der Armen ſtachen grell ab gegen die weißen Kiſſen, welche Lenore von ihrem Bett gerafft hatte. „Wie ſteht's mit ihnen?“ fragte Anton leiſe. „Wir haben verſucht, die Wunden zu verbinden,“ erwiderte Lenore; „der Förſter ſagt, daß beide Hoffnung geben.“

„Dann“, fuhr Anton fort, „überlaſſen Sie den Frauen die Pflege und benutzen auch Sie die Stunden der Ruhe.“

„Sprechen Sie mir nicht von Ruhe,“ ſprach Lenore aufſtehend, „Sie ſind in dem Zimmer des Todes.“ Sie faßte ihn bei der Hand und führte ihn in die andere Ecke, dort zog ſie an einem dunkeln Mantel und wies auf eine menſchliche Geſtalt, welche darunter lag.

„Er iſt tot!“ ſagte ſie mit klangloſer Stimme; „als ich ihn mit dieſen Händen aufrichtete, iſt er geſtorben. An meinem Kleide hängt ſein Blut, und es iſt nicht das einzige, das heute vergoſſen worden. Ich bin es geweſen,“ rief ſie mit wildem Ausdruck und drückte krampfhaft Antons Hand, „ich habe den Anfang gemacht mit dieſem Blutvergießen. Wie ich den Fluch ertragen ſoll, weiß ich nicht. Wenn ich noch wohin gehöre in der Welt, ſo iſt es in dieſes Zimmer. Laſſen Sie mich hier, Wohlfart, und ſorgen Sie nicht mehr um mich.“

Sie wandte ſich ab und ſetzte ſich wieder auf den Schemel an das Strohlager. Anton deckte den Mantel über den toten Mann und verließ ſchweigend das Zimmer.

Er ging nach der Wachtſtube und ergriff das Gewehr. „Ich gehe auf den Turm, Förſter“, ſagte er.

„Jeder hat ſeine eigene Art“, brummte der Alte. „Der andere iſt klüger, er ſchläft aus. Aber es wird friſch dort oben, ohne Mantel ſoll er nicht bleiben.“ Er ſchickte einen Mann mit einem Bauernmantel hinauf und befahl ihm, bei dem Herrn oben zu warten. Anton ließ den Mann zum Schlaf niederſetzen und wickelte ſich in die warme Hülle. So ſaß er ſchweigend und ſtützte ſein Haupt an die Mauer, über welche ſich Lenore gebeugt hatte, als ſie hinunterſchoß. Und ſeine Gedanken flogen über die Ebene fort, aus der finſtern Gegenwart in die unſichere Zukunft. Er ſah über den Kreis der feindlichen Wachen und über den dunkeln Ring der Kiefernwälder, welche ihn hier gefangenhielten und ihn feſtbanden an Verhältniſſe, die ihm jetzt ſo fremd und abenteuerlich vorkamen, als läſe er ſie ab aus einem Buche. Sein eigenes Schickſal betrachtete er mit müdem Blick gleichmütig wie ein fremdes, und ruhig konnte er hineinblicken in die Tiefen ſeiner Seele, die ihm ſonſt das wogende Gefühl des Tages verbarg. Er ſah ſein vergangenes Leben vor ſich vorüberziehen, die Geſtalt der Edeldame auf dem Balkon des Schloſſes, das ſchöne Mädchen auf dem Kahn unter ihren Schwänen, den Kerzenglanz im Tanzſalon, die traurige Stunde, wo die Edelfrau ihren Schmuck in ſeine Hände legte, alle Augenblicke, wo Lenores Auge ſo liebevoll das ſeine geſucht hatte, alle dieſe Zeiten ſah er vor ſich, und deutlich erkannte er den Zauber, den ſie um ihn gelegt hatten; alles, was ſeine Phantaſie gefeſſelt hatte, ſein Urteil beſtochen, ſeinem Selbſtgefühl geſchmeichelt, das erſchien ihm jetzt als eine Täuſchung.

Ein Irrtum war's ſeiner kindlichen Seele, den die Eitelkeit großgezogen hatte. Ach, ſchon längſt war der glänzende Schein zerronnen, der dem armen Sohn des Kalkulators das Leben der Ritterfamilie ſtark, edel, begehrenswert gezeigt hatte. Ein anderes Gefühl war an die Stelle getreten, ein reineres, eine zärtliche Freundſchaft zu der einzigen, die in dem Kreiſe ſich ſtark erhalten hatte, als die andern zerbrachen. Und jetzt löſte auch ſie ſich von ihm. Er fühlte, daß es ſo war und immer mehr geſchehen mußte. Er fühlte das in dieſer Stunde ohne Schmerz als etwas Natürliches,

was nicht anders kommen konnte. Und er fühlte, daß er ſelbſt dadurch frei wurde von den Banden, welche ihn hier feſthielten. Er erhob ſein Haupt und ſah über die Wälder hinüber in die Ferne. Er ſchalt ſich, daß ihm dieſer Verluſt nicht mehr Schmerzen bereitete, und gleich darauf, daß er einen Verluſt fühlte. War im Grunde ſeiner Seele doch ein ſtilles Begehren geweſen? Hatte er das ſchöne Mädchen für ſeine Zukunft zu erwerben gedacht? Hatte er davon geträumt, in der Familie, für die er jetzt arbeitete, heimiſch zu werden für immer? Wenn er in einzelnen Stunden der Schwäche dies Gefühl gehabt hatte, jetzt verurteilte er es. Er war nicht immer gut geweſen, er hatte im ſtillen eigennützig auch an ſich gedacht, wenn er Lenore ſah. Das war unrecht geweſen, und ihm geſchah ſein Recht, daß er jetzt allein ſtand unter Fremden, in Verhältniſſen, die ihn wund drückten, weil ſie nicht klar waren, in einer Lage, aus der auch ſein Entſchluß ihn nicht löſen konnte, nicht jetzt, und ſchwerlich in der nächſten Zukunft.

Und doch fühlte er ſich frei. „Ich werde meine Pflicht tun und nur für ihr Glück ſorgen“, ſagte er laut. — Aber ihr Glück? Er dachte an Fink und an das Weſen des Freundes, das ihm ſelbſt immer wieder imponierte und ihn ſooft ärgerte. Würde er ſie wiederlieben, und würde er ſich feſſeln laſſen in dieſen Verhältniſſen? „Arme Lenore!“ ſeufzte er.

So ſtand Anton, bis der helle Schein am Nordrand des Horizonts herüberzog auf Oſten zu, und von dort ein fahles Grau am Himmel aufſtieg, der ſchauerbringende Vorbote der Morgenſonne. Da ſah Anton noch einmal auf die Landſchaft um ſich herum, ſchon konnte er die Wachen der Landleute zählen, die zu zweien das Schloß umſtanden; hier und da blinkte ein Senſenſpieß in hellerem Licht. Anton beugte ſich nieder und weckte den Mann, der neben der Blutlache des getöteten Kameraden eingeſchlafen war, dann ſtieg er herunter in die Wachtſtube, warf ſich auf das Stroh, das ihm der Förſter ſorgſam auseinanderſchüttelte, und ſchlief ein, gerade als die Lerche aus dem feuchten Boden aufflog, um durch ihren fröhlichen Ruf die Sonne herbeizuholen.

## 5.

Nach einer Stunde weckte der Förſter den Schlafenden. Anton fuhr auf und ſah verdutzt in die fremdartige Umgebung.

„Es iſt faſt Sünde Sie zu ſtören," ſagte der ehrliche Alte; „draußen iſt alles ruhig, nur die Reiterei der Feinde iſt auf dem Wege nach Rosmin abgezogen."

„Abgezogen?" rief Anton, „ſo ſind wir frei."

„Bis auf das Fußvolk," ſagte der Förſter, „es kommen immer noch zwei auf einen von uns. Sie halten uns feſt. — Und noch etwas habe ich zu ſagen. In der Tonne iſt kein Waſſer mehr. Die Hälfte haben unſere Leute ausgetrunken, das übrige iſt ins Feuer gegoſſen. Ich für meinen Teil mache mir nichts aus dem Getränk, aber das Schloß iſt voll Menſchen, ohne einen Trank werden ſie ſchwerlich den Tag aushalten."

Anton ſprang auf. „Das war ein ſchlechter Morgengruß, mein Alter."

„Der Brunnen iſt kaſſiert," fuhr der Alte fort, „aber wenn wir jetzt eine von den Frauen an den Bach ſchickten? Die Wachen würden den Weibern nicht viel tun, vielleicht würden ſie ihnen nicht wehren, einige Eimer Waſſer zu holen."

„Einige Eimer," ſagte Anton, „die werden uns wenig nützen."

„Es iſt doch etwas fürs Herz," erwiderte der Alte, „man müßte es einteilen. Wenn die Rebekka hier wäre, die ſchaffte uns Waſſer. So müſſen wir es mit einer andern wagen. Die Sackermenter dort ſind nicht ſchlecht gegen die Frauenzimmer, wenn nämlich dieſe Dreiſtigkeit haben. Wenn es Ihnen recht iſt, will ich's mit einem von unſern Bälgern verſuchen."

Der Förſter rief in die Küche hinunter: „Suska!" Das Polenkind ſprang aus dem Kellerraum herauf.

„Höre, Suska," ſagte der Förſter bedächtig, „wenn der Herr Baron aufwacht, wird er friſches Waſſer verlangen; das Waſſer im Schloſſe iſt zu Ende, zum Trinken haben

wir Bier und Schnaps genug, aber welcher Chriſtenmenſch kann ſich in Bier die Hände waſchen? Nimm ſchnell die Eimer und hole uns Waſſer, lauf hinunter zum Bach, du wirſt ſchon mit den Nachbarn dort fertig werden. Schwatze aber nicht lange mit ihnen, ſonſt kriegen wir ein Donnerwetter vom Herrn. — Und hör', frage die Nachbarn doch, wozu ſie noch mit ihren Spießen daſtehn, ihre Reiter ſind ja ſchon abgeritten. Wir haben nichts dawider, wenn die dort unten ſich auch fortmachen."

Willig ergriff das Mädchen die Waſſereimer, der Förſter öffnete die Hoftür, und die Kleine trabte dem Waſſer zu. Mit unruhiger Erwartung ſah ihr Anton nach. Das Mädchen kam bis an den Bach, ungehindert und ohne ſich um den Poſten zu kümmern, der etwa zwanzig Schritte vor ihr ſtand und ihr neugierig zuſah. Endlich ging einer der Senſenmänner auf ſie zu, das Mädchen ſetzte den Eimer zu Boden, ſchlug die Arme übereinander, und beide fingen eine friedliche Unterhaltung an. Zuletzt ergriff der Senſenmann die Eimer, bückte ſich ſelbſt zum Waſſer hinunter und reichte die gefüllten dem Mädchen. Langſam brachte die Kleine ihre vollen Eimer zurück, der Förſter öffnete wieder das Tor und ſagte ſchmunzelnd: „Brav, Suſanne. Was hat denn die Wache mit dir geſprochen?"

„Dumme Dinge," erwiderte das Mädchen errötend, „er hat mir geſagt, ich ſoll ihm und ſeinen Kameraden das Tor aufmachen, wenn ſie wieder an das Schloß kommen."

„Wenn's weiter nichts war", ſagte der Förſter ſchlau. „Alſo ſie wollen wieder an das Schloß?"

„Freilich wollen ſie," ſagte die Kleine, „die Reiter ſind gegen das Militär nach Rosmin gezogen; wenn ſie zurückkehren, laufen ſie alle zuſammen gegen das Schloß, ſagte der Mann."

„Wir werden ſie ſchwerlich hereinlaſſen," erwiderte der Förſter, „keiner ſoll zum Tor herein als dein Schatz dort unten. Du haſt's ihm doch verſprochen, wenn er allein kommt und bei der Nacht?"

„Nein," antwortete Suſanne aufgebracht, „aber ich durfte doch nicht böſe ſein."

„Vielleicht können wir's zum zweitenmal probieren?“ fragte der Förſter, auf Anton blickend.

„Ich zweifle,“ verſetzte dieſer; „dort reitet einer der Offiziere an den Poſten heran; der arme Burſch wird für ſeinen Ritterdienſt einen rauhen Morgengruß erhalten. Kommt her, wir teilen den kleinen Vorrat. Der erſte Eimer zur Hälfte für die Herrſchaft, zur Hälfte für uns Männer, der zweite zu einer Morgenſuppe für die Frauen und Kinder.“ Er goß ſelbſt das Waſſer in die verſchiedenen Gefäße und ſtellte den Schmied als Wächter dazu. Beim Eingießen ſagte er zu dem Förſter: „Das iſt die ſchwerſte Arbeit, die wir während der Belagerung gehabt haben. Noch weiß ich nicht, wie wir den Tag aushalten wollen.“

„Es geht vieles“, erwiderte tröſtend der Förſter. —

Ein heller Frühlingstag begann, wolkenlos ſtieg die Sonne hinter dem Wirtſchaftshofe herauf, bald erwärmte ihr milder Strahl die Luft, welche feucht um die Mauern des Schloſſes lag. Die Leute ſuchten die ſonnige Ecke des Hofes, in kleinen Gruppen ſaßen die Männer mit ihren Frauen und Kindern zuſammen, alle zeigten gute Zuverſicht. Anton trat unter ſie: „Wir müſſen uns gedulden bis Mittag, vielleicht bis Nachmittag, dann kommen unſere Soldaten.“

„Wenn die drüben nicht mehr tun als jetzt, ſo können wir's ruhig anſehn,“ bemerkte der Schmied, „ſie ſtehn ſo hölzern wie eingegrabene Zaunpfähle.“

„Sie haben geſtern ihre Courage verloren“, ſagte ein anderer verächtlich.

„Es war Strohfeuer, der Schmied hat ihnen die Bündel vom Wagen geworfen, ſie haben nichts mehr zuzuſetzen“, rief ein Dritter.

Der Schmied ſchlug die Arme übereinander und lächelte ſtolz, und vergnügt ſah ſeine Frau zu ihm auf.

Jetzt wurde es in dem obern Stock lebendig, der Freiherr klingelte und forderte Bericht. Anton eilte hinauf, ihm und den Damen zu erzählen, dann trat er in Finks Zimmer und weckte den Freund, der noch im feſten Schlummer lag.

„Guten Morgen, Tony,“ grüßte Fink und dehnte ſich be-

haglich; „ich komme im Augenblick herunter. Wenn du mir durch deine Verbindungen etwas Waſſer verſchaffen könnteſt, würde ich dir ſehr dankbar ſein.“

„Ich will dir eine Flaſche Wein aus dem Keller holen,“ erwiderte Anton; „du mußt dich heute mit Wein waſchen.“

„Hui!“ rief Fink, „ſteht es ſo? Es iſt doch wenigſtens kein Rotwein?“

„Wir haben überhaupt nur wenige Flaſchen“, fuhr Anton fort.

„Du biſt ein Unglücksrabe,“ ſagte Fink, ſeine Stiefel ſuchend, „um ſo mehr Bier wird in euern Kellern ſein.“

„Gerade ſo viel, als zu einem Trunk für die Mannſchaft reicht; ein Fäßchen Branntwein iſt jetzt unſer größter Schatz.“

Fink pfiff die Melodie des Deſſauers. „Siehſt du wohl, mein Sohn, daß deine Zärtlichkeit für die Frauen und Kinder ein wenig ſentimental war? Ich ſehe dich im Geiſte vor mir, wie du mit aufgeſtreiften Hemdärmeln die magere Kuh ſchlachteſt und mit deiner alten Gewiſſenhaftigkeit dem hungernden Volk biſſenweiſe in den Mund ſteckſt. Du in der Mitte, fünfzig aufgeſperrte Mäuler um dich herum. Binde dir nur gleich ein Dutzend Birkenruten, in wenigen Stunden wird ein Geſchrei hungernder Kinder zum Himmel aufſteigen, und du wirſt genötigt ſein, trotz deiner Menſchenliebe die ganze Bande auszuhauen. Übrigens denke ich, wir haben uns geſtern nicht ſchlecht gehalten, ich habe ausgeſchlafen, und ſo mögen heute die Dinge gehn, wie ſie können. Und jetzt laß uns nach dem Feinde ſehen.“ Die Freunde ſtiegen auf den Turm, Anton berichtete, was er erfahren hatte, Fink unterſuchte ſorgfältig die Poſtenkette und ſah mit dem Fernrohr die hellen Bänder der Feldwege entlang, bis dahin, wo der dunkle Wald ſie verdeckte. „Unſere Lage iſt zu friedlich, um troſtreich zu ſein“, ſagte er endlich, das Rohr zuſammenſchiebend.

„Sie wollen uns aushungern“, verſetzte Anton ernſt.

„Ich traue ihnen dieſe Schlauheit zu, und ſie rechnen nicht ſchlecht, denn im Vertrauen, ich habe ſtarken Zweifel, ob wir auf Entſatz hoffen dürfen.“

„Auf Karl können wir uns verlaſſen“, begütigte Anton.

„Auf meinen Braunen auch,“ erwiderte Fink; „aber es iſt wohl möglich, daß mein armer Blackfoot in dieſem Augenblick bereits das Unglück hat, das Geſäß irgendeines Inſurgenten zu tragen. Ob Junker Karl nicht einem der Haufen, welche ſicher in der ganzen Gegend umherſchwärmen, in die Hände gefallen iſt, ob er überhaupt die Regulären aufgefunden hat, ob dieſe ferner Luſt haben, uns zu Hilfe zu marſchieren, ob ſie endlich den Witz haben, zu rechter Zeit anzukommen, und ob ſie zu allerletzt ſtark genug ſind, die Schar, welche ihnen den Weg zu uns verlegt, zu zerſtreuen, das, mein Junge, ſind alles Fragen, welche wohl aufgeworfen werden dürfen, und ich will lieber alle Brombeeren der Welt aufeſſen, als eine fröhliche Antwort darauf geben.“

„Wir könnten's mit einem Ausfall verſuchen, freilich er würde blutig werden“, riet Anton.

„Bah“, ſagte Fink. „Aber was ſchlimmer iſt, er würde nichts nutzen. Einen Haufen werfen wir vielleicht, die nächſte Stunde iſt ein anderer da. Nur ſiegreicher Entſatz kann uns aus der Klemme helfen. Solange wir in dieſen Mauern unſer Hausrecht wahren, ſind wir ſtark, auf freiem Feld mit Weibern und Kindern werden wir von einem Dutzend Reiter überrannt.“

„Warten wir's alſo ab“, ſchloß Anton finſter.

„Weiſe geſprochen, der ganze Witz des Lebens iſt zuletzt der, daß man ſich und andern keine Fragen vorlegt, die nicht zu beantworten ſind. Die Sache droht langweilig zu werden.“

So ſtiegen die Freunde wieder herab, und ſo verſtrich Stunde auf Stunde, langſame Stunden bleierner Untätigkeit. Bald ſah Anton, bald Fink mit dem Fernrohr nach den Öffnungen des Waldes, es war wenig Auffallendes zu ſehen. Patrouillen der Feinde kamen und gingen, bewaffnete Haufen von Landleuten zogen dem Dorfe zu und wurden nach verſchiedenen Richtungen wieder abgeſandt, die Poſtenkette wurde regelmäßig beſichtigt und alle zwei Stunden abgelöſt. Die Belagerer waren beſchäftigt, die Dörfer der

Umgegend zu durchſuchen und zu entwaffnen, um die im Schloſſe zuletzt mit vereinter Kraft anzugreifen. Die Deutſchen waren in ihrem Steinbau umſtellt wie ein wildes Tier in ſeinem Lager, und die Jäger warteten mit ruhiger Sicherheit die Stunde ab, wo der Hunger oder Feuer und Waffen die Bezwungenen heraustreiben mußten.

Unterdes verſuchte Fink, die Leute zu beſchäftigen, die Männer mußten Waffen und Armatur reinigen und putzen, ſie mußten antreten, und Fink unterſuchte ſelbſt die einzelnen Gewehre; darauf wurde Pulver und Blei verteilt, Kugeln gegoſſen und Patronen gemacht. Die Frauen wies Anton an, Haus und Hof zu reinigen, ſoweit dies ohne Waſſer möglich war. Das hatte die gute Wirkung, die Eingeſchloſſenen durch einige Stunden in Tätigkeit zu erhalten.

Die Sonne ſtieg höher, und die Luft trug von dem nächſten Dorfe das leiſe Bimmeln der Glocke herüber. „Die erſte Mahlzeit iſt ſpärlich genug ausgefallen," ſagte Anton zu ſeinem Kameraden, „die Kartoffeln ſind in der Aſche gebraten, auch Fleiſch und Speck ſind zu Ende, die Köchin kann das Mehl nicht mehr verbacken, es fehlt wieder an Waſſer."

„Solange wir die Milchkuh im Stalle haben," erwiderte Fink, „beſitzen wir immer noch einen Schatz, den wir dem hungrigen Volk vorzeigen können. Dann bleiben noch die Mäuſe des Schloſſes und zuletzt unſere Stiefel. Wer in dieſem Lande verurteilt war, bisweilen Beefſteak zu eſſen, der kann Stiefelleder für kein zähes Gericht halten."

Der Förſter unterbrach das Geſpräch mit der Meldung: „Ein einzelner Reiter kommt vom Wirtſchaftshof auf das Schloß zu, hinter ihm geht ein Frauenzimmer; ich wette, es iſt die Rebekka."

Der Reiter näherte ſich, ein weißes Taſchentuch ſchwenkend, der Tür in der Vorhalle, er hielt neben den verkohlten Trümmern des Erntewagens und ſah nach den Fenſtern des Oberſtocks. Es war der Parlamentär vom Tage zuvor.

„Wir wollen nicht ſo unhöflich ſein, den Herrn warten zu laſſen", ſagte Fink, ſchob den Riegel zurück und trat unbewaffnet auf die Schwelle. Der Pole grüßte ſchweigend. Fink lüftete ſeine Mütze.

„Ich habe Ihnen geſtern abend geſagt," begann der Reiter, „daß ich heute das Vergnügen haben würde, Sie wiederzuſehen."

„Ei," antwortete Fink, „Sie ſelbſt waren der Herr, der uns den Rauch verurſachte. Es war ſchade um den Erntewagen."

„Sie haben geſtern Ihre Leute verhindert, auf mich zu feuern," fuhr der Pole in deutſcher Sprache mit hartem Akzent fort, „ich bin Ihnen dankbar dafür und möchte Ihnen meine Erkenntlichkeit beweiſen. Wie ich höre, ſind Damen in dieſem Hauſe, das Mädchen bringt ihnen Milch. Wir wiſſen, daß man hier im Schloſſe kein Waſſer hat, und ich wünſche nicht, daß die Damen durch unſern Streit zu Entbehrungen genötigt werden."

„Du Racker", murmelte der Förſter.

„Wenn Sie mir erlauben, Ihnen für die Milch einige Flaſchen Wein aus unſerm Keller zurückzugeben, ſo nehme ich Ihr Geſchenk mit Dank an", erwiderte Fink. „Ich ſetze voraus, daß Ihnen in der Schenke dieſe Flüſſigkeit ebenfalls nicht im Überfluß zu Gebote ſtehen wird."

„Es iſt gut", ſagte der Pole lächelnd. Rebekka eilte mit ihrem Kruge nach der Pforte des Hofraums, gab die Milch ab und empfing durch den brummenden Förſter die Flaſchen mit Wein. Der Pole aber fuhr fort: „Wenn Sie auch mit Wein verſehen ſind, ſo kann dieſer doch nicht das Waſſer erſetzen. Ihre Garniſon iſt zahlreich, und wir hören, daß Sie viele Frauen und Kinder im Hauſe haben."

„Ich werde es für kein Unglück halten," erwiderte Fink, „wenn die Frauen und Kinder einige Tage mit uns Männern Wein trinken, bis Sie uns den Gefallen erweiſen, um den ich Sie ſchon geſtern erſuchte, dies Gut und den Brunnen drüben zu verlaſſen."

„Hoffen Sie nicht darauf, mein Herr," ſagte der Pole ernſt, „wir werden jede Gewalt anwenden, Sie zu entwaffnen; wir wiſſen jetzt, daß Sie keine Artillerie haben, und es iſt uns jede Stunde möglich, den Eingang in dies Haus zu erzwingen. Sie haben ſich aber als tapfere Männer ge-

halten, und wir wünſchen nicht weiterzugehen als wir müſſen."

„Vorſichtig und verſtändig", verſetzte Fink beiſtimmend.

„Deshalb mache ich Ihnen einen Vorſchlag, der Ihr Ehrgefühl nicht verletzen wird. Sie haben auf keinen Entſatz zu hoffen. Zwiſchen Ihrem Militär und dieſem Dorfe ſteht ein ſtarkes Korps unſerer Truppen, ein Zuſammenſtoß beider Armeen iſt in den nächſten Tagen einige Meilen von hier zu erwarten, und Ihre Kommandeurs ſind deshalb außerſtande, einzelne Korps zu detachieren. Ich ſage Ihnen keine Neuigkeit, denn Sie wiſſen das ſo gut als wir ſelbſt. Und ſo verbürge ich Ihnen und allen, welche in dieſem Hauſe ſind, bei meinem Ehrenwort freien Abzug, wenn Sie Ihre Waffen und das Schloß übergeben. Wir ſind bereit, Sie und die Damen durch eine Eskorte in jeder Richtung, welche Sie wünſchen, ſo weit zu geleiten, als wir das Terrain behaupten."

Fink verſetzte ernſthafter, als er bis dahin geweſen: „Darf ich fragen, aus weſſen Munde das Ehrenwort kommt, das mir ſoeben gegeben wurde?"

„Oberſt Zlotowſky", erklärte der Reiter, ſich leicht verneigend.

„Ihr Vorſchlag, mein Herr," entgegnete Fink, „verpflichtet uns zu Dank. Ich ſetze keinen Zweifel in die Aufrichtigkeit Ihres Anerbietens und will auch annehmen, daß Ihr Einfluß auf die Männer, welche Sie begleiten, groß genug iſt, um dieſe Bedingungen aufrechtzuerhalten. Da ich aber nicht ſelbſt des Hauſes Herr bin, ſo muß ich dieſem Ihre Vorſchläge mitteilen."

„Ich warte", ſagte der Pole, ritt auf eine Entfernung von dreißig Schritt zurück und hielt der Tür gegenüber ſtill.

Fink ſchloß die Tür und ſagte zu Anton: „Schnell zum Freiherrn! Was iſt deine Meinung?"

„Aushalten", verſetzte Anton.

Sie trafen den Freiherrn in ſeinem Zimmer, den Kopf in ſeine Hände geſtützt, mit verſtörtem Geſicht, ein Bild des Leidens und nervöſer Unruhe. Fink trug ihm das Anerbieten des Polen vor und bat um ſeine Entſcheidung.

Der Freiherr erwiderte: „Ich habe bis jetzt vielleicht mehr gelitten als irgendeiner der Braven, welche in dieſem Hauſe ihr Leben gewagt haben. Es iſt ein furchtbares Gefühl, hilflos dazuſitzen, wo die Ehre gebietet, in der vorderſten Reihe zu ſtehen. Aber eben deshalb habe ich kein Recht, Ihnen Vorſchriften zu machen. Wer außerſtande iſt zu kämpfen, hat auch kein Recht, zu beſtimmen, wann der Kampf aufhören ſoll. Ich habe ja kaum das Recht, Ihnen meine Anſicht zu ſagen, weil ich fürchte, daß ſie für Ihren hochherzigen Sinn beſtimmend ſein würde. Außerdem kenne ich Unglücklicher nicht die Leute, welche mich verteidigen, ich habe kein Urteil über ihre Stimmung und über ihre Kraft. Ich überlaſſe Ihnen alles und lege das Schickſal der Meinen vertrauend in Ihre Hand. Der Himmel möge Ihnen vergelten, was Sie für mich tun. Nicht für mich, um Gottes willen nicht für mich, das Opfer wäre zu groß," rief der erregte Mann, erhob ſeine gefalteten Hände und ſtarrte mit den glanzloſen Augen in die Höhe; „denken Sie an nichts als an die Sache, welche wir verteidigen."

„Wenn Sie uns ein ſo hohes Vertrauen ſchenken," ſagte Fink mit ritterlicher Haltung, „ſo ſind wir entſchloſſen, Ihr Schloß zu halten, ſolange wir noch eine ſchwache Hoffnung auf Entſatz haben. Unterdes ſind ernſte Zufälle möglich, die Weigerung unſerer Leute, ſich ferner zu ſchlagen oder das gewaltſame Eindringen der Feinde."

„Meine Frau und Tochter bitten wie ich, daß Sie in dieſer Stunde auf ihr Wohl keine Rückſicht nehmen. Gehen Sie, meine Herren," rief der Freiherr, ſeine Arme ausſtreckend, „die Ehre eines alten Soldaten liegt in Ihrer Hand."

Beide Männer verneigten ſich tief vor dem Blinden und verließen das Zimmer. „Es iſt doch Ehre in den Leuten", ſagte Fink auf dem Wege, mit dem Kopfe nickend. Er öffnete die Tür, der Offizier ritt heran.

„Der Freiherr von Rothſattel dankt Ihnen für Ihr Anerbieten, er iſt entſchloſſen, ſein Haus und das Eigentum derer, welche ſich ihm anvertraut haben, gegen Ihre Angriffe zu verteidigen bis zum äußerſten. Wir nehmen Ihren Vorſchlag nicht an."

„So tragen Sie die Folgen“, rief der Reiter zurück, „und die Verantwortung für alles, was jetzt geſchehen muß.“

„Ich übernehme die Verantwortung“, ſagte Fink. „An Sie aber noch eine Bitte. Es ſind außer den Frauen und Kindern der Landleute zwei Damen in dieſem Schloſſe, die Gemahlin und Tochter des Freiherrn von Rothſattel; wenn ein Zufall Ihnen doch Gelegenheit geben ſollte, die Räume dieſes Hauſes zu betreten, ſo empfehle ich die Wehrloſen Ihrem ritterlichen Schutze.“

„Ich bin ein Pole!“ verſetzte der Reiter ſtolz, ſich auf ſeinem Pferde erhebend. Er nahm den Hut ab und ritt in kurzem Galopp nach dem Wirtſchaftshofe zurück.

„Er ſieht aus wie ein kühner Burſch“, ſagte Fink, ſich umwendend zu den Leuten, welche aus der Wachtſtube herzugeeilt waren. „Aber, meine Männer, wenn man die Wahl hat, ob man ſich verlaſſen ſoll auf die Verſprechungen eines Feindes oder auf dies kleine Rohr von Eiſen, ſo bin ich allemal der Meinung, daß man ſich am beſten dem vertraut, was man in der Hand hält.“ Er ſchüttelte ſein Gewehr. „Der Pole verſpricht uns freien Abzug, weil er weiß, daß in ein paar Stunden ſeine Bande vor unſern Soldaten auseinanderlaufen wird. Wir wären für ihn ein guter Biſſen, an die dreißig Gewehre! Und wenn die Reiter kämen und uns nicht in dem Hauſe fänden, zu dem wir ſie gerufen, ſondern dies Geſindel mit ſeinen Krötenſpießen, ſie würden uns ein ſchönes Donnerwetter nachſchicken, und wir hätten den Schimpf für immer.“

„Ob er es ehrlich gemeint hat?“ fragte einer der Leute zögernd.

Fink faßte den Mann vertraulich an der Klappe ſeines Rockes: „Ich glaube, daß er es ehrlich meint, mein Junge, aber ich frage euch, wie weit reicht bei dieſem Volk der Gehorſam? Wir wären noch nicht hinter der Waldecke dort unten, ſo käm' ein anderer Hauſe über uns, und die Weiber und eure Sachen würden vor unſern Augen mißhandelt. Und deswegen, rechne ich, tun wir am beſten, wenn wir ihnen die Zähne zeigen.“

Lebhafte Beiſtimmung der Hörer folgte, und einige Hochs auf die jungen Herren im Schloſſe wurden ausgebracht.

„Wir danken," ſagte Fink, „und jetzt alle auf Poſten, ihr Männer, denn es kann wohl kommen, daß ſie ſich wieder blutige Köpfe holen. — Das hält ſie auf eine Stunde hin", fuhr er zu Anton gewandt fort. „Ich glaube nicht an einen Angriff bei Tage, aber auf Poſten ſtehen iſt beſſer für ſie als die Köpfe zuſammenſtecken. Bei alledem iſt quer, daß die Leute dieſe Verhandlung angehört haben."

Auch der ſtrenge Dienſt, den Fink jetzt einrichtete, vermochte nicht, die Entmutigung aufzuhalten, welche allmählich, je weiter die Sonne am Himmel ſtieg, über die kleine Beſatzung kam. Die Worte des Polen waren von vielen gehört worden, auch die Weiber hatten neugierig ihre Tür geöffnet und ſich in die Halle gedrängt. Leiſe, nach und nach fiel die Furcht in die Herzen, und anſteckend wie eine Krankheit erfaßte ſie einen nach dem andern. In der Frauenſtube brach ſie aus. Plötzlich empfanden einzelne eine große Sehnſucht nach Waſſer, ſie klagten über Durſt, zuerſt ſchüchtern, dann lauter, ſie drängten ſich an der Tür der Küche zuſammen und begannen laut zu ſchluchzen. Nicht lange, ſo ſchrien alle Kinder nach Waſſer, und viele, die unter andern Umſtänden nicht an Trinken gedacht hätten, fühlten ſich unſäglich elend. Anton ließ die letzten Flaſchen Wein aus dem Keller holen, zerſchnitt das letzte Brot, tauchte jedem einzelnen einige Biſſen in den Wein ein, bis ſie ganz durchweicht waren, und verteilte ſie mit der ernſthaften Verſicherung, dies ſei das beſte Mittel gegen Durſt; wenn man das in den Mund ſtecke, ſo ſei man einen ganzen Tag lang nicht imſtande, Waſſer zu trinken, und wenn man Geld dafür bekomme. Das half auf eine Weile, aber die Angſt fand andere Türen, durch welche ſie ſich einſchlich. Manche überlegten, was ſie denn zu verlieren hätten, wenn ſie ein altes Gewehr abgäben und dafür die Freiheit erhielten und das Recht, überall hinzugehen, wohin ſie wollten. Dieſe Anſicht wurde vorläufig von dem Förſter bekämpft, der ſich in die Mitte der Wachtſtube ſtellte und entſchloſſen erwiderte: „Ich will Euch ſagen, Gottlieb Fitzner, und Euch, Ihr dicker

Bökel, daß das Weggeben des Gewehrs für uns alle eine Kleinigkeit iſt, es iſt nur der Übelſtand dabei, daß der von euch, der auf dieſen niederträchtigen Gedanken käme, ein ganz gemeiner Schuft wäre, vor dem ich alle Tage ausſpucken würde, ſooft ich ihn träfe." Darauf gaben Fitzner und Bökel dem Förſter eifrig recht, und Bökel erklärte, er werde es mit jedem ſolchen Kerl ebenſo machen wie der Förſter. Und auch dieſe Gefahr war beſeitigt. Aber die abgelöſten Wachen blieben in unruhiger Unterhaltung. Die Streitkräfte des Schloſſes wurden mit denen des Feindes verglichen; endlich wurde die geringe Stärke des Pfahlwerks im Hofe der herrſchende Gegenſtand einer furchtſamen Kritik. Es war klar, daß dort der nächſte Angriff erfolgen würde, und auch die Beherzten nahmen an, daß der Bohlenzaun nur geringen Widerſtand leiſten könnte. Sogar der treue Schmied ſchüttelte mit der Hand an dem Zaun und fand keinen Gefallen an der Art, wie er zuſammengenagelt war. In den Mittagſtunden waren dieſe Anfälle von Zaghaftigkeit noch nicht gefährlich, denn der größte Teil der Männer erwartete, das Gewehr in der Hand, jeden Augenblick den Anmarſch des Feindes. Als ſich aber die Sonne von ihrer Höhe neigte, ohne daß ein Angriff erfolgte und ohne daß der Poſten auf dem Turm den Entſatz meldete, da wirkten Tatloſigkeit und Abſpannung zuſammen, das Leiden allgemein zu machen. Die Mittagskoſt war ungenügend, Kartoffeln mit verkohlter Rinde und etwas Salz dazu. Natürlich fingen die Leute wieder an zu durſten, wieder kamen die Frauen jammernd zu Anton und klagten, ſein Mittel habe nur auf kurze Zeit geholfen. Und auch unter den Männern flog die Angſt um Hunger und Durſt von einem Pfeiler zum andern, aus der Wachtſtube in den Hof bis hinauf in den Turm. Anton hatte die doppelte Ration Branntwein ausgeteilt, auch das half nicht bei allen. Die Männer wurden nicht aufſäſſig, es war zuviel gute Art in ihnen, ſie wurden nur kleinlaut und ſchwächer. Fink ſah mit verächtlichem Lächeln auf dieſe Symptome eines Zuſtandes, der ſeinem elaſtiſchen Geiſt und ſeinen ſtählernen Nerven unbegreiflich war. Aber Anton, den alle mit Bit-

ten und Klagen überliefen, fühlte die ganze Verlegenheit dieſer Stunden. Etwas mußte geſchehen, um gründlich zu helfen, oder alles war verloren. So trat er in den Hof, entſchloſſen, die Kuh zu opfern. Er ſtellte ſich vor die Milchkuh, klopfte ſie auf den Hals: „Lieſe, armes Tier, du mußt jetzt daran.“ Als er ſie am Strick herauszog, fiel ſein Blick auf die leere Waſſertonne, und ihn überkam ein glücklicher Gedanke. Die Erhebung des Bodens über das Waſſer des Baches betrug nur wenige Fuß, die ganze Gegend war quellenreich, es war wahrſcheinlich, daß man in geringer Tiefe Waſſer finden würde. Es war für die Beſatzung eine leichte Sache, ein Brunnenloch auszugraben. Wenn man die ausgegrabene Erde an das Pfahlwerk ſtampfte, ſo wurde die Feſtigkeit desſelben beträchtlich vermehrt. Und was die Hauptſache war, die Arbeit ſetzte alle müßigen Hände in Bewegung, ſie konnte ſtunden- ja tagelang fortgeſetzt werden. Aus früheren Verſuchen wußte er, daß das Waſſer um das Schloß ſchlammig und in gewöhnlicher Zeit nicht zu brauchen war, aber darauf kam es heute nicht an. Anton ſah nach der Sonne, es war keine Minute zu verlieren.

Er rief den Techniker in den Hof, und als dieſer freudig beiſtimmte, alle freien Hände des Schloſſes, auch die Weiber und ſtärkeren Kinder. Das Werkzeug der Arbeiter wurde herzugeholt, nach wenig Augenblicken waren zehn Männer mit Hacke und Spaten beſchäftigt, in der Mitte des Hofes ein großes Loch mit ſchräger Böſchung nach unten zu graben, die Frauen und Kinder mußten unter Aufſicht des Technikers die aufgegrabene Erde an dem Pfahlwerk feſtſtampfen. Einige Männer, und was von Frauen noch zur Hand war, rief Anton zum Schlachten der armen Kuh, welche noch einmal dem Volk gezeigt wurde, bevor ſie dem Verhängnis des Tages erlag. Schnell war alles in eifrigſter Tätigkeit. Das Brunnenloch, an der Oberfläche viel weiter, als für eine regelmäßige Röhre notwendig geweſen wäre, vertiefte ſich zuſehends, und an dem Bohlenzaun ſtieg ein Wall in die Höhe, wie durch die Kraft hilfreicher Erdgeiſter aus dem Boden gehoben. Die Leute griffen an, wie ſie in ihrem Leben nicht getan hatten, im Wettkampf flogen

die Spaten der Männer, barfüßige Beinchen ſprangen begeiſtert über die Erde, Holzſchuhe und Pantoffel ſtampften ihre Spuren tief hinein. Jeder wollte mit angreifen, es waren mehr Hände zur Stelle, als der Raum zu bewegen erlaubte. Alle Bangigkeit war verſchwunden, luſtige Scherze flogen hin und her. Auch Fink kam herbei und ſagte zu Anton: „Du biſt ein Heidenbekehrer, du verſtehſt für das Seelenheil deiner Gemeinde zu ſorgen.“

„Die Gemeinde arbeitet“, erwiderte Anton fröhlicher, als er in den letzten vierundzwanzig Stunden geweſen war.

Das Brunnenloch vertiefte ſich, daß man mit einer kurzen Leiter hinabſteigen mußte, der Grund wurde feucht, die Männer arbeiteten in einem Sumpf, zuletzt mußte der Schlamm in Kübeln heraufgereicht werden, aber die Leute drängten ſich zum Tragen, die Eimer flogen aus einer Hand in die andere. Mit lautem Gelächter, wie Kinder, begrüßten ſie jeden Schmutzfleck, der aus den Eimern auf die Kleider der Ungeduldigen ſpritzte. Der Wall erhob ſich bereits fußhoch über das Pfahlwerk, und da es an Raſen fehlte, ſchlugen die Leute an der innern Böſchung Holz und Steine mit einer Kraft hinein, welche die Maſſe feſt machte wie Stuck. Kaum, daß Anton die ſchmale Seitenpforte frei erhielt. Unter den feindlichen Poſten am Bache zeigte ſich eine unruhige Bewegung, Reiter ſprengten die Poſtenkette entlang und ſahen auf das neue Feſtungswerk, zuweilen wagte ſich einer näher heran, zog ſich aber zurück, wenn der Förſter ſein Gewehr über den Wall erhob. So verrann Stunde auf Stunde, die Sonne ſank hinab, und der Schein der Abendröte flog über den Himmel. Die Leute im Hof achteten nicht darauf, unten im Brunnenloch ſtanden die Männer bis an den Leib im Waſſer. Es war eine gelbe ſchmutzige Flüſſigkeit, aber die Leute ſtarrten in die Öffnung, als ob dort ein Schatz von flüſſigem Golde heraufquölle. Endlich, als ſchon die Schatten des Abends dunkel auf der Öffnung lagen, befahl Anton den Arbeitern aus der Grube zu ſteigen. Ein großes Tuch wurde gebracht und über den Waſſerbottich gelegt, man ſchöpfte das Waſſer in Eimern herauf und ſeihte es durch das Tuch.

„Zuerſt meine Pferde“, rief ein Knecht und riß die Eimer für die dürſtenden Tiere an ſich. „Wenn ſich der Trank geſetzt hat, wird er ſo gut wie Bachwaſſer“, rief der Schmied vergnügt, die Arbeiter wurden nicht müde, ſich eine Probe auszuſchöpfen, und jeder beſtätigte ſiegesfroh die Meinung des angeſehenen Mannes. Unterdes ließ Anton oben auf dem Wall, der faſt bis zum Fußboden des obern Stockwerks heraufgewachſen war, neue Pfähle einſchlagen und die ſtarken Bretter der Kartoffelwagen als Schutzwehr daran befeſtigen. Als die Finſternis der Nacht ſich über das Schloß legte, war das Werk vollendet. Die Frauen klärten unermüdlich über dem Bottich, große Stücke Fleiſch wurden nach der Küche geſchafft, dort kniſterte ein mächtiges Feuer, und die anmutige Ausſicht auf ein kräftiges Nachteſſen zog in die Seele aller Belagerten.

Da raſſelte draußen im Felde wieder die feindliche Trommel, und der ſchrille Ruf der Knochenpfeife zitterte durch die Räume des Hauſes. Einen Augenblick ſtanden die Männer im Hofe erſchrocken, ſie hatten in den letzten Stunden nur wenig an den Feind gedacht, dann ſtürmte alles nach der Wachtſtube und ergriff die Gewehre. Schnell wurde der Unterſtock mit doppelter Mannſchaft beſetzt, der Förſter eilte mit einer ſtarken Abteilung nach dem Hofe und kletterte auf den neuen Wall.

„Die Entſcheidung naht,“ ſagte Fink leiſe zu Anton, „in den letzten Stunden ſind ſtarke Banden ins Dorf eingerückt, im letzten Abendlicht ein Haufe Reiter. Wir vermögen eine zweite Nacht nicht zu widerſtehen. Sie werden auf allen Seiten zugleich angreifen, mit einem Schock kurzer Leitern dringen ſie in das Schloß. Und ſie wiſſen das, denn ſieh, jede Rotte, die aus dem Dorfe heranzieht, iſt mit Axt und Leiter verſehen. Laß uns gemütlich durchmachen, was nicht zu ändern iſt, dein iſt das Verdienſt, wenn wir als Männer unterliegen und nicht als Memmen. Ich war bei dem Freiherrn, er und die Frauen ſind vorbereitet; ſie werden ſich zuſammen in ſeinem Zimmer halten. Haſt du noch einige Worte in der Kehle, wenn einer von den Meſſieurs der Bande über dich weg ſteigt, ſo erinnere ihn

an die Frauen. Gott befohlen, Anton, ich nehme die Hofſeite, du die Front.“

„Mir iſt's unmöglich,“ rief Anton, „daß wir unterliegen ſollen, ich habe nie ſo frohe Hoffnung gehabt als in dieſer Stunde.“

„Hoffnung auf Entſatz?“ fragte Fink, die Achſeln zuckend und wies durch das Fenſter auf die feindlichen Haufen, „und wenn er in einer Stunde kommt, er kommt zu ſpät. Seit Rebekkas Kanone abgefahren iſt, ſind wir in den Händen des Feindes, ſobald dieſer einen ernſtlichen Sturm wagt. Und er wird ihn wagen. Man muß ſich keinen Täuſchungen hingeben, die nicht länger glimmen als eine Zigarre. Deine Hand, mein lieber Junge, lebe wohl!“ Er drückte kräftig Antons Hand, und das ſtolze Lächeln glänzte wieder auf ſeinem Antlitz. So ſtanden die beiden nebeneinander, jeder ſah liebevoll auf die Geſtalt des andern, ungewiß, ob er ſie je wieder erblicken werde. „Fahre wohl!“ rief Fink und erhob die Büchſe, ſeine Hand aus der des Freundes löſend; aber er blieb wie angewurzelt ſtehen und lauſchte, denn über dem Trommelwirbel der Feinde und dem Lärm der anrückenden Haufen fuhr ein heller Klang durch die Nachtluft, eine fröhlich ſchmetternde Fanfare, und als Antwort klang von dem Dorfe her der regelmäßige Sturmſchlag eines Tambours der Linie, darauf eine ſtarke Gewehrſalve und ein fernes Hurra.

„Sie kommen,“ rief es aus allen Ecken des Schloſſes, „unſere Soldaten kommen!“ Der Förſter ſtürzte in die Halle. „Die Rotmützen,“ ſchrie er, „ſie reiten am Bache herauf zur Brücke, hinten am Dorfe ſtürmt die Infanterie.“

„Alle in den Hof,“ rief Fink, „zum Ausfall, ihr Männer, vorwärts!“ Die Verrammelung der Pforte wurde weggeriſſen, die Mannſchaft war im Augenblick außerhalb der Verſchanzung, kaum daß Anton den Techniker und einige Knechte als Beſatzung des Hauſes in den Hof zurücktrieb. Der Förſter ſchritt die Reihe entlang und ordnete die Leute. Fink ſah nach dem Stand des Gefechts. Die Infanterie-Kolonne drang im Dorfe vor, das unaufhörliche Knattern des Gewehrfeuers verriet die Erbitterung des Kampfes,

aber das Feuer kam langſam näher, die Feinde wichen, ſchon rannten einzelne Flüchtlinge derſelben aus dem Wirtſchaftshofe hervor. Unterdes ſetzte eine Abteilung Huſaren durch den Bach gegenüber dem Schloſſe, ſie trieb kleine Haufen der Belagerer vor ſich her. Fink führte ſeine Bewaffneten um das Haus herum und ſtellte ſie an der Ecke auf, die dem Dorfe zunächſt lag. „Geduld," rief er, „und wenn ich euch vorführe, vergeßt euren Kriegsruf nicht, ſonſt werdet ihr in der Dunkelheit überritten und zerſtampft wie die Feinde." Nur mit der größten Mühe waren die Ungeduldigen im Gliede zu halten.

Vom Bache her flog ein einzelner Reiter auf ſie zu. „Hurra, Rothſattel!" rief er ſchon aus der Ferne. „Sturm!" ſchrie ihm ein Dutzend Stimmen entgegen, Anton ſprang aus dem Gliede auf den treuen Mann zu. „Wir haben die Feinde," rief Karl, „ihr Fußvolk hatte die Straße von Rosmin beſetzt, ich aber führte unſere Leute auf Umwegen durch den Wald."

Ein dunkler Haufe wurde an den letzten Häuſern des Dorfes ſichtbar, Berittene ſprengten vor, der feindliche Trupp machte halt und ſammelte ſich am Wirtſchaftshofe. Dort ſetzte ſich der Kampf, die Führer trieben ihre Leute wieder zurück ins Gefecht. „Jetzt gilt's", rief Fink. Im Schnellſchritt zog die Schar über den Anger, ſtellte ſich ſeitwärts vom Wege an der erſten Scheuer auf, und eine Salve aus fünfundzwanzig Gewehren drang in die Seite des Feindes. Dadurch kam Verwirrung in die gedrängte Schar der Feinde, die Maſſe löſte ſich auf und ſtürzte in wilder Flucht über die Ebene. Wieder klang hinter denen vom Schloſſe die Trompete, im vollen Roſſeslauf ſtürmten die Huſaren vor und hieben in einen Haufen ein, der noch ſtandhielt. Karl warf ſich zu ihnen und verſchwand im Getümmel. So jagten ſie den Feind in die Felder.

Aus dem Dorfe aber ſprengten jetzt die polniſchen Reiter, ihnen voran der Parlamentär, der ſeine Leute mit lautem Zuruf auf die Huſaren trieb.

„Rothſattel!" rief eine jugendliche Stimme vom Pferde dicht neben Anton, und vor einem Zug Huſaren ſtürmte

ein ſchlanker Offizier den polniſchen Reitern entgegen. Fink richtete ſeine Büchſe gegen den polniſchen Oberſt.

„Ich danke“, rief dieſer, auf ſeinem Pferde wankend, und ſchoß mit letzter Kraft ſein Piſtol in die Bruſt des Huſaren ab, der auf ihn einritt. Getroffen ſank der Huſar zur Erde, mit dem Körper des Polen jagte das Pferd von dannen.

Nach wenigen Minuten war die Umgebung des Schloſſes von Feinden gereinigt; die Nacht deckte die Flüchtigen, ſchützend breiteten die Waldbäume ihre Äſte über die Söhne des Landes. In kleinen Abteilungen verfolgten die Sieger den letzten Haufen der Feinde.

Vor dem Schloſſe kniete Anton am Boden und ſtützte das Haupt des gefallenen Reiters mit ſeinen Armen. Mit Tränen im Auge ſah er von dem Sterbenden zu dem Freund auf, welcher mit einer Gruppe von Offizieren teilnehmend zur Seite ſtand. Der Siegesjubel war verſtummt, die Landleute umgaben in düſterem Schweigen die Stätte. Langſam wurde der Regungsloſe auf den Händen der Männer nach dem Hauſe getragen.

In der Vorhalle ſtand an der Treppe der Freiherr mit ſeiner Tochter, bereit, die willkommenen Gäſte zu begrüßen. Als Lenore den wunden Mann erblickte, ſtürzte ſie unter die Träger, welche ſchweigend den Körper vor den Freiherrn niederlegten, und ſank mit einem Schrei zu Boden.

„Wer iſt es?“ ſtöhnte der blinde Mann und griff mit den Händen vor ſich in die Luft. Niemand antwortete, ſcheu traten alle zurück.

„Vater“, murmelte der Verwundete, und ein Blutſtrom quoll aus ſeinem Munde. „Mein Sohn, mein Sohn!“ ſchrie der Blinde wie raſend, und ſeine Knie brachen zuſammen.

Den Sohn hatte es aus ſeiner Garniſon fortgetrieben zu dem Heere, welches ſich nahe bei dem Gute ſeiner Eltern zuſammenzog. Er hatte es durchgeſetzt, ein anderes Regiment zu begleiten, er hatte Erlaubnis erhalten, die Schwadron zu begleiten, welche dem Vater zu Hilfe entſendet wurde. Er wollte die Eltern überraſchen und brachte ihnen mit dem Entſatz ſeine blutende Bruſt in das Haus und den Tod in die Herzen.

Jetzt lag eine unheimliche Stille auf dem hohen Slawenschloß. Der Sturm hatte ausgetobt, von den Blütenbäumen im Felde fielen lautlos die weißen Blätter und lagen im Sternenlicht am Boden wie ein weißes Totentuch. Wo seid ihr, luftige Pläne des blinden Mannes, der gebaut, gesündigt, gelitten hat, um euch lebendig zu machen? Horche, du armer Vater, mit verhaltenem Atem; es ist still geworden im Schloß und auf den Gipfeln der Bäume, und doch vermagst du nicht mehr zu hören den einen Ton, an den du immer gedacht hast bei deinen Luftschlössern, unter deinen Pergamenten, den Herzschlag deines einzigen Sohnes, des erhofften Majoratsherrn der Rothsattel.

# Sechſtes Buch

## 1.

Traurige Tage kamen über das Schloß, ſchwer zu tragen für jeden, der in ſeinen Mauern wohnte. In der Familie des Freiherrn ſaß das Siechtum wie der Wurm in einer Pflanze. Nach der ſchwarzen Stunde, wo man dem Vater den ſterbenden Sohn ins Haus getragen hatte, verließ der Freiherr nicht ſein Zimmer. Das wenige, was noch von Kraft in ihm geweſen war, jetzt war es zerbrochen, der Schmerz zehrte an ſeinem Geiſte mehr als an ſeinem Körper, er brütete tagelang ſtill vor ſich hin, und nicht die Bitten Lenores, nicht die Nähe ſeiner Frau vermochten ihn zu beleben. Als der Baronin die Unglücksbotſchaft gebracht wurde, zitterte Anton, daß das Band zerreißen müſſe, welches das Leben noch an ihrem Körper hielt, und wochenlang ging Lenore nicht von ihrem Lager. Aber zur Verwunderung aller erfolgte das Gegenteil. Der Zuſtand des Gatten nahm bald ihre Sorge ſo ſehr in Anſpruch, daß ihr ſelbſt Schmerz und Schwäche zu ſchwinden ſchien. Sie zeigte ſich kräftiger, als ſie vorher geweſen war, nur auf die Pflege des Freiherrn bedacht, gewann ſie über ſich, ſtundenlang neben ſeinem Stuhle zu ſitzen. Der Arzt freilich ſchüttelte gegen Anton den Kopf und ſagte, daß dieſer plötzlichen Erhebung wenig zu trauen ſei. Lenore wurde in den erſten Wochen nach dem Tode des Bruders kaum von jemand geſehen. Wenn ſie einmal außer dem Krankenzimmer erſchien, ſo waren es faſt nur Fragen nach dem Befinden des Kranken, die ſie beantwortete, oder Bitten nach dem Arzt, die ſie an Anton richtete.

Unterdes zog draußen ein wildes Frühjahr vorüber, ein ſtürmiſcher Sommer folgte. Zwar die Schrecken des Bürgerkrieges hatte das Gut nicht mehr zu fürchten. Aber die

ſchweren Laſten der Zeit legten ſich erdrückend auf die Wirtſchaft. In der ſtillen Waldinſel tönte jetzt täglich der Trommelſchlag des Tambours oder das Signal des Trompeters, Dorf und Schloß hatten Einquartierung, welche häufig wechſelte. Anton hatte mit allen Händen zu tun, Mannſchaft und Pferde unterzubringen und für ihre Verpflegung zu ſorgen. Bald waren die geringen Kräfte des Gutes erſchöpft, ohne Finks vorausbezahlte Pachtgelder wäre es unmöglich geweſen, dieſe Zeit zu überſtehen. Auch in der Wirtſchaft nahmen die Störungen kein Ende. Mehr als ein Morgen war in den Tagen der Belagerung durch die Fußtritte von Roſſen und Menſchen zerſtampft worden, jetzt hielten requirierte Fuhren die Geſpanne auf, die Leute ſelbſt verwilderten in der unruhigen Zeit und verloren die Luſt zu regelmäßiger Tätigkeit. Aber im ganzen wurde die Ordnung doch erhalten, die Arbeiten des Jahres nahmen nach dem Plan, der im Frühjahr gemacht war, ihren Fortgang. Noch beſſer ging es mit dem Wieſenbau. Nicht alle Arbeiter, welche Fink auf das Gut geführt hatte, hielten aus, aber ſie wurden durch andere Leute erſetzt, die ſich in dieſer Zeit bewährten. Ja, die Zahl der grauen Jacken und ſchwarzen Hüte vermehrte ſich, und die Garde des Herrn von Fink wurde in der ganzen Umgegend als eine trotzige Geſellſchaft beſprochen, mit der nicht gut anzubinden ſei. Fink ſelbſt war jetzt oft abweſend, er hatte viele Offiziere kennengelernt, alte Bekanntſchaften erneuert, er fuhr im Lande umher, verfolgte mit Eifer die kriegeriſchen Operationen und machte als Freiwilliger das Treffen mit, welches einige Meilen von dem Gute gegen die Inſurgenten gewonnen wurde. Seine Verteidigung des Schloſſes hatte ihn in der Umgegend zu einer gefürchteten Perſon gemacht, welcher aller Haß der feindlichen Partei ebenſoſehr zufiel als die Bewunderung der Freunde.

Es war einige Wochen nach dem Entſatz des Schloſſes, als Lenore in die Hoftür trat, vor welcher Anton mit dem Förſter verhandelte. Lenore ſah über den Hof, in welchem jetzt eine Pumpe ſtand, und über den Zaun, von dem der Erdwall abgefahren war, in die Landſchaft, welche in dem

hellen Grün des erſten Sommers glänzte. Endlich ſagte ſie mit einem Seufzer: „Es iſt Sommer geworden, Wohlfart, und wir merken nichts davon.“

Anton ſah ihr beſorgt in das bleiche Geſicht. „Draußen im Walde iſt's jetzt hübſch, ich war geſtern beim Förſter; nach dem letzten Regen ſtehen Holz und Blüten in vollem Saft. Wenn Sie ſich nur einmal entſchließen könnten hinauszugehen.“ Lenore ſchüttelte verneinend das Haupt. „Was iſt an mir gelegen!“ rief ſie bitter.

„Vor allem hören Sie eine Nachricht, die mir ſoeben der Förſter zugetragen hat“, fuhr Anton fort. „Der Mann, den Ihr Schuß getroffen, war der elende Bratzky. Sie haben ihn nicht getötet. Wenn Sie ſich darüber einen Vorwurf machen, von dieſem Schmerz kann ich Sie befreien.“

„Gelobt ſei Gott!“ rief Lenore und faltete die Hände.

„Schon damals, als der Förſter bei Nacht zu uns ins Schloß kam, ſah er, daß der Schurke mit verbundenem Arm in der Schenke ſaß. Geſtern wurde er von dem Militär als Gefangener in Rosmin eingebracht.“

„Ja,“ ſagte der Förſter dazutretend, „eine Kugel tut dem nichts, der denkt höher hinaus.“ Er griff mit der Hand an den Hals und machte die Pantomime des Hängens.

„Es lag auf mir bei Tag und Nacht,“ ſagte Lenore leiſe zu Anton, „wie verdammt kam ich mir vor; in der Finſternis quälten mich ſchreckliche Traumgeſichte, daß ich aus dem Schlafe auffuhr und ſchrie; immer ſah ich den Mann vor mir, wie er die Fauſt ballte, hinſtürzte und das Blut aus ſeiner Schulter floß. O Wohlfart, was haben wir erlebt!“ Sie lehnte ſich an die Tür und ſtarrte mit tränenloſen Augen vor ſich nieder. Vergebens ſuchte Anton ſie zu beruhigen, ſie hörte kaum ſeine Worte.

Der Huf eines Pferdes klapperte auf den Steinen, Finks Brauner wurde herausgeführt.

„Wo reitet er hin?“ fragte Lenore haſtig.

„Ich weiß es nicht,“ verſetzte Anton, „er iſt jetzt viel auswärts, ich ſehe ihn tagelang nicht.“

„Was ſoll er auch bei uns?“ rief Lenore; „das unglückliche Haus iſt kein Ort für ihn.“

„Wenn er ſich nur etwas in acht nehmen wollte," ſagte der Förſter, „die Tarower ſind giftig auf ihn, ſie haben geſchworen, ihm eine Kugel nachzuſchicken, und er reitet immer allein und bei Nacht."

„Es iſt umſonſt, ihn zu warnen", ſagte Anton. — „Sei endlich verſtändig, Fritz," rief er dem Freunde zu, der aus dem Hauſe trat, „reite nicht ſo allein, wenigſtens nicht über die Tarower Flur."

Fink zuckte die Achſeln. „Ah, unſer Fräulein iſt hier. Wir haben ſolange nicht die Freude gehabt, Sie zu ſehen, daß es uns hier bereits ſehr langweilig geworden iſt."

„Hören Sie auf die Warnung des Freundes," erwiderte Lenore ängſtlich, „und hüten Sie ſich vor den böſen Menſchen."

„Wozu?" verſetzte Fink; „eine reſpektable Gefahr iſt nicht vorhanden, und vor einem dummen Teufel, der hinter einem Baume ſteht, kann ſich in ſolchen Zeiten niemand bewahren, das würde zuviel Zwang auflegen."

„Wenn Sie's nicht um Ihretwillen tun, ſo denken Sie an die Angſt ihrer Freunde", bat Lenore.

„Habe ich noch Freunde?" fragte Fink lachend; „manchmal iſt mir's, als wären ſie untreu geworden. Meine guten Freunde gehören zu der Klaſſe, welche ſich pflichtgetreu zu beruhigen weiß. Hier unſer ehrenwerter Wohlfart wird ein reines Sacktuch in die Taſche ſtecken und ſeine feierlichſte Miene aufſetzen, wenn ich einmal mein Spiel verliere, und ein anderer Waffenkamerad wird ſich noch leichter tröſten. Heran mit dem Pferde", rief er, ſchwang ſich hinauf und ſprengte mit kurzem Gruße davon.

„Er reitet gerade auf Tarow zu", ſagte der Förſter, welcher ihm nachgeſehen hatte, mit Kopfſchütteln. Lenore ging ſchweigend in das Zimmer der Eltern zurück.

Aber am ſpäten Abend, als die Lichter des Schloſſes längſt verlöſcht waren, bewegte ſich noch lange eine Gardine, und ein Weib lauſchte angſtvoll auf den Hufſchlag des heimkehrenden Roſſes. Stunde auf Stunde verrann, erſt gegen Morgen ſchloß ſich der Fenſterflügel, als ein Reiter vor der Pforte anhielt und, eine Melodie vor ſich hinträl-

lernd, das Pferd ſelbſt in den Stall führte. Nach einer durchwachten Nacht verbarg Lenore ihr ſchmerzendes Haupt in die Kiſſen.

So ging es durch Monate fort. Endlich kam der Freiherr, auf den Arm ſeiner Tochter und auf einen Stab geſtützt, wieder manchmal herunter ins Freie; dann ſaß er ſchweigſam im Schatten der Schloßmauer, oder er hörte mit galliger Laune auf jede Kleinigkeit, die ihm zu ſchelten möglich machte. In ſolchen Stunden bogen die Leute gern in weitem Umweg aus, um ihm nicht zu nahe zu kommen, und da Anton dies nicht tat, ſo war er nicht ſelten das Opfer, über dem ſich die Verſtimmung des Freiherrn Luft machte. Antons Verhältnis zu dem Kranken wurde bald ſo läſtig, daß nur ein ungewöhnlicher Grad von Geduld darüber weghelfen konnte. Täglich mußte der Freiherr hören, daß die Leute bei ſeinen Querfragen ſich damit entſchuldigten: „Herr Wohlfart hat es ſo befohlen“, oder „der Herr Rentmeiſter hat das nicht gewollt“; mit Eifer ſuchte er die Aufträge, welche Anton gegeben hatte, durch ſeine Willensäußerung zu ſtören; aller Groll, alle Gehäſſigkeit, die ſich in der Seele des Unglücklichen angeſammelt hatte, konzentrierte ſich in ein ſchwächliches Gefühl des Haſſes gegen ſeinen Bevollmächtigten.

Fink kümmerte ſich jetzt wenig um den Freiherrn; wenn er das Gezänk mit Anton bemerkte, verzog er ſchweigend die Augenbrauen und ſagte höchſtens: „Es mußte ſo kommen.“ Am beſten kam noch Karl mit dem Freiherrn aus; er nannte ihn nie anders als Herr Rittmeiſter, und ſchlug kriegeriſch mit den Abſätzen zuſammen, ſooft er ihm eine Meldung machte; das hörte der blinde Herr, und das tat ihm wohl. Und das erſte Zeichen von Teilnahme, welches der Freiherr für das Befinden Fremder zeigte, wurde dem Amtmann zuteil. Ein Gartenſtuhl war in der Sonne eingetrocknet und drohte auseinanderzufallen; Karl ergriff im Vorübergehen den Stuhl und ſchlug ihn mit der geballten Hand zuſammen. „Sie ſchlagen doch nicht mit Ihrer rechten Hand, lieber Sturm?“ fragte der Freiherr.

„Wie's kommt, Herr Rittmeiſter", antwortete Karl.

„Das ſollten Sie nicht tun," ermahnte der Blinde, „eine ſolche Wunde will geſchont ſein, es ſetzt ſich manchmal nach Jahren eine Krankheit hinein. Sie ſind gar nicht ſicher, ob das nicht in ſpäterer Zeit auch bei Ihnen der Fall ſein wird."

„Luſtig gelebt und ſelig geſtorben, Herr Rittmeiſter," erwiderte Karl, „ich ſorge nicht um die Zukunft."

„Er iſt ein ſehr brauchbarer Menſch", ſagte der Freiherr zu ſeiner Tochter.

Die Ähren der Halmfrüchte blühten ab, die grünen Felder überzogen ſich mit hellem Gelb, das fröhliche Geräuſch der Ernte begann. Als der erſte Erntewagen in den Hof rollte, ſtand Anton bei der Scheuer und überwachte das Einbringen. Da trat Lenore zu ihm: „Wie wird die Ernte?"

„Soweit wir in dieſem Jahre ernten können, ſind die Ausſichten nicht ſchlecht. Wenigſtens mit der Garbenzahl iſt Karl zufrieden, ſie ſcheint größer zu werden als unſer Anſchlag war", erwiderte Anton vergnügt.

„So haben Sie doch eine Freude, Wohlfart", ſagte Lenore.

„Es iſt eine Freude für alle auf dem Hofe, Sie ſehen's aus der rührigen Geſchäftigkeit der Leute. Auch der Träge arbeitet jetzt mit doppelter Kraft. Wenn aber ich mich freue, ſo iſt's auch über Ihre Frage. Sie ſind dem Hofe und allem, was zum Gute gehört, ſo fremd geworden."

„Ihnen nicht, mein Freund", ſagte Lenore niederſehend.

„Sie ſelbſt müſſen krank werden", fuhr Anton eifrig fort. „Wenn ich dürfte, möchte ich Sie ſchelten, daß Sie die ganze Zeit ſowenig an ſich ſelbſt gedacht haben. Ihr kleines Pferd iſt im Stalle ſteif geworden, Karl muß manchmal darauf reiten, damit es das Laufen nicht verlernt."

„Mag es dahingehen wie alles andere," rief Lenore, „ich werde mich nicht wieder darauf ſetzen. Haben Sie Mitleid mit mir, Wohlfart, mir iſt manchmal, als verlöre ich die Beſinnung, es iſt mir alles auf der Welt gleichgültig geworden."

„Wozu ſo hart, Fräulein?“ ſprach eine ſpöttiſche Stimme hinter ihr. Lenore ſchrak zuſammen und wandte ſich um. Fink, der länger als eine Woche verreiſt geweſen, trat zu ihnen. „Mache, daß du den Blaſius wegjagſt,“ ſagte er zu Anton, ohne ſich weiter um Lenore zu kümmern; „der Schlingel iſt ſchon wieder betrunken, er peitſcht in die Pferde, daß die armen Tiere mit Schwielen bedeckt ſind. Ich hatte große Luſt, ſeinen Pferden eine Satisfaktion zu verſchaffen und ihn vor ihren Augen abzuſtrafen.“

„Habe Geduld bis nach der Ernte,“ entgegnete Anton, „wir können ihn jetzt nicht erſetzen.“

„Iſt er nicht ſonſt ein gutmütiger Menſch?“ fragte Lenore ſchüchtern.

„Gutmütigkeit iſt ein bequemer Titel für alles mögliche Ungeſunde“, erwiderte Fink. „Bei den Männern heißt's gutmütig und bei den Frauen gefühlvoll.“ Er ſah Lenore an. „Was hat das arme Geſchöpf, der Pony, verſchuldet, daß Sie ihn nicht mehr reiten wollen?“

Lenore errötete, als ſie zur Antwort gab: „Das Reiten hat mir Kopfſchmerzen gemacht.“

„Ei,“ ſpottete Fink, „Sie hatten ſonſt den Vorzug, weniger weich zu ſein; ich kann nicht ſagen, daß dies larmoyante Weſen Ihnen zuträglich iſt, Sie werden den Kopfſchmerz dabei nicht verlieren.“

Lenore kehrte ſich gedrückt zu Anton: „Sind die Zeitungen angekommen? Ich kam, Sie für den Vater darum zu bitten.“

„Der Bediente hat ſie in das Zimmer der Frau Baronin getragen.“

Lenore wandte ſich mit einer Verbeugung ab und ging nach dem Schloſſe zurück.

Fink ſah ihr nach und ſagte zu Anton: „Schwarz kleidet ſie nicht, ſie ſieht ganz verſtört aus. Es iſt eins von den Geſichtern, die nur gefallen, wenn ſie ſtattliche Fülle haben.“

Anton blickte finſter auf ſeinen Freund. „Dein Benehmen gegen das Fräulein war in den letzten Wochen ſo auffallend, daß ich mich oft darüber geärgert habe. Ich weiß nicht, ob

es in deiner Abſicht liegt, aber du behandelſt ſie mit einer Nachläſſigkeit, die nicht ſie allein verletzt."

„Sondern auch dich, Maſter Wohlfart", ſagte Fink und ſah den Zürnenden groß an. „Ich habe nicht gewußt, daß du auch die Duenna dieſes Fräuleins biſt."

„Dieſe Sprache hilft dir nichts", verſetzte Anton ruhiger. „Ich habe recht, wenn ich dich erinnere, daß du ſchlimmer als unzart gegen ein ehrliches Gemüt handelſt, das jetzt jede Rückſicht mit doppeltem Recht verlangen kann."

„Habe du die Güte, ihr dieſe Rückſicht zu gönnen, und kümmere dich nicht um meine Weiſe", erwiderte Fink kurz.

„Fritz," rief Anton, „ich verſtehe dies Weſen nicht, es iſt wahr, du biſt rückſichtslos —"

„Haſt du das erfahren?" unterbrach ihn Fink.

„Nein," erwiderte Anton, „wenn du es gegen andere warſt, mir haſt du dich immer gezeigt, wie du im Herzen biſt, hochgeſinnt und voll Teilnahme; aber eben deshalb tut mir weh, mehr als ich ſagen kann, daß du gegen Lenore ſo verändert biſt."

„Darum laß mich," verſetzte Fink; „jeder hat ſeine eigene Weiſe Vögel abzurichten. Nur nebenbei laß dir ſagen, wenn dein Fräulein Lenore nicht aus dieſem kränklichen Leben aufgerüttelt wird, ſo geht das Beſte an ihr in kurzer Zeit zum Teufel. Der Pony allein wird's nicht tun, das weiß ich, aber du, mein Sohn, mit deiner wehmütigen Teilnahme wirſt's auch nicht tun. Und ſo wollen wir den Dingen ihren Lauf laſſen. — Ich gehe heute noch nach Rosmin, haſt du etwas zu beſtellen?"

Dieſe Unterredung brachte zwar keine Entfremdung zwiſchen den Freunden hervor, aber ſie wurde wenigſtens von Anton nicht vergeſſen. Er zürnte in der Stille der herriſchen Weiſe des andern und beobachtete unruhig jedes zufällige Zuſammentreffen desſelben mit Lenore. Fink ſuchte und vermied das Fräulein nicht. Die Familienabende wurden nicht wieder eingerichtet, auch als der Herbſt herankam. Wenn Fink auf dem Gute war, ſpeiſte er mit Anton auf ſeinem Zimmer, und nur im Freien traf er mit Lenore zuſammen. Dann ſah man ihrem Benehmen den Zwang

an, und Fink behandelte ſie ſeit der Unterredung mit Anton wie eine Fremde.

Anton ſelbſt ſollte über ſeine eigene Stellung Erfahrungen machen. So ſehr er vermied, dem Freiherrn Unangenehmes mitzuteilen, ſo gab es doch etwas, was er ihm nicht länger erſparen konnte, die Regulierung der Schulden, welche der verſtorbene Sohn gemacht hatte. Denn bald nach dem Tode desſelben waren zahlreiche Briefe mit eingeſchloſſenen Forderungen auf dem Schloſſe angekommen. Lenore hatte ſie Anton übergeben, und Anton hatte alle, unter ihnen auch den Schuldſchein Sturms, an den Juſtizrat Horn geſchickt und von dieſem redlichen Mann ein Gutachten und eine genauere Ermittelung der Forderungen erbeten. Dies Gutachten war jetzt angekommen. Der Juriſt verbarg ihm nicht, daß der Schuldſchein, welchen der junge Rothſattel dem Auflader ausgeſtellt hatte, in der Form ſo fehlerhaft war, daß er vor Gericht nur als eine Quittung über empfangenes Geld betrachtet werden konnte. Eine geſetzliche Verpflichtung des Freiherrn, für den Sohn zu zahlen, war nicht vorhanden. Die Summe der Schulden war ſo groß, daß eine augenblickliche Tilgung ganz unmöglich war. Und Anton ſelbſt hatte dem jungen Verſchwender mehr als achthundert Taler geliehen. Als er den Schuldſchein Eugens aus ſeinen Papieren herausſuchte, ſah er lange auf die Züge des Verſtorbenen. Das war die Summe, durch welche ſein eitler Sinn ihn in das Leben der Familie eingekauft hatte. Und was hatte ihm dieſer Kauf gebracht? Damals war ihm eine Ehrenſache geweſen, ſeinem vornehmen Freund aus der Verlegenheit zu helfen, jetzt erkannte er, wie vorſchnell er dem Leichtſinnigen leicht gemacht hatte, Geld zu erhalten. Finſter verſchloß er den eigenen Schein wieder in die Schublade.

Mit ſchwerem Herzen ließ er den Freiherrn um eine Unterredung erſuchen. Schon bei der erſten Erwähnung ſeines Sohnes geriet der Freiherr in heftige Bewegung, und als Anton in ſeinem Eifer den Verſtorbenen kurzweg beim Vornamen nannte, erhob ſich die Galle in dem verletzten

Vater. Er unterbrach die Rede Antons durch die heftigen Worte: „Ich verbitte mir dieſe familiäre Bezeichnung meines verſtorbenen Sohnes, lebend oder tot iſt er für Sie immer der Freiherr von Rothſattel.“

Anton erwiderte an ſich haltend: „Herr Eugen, Freiherr von Rothſattel, hat bei ſeinen Lebzeiten etwas über viertauſend Taler Schulden gemacht.“

„Das iſt unmöglich“, unterbrach ihn der Freiherr.

„Die beglaubigten Abſchriften der Schuldſcheine und Wechſel ſowie die Einſicht in die Originaldokumente, welche Juſtizrat Horn gefordert hat, machen die Tatſache ſelbſt unzweifelhaft. Bei neunzehnhundert Talern, dem größten Poſten, iſt die Wahrheit der vollen Zahlung um ſo weniger zu bezweifeln, als der Vater des Amtmanns Sturm, welcher das Darlehn gemacht hat, ein Mann von der größten Redlichkeit iſt. Ein Brief des Verſtorbenen an mich erkennt dieſe Schuld ausdrücklich an.“

„Sie haben alſo von dieſen Schulden gewußt,“ rief der Freiherr in ſteigendem Zorn, „und Sie haben mir ein Geheimnis daraus gemacht? Iſt das Ihre vielgeprieſene Treue?“

Vergebens ſetzte ihm Anton die näheren Umſtände auseinander, der Freiherr hatte die Herrſchaft über ſeine Empfindungen verloren. „Schon längſt habe ich erkannt,“ rief er laut, „wie eigenmächtig Ihr ganzes Verfahren iſt. Sie benutzen meinen Zuſtand, um die Dispoſition über mein Vermögen zu erhalten, Sie machen Schulden, Sie laſſen Schulden machen, Sie ziehen Geld ein, Sie verrechnen mir, was Sie gut dünkt.“

„Sprechen Sie nicht weiter, Herr Freiherr“, rief Anton mit ſtarker Stimme. „Nur das Mitleid mit Ihrer Hilfloſigkeit verbietet mir, Ihnen die Antwort zu geben, welche Sie in dieſem Augenblick verdienen. Wie groß dies Mitgefühl iſt, mögen Sie daraus ſehen, daß ich mich bemühen will, Ihre Rede zu vergeſſen, und daß ich Sie jetzt um Ihre Erklärung bitte: Wollen Sie die Schulden, welche der Verſtorbene gemacht hat, anerkennen, und wollen Sie namentlich dem Auflader Sturm oder ſeinem Sohn, Ihrem Amt-

mann, durch dieſe Anerkennung eine Sicherheit geben, oder wollen Sie es nicht tun?“

„Nichts will ich tun,“ rief der Freiherr außer ſich, „was Sie mit ſolcher Prätention von mir fordern.“

„Dann iſt es unnütz, jetzt weiter mit Ihnen zu ſprechen. Ich bitte Sie, Herr Freiherr, noch einmal die Angelegenheit zu überlegen, bevor Sie Ihren letzten Entſchluß ausſprechen. Ich werde mir die Ehre geben, heute abend Ihre Entſcheidung entgegenzunehmen. Ich hoffe, daß bis dahin Ihr Gerechtigkeitsgefühl den Sieg über eine Verſtimmung davontragen wird, deren Gegenſtand ich nicht zum zweitenmal zu werden wünſche.“

Mit dieſen Worten verließ er den Freiherrn und hörte noch, wie dieſer im Zorn einen Stuhl umwarf und an die Möbel ſtieß. Kaum war er in ſeinem Zimmer angekommen, ſo erſchien der vertraute Diener und forderte im Auftrage des Freiherrn die Akten und Rechnungsbücher, welche Anton bis dahin in ſeinem Zimmer aufbewahrt hatte. Schweigend übergab Anton die Papiere dem erſchrockenen Manne.

Er war entlaſſen, in der roheſten Weiſe entlaſſen, ſeine Redlichkeit war bezweifelt, dieſer Bruch war unheilbar. Wohl mochte der Freiherr andern Sinnes werden, und Anton wußte, nach wenigen Stunden würden die Vorſtellungen der Frauen den kranken Mann umſtimmen; aber für ihn ſelbſt gab es keine Rückkehr, er mußte fort. Welche Pflichten er auch gegen die Baronin und Lenore übernommen, jetzt ſprach die Pflicht, die er gegen ſich ſelbſt hatte, lauter als jede andere. Bitter war dieſe Stunde. Schon jetzt, wo er zornig in ſeinem Zimmer auf und ab ſchritt, fühlte er, daß in der Beleidigung, die ihm zugefügt wurde, auch eine Strafe für ihn ſelbſt lag. Rein war ſein Wille, und unſträflich ſein Tun geweſen, aber die enthuſiaſtiſchen Gefühle, die ihn in dieſes Haus geführt, hatten nicht vermocht, zwiſchen ihm und dem Freiherrn ein ſittliches Verhältnis, das des Arbeitgebers und des Arbeiters, zu begründen. Nicht der freie Wille beider, und nicht verſtändiger Entſchluß hatte ſie verbunden, ſondern der Zwang

unklarer Verhältniſſe und ſeine eigene jugendliche Schwärmerei. Dieſe gaben ihm ſelbſt Anſprüche, die größer waren als ſeine Stellung, und dem andern einen Druck, der ihn einengte und ſchwächer machte.

In dieſen Gedanken wurde er durch Lenore unterbrochen, welche haſtig in ſein Zimmer trat. „Meine Mutter wünſcht Sie zu ſprechen“, rief ſie. „Was werden Sie tun, Wohlfart?“

„Ich muß gehen“, ſagte Anton ernſt. „Daß ich Sie verlaſſen ſoll in dieſer Lage, Ihre Zukunft ſo unſicher, das hätte ich niemals für möglich gehalten. Nichts gab es, was mich hätte bewegen können von hier zu ſcheiden, bevor ich ſtärkeren Händen die Verwaltung des Gutes übergeben konnte, nichts als eines. Und dies eine iſt jetzt eingetreten.“

„Gehen Sie,“ rief Lenore außer ſich, „alles ſtürzt über uns zuſammen, es gibt keine Hilfe, auch Sie können uns nicht retten, gehen Sie, und löſen Sie Ihr Leben von den Sinkenden.“

Als Anton bei der Baronin eintrat, lag die Leidende auf dem Sofa. „Setzen Sie ſich zu mir, Herr Wohlfart,“ ſagte ſie leiſe, „die Stunde iſt gekommen, in welcher ich Ihnen mitteilen muß, was ich um meinetwillen für die Zeit aufgeſpart habe, wo man am offenherzigſten miteinander ſpricht, auf die letzte Stunde des Zuſammenſeins. Der Freiherr iſt durch ſeine Krankheit ſo weit gekommen, daß er Ihre treue Hilfe nicht mehr verſteht. Ja, Ihre Gegenwart verſchlimmert den unglücklichen Zuſtand, worin er ſich befindet, mit jedem Tage. Er hat in ſeiner Aufwallung Ihr Zartgefühl ſo ſehr verletzt, daß ich eine Verſöhnung nicht mehr für möglich halte. Er würde durch Ihre Anweſenheit von jetzt ab nicht in der Einbildung, ſondern in Wahrheit gedemütigt werden. Auch wir würden das Opfer, welches Sie uns von heute ab bringen müßten, für zu groß halten, als daß wir es annehmen könnten, ſelbſt wenn Sie vergeſſen wollten.“

„Ich habe die Abſicht, in den nächſten Tagen dies Gut zu verlaſſen“, entgegnete Anton.

„Was mein Mann gegen Sie verſehen, kann ich nicht

gutmachen, aber ich wünſche Ihnen eine Gelegenheit zu geben, ſich an dem Freiherrn in der Weiſe zu rächen, welche Ihrer würdig iſt. Der Freiherr hat Ihre Ehre angegriffen; die Rache, welche ich, ſeine Frau, Ihnen dafür biete, iſt die, daß ich Sie bitte, ihm ſeine eigene Ehre zu retten."

Sie hatte ruhig geſprochen, die Worte glitten ihr von den Lippen wie bei der Unterhaltung in großer Geſellſchaft, jetzt hielt ſie an und ſuchte die Worte. „Er hat vor Jahren ſein Ehrenwort gegeben, eine Verpflichtung zu erfüllen, und hat in einem verzweifelten Augenblick ſein Wort gebrochen. Die Beweiſe, daß er es getan, ſind wahrſcheinlich in der Hand gemeiner Menſchen, welche ihr Wiſſen benutzen können, ihn zu verderben. Daß ich Ihnen dies gerade jetzt mitteile, wird Ihnen ein Beweis ſein, wie ich Ihr Verhältnis zu unſerm Hauſe anſehe." Sie zog einen Brief aus den Kiſſen. „Mit dieſem Briefe lege ich ſeine und unſer aller Zukunft in Ihre Hand; wenn einer uns davor ſchützen kann, daß ſeine Verfolger dieſe Waffe gegen ihn gebrauchen, ſo werden Sie es tun; wenn es noch möglich iſt, ſeinem verſtörten Gemüt einigen Frieden zurückzugeben, ſo werden Sie es tun." Sie ſtreckte ihre Hand aus und übergab Anton den Brief.

Anton trat an das Fenſter und ſah mit Erſtaunen ein Schreiben Ehrenthals. Zweimal mußte er es durchleſen, bevor er den Sinn erriet. Es war eine zitternde Hand, und es war ein ungeordneter Geiſt, welche die Feder geführt hatten. In einer hellen Stunde war dem kindiſchen Mann ſein Verhältnis zu dem Edelmann in die Seele gefallen. In der Angſt um ſeine Kapitalien erinnerte er ihn an die geſtohlenen Schuldſcheine, er forderte das Geld von ihm und drohte. Und dazwiſchen kamen wieder Klagen über die eigene Schwäche und die Bosheit anderer Menſchen. Was der verworrene Brief nicht offenbarte, wurde klar durch die Abſchrift eines Schuldſcheins, wahrſcheinlich nach einem Konzept, welches Ehrenthal und der Freiherr zuſammen gemacht hatten, denn Ehrenthal erwähnte in dem Briefe, das Original ſei von der Hand des Freiherrn, und er werde es gegen ihn benutzen.

Anton faltete den Brief zuſammen und ſagte: „Die Drohungen wenigſtens, welche er an die mitgeteilte Abſchrift knüpft, dürfen Sie, Frau Baronin, nicht beunruhigen; es iſt gar keine Unterſchrift des Freiherrn unter dem Entwurf, und Ehrenthal, ſo unklar der Brief auch ſonſt iſt, würde die Unterſchrift nicht vergeſſen haben. Auch iſt die Summe, zu welcher dieſer einzelne Schein den Freiherrn verpflichten könnte, nicht bedeutend.“

„Und glauben Sie, daß der Brief die Wahrheit erzählt?“ fragte die Baronin.

„Ich glaube daran,“ ſagte Anton, „dies Schreiben erklärt mir manches, was ich bis jetzt nicht verſtand.“

„Ich weiß, daß er Wahres enthält“, ſprach die Baronin ſo leiſe, daß ihre Worte kaum bis zu Antons Ohren drangen. „Wie ich zu dieſer Gewißheit gekommen bin, nach und nach, das gehört nicht hierher.“ Ein matter Schimmer von Rot legte ſich auf ihre Wangen.

„Und Sie, Herr Wohlfart, wollen Sie übernehmen, für uns die geſtohlenen Papiere zurückzuſchaffen?“ fragte ſie ſich aufrichtend.

„Ich will“, ſprach Anton ernſt. „Aber meine Hoffnungen ſind gering. An die geſtohlenen Schuldſcheine hat gegenwärtig der Freiherr noch gar kein Recht, ſie gehören Ehrenthal, und es iſt vor allem eine Verſtändigung mit dieſem notwendig. Sie wird ſchwierig ſein. Außerdem kann ich noch nicht einmal das Sachverhältnis genau überſehen, und ich fürchte, ich werde auch Sie bemühen müſſen, mir alles, was Sie etwa über den Diebſtahl ſelbſt erfahren können, mitzuteilen.“

„Ich werde verſuchen Ihnen zu ſchreiben“, ſagte die Baronin. „Zeichnen Sie mir genau auf in beſtimmten Fragen, was Sie wiſſen müſſen, Sie ſollen Antwort haben, ſo gut ich ſie geben kann. Welchen Erfolg auch Ihre Mühe haben mag, ich danke Ihnen im voraus aus voller Seele dafür. Wie groß Ihre Tätigkeit für unſer Wohl hier geweſen iſt, die größte können Sie uns jetzt beweiſen. Die Schuld, welche unſer Haus gegen Sie hat, werden wir Ihnen niemals bezahlen. Wenn der Segen einer Sterbenden ein freundliches

Licht auf Ihre Zukunft werfen kann, ſo nehmen Sie ihn mit auf Ihren Weg.“

Anton erhob ſich.

„Wir ſehen uns nicht mehr wieder,“ ſagte die Kranke, „in dieſer Stunde nehmen wir Abſchied. Leben Sie wohl, Wohlfart, für dieſe Erde ſehe ich Sie zum letzten Male.“ Sie hielt ihm ihre Hand hin, Anton beugte ſich darauf und verließ bewegt, mit einer tiefen Verbeugung, das Zimmer.

Ja, ſie verdiente eine Edelfrau zu heißen. Adlig war ihr Sinn, nicht klein ihr Urteil über andere, und vornehm war die Art, wie ſie Antons Diensteifer belohnte. Sehr vornehm! Er hatte in ihren Augen immer eine weiße Perücke und ſilberne Knieſchnallen getragen.

Gegen Abend klirrte Finks Tritt auf dem Korridor, gleich darauf trat er in das Zimmer des Freundes. „Hallo! Anton, was iſt hier im Hauſe los? Johann ſchleicht ſo ſcheu herum, als hätte er die größte Porzellanvaſe zerbrochen, und als die alte Babette mich ſah, rang ſie die Hände!“

„Ich muß dieſes Haus verlaſſen, mein Freund,“ ſagte Anton finſter, „ich habe heute mit dem Freiherrn eine peinliche Szene gehabt.“ Er erzählte ihm, was vorgefallen, er erwähnte die Unterredung mit der Baronin, ſoweit er dies ohne Indiskretion durfte, und ſchloß mit den Worten: „Nie war die Lage der Familie ſo verzweifelt als gerade jetzt. Sie braucht jetzt wieder die freie Dispoſition über zwanzigtauſend Taler, um ein neues Unheil abzuwehren!“

Fink warf ſich auf einen Stuhl. „Vor allem hoffe ich, daß du dieſe ſchöne Gelegenheit, dich zu ärgern, ſowenig als möglich benutzt haſt. Über die Szene ſelbſt wollen wir untereinander kein Wort verlieren, der Freiherr iſt nicht zurechnungsfähig. Und im Vertrauen geſagt, der Vorfall überraſcht mich nicht. Daß ſo etwas kommen würde, war vorauszuſehen; daß du in dieſem ſentimentalen Verhältnis nicht bleiben konnteſt, habe ich den ganzen Sommer erwartet. Ebenſo klar iſt es, daß du als Beichtvater der Frauen und vertrauter Geſchäftsführer der Familie den Leuten hier unentbehrlich biſt. Und daß mir dein plötzlicher

Abgang einen dicken Strich durch mehrere Rechnungen macht, brauche ich dir nicht zu ſagen. Zuerſt alſo die Frage: Was wirſt du ſelbſt tun?“

„Ich reiſe ſobald als möglich nach unſerer Hauptſtadt“, verſetzte Anton. „Dort werde ich noch einige Monate im Intereſſe der Rothſattel zu tun haben. Mein Dienſtverhältnis iſt vom heutigen Tage gelöſt; ſobald das Familiengut des Freiherrn verkauft iſt, betrachte ich auch die moraliſche Verpflichtung, die ich gegen die Familie eingegangen bin, als völlig aufgehoben.“

„Gut,“ ſagte Fink, „das iſt in der Ordnung. Wenn du überhaupt noch eine Feder für dieſe Leute anſetzen willſt, ſo kann das jetzt nur geſchehen, daß du ihnen als freier Mann dein Mitgefühl gönnſt. Ein anderer Punkt iſt, daß Rothſattel durch ſeine Torheit auch hier in eine Kriſis gekommen iſt. Denn ohne dich kann es in der alten Weiſe auf dem Gute nicht vier Wochen fortgehen. Jetzt entſteht die Frage, Meiſter Anton, was ſoll hier werden?“

„Ich habe den ganzen Tag darüber geſonnen,“ erwiderte Anton, „ich weiß es nicht. Es gibt nur eine Möglichkeit: daß du ſelbſt den Teil meiner Geſchäfte übernimmſt, den Karl nicht beſorgen kann.“

„Ich danke“, ſagte Fink, „d i r für das gute Zutrauen, und im übrigen für das freundliche Anerbieten. Einem Narren, der noch nicht unter Kuratel ſteht, die Geſchäfte beſorgen, heißt ſich ſelbſt zum Narren machen. Nimm mir das nicht übel. Du biſt ein ſolcher guter Narr geweſen, ich habe nicht das Zeug dazu. Nach acht Tagen würde ich in der unangenehmen Lage ſein, den Mann ſchlecht behandeln zu müſſen. Weißt du keinen andern Rat?“

„Keinen“, rief Anton. „Wenn du dich nicht dieſes Gutes mit aller Kraft annimmſt, ſo verdirbt, was wir in dieſem Jahre eingerichtet haben, und unſere deutſche Kolonie geht zugrunde. Das Gut fällt wahrſcheinlich den Seitenverwandten des vorigen Beſitzers zu, welche die Hauptforderung darauf haben, und die alte polniſche Wirtſchaft fängt wieder an.“

„So iſt's“, ſagte Fink.

„Und du, Fritz“, fuhr Anton fort, „bist durch dein Verhältnis zu mir mit deinem Gelde hier hereingezogen worden, auch du bist in Gefahr Verluste zu erleiden.“

„Richtig,“ sagte Fink, „gesprochen wie ein Buch. Du läufst weg und läßt mich mit meiner Bande unter den Schlachtschützen zurück. — Weißt du was, erwarte mich hier, ich will erst einige Worte mit Lenore sprechen.“

„Was willst du tun?“ rief Anton, ihn festhaltend.

„Keine Liebeserklärung machen,“ erwiderte Fink lachend, „verlaß dich darauf, mein Junge.“ Er klingelte dem Bedienten und ließ Fräulein Lenore zu einer Unterredung in das Gesellschaftszimmer bitten.

Als Lenore eintrat, mit verweinten Augen, nur mit Mühe ihre Fassung behauptend, ging er ihr artig entgegen und führte sie zu dem Sofa.

„Ich enthalte mich gegen Sie jedes Urteils über das, was heute vorgegangen ist“, begann er. „Wir wollen annehmen, daß meines Freundes Aufenthalt in der Hauptstadt in Ihrem Interesse noch wünschenswerter ist, als sein Verweilen im Gute. Nach allem, was ich höre, ist dies in der Tat der Fall. Wohlfart wird übermorgen abreisen.“

Lenore verbarg ihr Gesicht hinter der Hand. Fink fuhr kaltblütig fort: „Unterdes erfordert mein eigener Vorteil, daß ich mich um eine Sicherung der hiesigen Verhältnisse bemühe. Ich habe mehrere Monate hier gelebt und einigen Anteil an dieser Besitzung gewonnen. Deshalb bitte ich Sie, der Bote einer Mitteilung zu werden, die ich in diesem Augenblick am liebsten durch Sie Ihrem Herrn Vater mache. Ich bin bereit, dem Freiherrn dies Gut für mich selbst abzukaufen.“

Lenore fuhr zusammen und stand von ihrem Sitz auf. Mit gerungenen Händen rief sie: „Zum zweitenmal!“

„Haben Sie die Güte, mich ruhig anzuhören“, fuhr Fink fort. „Ich beabsichtige durchaus nicht, gegenüber dem Freiherrn von Rothsattel die Rolle eines rettenden Engels zu spielen, ich habe weniger von einem Federwisch auf dem Rücken als unser geduldiger Anton, und vollends jetzt fühle

ich mich durchaus nicht veranlaßt, Ihrem Herrn Vater etwas anzubieten, was irgendwie als leichtſinnige Behandlung meines eigenen Vorteils erſcheinen könnte. Betrachten Sie in dieſer Stunde uns als Gegner, und meinen Antrag, wie er iſt, als in meinem eigenen Intereſſe gemacht. Mein Anerbieten iſt folgendes. Der Kaufpreis dieſes Gutes würde, wenn ihn der Freiherr ſo berechnen wollte, daß er ſelbſt keine Verluſte erleidet, jetzt mehr als hundertundſechzigtauſend Taler betragen. Ich biete Ihnen das Höchſte, was das Gut nach meiner Anſicht in der gegenwärtigen Zeit wert ſein mag: Übernahme der Gutsſchulden und Auszahlung von zwanzigtauſend Talern an den Freiherrn binnen vierundzwanzig Stunden; nach Ablauf dieſer Friſt wird das Gut an mich übergehen. Bis zu nächſten Oſtern wünſche ich das Schloß in Ihren Händen zu laſſen und würde, wenn dies ohne beiderſeitige Inkonvenienz geſchehen kann, mich bis dahin gern als Ihren Gaſt betrachten. Ich werde in der Regel abweſend ſein und Ihnen nicht zur Laſt fallen."

Lenore ſah ängſtlich in das Geſicht, welches in dieſem Augenblick hart ausſah wie das eines zähen Yankees; der Reſt ihrer Faſſung fiel zuſammen, ſie brach in dem Widerſtreit ſtürmiſcher Gefühle in Tränen aus.

Fink lehnte ſich ruhig in ſeinen Stuhl zurück, und ohne Rückſicht auf dieſe Stimmung fuhr er fort: „Sie ſehen, ich biete Ihnen einen Verluſt; was ich Ihnen nehmen will, iſt wahrſcheinlich die Hälfte Ihres Erbes, es iſt in der Ordnung, daß Sie das verlieren. Der Freiherr hat zu ſchnell ſein Vermögen an dies Gut gewagt; daß Ihre Familie dieſen Mangel an Vorſicht bezahlt, wird nicht zu vermeiden ſein. Denn höher als mein Gebot iſt der Kaufpreis des Gutes in ſeiner gegenwärtigen Verfaſſung ſicher nicht. Ich würde unehrlich ſein, wenn ich Ihnen verſchweigen wollte, daß das Gut bei zweckmäßiger Behandlung in einigen Jahren das Doppelte wert ſein kann, ich habe aber die feſte Überzeugung, daß es unter Verwaltung des Freiherrn dieſen Wert niemals erhalten wird. Wäre Anton hiergeblieben, ſo hätte nicht er, aber die Verhältniſſe hätten es möglich gemacht, Ihnen dies Vermögen zu erwerben. Jetzt iſt

auch dieſe Hoffnung für Sie dahin. Ich verberge Ihnen ferner nicht, Wohlfart hat mir ſoeben die Forderung geſtellt, daß ich an ſeine Stelle treten ſoll."

Lenore machte noch in ihrem Schluchzen mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Es freut mich," fuhr Fink fort, „daß wir hierin einerlei Meinung ſind; ich habe dies Anerbieten ſehr beſtimmt und für immer zurückgewieſen." So ſchwieg er und ſah prüfend auf das Mädchen vor ihm, welchem ſeine Worte das Herz zerriſſen. Er ſprach rauh zu ihr, der Mann, für den ſie alles getan hätte, um ein Lächeln, einen freundlichen Blick zu erhalten. Mit ſchlecht verhehlter Verachtung redete er von ihrem Vater, ſeine Worte waren die eines ſtarren Egoiſten. Und doch, als der herbe Ton, mit dem er ſprach, in der Stube verhallt war, fiel ihr in die Seele, daß ſein Anerbieten für ihre hilfloſe Lage immer noch ein Glück ſein konnte. Und mit der Sehergabe eines liebenden Herzens ahnte ſie hinter dem Antrag eine Meinung, die ſie nicht verſtand, die ihr aber wie ein ferner Hoffnungsſtrahl in die Tiefe ihres Schmerzes leuchtete. Wie er ſich auch ſtellte, es war kein gemeiner Sinn, der aus ſeiner Weiſe hervorbrach. Das krampfhafte Schluchzen löſte ſich in ein heftiges Weinen, ſie verſuchte ſich vom Sofa zu erheben und glitt hinunter auf den Boden. So lag ſie neben ſeinem Stuhl und ſtützte ihr Haupt auf die Lehne, ein Bild der leidenden Hingebung. Und unter ſtrömenden Tränen ſprach ſie: „Sie täuſchen mich nicht, machen Sie mit uns, was Sie wollen."

Das ſtolze Lächeln flog über das Geſicht des Mannes, er beugte ſich zu ihr nieder, ſchlang ſeinen Arm um ihr Haupt, drückte einen Kuß auf ihr Haar und ſagte: „Mein Kamerad, ich will, Sie ſollen frei werden." Lenores Haupt glitt an ſeine Bruſt, ſie weinte ruhig fort, er hielt ſie in ſeinem Arm. Endlich faßte er ihre Hand und ſchüttelte ſie herzlich. „Wir beide wollen von heute ab einander verſtehen. Sie ſollen frei werden, Lenore, mir gegenüber frei, und frei von allem andern, was Sie hier einengt. Sie verlieren einen Mann, der die aufopfernde Zärtlichkeit eines Bruders für Sie gehabt hat, und mir iſt's recht, daß er ſich von Ihnen

löſt. Ich frage heute nicht, wollen Sie als mein Weib ſich an mein Leben binden? denn Sie haben jetzt nicht die Freiheit, nach Ihrem Herzen zu entſcheiden. Ihr Stolz ſoll nicht nein ſagen, und das Ja ſoll Ihre Selbſtachtung nicht verringern. Wenn der Fluch gelöſt iſt, welcher über Ihrem Hauſe liegt, und wenn es Ihnen freiſteht, bei mir zu bleiben oder zu gehen, dann hole ich mir Beſcheid. Bis dahin ehrliche Freundſchaft, mein Kamerad."

Lenore erhob ſich.

„Und jetzt denken wir an nichts als an unſer Gut," ſagte Fink in verändertem Ton; „trocknen Sie die Tränen, die ich in Ihrem großen Auge ſehr ungern ſehe, und teilen Sie die offizielle Hälfte meines Antrags dem Freiherrn und Ihrer Mutter mit. Wenn nicht eher, erbitte ich mir morgen um dieſe Zeit Antwort."

Lenore ging zur Tür, dort blieb ſie ſtehen, ſie wandte ſich noch einmal nach ihm um und reichte ihm ſchweigend die Hand.

Langſam ſchritt Fink in Antons Zimmer zurück. Er trat zu dem Freunde, der mit verſchränkten Armen am Fenſter ſtand und auf die Felder ſah, welche im Dämmerlicht des Mondes vor ihm lagen. „Erinnerſt du dich an das, Anton, was du am Tage meiner Ankunft von deinem Patriotismus erzählt haſt?"

„Es war ja ſeit der Zeit oft die Rede davon", erwiderte Anton trübe.

„Ich habe mir's gemerkt", fuhr Fink fort. „Dies Gut ſoll nicht wieder unter das Zepter eines Herrn Bratzky kommen. Ich kaufe die Herrſchaft, wenn der Freiherr will."

Anton wandte ſich überraſcht um. „Und Lenore?"

„Sie teilt das Schickſal ihrer Eltern, wir haben das ſoeben miteinander ausgemacht." Er erzählte dem Freunde von ſeinem Anerbieten.

„Jetzt hoffe ich, daß alles gut wird", rief Anton.

„Warten wir's ab", ſagte Fink. „Drüben brennt ein Fegefeuer für den Sünder, es iſt mir lieb, daß ich ſeinen Jammer nicht mit anhören darf."

Am nächſten Morgen in der Frühe brachte der Bediente jedem der Freunde einen Brief aus dem Zimmer des Freiherrn; ſie waren von Lenores Hand, ihr Vater hatte in zitternden Zügen unterſchrieben. In dem Briefe an Anton bat der Freiherr mit ſorgfältig gewählten Worten um Vergebung, daß er ihn in einer krankhaften Aufwallung verletzt habe, und ſprach ſeinen Dank für die treuen Dienſte aus, die Anton ihm bis jetzt geleiſtet; in dem Briefe an Fink nahm er das Anerbieten an und bat, ihn, den Schreiber, ſo ſchnell als möglich von der Sorge zu befreien, die ihm die Verwaltung des Gutes bei ſeiner Krankheit machen müſſe. Schweigend tauſchten die Freunde dieſe Zuſchriften gegeneinander aus.

„So iſt es entſchieden," rief endlich Fink; „ich bin die halbe Welt durchlaufen und hatte überall etwas auszuſetzen, und jetzt wühle ich mich in dieſe Sandgrube ein, wo ich gegen die polniſchen Wölfe allnächtlich ein Feuer anzünden möchte. Du aber, Anton, erhebe dein Haupt und ſieh vor dich, denn wenn ich jetzt eine Heimat gefunden habe, auch du gehſt dorthin zurück, wo der beſte Teil deines Herzens iſt. — Und deshalb, mein Junge, laß uns noch einmal deine Verpflichtungen überlegen. Du haſt die Aufgabe, gewiſſe geſtohlene Papiere zu ermitteln. Denke auch an die zweite. Tu, was du kannſt, um der Familie das wenige, was ſie hier gerettet hat, zu ſichern. Sieh zu, daß das alte Gut der Rothſattel bei der Verſteigerung einen Preis erhält, der die Anſprüche aller Hypothekengläubiger deckt. Du mußt fort, ich fordere dich nicht auf, jetzt noch hierzubleiben, aber du weißt, daß unter allen Umſtänden da, wo ich wohne, auch du zu Hauſe biſt. — Und noch eins. Ich würde den Amtmann ungern entbehren; wende deine Beredſamkeit an, damit dein treuer Sancho hierbleibt, wenigſtens über den Winter."

„Noch weiß niemand," erwiderte Anton aufſtehend, „daß ich dies Gut verlaſſe, er muß der erſte ſein, der das erfährt. Ich gehe ſogleich zu ihm."

Das unſaubere Zimmer, in dem einſt Herr Bratzky der Verräter gehauſt hatte, war durch Karls Hände in einen

wohnlichen Raum verwandelt, der nur an dem einen Übelstand litt, daß er zu voll von allerlei nützlichen Dingen war. Karl selbst hatte die Stube mit schöner Rosafarbe angestrichen, an der Wand hing im goldenen Rahmen ein Bild des alten Blücher und daneben eine große Sammlung von Gerätschaften des Krieges und des Friedens, Flinte und Pulverhorn, Säge und Axt, Lineal und Winkelmaß. Am Fenster war eine kleine Hobelbank aufgestellt, eine Anzahl Rotkehlchen flatterte hin und her, es roch stark nach Leim. Oft hatte Anton hier ausgeruht und sich an Karls frischem Mut erholt, wenn ihm in den letzten Monaten das Leben schwer geworden war. Als er heute auf die bekannten Wände sah, fiel ihm mächtig aufs Herz, daß er auch von dem anspruchslosen treuen Mann scheiden müsse. Er lehnte sich an die Hobelbank und sagte: „Lege deine Rechnung beiseite, Karl, und laß uns ein Wort miteinander reden."

„Jetzt kommt's," rief Karl, „es ist schon lange etwas im Werke: ich sehe an Ihrem Gesicht, daß alle Bomben geplatzt sind."

„Ich gehe fort von hier, mein Freund."

Karl ließ die Feder aus der Hand fallen und sah stumm in das ernste Antlitz ihm gegenüber.

„Fink übernimmt das Gut, er hat es heute gekauft."

„Hurra!" rief Karl; „wenn Herr von Fink der Mann ist, welcher — so ist alles gut. Ich gratuliere von Herzen," sagte er, Antons Hand schüttelnd, „daß es so gekommen ist. In diesem Frühjahr hatte ich schon andere einfältige Gedanken. Jetzt aber ist's in der Ordnung. Und auch unsere Wirtschaft ist gerettet."

„Das hoffe ich auch", bestätigte Anton lächelnd.

„Aber Sie", fuhr Karl fort, und seine Miene wurde plötzlich ängstlich.

„Ich gehe nach unserer Hauptstadt zurück," erwiderte Anton; „dort habe ich für den Freiherrn noch einige Geschäfte abzumachen, dann suche ich einen Stuhl in einem Kontor."

„Und wir haben hier ein Jahr zusammen gearbeitet", sagte Karl betrübt. „Sie haben die Plage gehabt, und ein anderer wird ernten."

„Ich gehe zurück, wohin ich gehöre. Aber, lieber Karl, nicht um mich, ſondern um deine Zukunft handelt ſich's jetzt."

„Ich gehe natürlich mit Ihnen!" rief Karl.

„Ich komme, dich zu bitten, dies nicht zu tun. Könnten wir beide miteinander gemeinſam ein Geſchäft beginnen, ſo würde ich dich mit aller Kraft an meiner Seite feſthalten. Aber das iſt unmöglich. Ich muß mir eine Stelle ſuchen. Ich war nie in der Lage, durch mein eigenes Vermögen eine ſelbſtändige Stellung zu gewinnen. Ein Teil von dem wenigen, was ich hatte, iſt daraufgegangen; ich gehe nicht reicher von hier als ich hergekommen bin. So würden wir uns trennen, ſobald wir nach der Heimat kämen."

Karl ſaß mit geſenktem Haupte und dachte nach. „Herr Anton," ſagte er, „kaum wage ich Ihnen von etwas zu reden, wovon ich ſelbſt nichts weiß. Sie haben mir einige Male geſagt, daß mein Alter ein Kauz iſt, der auf Geldſäcken ſitzt. Wie wär's?" fuhr er zögernd fort und arbeitete mit ſeinem Stemmeiſen in den Stuhl. „Wenn Ihnen nicht zuwenig wäre, was in dem eiſernen Kaſten liegt — Sie nehmen das, und wenn's etwas mit Produkten ſein könnte, — es iſt zwar ſehr verwegen von mir —, vielleicht könnte ich Ihnen dann als Kompagnon nützlich ſein. Es iſt nur ſo ein Gedanke, und Sie müſſen mir das nicht übelnehmen."

Anton erwiderte bewegt: „Sieh, Karl, daß du mir einen ſolchen Vorſchlag machſt, iſt ganz in deiner uneigennützigen Weiſe; aber es wäre ein Unrecht, wenn ich ihn annähme. Das Geld gehört deinem Vater, und wenn auch er ſeine Einwilligung gäbe, und ich glaube, er würde es tun, ſo würde doch deine eigene Zukunft unſicherer als ſie jetzt iſt. Jedenfalls wird dir das Vermögen deines Vaters in dem Berufe, in dem du heimiſch biſt, ein beſſeres Leben verſchaffen als in einem andern, in dem du dich aus Liebe zu mir erſt einarbeiten müßteſt. Deshalb iſt es nützlicher für dich, mein Freund, daß wir uns trennen."

Karl griff nach ſeinem Taſchentuch und räuſperte ſich kräftig, bevor er weiter fragte: „Und Sie allein wollten das Geld nicht benutzen? Sie würden uns ja gute Zinſen geben."

„Es iſt unmöglich“, verſetzte Anton.

„Dann gehe ich zu meinem Alten zurück und ſtecke meinen Kopf in einen Heuboden unſerer Gegend“, rief Karl ärgerlich.

„Das darfſt du nicht“, ſagte Anton. „Du haſt von dieſem Gute mehr kennengelernt als ein anderer; es wäre unrecht, wenn das verlorengehen ſollte. Gerade Fink braucht jetzt einen Mann wie du, die Wirtſchaft kann dich bis zum nächſten Sommer gar nicht entbehren. Als wir herkamen, zogen wir nicht in das Land, um uns Gutes zu tun, ſondern um etwas zu ſchaffen. Mein Werk iſt zu Ende, du biſt mitten in deiner Arbeit. Du tuſt ein Unrecht gegen dich und deine Arbeit, wenn du jetzt ſcheideſt.“ Karl hing wieder den Kopf.

„Was mir deinen Aufenthalt hier bisweilen ängſtlich machte, war der geringe Lohn, den das Gut geben konnte, das wird jetzt anders werden.“

„Reden wir nicht davon“, ſagte Karl ſtolz.

„Es ziemt ſich, davon zu reden,“ ſagte Anton, „denn der Menſch tut unrecht, wenn er ſein Beſtes, ſeine Kraft, auf eine Arbeit verwendet, die ihm nicht in dem Grade lohnt, wie ſeine Tätigkeit verdient. Das gibt ein ungeſundes Leben, und der Menſch kommt dabei in Gefahr, unſicher zu werden. Mir kannſt du das glauben. Alſo, ich bitte dich hierzubleiben, wenigſtens bis zum nächſten Sommer, wo bei der großen Ausdehnung, welche die Wirtſchaft jetzt erhalten wird, ein erfahrener Inſpektor an deine Stelle treten kann.“

„Und dann“, fragte Karl, „ſoll ich auch gehen?“

„Fink wird dich immer feſthalten; wenn du aber dann gehen willſt, Karl, ſo denke an das, was wir in dieſem Jahre oft miteinander geſprochen haben. Du haſt dich an das Leben unter den Fremden gewöhnt, du haſt alle Erforderniſſe eines Koloniſten auf neuem Grunde. Wenn dich nicht eine größere Pflicht forttreibt, ſo iſt deine Aufgabe, hier im Lande zu bleiben als einer von uns. Wenn du von dieſem Gute fortgehſt, ſo kaufe dich unter den Fremden an. Es wird kein leichtes Leben für dich ſein, und vieles Behagen wirſt du entbehren, aber wir leben nicht in einer Zeit, wo ein tüchtiger Mann ſich zur Ruhe ſetzen ſoll, um ge-

mächlich ſeine Garben zu ſchneiden. Du haſt ein mutiges Herz, du biſt nicht gewöhnt zu genießen, ſondern zu erwerben. Du wirſt mit der Pflugſchar in der Hand hier ein deutſcher Soldat ſein, der den Grenzſtein unſerer Sprache und Sitte weiter hinausrückt gegen unſere Feinde." — Er wies mit der Hand nach Morgen.

Karl reichte dem Freunde die Hand und ſagte: „Ich bleibe."

Als Anton aus der Wohnung des Amtmanns trat, ſtand Lenore vor der Tür. „Ich erwarte Sie," rief ſie Anton haſtig entgegen, „kommen Sie mit mir, Wohlfart; ſolange Sie noch hier ſind, gehören Sie mir!"

„Wenn Ihre Worte weniger herzlich wären," erwiderte Anton, „ſo würde ich glauben, daß Sie ſich in der Stille darüber freuen, mich loszuwerden. Denn, liebes Fräulein, ſeit lange habe ich Sie nicht ſo mutig geſehen. Aufgerichtet und mit geröteten Wangen treten Sie mir entgegen, auch das ſchwarze Kleid iſt verſchwunden."

„Dies iſt das Kleid, das ich trug, als wir zuſammen im Schlitten fuhren, damals freuten Sie ſich darüber. Ich bin eitel," rief ſie mit trübem Lächeln, „ich will, daß der letzte Eindruck, den ich Ihnen hinterlaſſe, ein fröhlicher ſei. Anton, Freund meiner Jugend, was iſt das für ein Verhängnis, daß gerade wir ſcheiden müſſen an dem erſten ſorgenfreien Tage, den ich ſeit langer Zeit verlebe. Das Gut iſt verkauft, heute atme ich wieder. — Was war das für ein Leben in den letzten Jahren, immer gequält, gedrückt, gedemütigt von Freund und Feind, immer etwas ſchuldig zu ſein, bald Geld, bald Dank, es war fürchterlich. Nicht Ihnen gegenüber, Wohlfart. Sie ſind mein Jugendfreund, und wenn Sie im Unglück wären oder in Not, ſo würde ich glücklich ſein, wenn auch Sie mich riefen und zu mir ſagten: Jetzt brauche ich dich, jetzt komm her, du wilde Lenore! — Ich will nicht mehr wild ſein. Ich will an alles denken, was Sie mir geſagt haben." So ſprach ſie aufgeregt in ihn hinein, und ihr Auge leuchtete. Sie hing ſich an ſeinen Arm, was ſie nie getan hatte, und zog ihn durch alle Räume des Hofes. „Kommen Sie, Wohlfart, den letzten Gang durch die Wirtſchaft, die

unſer war! — Dieſe Kuh mit der Bleſſe haben wir zuſammen gekauft", rief ſie. „Sie fragten mich beim Kauf um meine Meinung, das hat mir ſehr wohl getan."

Anton nickte. „Wir wußten beide nicht recht Beſcheid, und Karl mußte den Ausſchlag geben."

„Ei was! Sie haben das Geld bezahlt, ich habe ihr das erſte Heu gegeben, folglich gehört ſie uns beiden. — Sehen Sie ſich noch einmal das ſchwarze Kalb an. Es iſt reizend. Herr Sturm droht, er will ihm die Ohren rot anſtreichen, damit es ganz ausſieht wie ein kleiner Teufel." Sie kauerte vor dem Kalbe nieder, drückte es an ſich und ſtreichelte es; plötzlich ſtand ſie auf und rief: „Ich weiß nicht, warum ich ſo hübſch mit ihm tue, es iſt nicht mehr mein, es gehört einem andern." Aber hinter ihrem Zorn klang es wie Schelmerei. Sie zog ihn weiter. „Kommen Sie zum Pony", bat ſie. „Mein armes kleines Tier! Es iſt alt geworden ſeit dem Tage, wo ich in unſerm Garten hinter Ihnen herritt."

Anton liebkoſte das Tier, und der Pony wandte ſeinen Kopf bald zu ihm, bald zu Lenore.

„Wiſſen Sie, wie es damals zuging, daß ich Ihnen auf dem Pony begegnete?" fragte Lenore über den Rücken des Pferdes herüber. „Es war kein Zufall. Ich hatte Sie unter dem Strauch ſitzen ſehen, heute darf ich's Ihnen ſagen, und ich hatte gedacht: Wetter! das iſt ein hübſcher Junge, den wollen wir uns doch einmal anſehen. So war es gekommen, wie's kam."

„Ja," ſagte Anton, „es kamen die Erdbeeren, es kam der See. Ich ſtand vor Ihnen und ſtopfte die Beeren hinein und war etwas weinerlich; aber bei alledem war mein Herz doch voll Freude über Sie, ſo ſchön und majeſtätiſch ſtanden Sie vor mir, ich ſehe Sie noch im flatternden Gewand mit kurzen Ärmeln, und an dem weißen Arm ein goldenes Armband."

„Wo iſt das Armband hin?" fragte Lenore ernſt und ſtützte ihr Haupt auf den Hals des Pferdes. „Sie haben's verkauft, böſer Wohlfart." — Die Tränen rollten ihr aus den Augen, ſie faßte mit beiden Händen über den Rücken des Ponys nach der Hand des Freundes. „Anton, wir konnten nicht Kinder bleiben." Dann ſtrich ſie mit der Hand über

ſeine Wange und rief: „Mein Herzensfreund, lebe wohl; ade, ihr Mädchenträume, ade, du leichte Frühlingszeit, ich muß jetzt lernen, ohne meinen Schutz durch die Welt zu laufen. Ich werde Ihnen nicht Schaden machen," ſagte ſie ruhiger, „ich werde immer verſtändig ſein, ich werde auch gute Wirtſchaft treiben. Von morgen fange ich an, ich gehe jetzt zu Babette in die Küche, ich weiß, daß Ihnen das lieb ſein wird. Und ich werde ſparen. Ich will wieder das Buch machen mit drei langen Strichen auf jeder Seite, ich werde alles aufſchreiben. Wir werden dieſe Sparſamkeit auch im kleinen brauchen, Wohlfart. Ach, du arme Mutter!" Sie rang die Hände und ſah wieder ſehr bekümmert aus.

„Kommen Sie hinaus ins Freie," bat Anton; „wenn es Ihnen recht iſt, gehen wir nach dem Walde."

„Nicht in den Wald, nicht in die Förſterei," ſagte Lenore feierlich; „aber auf das neue Vorwerk gehe ich mit Ihnen."

So zogen beide miteinander über das Feld. „Sie müſſen mich heute führen," ſagte Lenore, „ich laſſe Sie nicht los."

„Lenore, Sie wollen mir den Abſchied recht ſchwer machen."

„Wird er Ihnen ſchwer?" fragte Lenore erfreut und ſchüttelte gleich darauf den Kopf. „Nein, Wohlfart, es iſt nicht ſo, Sie haben ſich in der Stille oft von mir fortgeſehnt."

Anton ſah ſie überraſcht an.

„Ich weiß es," rief ſie vertraulich und drückte ihn leiſe am Arm, „ich weiß es recht gut. Auch wenn Sie mit mir zuſammen waren, Ihr Herz war nicht immer bei mir. Manchmal, ja; damals im Schlitten wohl, aber häufiger noch dachten Sie in die Fremde. Wenn Sie gewiſſe Briefe bekamen, die laſen Sie mit einer Haſt — wie heißt doch der Herr?" fragte ſie.

„Baumann", erwiderte Anton arglos.

„Gefangen!" rief Lenore und drückte ihm wieder den Arm. „Wiſſen Sie, daß mich das eine Zeitlang ſehr unglücklich gemacht hat? Ich war ein törichtes Kind. — Wir ſind klug geworden, Wohlfart, wir ſind jetzt freie Leute, und

deshalb können wir miteinander Arm in Arm gehen, o Sie lieber Freund!"

Als ſie auf dem neuen Vorwerk ankamen, ſagte Lenore zu der Frau des Vogts: „Er geht fort von uns. Er hat mir erzählt, daß Sie ihm die erſte Freude auf dem Gute gemacht haben durch den Strauß, den Sie für ihn pflückten. Holen Sie ihm jetzt den letzten. Ich ſelbſt habe keine Blumen, in meiner Pflege gedeihen ſie nicht. Hier hinter der Scheuer hat alles geblüht, was von Gartenblumen auf dem Gute war."

Die Vogtin band wieder einen kleinen Strauß zuſammen, überreichte ihn Anton mit einem Knicks und ſagte dabei wehmütig: „Es iſt gerade wieder ſo wie vor einem Jahre."

„Er aber geht!" rief Lenore, wandte ſich ab und drückte ihr Tuch in die Augen.

Dem Vogt und dem Schäfer ſchüttelte Anton herzlich die Hand. „Denkt freundlich an mich, ihr braven Leute!"

„Sie haben uns immer ein gütiges Herz gezeigt", rief die Frau des Vogts.

„Und Futter für Menſchen und Tiere", ſprach der Schäfer, ſeinen Hut abnehmend, „und Überlegung und Ordnung vor allem."

„Für eure Zukunft iſt geſorgt," ſagte Anton; „ihr erhaltet einen Herrn, welcher mehr vermag als ich." Zuletzt küßte Anton noch den krausköpfigen Knaben des Vogts, hieß ihn die kleine Sparbüchſe holen, die in dem Schranke ſtand, und ſteckte ihm ein Andenken hinein. Das Kind hielt ihn am Rock feſt und wollte ihn nicht fortlaſſen.

Auf dem Rückwege ſagte Anton: „Wenn mir etwas die Trennung erleichtert, ſo iſt es die Zukunft, welche das Gut jetzt hat. Und ahnend hoffe ich, daß auch in Ihrem Leben ſich glücklich löſen wird, was noch unſicher iſt."

Lenore ging ſchweigend an ſeiner Seite, endlich fragte ſie: „Darf ich mit Ihnen über den Mann reden, der jetzt Herr dieſes Gutes iſt? Ich möchte wiſſen, wie Sie ſein Freund geworden ſind."

„Ich bin es geworden, weil ich mir ein Unrecht, das er mir zufügte, nicht gefallen ließ. Unſer Verhältnis iſt ſo feſt

geblieben, weil ich ihm in allen Kleinigkeiten gern nachgab, in größeren Dingen feſt auf meiner eigenen Überzeugung ſtand. Er hat eine hohe Achtung vor aller Kraft und Selbſtändigkeit, er wird leicht hart, wo ihm Schwäche des Urteils und des Willens entgegentritt."

„Wie ſoll eine Frau Feſtigkeit gewinnen gegenüber einem ſolchen Weſen?" ſagte Lenore niedergeſchlagen.

„Ja," erwiderte Anton nachdenkend, „einem Weibe, das ſich ihm mit Leidenſchaft ergibt, wird das viel ſchwerer werden. Alles was ausſieht wie Trotz und Eigenſinn, wird er mit herber Strenge brechen, und die Beſiegte wird er nicht ſchonen. Aber wo ihm ein würdiger und gehaltener Sinn entgegentritt, wird er ihn ehren. Und wenn ich jemals in die Lage käme, ſeiner künftigen Gattin einen Rat zu geben, ſo wäre es der Rat, daß ſie gerade ihm gegenüber ſich vor allem hüte, was bei Frauen für gewagt und keck gilt. Was ihm eine Fremde angenehm macht, weil es ihm ſchnell leichte Vertraulichkeit geſtattet, gerade das wird er an ſeiner Hausfrau am wenigſten achten."

Lenore lehnte ſich feſter an ihn und ſenkte ihr Haupt. So kehrten beide in tiefem Schweigen auf das Schloß zurück.

Am Nachmittag ging Anton an Karls Seite noch einmal durch Feld und Wald. Immer hatte er das Leben auf dem Gute als einen Aufenthalt in der Fremde empfunden, und jetzt, wo er ſcheiden ſollte, erſchien ihm alles ſo vertraut wie in ſeiner Heimat. Überall fand er etwas, worüber er in dem Jahre geſorgt hatte; an den Ackerſtücken, den Häuſern, den Tieren und dem Gerät haftete ſeine Arbeit. Er hatte den Weizen gekauft, der auf dieſem Stück ſtand, er hatte die neuen Pflüge beſorgt, womit der Knecht, den er in Dienſt genommen, ackerte. Dort hatte er ein Dach gedeckt, hier eine ſchadhafte Brücke ausgebeſſert. Und wie jeder, der neu in eine Tätigkeit hineinkommt, hatte er auf das friſcherworbene Wiſſen gern Pläne gebaut, über allen Teilen des Gutes ſchwebten Entwürfe, Hoffnungen und Glück verheißende Projekte. Stets hatte er beklagt, daß er zuwenig für die Geſchäfte vorbereitet war, die er ſo ſchnell übernommen hatte; jetzt, wo er ſich von ihnen löſte, empfand er nur, wie

lieb ſie ihm waren. — In der Förſterei ſaß er noch eine Stunde mit dem ehrlichen Alten zuſammen. Draußen warf der Herbſt die Blätter von den Bäumen und entfärbte das luſtige Grün der Natur. Hier um den Alten grünte der Wald, und in der vollen Kraft der ſpäten Mannesjahre ſaß der trotzige Waldmann ihm gegenüber. Beim Abſchied an der Pforte ſagte der Förſter: „Als Sie zuerſt die Hand an dieſe Tür legten, dachte ich nicht, daß die Bäume über uns ſo feſtſtehen würden, und daß ich noch einmal anfangen ſollte, mit andern Menſchen zu leben. Sie haben einem alten Mann das Sterben ſchwer gemacht, Herr Wohlfart.“

Die Trennungsſtunde kam. Anton ſuchte den Freiherrn in ſeinem Zimmer auf und nahm von ihm einen kurzen und förmlichen Abſchied, Lenore war ganz aufgelöſt in weichem Gefühl, und Fink herzlich gegen ihn wie gegen einen Bruder. Als Anton neben ihm ſtand und mit Rührung auf Lenore hinſah, ſagte Fink: „Sei ruhig, mein Freund, hier wenigſtens werde ich verſuchen zu ſein, wie du warſt.“ Fink und Lenore begleiteten den Scheidenden zum Wagen, noch einen Blick warf Anton auf das Schloß, das an dem grauen Herbſttage ſo finſter auf der öden Ebene ſtand wie damals, wo er eingekehrt war. Dann ſprang er in den Wagen, ein letzter Händedruck, ein Lebewohl; Karl ergriff die Zügel, ſie lenkten bei der Scheuer in den Dorfweg, das Dorf war verſchwunden. Die Reihe der ſchlechten Dorfhütten, die Brücke am Bache, den Wald, alles ſah er zum letztenmal für lange Zeit. Am Ende des Waldes, an der Grenze des Gutes, dort, wo der Weg nach Kunau und Neudorf abgeht, hielt Karl an. Ein Trupp Männer ſtand am Grenzſtein. Es waren die Leute vom Gut, der Förſter, der Vogt und der Schäfer, dann der Schmied von Kunau mit einigen Nachbarn, und der Sohn des Schulzen von Neudorf.

Erfreut ſprang Anton vom Wagen und begrüßte noch einmal die Genoſſen.

„Der Vater ſchickt mich Sie zu grüßen,“ ſprach der Schulzenſohn; „es geht beſſer mit ſeinen Wunden, aber er darf noch nicht aus der Stube“; und der Kunauer Schmied rief ihm als letztes Lebewohl nach: „Grüßen Sie unſere Lands-

leute da drin im Deutſchen, und ſie ſollen unſer niemals vergeſſen."

Schweigend, wie am Tage ſeiner Ankunft, fuhr Anton neben ſeinem Getreuen auf der Landſtraße dahin. Er war jetzt frei, frei von dem Zauber, der ihn hierhergelockt hatte, frei von manchem Vorurteil, aber er war frei wie ein Vogel in der Luft. Er hatte ein Jahr raſtlos gearbeitet, und er mußte ſich jetzt löſen von allem, was ihn hier beſchäftigt hatte; er hatte die gerade Linie ſeines Lebens verlaſſen, um für andere tätig zu ſein, und er ging jetzt, ſich ſelbſt neue Arbeit zu ſuchen, er mußte von vorn anfangen. Ob er ſeine eigene Zukunft durch dieſes Jahr ſtärker oder ſchwächer gemacht hatte, das war noch die Frage. Er hatte kennengelernt, wie hohen Wert ein ſicheres, geformtes und geſundes Leben in ſelbſtändiger Tätigkeit habe, und er fühlte jetzt, daß er dieſem Ziele ferner ſtehe als vor einem Jahre. Er erkannte, daß er mit ſeiner eigenen Kraft ein keckes Spiel gewagt, und der Gedanke fiel wie ein trüber Hauch auf den Spiegel, in dem er die Geſtalten der letzten Vergangenheit ſah. Aber er bereute nicht, was er getan. Er hatte Verluſte gehabt, aber auch gewonnen; er hatte durchgeſetzt, daß auf unkultivierter Fläche ein neues Leben aufgrünte; er hatte geholfen, eine neue Kolonie ſeines Volkes zu gründen; er hatte den Menſchen, die er liebte, den Weg zu einer ſichern Zukunft gebahnt; er ſelbſt fühlte ſich reifer, erfahrener, ruhiger. Und ſo ſah er über die Häupter der Pferde, die ihn ſeiner Heimat zuführten, und ſagte zu ſich ſelbſt: „Vorwärts! ich bin frei, und mein Weg iſt jetzt klar."

## 2.

Unterdes ſtand Antons Hausgeiſt, die lederfarbene Katze, traurig auf ihrem Poſtament. Ein Jahr voll Grimm und Getöſe war vergangen, die Katze hatte nichts davon gemerkt. Mit geſenktem Haupte ſah ſie in die leere Stube. Die Rouleaus waren niedergelaſſen, und kein Sonnenſtrahl ſtreifte ihr die kleinen Ohren. Nichts regte ſich in dem

Zimmer als der Staub, welcher zu den Fenſtern eindrang, eine Weile um die Katze wirbelte und endlich müde dahinſank auf ihr Gipsfell, auf den Schreibtiſch und den Teppich des Fußbodens. Es war ein ſchlimmes Jahr für den Gips, und er wäre in der Einſamkeit untergegangen, daß man ſeine ſchlauen Äuglein und ſein glattes Fell unter mißfarbigem Staub nimmermehr erkannt hätte, wenn ihm nicht manchmal ein freundſchaftlicher Beſuch zu Hilfe gekommen wäre. Denn an ſtillen Abenden vergoldete der Schein einer wandernden Lampe das Barthaar der Katze. Dann fuhr eine weiche Hand ihr liebkoſend über das Fell, die Fenſter der Stube wurden auf eine Viertelſtunde geöffnet, etwas Mondſchein drang in das Zimmer, und einige Schwämme und Bürſten dienſtbarer Mädchen fuhren ſchnell über den Fußboden. Dann ſchnurrte die Katze ein wenig, aber gleich darauf fiel ihr die Verlaſſenheit ſchwer aufs Herz, und ſie verſank wieder in ihren regungsloſen Zuſtand.

Heute iſt eine friſche Mondnacht, alles im Hauſe ſchläft, in allen Stuben und Kammern ſind die Menſchen zur Ruh gegangen, alles ſchläft, und niemand denkt daran, daß er ſich zur Heimkehr bereitet, der ſchon ein Kind der Handlung war, als ihn ſein alter Vater mit dem Samtkäppchen noch auf dem Knie hielt. Kein Menſch im Hauſe denkt daran, und wer weiß, ob viele es wünſchen. Aber das große Haus weiß es, und in der Nacht rührt ſich's in allen Winkeln, und es kniſtert im Holz, und es ſummt in den Galerien, und es arbeitet leiſe in allen Wandverſchlägen, der Mondſchein überzieht heute alle Gänge mit mattem Silber, und in den geheimſten Winkeln zittert ein dämmriges Licht.

Wer heute nacht die gelbe Katze ſehen könnte, der würde ſich wohl wundern. Sie leckt ſich und ſtrählt ſich, ſie ſtreckt die ſteifen Beinchen und hebt den Schwanz luſtig in die Höhe; endlich ſpringt ſie vom Schreibtiſch herunter und zur Stubentür hinaus in den Hof. Feierlich ſchreitet ſie durch alle Gänge und Löcher des Hauſes. Und wo ſie hinkommt, da wird es lebendig, und alles kleine Geſindel von Hausgeiſtern, das in einem ſolchen Baue unvermeidlich iſt, das rührt ſich und fährt aufgeregt durcheinander. Graue, ſchat-

tenhafte Kerlchen kommen aus den Ofenlöchern und unter den Pulten der Schreibſtube hervorgeſchlüpft, ſie fegen die Treppen und die Gänge rein und fahren um den alten Pluto herum, der neben dem ſchlafenden Hausknecht die Wache hält, ſo daß der große Hund nicht einſchlafen kann und mit Knurren und leiſem Gebell auf die Arbeit der Heimlichen hinblickt.

Und die Katze kommt bei der Schlafkammer Sabines vorbei und miaut leiſe, für Menſchen unhörbar; aber das Wichtelmännchen, das dort in der Höhlung von Sabines Lampe wohnt, kommt nicht heraus, es ſchüttelt mit dem Kopfe und murmelt: „Wir wollen uns nicht freuen“; und im Zimmer des Kaufmanns iſt auch kein guter Wille, die Ankunft des Entfernten zu feiern, ja, was von dem ſtillen Volke dort wohnt, das iſt ſtolz und ſchimpft durchs Schlüſſelloch auf die Katze. Aber der Gips läßt ſich nicht ſtören; und das ganze übrige Haus läßt ſich nicht ſtören. Und auf der großen Wage ſitzt eine zahlreiche luſtige Geſellſchaft. Was von Wichtelmännchen im Hauſe iſt, und es gibt viel ſolches Zeug in dem fleißigen Hauſe, das iſt heute zu großer Feſtfeier verſammelt, und in der Mitte ſitzt die Katze, ſchnurrend und glänzend, und ſie leckt ſich vor Freude, und die Luſtigſten der Geſellſchaft klettern hinauf zu dem Balken der Wage und ſchneiden von da Geſichter gegen die Stube des Prinzipals, ja, auch gegen ihren Liebling Sabine.

Kein Menſch weiß, daß er zurückkommen wird, aber das Haus merkt es, und es ſchmückt ſich und öffnet ſeine Türen, den heimkehrenden Freund zu empfangen.

Es iſt den Tag darauf gegen Abend, Sabine ſteht in ihrer Schatzkammer vor den geöffneten Schränken, ſie ordnet die neue Wäſche und bindet wieder roſafarbene Zettel um die Nummern der Gedecke. Natürlich weiß ſie von nichts, und ſie ahnt nichts. Ihr weißer Damaſt glänzt heute wie Silber und Atlas; der geſchliffene Glasdeckel, den ſie von dem alten Familienpokal hebt, gibt einen fröhlichen Klang gleich einer Glocke, und lange noch zittern die Schwingungen in dem Holze des großen Schrankes nach. Alle gemalten Köpfe auf ihren Porzellantaſſen ſehen heute ausnehmend

luſtig aus, Doktor Martinus Luther und der Schwarzkünſtler Fauſt verziehen die Geſichter und lachen, ſogar der Goethe lächelt, und es iſt gar nicht zu ſagen, wie ſehr der alte Fritz lacht. Es blinkt und ſchimmert in allen Fächern der Schränke, jeder alte Glasnapf verſpürt ein heimliches Ziehen und Klingen; nur Sabine merkt nichts, die kluge Herrin des Hauſes weiß gar nichts, was alle Kleinen wiſſen. Oder ahnt ſie doch etwas? Horch! ſie ſingt. Lange iſt kein fröhliches Lied von ihren Lippen geflogen, heute aber iſt ihr leicht ums Herz, und wenn ſie auf das glänzende Heer von Glas und Silber ſieht, das vor ihr im Schranke aufgeſtellt iſt, fällt etwas von dem bunten Glanz in ihre Seele; ihre Lippen bewegen ſich, und leiſe wie der Geſang eines Waldvogels klingt ein Lied aus der Kinderzeit in der kleinen Stube. Und von dem Schrank tritt ſie plötzlich ans Fenſter, wo das Bild ihrer Mutter über dem Lehnſtuhl hängt, ſie ſieht das Bild fröhlich an und ſingt vor dem Angeſicht der Mutter dasſelbe Kinderlied, das die Mutter vom Lehnſtuhl aus einſt der kleinen Sabine geſungen.

Da gleitet eine verhüllte Geſtalt durch den Hausflur. Im offenen Warengewölbe ſteht Balbus, der jetzt im Kreiſe der großen Wage befiehlt, er ſieht mit halbem Blick auf die Geſtalt und denkt verwundert: „Der ſieht ein wenig Anton ähnlich.“ Die Hausknechte ſchlagen eine Kiſte zu, und der älteſte wendet ſich zufällig herum und ſieht einen Schatten, der durch die Laterne an die Wand geworfen wird, und hält einen Augenblick mit Schlagen inne und ſagt: „Das war faſt, als wenn's Herr Wohlfart wäre.“ Und hinten im Hofe hört man ein lautes Bellen und das Springen des Hundes, und Pluto kommt außer ſich zu den Hausknechten gelaufen und ſchlägt mit dem Schwanze, bellt und leckt ihre Hände und erzählt in ſeiner Art die ganze Geſchichte. Aber auch die Hausknechte wiſſen von nichts, und einer ſagt: „Es war ein Geiſt, man ſieht nichts mehr.“

Da öffnet ſich die Tür zu Sabines Kammer. „Sind Sie's, Franz?“ fragt Sabine ſich unterbrechend. Niemand antwortet. Sie wendet ſich um, ihr Auge blickt geſpannt

und ängſtlich auf die Männergeſtalt, welche an der Tür ſteht. Da zittert ihre Hand und faßt nach der Lehne des Stuhls, ſie hält ſich feſt, und er eilt auf ſie zu, und in leidenſchaftlicher Bewegung, ohne daß er weiß, was er tut, kniet er neben dem Stuhl nieder, in den ſie geſunken iſt, und legt ſein Haupt auf ihre Hand.

Das war Anton. Keines ſprach ein Wort. Wie auf eine holde Erſcheinung ſah Sabine auf den Knienden nieder, und leiſe legte ſie die andere Hand auf ſeine Schulter. Und in dem Raume blinkt und klingt es fort; die Lampe wirft ihren hellen Schein auf die beiden Kinder der Handlung, und das Bild der Hausfrau über dem Armſtuhl ſieht freundlich auf die Gruppe herab.

Sie fragte nicht, weshalb er kam, nicht ob er frei war von dem Zauber, der ihn fortgetrieben hatte. Als er vor ihr kniete und ſie in ſein offenes Auge ſah, das ängſtlich und voll Zärtlichkeit das ihre ſuchte, da verſtand ſie, daß er zurückkehrte zu dem Hauſe, zum Bruder, zu ihr.

„Solange waren Sie in der Fremde“, ſagte ſie klagend, aber mit einem ſeligen Lächeln auf ihrem Antlitz.

„Immer war ich hier“, rief Anton leidenſchaftlich. „Schon in der Stunde, wo ich von dieſen Mauern ſchied, ahnte ich, daß ich alles aufgab, was für mich Friede und Glück heißt. Jetzt treibt es mich unwiderſtehlich in Ihre Nähe, ich muß Ihnen ſagen, wie es in mir ausſieht. Sie habe ich verehrt wie ein geweihtes Bild, ſolange ich in Ihrer Nähe lebte. Der Gedanke an Sie war auch in der Fremde mein Schutz. Er behütete mich in der Einſamkeit, in einem ungeordneten Leben, in großer Verſuchung. Ihre Geſtalt ſtellte ſich rettend zwiſchen mich und eine andere. Oft ſah ich Ihr Auge auf mich gerichtet wie damals, wo ich bei Ihnen Hilfe ſuchte vor mir ſelbſt; oft erhob ſich Ihre Hand, ſie winkte und warnte vor der Gefahr, die mich lockte. Wenn ich mich nicht verloren habe, Ihnen, Sabine, danke ich das.“

In dem gleichmäßigen Leben des Hauſes hat ſie jahrelang eine herzliche Neigung zu Anton herumgetragen. Seit er von ihr gezogen, weiß ſie, daß ſie ihn liebt, mit ſtiller Faſſung hat ſie wieder den Schmerz in ſich verſchloſſen.

Weder ihre Liebe noch ihre Entſagung iſt in dem regelmäßigen Hauſe ſichtbar geworden. Kaum durch einen Blick, durch keine Miene hat ſie verraten, was in ihr vorgeht, wie ſich für ein Kind der Handlung ſchickt, in welcher das Soll und Haben der Menſchen pünktlich und ohne alles Gefühl gebucht wird. Jetzt, in der Freude des Wiederſehens, bricht aus ihrem gehaltenen Weſen die Blüte der Leidenſchaft. Sie erhebt ſich in ſtrahlender Freude und denkt an nichts als das Glück, ihn wieder zu haben, und ſie merkt in ihrer Freude nicht, daß in Antons bleichen Zügen noch eine andere Empfindung zuckt. Er hat ſie gefunden, aber nur, um ſie für immer zu verlieren.

Noch immer hält ihn Sabine an der Hand, und ſie zieht ihn fort durch die Glasgalerie über den Flur bis an das Arbeitszimmer des Bruders.

Was tuſt du, Sabine? Dies Haus iſt ein gutes Haus, aber es iſt keins, wo man poetiſch fühlt und ſich leicht rühren läßt, die Arme ſchnell öffnet und den ans Herz drückt, der gerade kommt, um hereinzufallen. Es iſt ein nüchternes, proſaiſches Haus! Mit kurzen Worten wird hier gefordert und verweigert. Und es iſt ein ſtolzes und ſtrenges Haus! Denke daran! Kein zärtlicher Willkommen wird es ſein, zu dem du deinen Freund führſt.

Das empfand auch Sabine, und ihr Fuß zögerte einen Augenblick, ehe ſie die Tür öffnete, aber ſie entſchloß ſich ſchnell, und Antons Hand feſthaltend, zog ſie ihn über die Schwelle, und mit glücklichem Antlitz rief ſie dem Bruder zu: „Hier iſt er, er kommt zu uns zurück!“

Der Kaufmann erhob ſich von ſeinem Arbeitstiſch, aber er blieb am Tiſche ſtehen, und was er zuerſt ſprach, ruhig, kalt, im Ton des Befehls, das waren die Worte: „Laſſen Sie die Hand meiner Schweſter los, Herr Wohlfart.“

Sabine trat zurück, Anton ſtand allein in der Mitte des Zimmers und ſah erſchüttert auf den Kaufmann. Die kräftige Geſtalt des Mannes war in dem letzten Jahre gealtert, ſein Haar ergraut, die Züge noch tiefer gefurcht. Nicht klein war der Kampf geweſen, der ihn ſo verändert hatte. „Daß ich auf die Gefahr, Ihnen unwillkommen zu ſein, hier

eintrete," ſprach Anton, „wird Ihnen zeigen, wie ſtark meine Sehnſucht war, Sie und die Handlung wiederzuſehen. Habe ich einſt Ihre Unzufriedenheit erregt, laſſen Sie mich das nicht in dieſer Stunde fühlen."

Der Kaufmann wandte ſich zu ſeiner Schweſter: „Verlaß uns, Sabine, was ich mit Herrn Wohlfart zu beſprechen habe, will ich ohne Zeugen abmachen." Sabine eilte auf den Bruder zu und ſtand ihm aufgerichtet gegenüber. Sie ſprach kein Wort, aber mit hellem Blick, in dem ein feſter Entſchluß zu leſen war, ſah ſie in ſeine zuſammengezogenen Augen, dann verließ ſie das Zimmer. Der Kaufmann ſah ihr düſter nach und wandte ſich zu Anton. „Was führt Sie zu uns zurück, Wohlfart?" fragte er; „haben Sie auf dem Lande nicht erreicht, was Ihr jugendlicher Eifer träumte, und kommen Sie jetzt her, in dem Bürgerhauſe das Glück zu ſuchen, das Ihnen einſt für Ihre Anſprüche zu leicht ſchien? Ich höre, Ihr Freund Fink hat ſich auf dem Gute des Freiherrn feſtgeſetzt, hat er Sie in unſer Haus zurückgeſchickt, weil Sie ihm dort im Wege waren?"

Antons Stirn umwölkte ſich. „Nicht als Abenteurer, welcher das Glück ſucht, trete ich vor Ihre Augen. Sie ſind ungerecht, wenn Sie einen ſolchen Verdacht ausſprechen, und mir ziemt nicht, ihn zu ertragen. Es gab eine Zeit, wo Sie freundlicher über mich urteilten, an dieſe Zeit dachte ich, als ich Sie aufſuchte; ich denke jetzt daran, um Ihre kränkenden Worte zu verzeihen."

„Sie haben mir einſt geſagt," fuhr der Kaufmann fort, „daß Sie ſich in meiner Handlung und in dieſem Hauſe fühlten wie in Ihrer Heimat. Und Sie hatten hier eine Heimat, Wohlfart, in unſeren Herzen und im Geſchäfte. In einer leichten Wallung haben Sie uns aufgegeben, und wir, trauernd und mit ſchwerem Herzen, haben mit Ihnen dasſelbe getan. Wozu kehren Sie zurück? Sie können uns kein Fremder ſein, denn wir haben Sie liebgehabt, und ich perſönlich bin Ihnen tief verpflichtet. Sie können uns der alte Freund nicht mehr ſein, denn Sie haben ſelbſt gewaltſam das Band gelöſt, das Sie an uns feſſelte. Sie haben mich, gerade als ich ſo etwas am allerwenigſten erwar-

tete, daran erinnert, daß nur ein einfaches Vertragverhältnis Sie in meinem Kontor festhielt. Was suchen Sie jetzt? Wollen Sie wieder einen Platz in meinem Kontor, oder wollen Sie, wie es den Anschein hat, noch mehr?"

„Ich will nichts," rief Anton in überströmendem Gefühl, „nichts als die Versöhnung mit Ihnen. Ich will keinen Platz im Kontor und nichts anderes. In der Stunde, als ich das Gut des Freiherrn verließ, stand in mir fest, daß mein erster Weg in Ihr Haus sein mußte, und mein nächster wieder hinaus, um mir woanders eine Tätigkeit zu suchen. Was ich auch in diesem Jahre verloren habe, meine Selbstachtung habe ich nicht verloren, und wenn Sie mir so freundlich entgegengekommen wären, wie mein Herz mich zu Ihnen zog, ich würde Ihnen in der ersten Stunde dasselbe gesagt haben, was Sie jetzt von mir hören wollen. Ich weiß, daß ich nicht hierbleiben kann. Ich habe es schon in der Fremde gefühlt, sooft ich an dies Haus dachte. Seit ich diese Mauern betreten habe, und seit ich Ihre Schwester wiedergesehen, seitdem weiß ich, daß ich hier nicht bleiben darf, ohne unehrlich zu handeln."

Der Kaufmann trat an das Fenster und sah schweigend in die Nacht hinaus. Als er sich umwandte, war die Härte von seinem Gesicht verschwunden, er sah mit prüfendem Blick auf Anton. „Das war ehrlich gesprochen, Wohlfart," sagte er endlich, „und ich will hoffen, auch ehrlich gedacht; und ebenso will ich Ihnen sagen, es tut mir noch jetzt leid, daß Sie von uns gegangen sind. Ich kannte Sie, wie selten ein älterer Mann den jüngeren kennenlernt; unter meinen Augen waren Sie in der Handlung heraufgekommen, ich konnte auf die Reinheit Ihrer Empfindungen vertrauen, ich wußte, daß kein unehrenhafter Gedanke in Ihrer Seele heimisch war. Jetzt, lieber Wohlfart, sind Sie mir ein Fremder geworden. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen das sage. Ein ungeregeltes Begehren hat Sie in Verhältnisse gelockt, welche nach allem, was ich davon weiß, ungesund sein müssen für jeden, der darin lebt. Sie haben in einer Landschaft, wo die Gewissen oft weiter sind als bei uns und die menschlichen Verhältnisse weniger fest geordnet, die Verwaltung

eines zerrütteten Wohlſtandes gehabt, Sie ſind der Vertraute eines bankrotten Schuldners geweſen, der manche Eigenſchaft eines braven Mannes gewahrt haben mag, der aber in ſchlechten Geſchäften mit verzweifelten Menſchen das verloren hat, was in meiner Handlung Ehre heißt. Gern nehme ich an, daß Ihre Redlichkeit ſich geweigert hat, dort etwas zu tun, was gegen Ihre Überzeugung war; aber, Wohlfart, ich wiederhole Ihnen jetzt, was ich Ihnen ſchon früher geſagt habe, jede fortgeſetzte Tätigkeit unter Schwachen und Schlechten bringt auch den Ehrenmann in Gefahr. Allmählich, und ohne daß er es merkt, erſcheint ihm erträglich, was ein anderer in ſicherer Lage von ſich fern hält, und die gebieteriſche Notwendigkeit zwingt ihn, in Maßregeln zu willigen, die er anderswo mit kurzem Entſchluß abgewieſen hätte. Ich bin überzeugt, daß Sie geblieben ſind, was die Welt einen ehrenhaften Geſchäftsmann nennt, aber die ſtolze Reinheit Ihrer kaufmänniſchen Ehre, die leider bei vielen in unſerer Geſchäftswelt für eine Pedanterie gilt, ob Sie die ſich bewahrt haben, das weiß ich nicht; und daß ich in der Stunde, wo ich Sie wiederſehe, daran zweifeln muß, und daß ich Ihnen das ſagen muß, ſehen Sie, das macht mir dieſe Zuſammenkunft ſchmerzlich."

Anton wurde bleich wie das Tuch, das er in der Hand hielt, und ſeine Lippe zitterte, als er antwortete: „Es iſt genug, Herr Schröter! Daß Sie mir in der erſten Stunde das Bitterſte ſagen, was man einem Gegner ſagt, iſt mir ein Beweis, daß ich unrecht getan habe, dies Haus wieder zu betreten. Ja, Sie haben recht, in dieſer ganzen Zeit hat mich das Gefühl nicht verlaſſen, daß die Gefahr, die Sie erwähnen, um meine Seele ſchwebte. In dem ganzen Jahr habe ich als das größte Unglück empfunden, daß die Geſchäfte, für welche ich mich intereſſieren mußte, mir nicht erlaubten, den Mann hochzuachten, für den ich arbeitete. Ihnen aber darf ich, nicht weniger ſtolz als Sie, antworten, daß die Reinheit des Mannes, welcher ſich ängſtlich vor der Verſuchung zurückzieht, nichts wert iſt, und wenn ich etwas aus einem Jahre voll Kränkungen und bitterer Gefühle gerettet habe,

ſo iſt es gerade der Stolz, daß ich ſelbſt geprüft worden bin, und daß ich nicht mehr wie ein Knabe aus Inſtinkt und Gewohnheit handle, ſondern als ein Mann, nach Grundſätzen. Ich habe in dieſem Jahre zu mir ein Vertrauen gewonnen, das ich früher nicht hatte; und weil ich mich ſelbſt achten gelernt habe, ſo ſage ich Ihnen jetzt, daß ich Ihren Zweifel ſehr wohl verſtehe, daß ich aber, ſeit Sie ihn ausgeſprochen, das Band für zerriſſen halte, welches mich auch in der Fremde an Ihr Haus feſſelte. Ich gehe, um dieſe Stätte nicht wieder zu betreten. Leben Sie wohl, Herr Schröter."

Anton wandte ſich zum Gehen, der Kaufmann eilte ihm nach, und ſeine Hand legte ſich auf Antons Schulter.

„Nicht ſo ſchnell, Wohlfart," ſagte der Kaufmann weich; „der Mann, welcher den Streich des polniſchen Säbels von mir abgewandt hat, ſoll nicht gekränkt und im Zorn mein Haus verlaſſen."

„Erinnern Sie uns beide nicht an die Vergangenheit," ſprach Anton, „das iſt jetzt unnütz. Nicht ich, Sie ſelbſt haben Kränkung und Zorn in unſer Wiederſehen gebracht. Und Sie, nicht ich, haben vernichtet, was uns aus alter Zeit aneinander feſſelte."

„Nein, Wohlfart", ſagte der Kaufmann. „Wenn ich Sie durch meine Worte mehr verletzt habe, als ich wollte, ſo ſehen Sie das meinem grauen Haar nach und einem Herzen, welches jahrelang voll ſchwerer Sorgen war, auch voll Sorgen um Sie. Wir ſehen uns beide nicht ſo wieder, wie wir uns getrennt haben, und wenn zwei Männer etwas gegeneinander auf der Seele tragen, ſo ſollen ſie das in der Stunde des Wiederſehens ehrlich ausſprechen, damit ihr Verhältnis klar werde. Wären Sie mir weniger wert, ſo hätte ich mein Bedenken wohl zurückgehalten, und mein Gruß wäre höflicher geweſen. Jetzt aber biete ich Ihnen den Willkommen. Schlagen Sie ein."

Anton legte ſeine Hand in die des Kaufmanns und ſprach: „Leben Sie wohl."

Der Kaufmann aber hielt die Hand Antons feſt und ſagte lächelnd: „Nicht ſo ſchnell; ich laſſe Sie noch nicht fort. —

Denken Sie, daß es Ihr älteſter Bekannter iſt, der Sie jetzt erſucht zu bleiben", fügte er ernſt hinzu, als Anton noch immer an der Tür ſtand.

„Ich bleibe heute abend, Herr Schröter", ſagte Anton mit Haltung.

Der Kaufmann führte ihn zum Sofa. „Manches habe ich von Ihren Abenteuern gehört, aus Ihrem Munde möchte ich ſie vollſtändiger erfahren. Und auch Sie werden Intereſſe daran nehmen, wie es uns gegangen iſt; davon zuerſt." Er begann zu erzählen, was unterdes in der Handlung geſchehen war. Es war kein heiteres Bild, das er Anton zeigte, aber ſein Bericht bannte aus Antons Herzen einen Teil der Kälte, welche der herbe Empfang des Prinzipals angeſammelt hatte, denn Anton verſtand, welches Vertrauen der Kaufmann ihm durch ſeine Worte ſchenkte. Dieſer erwähnte manches, was der Geſchäftsmann nur ſelten ſeinen Freunden mitteilt, alle wichtigeren Geſchäfte, den geringen Gewinn und die großen Verluſte des letzten Jahres.

Nach und nach zog wieder Friede und ein Schimmer von Behagen durch das Haus, alle guten Hausgeiſter, die während der Unterredung zwiſchen den beiden Männern erſchreckt in die Mauſelöcher gekrochen waren, ſteckten jetzt mutig die Köpfe hervor, und die unter dem Geheimbuch fingen an, gegen die andern vertraulich zu werden.

Unvermerkt war Anton in das Geſchäft zurückverſetzt, ſchnell machte er alle Stimmungen des Jahres noch einmal durch, wieder rötete ſich ſeine Wange, ſein erloſchenes Auge erhielt Glanz, und unwillkürlich begann er von den Geſchäften der Handlung zu ſprechen, als gehörte er noch dazu. Da hielt ihm der Kaufmann wieder mit trübem Lächeln die Hand hin, und Anton ſchlug herzhaft ein, die Verſöhnung war geſchloſſen.

„Und jetzt ſprechen wir von Ihnen, lieber Wohlfart", fuhr der Kaufmann fort: „Sie haben mir einſt über Ihre Tätigkeit für den Freiherrn Mitteilungen gemacht, die ich damals ungeduldig zurückwies, jetzt bitte ich Sie, mir zu erzählen, was Sie dürfen."

Anton berichtete, was kein Geheimnis war; der Kauf-

mann hörte geſpannt, ja ängſtlich auf alles, was Anton von den Geſchäften des Freiherrn und ſeiner eigenen Arbeit erwähnte. Anton ſprach mit Zurückhaltung, denn ſein Stolz bäumte in der Stille gegen das Ausfragen auf. Aber er gönnte dem Kaufmann doch manches, was dazu half, dieſen getroſten Muts zu machen.

„Erlauben Sie mir auch, über Ihre Zukunft zu reden", begann der Kaufmann endlich und erhob ſich von ſeinem Stuhl. „Nach dem, was Sie mir angedeutet haben, fordere ich Sie nicht auf, die nächſten Jahre in meinem Geſchäft zuzubringen, ſo wertvoll Ihre Hilfe mir gerade jetzt wäre. Aber ich bitte, daß Sie mir überlaſſen, eine Stellung zu ſuchen, die für Sie paßt. Wir wollen gemeinſam prüfen und uns darin nicht übereilen. Unterdes bleiben Sie in den nächſten Wochen bei uns. Ihr Zimmer iſt leer, alles darin unverändert. Wie ich höre, haben Sie in dieſen Monaten ohnedies noch eine Verpflichtung zu erfüllen. Davon werden Sie ſich unterdes befreien können. Und wenn Sie Zeit und Luſt haben, mir nebenbei im Kontor zu helfen, ſo wird mir das ſehr willkommen ſein. — Was Ihr Verhältnis zu meinem Hauſe betrifft," fuhr er ernſter fort, „ſo vertraue ich Ihnen vollſtändig. Es iſt mir Bedürfnis, Ihnen das zu beweiſen, auch deshalb mache ich Ihnen den Vorſchlag."

Anton ſah ſchweigend vor ſich nieder.

„Ich mute Ihnen nichts Peinliches zu," ſagte der Kaufmann; „Sie wiſſen, wie es in unſerm Haushalt zugeht, man muß manchmal die Gelegenheit ſehr ſuchen, miteinander zu ſprechen. Für Sabine und für Sie wünſche ich auf einige Wochen das Zuſammenleben in der alten Weiſe, und wenn die Zeit kommt, ein ruhiges Scheiden. Ich wünſche das auch meiner Schweſter wegen, Wohlfart", fügte er mit Offenheit hinzu.

„Dann", ſagte Anton, „bleibe ich."

Unterdes ging Sabine unruhig in ihrem Zimmer umher und lauſchte auf einen Ton aus der Arbeitsſtube des Bruders. Aber wie oft ihr traurige Gedanken kamen, heute vermochten ſie ſich nicht feſtzuſetzen. Wieder kniſterte das Feuer, und wieder lauſchte ſie auf den Schlag der Uhr, aber

das Tannenholz knackte und praſſelte heute luſtig im Ofen und machte einen ungewöhnlichen Lärm. Unaufhörlich fuhren kleine Freudenraketen in der Glut umher, und die Funken flogen durch das Zugloch der Ofentür mitten in die Stube. Sie konnte nicht traurig werden, und ſie konnte ſich nicht ängſtigen, denn immer wieder tickte die Uhr in ihre Gedanken: er iſt gekommen, er iſt da!

Die Tür öffnete ſich, die Tante trat eilig herein. „Was höre ich!“ rief die Tante. „Iſt es möglich? Franz behauptet, daß Wohlfart bei deinem Bruder iſt.“

„Er iſt da“, ſagte Sabine abgewandt.

„Was iſt das wieder für ein geheimnisvolles Benehmen?“ fuhr die Tante unzufrieden fort. „Warum bringt Traugott ihn nicht herüber? Und in ſeiner Stube iſt noch nichts zurechtgemacht. Wie kannſt du ſo ruhig hier ſtehen, Sabine? Ich begreife dich nicht.“

„Ich warte“, ſagte Sabine leiſe, aber ſie ſelbſt faßte mit einer Hand nach der andern und hielt ſie am Gelenk feſt, denn die Hand zitterte.

Da näherten ſich Männerſchritte dem Zimmer, der Kaufmann trat mit Anton ein und rief ſchon an der Tür: „Hier iſt unſer Gaſt.“ Und als Anton und die Tante einander freudig begrüßten, ſagte der Kaufmann: „Herr Wohlfart wird einige Wochen bei uns wohnen, bis er eine Stelle gefunden hat, wie ich ſie für ihn wünſche.“ Höchlich erſtaunt hörte die Tante dieſen Beſchluß, und Sabine rückte ſtark mit den Taſſen, um ihre Unruhe zu verbergen. Aber keine der Frauen machte eine Bemerkung, und die eifrige Unterhaltung an der Abendtafel überdeckte die Bewegung, welche in allen nachzitterte. Jeder hatte viel zu fragen und viel zu erzählen, denn für alle war das letzte Jahr reich an großen Begebenheiten geweſen. Wohl war ein Zwang bemerkbar auch in Antons Haltung, als er von ſeinem Leben in der Fremde ſprach, von Fink und von der deutſchen Kolonie, die ſich auf dem Gute feſtgeſetzt hatte. Und mit geſenktem Haupt hörte Sabine auf ſeine Worte. Aber der Kaufmann wurde immer heiterer, und als Anton ſich erhob, um nach ſeinem Zimmer zu gehen, da lag auf dem

Angeſicht des Kaufmanns faſt das gütige Lächeln von ehedem, kräftig ſchüttelte er Antons Hand und ſagte im Scherz: „Schlafen Sie wohl und achten Sie auf Ihren Traum in der erſten Nacht; man ſagt, ein ſolcher Traum geht in Erfüllung.“

Und als Anton ſich entfernt hatte, zog der Kaufmann die Schweſter in das dunkle Nebenzimmer, dort küßte er ſie auf die Stirn und ſprach ihr leiſe ins Ohr: „Er iſt brav geblieben, das hoffe ich jetzt mit ganzer Seele!“ und als er mit ihr wieder in das Helle trat, da glänzte es feucht in ſeinem Auge, und er fing an die Tante mit ihrer ſtillen Neigung für Wohlfart zu necken, ſo daß die gute Tante endlich die Hände zuſammenſchlug und ausrief: „Der Mann iſt heute ganz ausgelaſſen!“

Ermüdet und angegriffen warf ſich Anton aufs Lager. Freudenleer erſchien ihm ſeine Zukunft, und der Gedanke an die bittern Empfindungen des Abends und an den ſtillen Kampf der nächſten Wochen lag ſchwer auf ſeinem Herzen. Und doch ſank er kurz darauf in ruhigen Schlummer. — Und es wurde wieder ſtill in dem Patrizierhaus. — Es war ein nüchternes altes Haus mit vielen Ecken und mit einigen verborgenen Winkeln. Es war gar kein Ort für glühende Schwärmerei und auflodernde Leidenſchaft. Aber es war auch ein gutes Haus und es deckte ſicher jeden, der in ſeinen Mauern ſchlief. Und wieder waren die kleinen Heimlichen heute nacht geſchäftig, ſie fuhren durcheinander und ſchwatzten und lachten, und in alle Räume ſummte die Nachricht, daß das Kind der Handlung zurückgekehrt war, und der Gips auf dem Poſtament ſah ſtolz auf den ſchlafenden Anton nieder, hob feierlich ſeinen hübſchen geringelten Schwanz in die Luft und ſchnurrte die ganze Nacht hindurch.

## 3.

Am nächſten Morgen eilte Anton zu Ehrenthal. Der Kranke war für ihn nicht zu ſprechen, die Frauen empfingen ihn ſo feindſelig, daß er für ſchädlich hielt, ihnen irgend etwas über den Zweck ſeines Beſuches zu ſagen. Er ließ

deshalb an demſelben Tage dem Anwalt Ehrenthals durch Juſtizrat Horn anzeigen, daß zwanzigtauſend Taler bereit lägen, um die Anſprüche Ehrenthals auf dieſe Summe zur Stelle zu tilgen, für die übrigen Forderungen, welche Ehrenthal — ohne Berechtigung — gegen den Freiherrn erhoben hatte, ſollte richterliche Entſcheidung abgewartet werden. Der Anwalt des Gläubigers weigerte ſich, dieſe Zahlung anzunehmen. Sofort ließ Anton bei Gericht die nötigen Schritte tun, um Ehrenthal zur Annahme der Summe und zum Verzicht auf die Anſprüche, die er ihretwegen erhob, zu zwingen.

Es war gegen Abend, als Anton einen alten Kontorrock anzog und mit eiligem Geſchäftsſchritt in das Haus von Löbel Pinkus trat. Durch das Fenſter ſah er in die kleine Branntweinſtube. Er fand den würdigen Pinkus hinter ſeinem Schenktiſch und richtete eine kurze kaufmänniſche Frage aus: „Herr T. O. Schröter läßt fragen, ob Schmeie Tinkeles aus Brody angekommen iſt, oder ob er erwartet wird. Er ſoll ſich ſogleich wegen eines Geſchäfts in der Handlung einfinden.“

Pinkus erwiderte vorſichtig, Tinkeles ſei nicht anweſend, und er wiſſe nicht, ob und wann derſelbe kommen werde. Tinkeles ſpreche manchmal bei ihm vor, manchmal auch nicht, die Sache ſei unſicher. Er werde übrigens den Auftrag ausrichten, wenn er den Mann ſehe.

Am andern Tage öffnete der Diener die Tür Antons, und Schmeie Tinkeles ſchlüpfte in das Zimmer. „Willkommen, Tinkeles!“ rief ihm Anton entgegen und ſah mit trübem Lächeln auf den Mann im Kaftan.

Der Händler war überraſcht, als er ſich Anton gegenüber fand. Aber ſein ſchlaues Geſicht flog ein Schatten, und eine innere Unruhe wurde aus dem lebhaften Gewirbel ſichtbar, womit er ſeine Freude über das Wiederſehen auszudrücken ſuchte. „Gottes Wunder, daß ich Sie leibhaftig wiederſehe, ich habe mich oft erkundigt im Geſchäft bei Schröter, und habe nicht können erfahren, wo Sie hingereiſt ſind. Ich habe immer gern mit Ihnen zu tun gehabt, wir haben doch zuſammen gemacht manchen ſchönen Kauf.“

„Wir haben auch Krieg miteinander geführt, Tinkeles“, warf Anton dazwiſchen.

„Es war ein ſchlechtes Geſchäft,“ ſagte Tinkeles ablenkend, „es ſieht jetzt traurig aus mit dem Handel, das Gras wächſt auf den Landſtraßen. Es iſt geweſen eine böſe Zeit im Lande. Der beſte Mann, wenn er ſich ſchlafen gelegt, hat er nicht gewußt, ob er morgen noch wird Beine haben zum Stehen.“

„Ihr habt es doch durchgemacht, Tinkeles, und ich nehme an, die Zeit iſt Euch nicht ſchlecht bekommen. Setzt Euch, ich habe mit Euch zu reden.“

„Wozu ſetzen?“ fragte der Jude mißtrauiſch, als Anton nach der Tür ging und dieſe verriegelte, „beim Geſchäft hat man keine Zeit zum Sitzen. Verzeihen Sie, was verriegeln Sie die Tür? Man braucht keinen Riegel, wenn man machen will Geſchäfte, es ſtört uns niemand.“

„Ich will mit Euch etwas im Vertrauen beſprechen,“ ſagte Anton, vor den Händler tretend, „es ſoll Euer Schade nicht ſein.“

„So ſprechen Sie,“ ſagte Tinkeles, „aber laſſen Sie offen die Tür.“

„Hört mich an“, begann Anton. „Ihr erinnert Euch an die letzte Unterredung, die wir hatten, damals, als wir auf der Reiſe zuſammentrafen.“

„Ich erinnere mich an nichts“, ſagte der Händler kopfſchüttelnd und ſah unbehaglich nach der Tür.

„Ihr gabt mir damals einen guten Rat, und als ich mehr von Euch erfahren wollte, wart Ihr aus der Stadt verſchwunden.“

„Das ſind alte Geſchichten“, antwortete Tinkeles immer unbehaglicher. „Ich kann mich jetzt nicht erinnern, ich habe auch zu tun auf dem Markt, ich dachte, Sie wollten mit mir reden von einem Geſchäft.“

„Es iſt ein Geſchäft, von dem wir ſprechen, und es kann für Euch ein gutes Geſchäft werden“, ſagte Anton nachdrücklich. Er ging an ſeinen Schreibtiſch und holte eine Geldrolle heraus, die er vor Tinkeles auf den Tiſch legte. „Dieſe hundert Taler gehören dem, welcher mir eine Nach-

richt gibt, die ich brauche.“ Tinkeles ſah mit einem ſcheuen Seitenblick auf die Rolle und erwiderte: „Hundert Talerſtücke ſind gut, aber ich kann keine Nachricht geben, ich weiß von nichts, ich kann mich nicht beſinnen. Sooft ich Sie ſehe, fangen Sie an von ärgerlichen Sachen,“ ſchloß er unwillig, „es iſt mir kein Glück, wenn ich habe mit Ihnen zu tun, ich habe immer nur gehabt Not und Kummer.“

Anton ging ſchweigend zu ſeinem Pult und holte eine zweite Geldrolle, die er neben die erſte legte. „Zweihundert Taler“, ſagte er, ergriff die Kreide und ſchloß die Rollen durch vier Striche ein. „So viel iſt Euer, wenn Ihr mir die Auskunft geben könnt, die ich haben will.“ Die Blicke des Galiziers hefteten ſich ſehnſüchtig auf das Viereck. Anton ſtand daneben und wies ſchweigend mit dem Finger darauf. Der Händler kämpfte einen ſchweren Kampf, er ſah auf Anton und verzog ſein Geſicht zu einem harmloſen Lachen, er verſuchte unbefangen auszuſehen und blickte wie gleichgültig in der Stube umher; aber immer wieder fiel ſein Blick auf Antons Zeigefinger und das weiße Viereck auf dem Tiſche. Keiner ſprach, das ſtumme Schweigen dauerte einige Augenblicke, und doch war es eine lebhafte und beredte Unterhaltung. Immer glänzender wurden die Augen des Galiziers, immer unruhiger ſeine Gebärden, er zuckte mit den Schultern, hob die Brauen in die Höhe und rang heftig, von dem Zauber loszukommen, der ihn feſtbannte. Endlich wurde ihm der Zuſtand unerträglich. Er griff mit der Hand nach den Rollen.

„Erſt redet“, ſagte Anton und hielt die Hand über das Geld.

„Seien Sie nicht ſo hart gegen mich“, bat Tinkeles.

„Hört mich an“, ſagte Anton. „Ich will nichts Unrechtes von Euch, nichts, was ein ehrlicher Mann einem andern verweigern dürfte; ich könnte vielleicht Eure gerichtliche Vernehmung durchſetzen und ohne Koſten zu ſichern Geſtändniſſen kommen; ich weiß aber von früher, welchen Widerwillen Ihr gegen das Gericht habt, und auch deshalb biete ich Euch das Geld. Verſtündet Ihr eine andere Sprache, ſo würdet Ihr mir ſagen, was Ihr wißt, wenn ich

Euch erzähle, daß eine Familie unglücklich geworden iſt deshalb, weil Ihr mir früher nicht alles geſagt habt. Dieſe Sprache aber würde bei Euch nichts nützen."

„Nein," ſagte Tinkeles ehrlich, „ſie würde nichts nützen. Laſſen Sie ſehen das Geld, das Sie haben hingelegt für mich. Sind es richtig zweihundert Talerſtücke?" fuhr er fort, auf die Rollen ſtarrend. „Es iſt gut, ich weiß, ſie ſind richtig. Fragen Sie mich, was Sie wollen wiſſen."

„Ihr habt mir geſagt," begann Anton, „daß Itzig, der frühere Buchhalter Ehrenthals, darauf ausging, den Freiherrn von Rothſattel zu ruinieren."

„Iſt es nicht geweſen, wie ich habe geſagt?" fragte Tinkeles.

„Ich habe Grund anzunehmen, daß Ihr wahr geſprochen. Ihr habt damals zwei erwähnt, wer iſt der andere?"

Der Händler ſtockte; Anton griff nach den Geldrollen. „Laſſen Sie liegen," bat Tinkeles, die Hand bewegend; „der andere heißt Hippus, wie ich habe vernommen. Er iſt ein alter Mann und hat gewohnt lange Zeit bei dem Löbel Pinkus."

„Iſt er vom Geſchäft?" fragte Anton.

„Er gehört nicht zu unſern Leuten und iſt nicht vom Geſchäft, er iſt vertauft, er iſt geweſen Sachwalter."

„Habt Ihr mit Itzig in irgendeinem Geſchäft zu tun?" fragte Anton weiter.

„Soll mich bewahren der gerechte Gott vor dieſem Menſchen", rief Tinkeles. „An dem erſten Tage, wo er iſt gekommen in die Stadt, hat er mir wollen aufmachen den Schrank, worin ſind geweſen meine Sachen. Ich habe gehabt meine Mühe, ihn zu verhindern, daß er mir nicht hat genommen meine Kleider. Er nimmt's von den Lebendigen. Ich mag nichts zu tun haben mit einem ſolchen Menſchen."

„Um ſo beſſer für Euch," antwortete Anton; „jetzt hört mir zu. Dem Freiherrn iſt ein Kaſten geſtohlen worden, in welchem wichtige Papiere aufbewahrt wurden. Der Diebſtahl iſt in dem Kontor Ehrenthals verübt worden. Habt Ihr zufällig etwas über den Diebſtahl gehört, oder habt Ihr Argwohn, wer der Dieb ſein könnte?"

Der Galizier ſah unruhig in der Stube umher, auf Anton und die Rollen, und ſagte endlich entſchloſſen, die Augen zudrückend: „Ich weiß von nichts.“

„Und gerade dies will ich von Euch erfahren; und dies Geld iſt für den, der mir darüber Auskunft gibt.“

„Wenn ich alſo muß reden,“ ſagte der Galizier, „ſo ſoll es geſagt ſein. Ich habe gehört, daß der Menſch, welcher heißt Hippus, als er iſt geweſen betrunken, hat geſchrien und hat geſagt: „Jetzt haben wir den Rotſchwanz, er iſt geliefert, wegen der Papiere iſt er geliefert.“

„Und weiter wißt Ihr nichts?“ fragte Anton in ängſtlicher Spannung.

„Nichts,“ ſagte der Galizier, „es iſt lange her, und ich habe nur wenig können verſtehen, was ſie haben miteinander geſprochen.“

„Ihr habt das Geld, welches hier liegt, Euch nicht verdienen können,“ entgegnete Anton nach einer Pauſe, „was Ihr mir geſagt habt, iſt wenig. Damit Ihr aber ſeht, daß mir daran liegt, von Euch Auskunft zu erhalten, ſo nehmt hier dieſe hundert Taler; das zweite Hundert iſt Euer, ſobald Ihr mir irgendeine Spur des geſtohlenen Käſtchens oder der entwendeten Papiere ſchaffen könnt. Vielleicht iſt das Euch nicht unmöglich.“

„Es iſt nicht möglich“, ſagte der Galizier beſtimmt, die empfangene Geldrolle in der Hand wägend und die zweite betrachtend. „Was der Itzig tut, tut er nicht ſo, daß ein anderer auf ſeinen Weg ſehen kann, und ich bin doch nur ein Fremder im Ort und mache keine Geſchäfte mit Spitzbuben.“

„Verſucht es doch, die Spur zu finden“, entgegnete Anton. „Sobald Ihr etwas erfahrt, bringt mir Nachricht, dies Geld hebe ich für Euch auf. Ich habe nicht nötig, Euch zu ſagen, daß Ihr ſehr vorſichtig ſein und unter allen Umſtänden vermeiden müßt, dem Itzig oder ſeinem Spießgeſellen Argwohn zu geben. Verratet gegen niemand, daß Ihr mich kennt.“

„Ich bin kein Kind,“ antwortete Tinkeles beiſtimmend, „aber ich fürchte, ich werde Ihnen nichts dienen in dieſer Sache.“

So entfernte ſich der Galizier, nachdem er die Geldrolle in die Taſche ſeines Kaftans verſenkt hatte.

Anton hatte den Namen deſſen erfahren, der vielleicht den Diebſtahl verübt hatte. Es war ihm die Möglichkeit gegeben, an dieſen Namen weitere Nachforſchungen zu knüpfen. Aber die Schwierigkeit, die fehlenden Dokumente ohne Hilfe der Behörde wiederzuerlangen, wurde immer größer. Unter dieſen Umſtänden faßte er den Entſchluß, welcher einem Kaufmann näher lag als einem Beamten. Es war ein gewagter Schritt, aber er bot die Möglichkeit, in kurzer Zeit und ohne Aufſehen die Papiere in die Hände des Barons zurückzubringen.

Er wollte mit Itzig ſelbſt in Verbindung treten und das wenige, was er durch den Galizier erfahren hatte, dem Verſchlagenen, Gewiſſenloſen gegenüber ſo gut als möglich zu benutzen ſuchen. Wohl fühlte er, wie unſicher der Schritt ſei, und daß ein harter Kampf mit Itzig bevorſtehe. Hätte er alles gewußt, was der unternehmende Geiſt des Agenten in ſich herumtrug, er hätte noch mehr Bedenken gehabt, den Weg zu machen.

Itzigs verſchmitzter Burſch öffnete die Tür. Anton ſtand ſeinem Schulkameraden gegenüber. Der Agent wußte bereits, daß Anton von dem Gute bei Rosmin nach der Stadt zurückgekehrt war, und er hatte ſich auf dieſen Beſuch vorbereitet. Einen Augenblick betrachteten die beiden Männer einander, beide bemüht, in Geſicht und Haltung des Gegners zu leſen und ſich zu dem beginnenden Kampf zu rüſten. Beiden hatte ein vieljähriger vorſichtiger Verkehr mit Menſchen und den Intereſſen des Handels einiges Gleichartige gegeben. Beide waren gewöhnt, den Schein kaltblütiger Ruhe zu behaupten und das Ziel, das ſie erreichen wollten, zu verbergen, beide waren gewöhnt an ſchnelle Überlegung, an behutſames Sprechen, an kühle Haltung, beide zeigten auch in Sprache und Gebärde etwas von der Form, welche der kaufmänniſche Verkehr dem Geſchäftsmann verleiht, beide waren heute in einer großen innern Aufregung, welche die Wange Antons rötete und die Backenknochen Veitels

mit einem hellen Schimmer überzog. Aber dem klaren Blick Antons begegnete das Auge des Gegners unruhig und lauernd, dem herben Ernſt ſeiner Haltung eine Miſchung von Trotz und Unterwürfigkeit; beide erkannten im erſten Augenblick, daß der Gegner gefährlich und ſchwer zu beſiegen ſei, und beide ſammelten ihre ganze Kraft. Der Kampf begann. Itzig eröffnete ihn in ſeiner Weiſe. „Es iſt mir eine Freude, auch Sie einmal bei mir zu ſehen, Herr Wohlfahrt," ſagte er mit plötzlicher Freundlichkeit; „es iſt lange her, daß ich nicht das Vergnügen gehabt habe, Ihnen zu begegnen. Ich habe doch immer ein großes Intereſſe genommen an Ihnen. Wir ſind zuſammen in der Schule geweſen, wir ſind an einem Tage hierhergekommen, wir beide haben uns vorwärts gebracht in der Welt. Ich hatte gehört, daß Sie ſeien gegangen nach Amerika. Die Leute reden ſo vieles. Ich hoffe, daß Sie jetzt wieder in der Stadt bleiben. Vielleicht treten Sie auch wieder in das Geſchäft des Herrn Schröter, man ſagt, er hat ſehr bedauert Ihren Abgang." — So floſſen ihm die Worte von den Lippen, aber ſein Blick ſuchte von allen Seiten durch die Außenſeite Antons durchzudringen in das, was den Beſuchenden beſchäftigte.

Er hatte eine Blöße gegeben, als er ſich anſtellte, nicht genau zu wiſſen, wo Anton in der letzten Zeit geweſen war. Denn daß er den Namen Rothſattel zu nennen vermied, gab Anton die feſte Überzeugung, er habe Grund, bei Nennung dieſes Namens ungewöhnliche Vorſicht zu beobachten.

Anton begann, dieſen Fehler Veitels benutzend, ſo kalt, als ob der andere ſeine ganze Rede in die Luft geſprochen hätte: „Ich komme, Herr Itzig, um in einer Geſchäftsangelegenheit mit Ihnen Rückſprache zu nehmen. Sie ſind mit den Verhältniſſen des Familiengutes bekannt, welches dem Baron Rothſattel gehört und jetzt im Wege der notwendigen Subhaſtation verkauft werden ſoll."

„Im allgemeinen bin ich damit bekannt," antwortete Veitel und lehnte ſich entſchloſſen an die Ecke des Sofas, „wie man bekannt iſt mit ſo etwas; ich habe manches darüber gehört."

„Sie haben im Kontor von Ehrenthal die Geſchäfte desſelben mit dem Baron, welche jahrelang liefen und die Geldverhältniſſe des Gutes betrafen, geleitet und müſſen, wie ſich vorausſetzen läßt, dadurch genaue Einſicht erhalten haben. Da gegenwärtig mit Ehrenthal ſelbſt ſeiner Krankheit wegen ein geſchäftlicher Verkehr nicht möglich iſt, ſo erſuche ich Sie um einige Auskunft."

„Was ich etwa in Ehrenthals Kontor erfahren habe als Buchhalter," ſagte Itzig, „das habe ich im Vertrauen erfahren und kann es einem andern nicht mitteilen. Ich wundere mich, daß Sie ſo etwas von mir verlangen", ſchloß er mit einem boshaften Blicke.

Anton erwiderte kaltblütig: „Ich verlange nichts, wodurch das Pflichtgefühl, welches Sie äußern, verletzt werden könnte. Es liegt mir daran, zu erfahren, in welchen Händen die Hypotheken gegenwärtig ſind, welche auf dem Gute haften."

„Das können Sie leicht erfahren durch einen Auszug aus dem Hypothekenbuch", ſagte Veitel mit wohlangenommener Gleichgültigkeit.

„Sie werden vielleicht gehört haben," fuhr der angreifende Anton fort, „daß einige der Hypotheken in den letzten Monaten am hieſigen Platz aus einer Hand in die andere gegangen ſind; die gegenwärtigen Beſitzer ſind jedenfalls im Hypothekenbuche nicht eingetragen. Es iſt anzunehmen, daß die Inſtrumente aufgekauft ſind, um einem Kaufluſtigen bei der Subhaſtation den Kauf entweder zu erleichtern oder auch zu erſchweren."

Bis hierher war das Geſpräch eine alltägliche Vorbereitung zum ernſten Gefecht geweſen, etwa wie die erſten Züge im Schach, oder wie der Anfang eines Wettrennens. Itzigs Ungeduld führte durch einen Sprung weiter hinein.

„Haben Sie Auftrag, das Gut zu kaufen?" fragte er plötzlich.

„Nehmen Sie an, ich habe einen ſolchen Auftrag," verſetzte Anton, „und ich wünſchte mir dabei Ihre Mitwirkung zu ſichern. Sind Sie imſtande, mir in kürzeſter Zeit Auskunft zu verſchaffen? Und wollen Sie die etwa nötigen

Verhandlungen wegen Ankaufs der Hypotheken übernehmen?“

Itzig überlegte. Es war möglich, daß Anton nur deshalb kam, um dem Freiherrn oder seinem Freunde Fink bei der Subhastation das Gut zu sichern. In diesem Falle war er in Gefahr, das stille Ziel langer Arbeit, gefährlicher Taten verrückt zu sehen. Wenn Fink durch sein Vermögen den Freiherrn deckte, so verlor Itzig das Gut. Dann mußte er einen andern Weg einschlagen, sich von dem Baron Geld zu machen. Während er dies in stürmischer Bewegung überlegte, sah er, wie forschend Anton auf ihn blickte. Er schloß daraus mit dem Scharfsinn eines bösen Gewissens, daß Anton etwas von seinen Plänen erraten habe, und daß er noch anderes von ihm wolle. Wahrscheinlich war dieser Antrag nur eine Finte. Er beeilte sich daher, mit großer Geläufigkeit seine Mitwirkung zu versprechen, und äußerte die Hoffnung, daß ihm wohl gelingen werde, die gegenwärtigen Besitzer der Hypotheken noch zu rechter Zeit zu ermitteln.

Anton sah, daß der Schurke ihn verstanden hatte und auf seiner Hut war. Er änderte den Angriff.

„Kennen Sie einen gewissen Hippus?“ fragte er schnell und sah seinem Gegner scharf ins Gesicht.

Einen Moment zuckten die Augenlider Itzigs, und die leise Röte zeigte sich wieder auf seiner Wange. Zögernd, als suche er den Namen in seinem Gedächtnis, antwortete er: „Ja, ich kenne ihn. Er ist ein heruntergekommener nichtsnutziger Mann.“

Anton merkte, daß er den rechten Punkt getroffen hatte. „Vielleicht erinnern Sie sich, daß vor ein und einem halben Jahr aus dem Kontor Ehrenthals eine Kassette des Freiherrn mit Papieren und Dokumenten gestohlen wurde, welche für den Freiherrn große Wichtigkeit haben.“

Itzig saß ruhig, nur seine Augen fuhren unsicher hin und her. Kein Fremder würde dies Zeichen eines bösen Gewissens erkannt haben, aber Anton sah in den veränderten Zügen deutlich das alte Gesicht des Ostrauer Schulkameraden, dasselbe Gesicht, welches der Knabe Veitel gemacht hatte, wenn ihm der Diebstahl einer Feder oder eines Bo-

gens Papier vorgeworfen wurde. Itzig wußte um die Papiere, er wußte um den Diebſtahl.

Endlich erwiderte der Agent gleichgültig: „Ich habe von der Kaſſette gehört, es war kurz bevor ich Ehrenthals Geſchäft verließ.“

„Wohl,“ fuhr Anton fort, „die geſtohlenen Papiere konnten für den Dieb keinen Wert haben. Es iſt aber Grund anzunehmen, daß dieſelben auf irgendeine Weiſe in die Hände eines Dritten hier am Orte gekommen ſind.“

„Das iſt nicht unmöglich,“ antwortete Itzig, „aber für wahrſcheinlich halte ich nicht, daß jemand wertloſe Papiere ſolange aufhebt.“

„Ich weiß,“ ſagte Anton mit Nachdruck, „daß die Papiere vorhanden ſind, ja ich weiß, daß ſie dazu benutzt werden ſollen, von dem Baron auf irgendeine Weiſe Vorteil zu erlangen.“

Itzig bewegte ſich unruhig auf ſeinem Stuhl, er ſah vor ſich nieder, und die Flecke auf ſeiner Wange wurden röter, aber er ſchwieg, auch Anton machte eine Pauſe. Überlegend ſtanden beide einander gegenüber. Endlich wurde dem Angegriffenen das Schweigen unerträglich, er rückte ſich mit feſtem Entſchluß zurecht, zwang ſich, ſeinen Gegner anzuſehen, und fragte mit heiſerer Stimme: „Und wozu erwähnen Sie gegen mich dieſe Sache?“

„Sie ſollen über das, was ich will, nicht in Zweifel bleiben“, ſagte Anton. „Ich weiß, daß die Papiere hier vorhanden ſind, ich habe Grund anzunehmen, daß es Ihnen bei Ihrer Gewandtheit möglich ſein wird, den Beſitzer derſelben zu ermitteln, Sie werden durch jenen Hippus die Auskunft erhalten können, welche Sie etwa noch brauchen.“

„Warum durch dieſen?“ fragte Veitel ſchnell.

„Er hat in Gegenwart von Zeugen Äußerungen getan, welche die ſichere Überzeugung begründen, daß er mit dem Inhalt jener Papiere genau bekannt iſt.“ Itzig preßte die Zähne zuſammen, und nur ein Murmeln wurde vernehmbar, welches, bis zu Worten verſtärkt, ungefähr gelautet hätte: „Der betrunkene Schuft!“

Anton fuhr fort: „Der Freiherr hat die Rechte, welche Ehrenthal an die geſtohlenen Schulddokumente hat, durch gerichtliche Hinterlegung der betreffenden Summe bereits abgekauft. Die Kaſſette und ihr Inhalt ſind Eigentum des Freiherrn. Wenn durch Ihre Hilfe die Papiere beſchafft und den Händen des Freiherrn oder ſeines Bevollmächtigten übergeben werden können, ſo würde der Freiherr, dem weniger an der Verfolgung des Diebes, als an Wiedererlangung der Papiere gelegen iſt, bereit ſein, eine Summe dafür zu zahlen.“

Wohl hatte dieſer Antrag für Itzig viel Lockendes, ſelbſt er hatte in der ganzen Zeit den Druck des Verbrechens gefühlt, mit ſteigendem Widerwillen hatte er die Kameradſchaft des trunkenen Hippus ertragen. Wenn jetzt fremdes Geld dem Baron zu Hilfe kam, wenn er ſelbſt die Ausſicht, das Gut zu erwerben, aufgeben mußte, ſo war der Augenblick gekommen, wo er gegen eine gute Summe das verhängnisvolle Papier in die Hände des Freiherrn zurückgeben konnte. Aber das angebotene Geſchäft war auch gewagt, wenn Anton nach Auslieferung der Papiere noch an Verfolgung des Diebes dachte. Deshalb fragte Itzig: „Wenn dem Baron ſoviel daran liegt, die Kaſſette wiederzuerhalten, wie kommt es, daß damals, als ſie verſchwunden war, ſowenig Lärm gemacht wurde, weder von Ehrenthal noch von dem Baron ſelbſt? Ich habe nicht gehört, daß der Polizei Anzeige zugekommen iſt, und daß man Nachforſchungen angeſtellt hat.“

Dieſe Frechheit empörte Anton. Er antwortete gereizt: „Der Diebſtahl war von Umſtänden begleitet, welche für Ehrenthal eine Unterſuchung peinlich machen mußten, die Kaſſette verſchwand aus ſeinem verſchloſſenen Kontor, vielleicht unterblieb aus ſolchen Rückſichten die gerichtliche Nachforſchung.“

Itzig erwiderte: „Wenn ich mich recht erinnere, ſagte Ehrenthal damals zu ſeinen Bekannten, daß die Unterſuchung unterbliebe aus Rückſicht auf den Baron.“ Anton empfand tief dieſen Hieb des Gauners, er dachte an Lenore, an die große Zahl demütigender Empfindungen, welche die

Familie in den letzten Jahren gehabt hatte, und vermochte nur mühſam ſeine Ruhe zu behaupten, als er ſagte: „Vielleicht hatte der Baron noch andere Gründe, in jener Zeit die Sache fallen zu laſſen.“

Jetzt war Veitel ſicher. An Antons unterdrücktem Ärger erkannte er, wie lebhaft dieſer die Notwendigkeit fühlte, den Freiherrn zu ſchonen; ſein Anerbieten war ernſtlich gemeint, der Freiherr hatte Angſt vor dem Diebe. Und von dieſem Augenblick bekam er alle Ruhe wieder, ſein Benehmen wurde ſo kalt und ſicher, daß Anton empfand, er ſei in Nachteil geſetzt, und ſein ſchlauer Gegner entſchlüpfe ihm unter den Händen, denn ſogleich begann Itzig: „Soweit ich den Hippus kenne, iſt er ein unzuverläſſiger Menſch, der ſich oft betrinkt. Wenn er im Trunke etwas geſagt hat, ſo fürchte ich, wird er uns nicht viel helfen, zu den Papieren zu kommen. Hat er Ihnen denn ſichere Anzeige gebracht, worauf wir ihm Anerbietungen machen können?“

Jetzt hatte Anton Urſache, auf ſeiner Hut zu ſein. „Er hat vor Zeugen Ausſagen getan, welche die Überzeugung geben, daß er die Papiere kennt, daß er weiß, wo ſich dieſelben befinden, und daß er die Abſicht hat, ſie zu irgendeinem Zweck zu gebrauchen.“

„Vielleicht iſt das genug für die Juriſten, aber nicht genug für einen Geſchäftsmann, um mit ihm zu unterhandeln,“ fuhr Veitel fort; „wiſſen Sie genau, was er geſagt hat?“

Anton parierte und ſchlug auf ſeinen Gegner, indem er ſagte: „Seine Mitteilungen ſind mir und mehreren anderen Perſonen genau bekannt, ſie ſind der Grund, daß ich Sie aufgeſucht habe.“

Itzig mußte dies gefährliche Thema verlaſſen. „Und welche Summe will der Baron daran wenden, die Papiere wiederzuerlangen? Ich will ſagen,“ verbeſſerte er einlenkend, „iſt es ein Geſchäft, auf welches Mühe und Zeit zu verwenden lohnt? Ich habe jetzt vieles andere, was mir zu tun macht. Sie werden nicht verlangen, daß ich wegen ein paar Louisdor meine Zeit verbringe, um etwas zu ſuchen, was ſo unbedeutend iſt und ſo ſchwer zu faſſen wie Papiere, die einer verſteckt hält.“

Vor Jahren, als die beiden miteinander nach der Hauptſtadt zogen, welche ſich jetzt als Feinde gegenüberſtanden, da war es der Judenknabe, welcher nach Papieren ſuchte, von denen er in kindiſchem Unverſtand das Glück ſeiner Zukunft abhängig glaubte. Damals war er bereitwillig geweſen, das Gut des Freiherrn für Anton zu kaufen. Und jetzt war der andere ausgegangen, geheimnisvolle Dokumente zu ſuchen, der andere forderte jetzt das Gut des Freiherrn von ihm, und er ſelbſt war ein Wiſſender geworden. Er hatte die geheimnisvollen Rezepte gefunden, er hielt das Gut des Freiherrn feſt in ſeiner Hand für ſich ſelbſt, und ſein Schickſal näherte ſich der Erfüllung. Beide Männer dachten in demſelben Augenblick an den Tag ihrer gemeinſamen Reiſe.

Anton antwortete: „Ich habe Vollmacht, über die Summe mit Ihnen zu verhandeln; ich bemerke Ihnen aber, daß die Angelegenheit eilt. Deshalb erſuche ich Sie, mir vor allem zu erklären, ob Sie geneigt ſind, die Dokumente an den Baron von Rothſattel zu überliefern und bei Ankauf der Hypotheken in unſerm Intereſſe tätig zu ſein.“

„Ich werde Erkundigungen einziehen und mir überlegen, ob ich Ihnen dienen kann“, erwiderte Veitel kalt.

Anton fragte ebenſo: „Welche Zeit verlangen Sie, um ſich zu entſcheiden?“

„Drei Tage“, verſetzte der Agent.

„Ich kann Ihnen nur vierundzwanzig Stunden bewilligen,“ ſprach Anton beſtimmt; „wenn mir in dieſer Zeit Ihre Erklärung nicht wird, ſo werde ich im Auftrage des Freiherrn jedes, auch das äußerſte Mittel anwenden, die Papiere wiederzuerlangen, oder mich von Vernichtung derſelben zu überzeugen. Und alles, was ich über die Entwendung und den gegenwärtigen Verſteck der Dokumente weiß, werde ich benutzen, um die zu entdecken, welche das Verbrechen verübt haben.“ Er zog ſeine Uhr und wies auf das Zifferblatt: „Morgen um dieſelbe Stunde werde ich mir Ihre Antwort holen.“

So verlief die verhängnisvolle Unterredung. Als Anton die Tür hinter ſich zuzog, ſtand Itzigs Entſchluß feſt. Er

warf noch einen Blick auf den Davoneilenden, einen Blick voll Furcht und Haß. Sein Schulkamerad war ſein gefährlichſter Feind geworden. Er wußte jetzt, wie ſehr Anton zum Nutzen des Freiherrn handelte. Er hatte eine dunkle Ahnung davon, daß die Verbindung Antons mit der Familie an jenem Tage begonnen hatte, wo die Tochter des Edelmanns den andern über den Teich ruderte, und er im Staube der Landſtraße zuſah. Er war geneigt anzunehmen, daß Anton auf einem ganz andern Wege als er nach dem Beſitz desſelben Gutes ſtrebte. So erwachte aller Trotz ſeiner ſelbſtſüchtigen Seele und machte ihn feſt. „Noch acht Tage," murmelte er, „bis zur Verlobung mit Roſalie. Den Tag darauf finde ich die Schuldſcheine in einem Winkel von Ehrenthals Kontor. Dann ſollen der Rothſattel und ſeine Freunde den Vergleich ſuchen auf die Bedingungen, die ich ihnen ſtelle. Durch die einzige Drohung, daß ich die Auseinanderſetzung gerichtlich machen laſſe und das Verfahren des Barons unter die Geſchäftsleute bringe, zwinge ich dieſen Wohlfart zu allem, was ich will. Nur noch acht Tage! Solange halte ich ihn hin, und dann hab' ich gewonnen."

Als Anton nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden an Itzigs Wohnung kam, fand er die Tür verſchloſſen. Er kehrte an demſelben Abend zweimal wieder, niemand war für ihn zu Hauſe. Am nächſten Morgen empfing ihn der ſchlaue Burſch und erwiderte auf Antons Frage: Herr Itzig ſei verreiſt, es ſei möglich, daß er ſchon in dieſer Stunde zurückkomme, es ſei auch möglich, daß er erſt in einigen Tagen wieder zu ſprechen ſei.

Aus dem geläufigen Geſchwätz erkannte Anton, daß der Knabe nach Anweiſung redete.

Von der Tür Itzigs ging Anton zu einem Beamten, welcher in dem Rufe ſtand, das tätigſte Mitglied der Entdeckungspolizei zu ſein. Er teilte dieſem mit Vorſicht das Nötige über die geſtohlene Kaſſette und deren Inhalt mit und bat um ſeinen Rat; er äußerte den Verdacht, daß der Diebſtahl durch den Advokaten unter Mitwiſſen des Agen-

ten Itzig verübt sei und verschwieg nicht die unvollständigen Warnungen, welche der ehrenwerte Tinkeles gemacht hatte. Der Beamte hörte mit Anteil auf Antons Bericht und sagte endlich: „Bei dem ungenügenden Material, welches Sie geben, hat mir der Name Hippus das meiste Interesse. Er ist ein sehr gefährliches Subjekt, das ich bis jetzt immer noch nicht habe fassen können. Wegen Schwindelei und kleiner Betrügereien ist er öfter bestraft und steht unter polizeilicher Aufsicht. An die andere Person, welche Sie mir nennen, habe ich allerdings nicht dieselben Rechte. Übrigens sind die Anzeichen, auf welche Sie hinweisen, so gering, daß eine amtliche Verfolgung der Sache kaum tunlich erscheint. Ist doch der Diebstahl selbst, der vor Jahresfrist verübt sein soll, der Behörde noch nicht einmal offiziell angezeigt."

„Raten Sie mir," fragte Anton, „nach dem, was Sie von diesem Hippus wissen, ihn aufzusuchen und vielleicht im Wege der Unterhandlung die verschwundenen Dokumente zu erwerben?"

Achselzuckend erwiderte der Beamte: „Von meinem Standpunkte darf ich einen solchen Rat nicht erteilen, ich fürchte aber auch, dieser Schritt würde keinen Erfolg haben. Denn wenn der Verdächtige die Dokumente zum Nutzen eines andern entwendet hat, so werden sie nicht mehr in seinen Händen sein. Und daß er seinen Mitschuldigen verraten sollte, ist wenigstens vorläufig nicht anzunehmen."

„Und sind Sie unter solchen Umständen ganz außerstande, mir zur Wiedererlangung der Dokumente behilflich zu sein?" fragte Anton.

„Da die erste Bedingung für meine Tätigkeit sein muß, daß der Diebstahl angezeigt, und in der Anzeige die gestohlenen Sachen so genau als möglich angegeben sind, so kann ich Ihnen jetzt noch bei Ihren Nachforschungen keine direkte Hilfe leisten. Da Sie aber gerade Herrn Hippus, an dem ich ein persönliches Interesse nehme, zum Gegenstand Ihrer Verfolgung erwählt haben, so will ich tun, was ich irgend vermag. Ich will noch heute bei ihm Haussuchung vornehmen. Ich sage Ihnen im voraus, daß wir nichts finden werden. Ich bin ferner bereit, diese Haussuchung in

einigen Tagen zu wiederholen, auf die Gefahr, meinen guten Ruf in den Augen des wackern Hippus einzubüßen. Denn der Kunſtgriff, Diebe durch eine oberflächliche Hausſuchung ſicher zu machen, iſt zwar bei Neulingen wirkſam, aber bei dieſem erfahrenen Mann ſo wenig angebracht, daß er mir deshalb möglicherweiſe ſeine Verachtung gönnen wird. Ganz ſicher iſt, daß wir auch bei der zweiten Hausſuchung nichts finden werden."

„Und welchen Vorteil kann dieſe Maßregel für mich haben?" fragte Anton reſigniert.

„Einen größern, als Sie glauben. Da Sie den Weg der Verhandlung mit dem Agenten Itzig bereits eingeſchlagen haben, ſo werden Sie möglicherweiſe durch unſer Eingreifen leichteres Spiel gewinnen. Denn eine Hausſuchung hat in der Regel die Wirkung, den Betroffenen zu beunruhigen. Und obgleich ich gar nicht ſicher bin, wie Hippus eine ſolche Heimſuchung aufnehmen wird, ſo glaube ich doch, daß ſie auch ihm ein gewiſſes Unbehagen einflößen wird. Das kann Ihre Bemühungen unterſtützen. Ich will zum Überfluß dafür ſorgen, daß die Hausſuchung das erſtemal ungeſchickt und geräuſchvoll ausgeführt wird. Glücklicherweiſe hat er jetzt wieder eine feſte Wohnung, er hat eine Zeitlang Ruhe vor uns gehabt und iſt ſicher geworden. Auch höre ich, daß er alt und kränklich wird, das alles mag Ihnen helfen, den Mann auf irgendeinem Wege zu fangen."

Mit dieſem Beſcheide mußte ſich Anton entfernen.

## 4.

Es war ein finſterer Novemberabend; der Nebel lag auf der Stadt, er füllte die alten Straßen und Plätze und drang durch die offenen Türen in die Häuſer. Er ballte ſich um die Straßenlaternen, deren Licht in einer rötlichen Dampfkugel flackerte und nicht drei Schritt weit den Boden erleuchtete. Er ſchwebte über dem Fluſſe und wälzte ſich dort in dicken Maſſen durcheinander. Eine Schar langſchleppiger, grauer Geſtalten zog über den ſchwarzen Strom dahin, über die

alten Waſſerpfähle, unter den Brücken durch, eine geſpenſtige Bande von giftigen Dünſten! Sie rollten an den Treppen hinauf, hefteten ſich an die Holzpfeiler der Galerien und wogten geſchäftig durcheinander. Zuweilen entſtand eine Lücke zwiſchen den Gebilden des Nebels, dann konnte man auf das ſchwarze Waſſer hinabſehen, welches wie ein unterirdiſcher Strom des Verderbens an den Wohnungen der Menſchen dahinfloß.

Die Straßen waren leer, hier und da ſah man eine Geſtalt in der Nähe einer Laterne auftauchen und ſchnell wieder in der Finſternis verſchwinden. Unter dieſen dämmerigen Weſen war auch ein kleiner zuſammengedrückter Mann, der mit ſchwankendem Schritt vorwärts ſtrebte und unter den Laternen fortſchlüpfte, ſo ſchnell ihm dies die unſicheren Füße erlaubten. Durch den Hausflur wankte er in den Hof, in welchem Itzigs Kontor war, und ſah nach den Fenſtern des Agenten hinauf. Die Vorhänge waren heruntergelaſſen, aber aus den Ritzen drang ein Lichtſchimmer. Der kleine Mann verſuchte feſtzuſtehen, ſtarrte nach dem Licht, ſtreckte die geballte Fauſt nach der Höhe und ſchüttelte ſie drohend; dann ſtieg er die Treppe hinauf und klingelte heftig zwei-, dreimal. Endlich hörte man einen leiſen Schritt, die Tür wurde geöffnet, der Kleine fuhr hinein und lief durch das Vorzimmer, welches Itzig hinter ihm abſchloß. Beitel ſah noch bleicher aus als gewöhnlich, und ſein Auge fuhr unſtet über die Geſtalt des ſpäten Gaſtes. Hippus aber war nie ein einladendes Bild männlicher Schönheit geweſen, heute ſah er wahrhaft unheimlich aus. Seine Züge waren tief eingefallen, eine Miſchung von Angſt und Trotz ſaß in dem häßlichen Geſicht, und tückiſch ſahen ſeine Augen über den angelaufenen Brillengläſern auf den früheren Schüler. Sicher war er wieder betrunken, aber eine fieberiſche Angſt hatte ſeine Lebensgeiſter erregt und für den Augenblick die Wirkung des Branntweins aufgehoben.

„Sie ſind mir auf dem Nacken“, rief er und fingerte mit ſeinen Händen unruhig in der Luft. „Sie ſuchen mich!“

„Wer ſoll Euch ſuchen?“ fragte Itzig, aber er wußte, wer ihn ſuchte.

„Die Polizei, du Schuft“, ſchrie der Alte. „Um deinetwillen ſtecke ich in der Klemme. Ich darf nicht mehr nach Hauſe, du mußt mich verſtecken.“

„So weit ſind wir noch nicht,“ antwortete Veitel mit aller Kälte, die ihm zu Gebote ſtand; „woher wißt Ihr, daß Euch die Polizeidiener auf der Ferſe ſind?“

„Die Kinder auf der Straße erzählen einander davon,“ rief Hippus; „auf der Straße hab' ich's gehört, als ich in mein Loch kriechen wollte. Es war ein Zufall, daß ich mich nicht in meiner Stube befand. Sie ſtehen an meinem Hauſe, ſie ſtehen auf der Treppe, ſie warten, bis ich zurückkomme. Du ſollſt mich verſtecken, Geld will ich haben, über die Grenze will ich; hier iſt meines Bleibens nicht mehr; du mußt mich fortſchaffen.“

„Fortſchaffen?“ wiederholte Veitel finſter, „und wohin?“

„Dahin, wo mich die Polizei nicht einholt, über die Grenze nach Amerika!“

„Und wenn ich nicht will?“ ſprach Itzig feindſelig und überlegend.

„Du wirſt wollen, Einfaltspinſel. Biſt du noch ſo grün, daß du nicht weißt, was ich tun werde, wenn du mir nicht aus der Klemme hilfſt, du Taugenichts? Sie werden auf dem Kriminalgericht Ohren haben für das, was ich von dir weiß.“

„Ihr werdet ſo ſchlecht nicht ſein und einen alten Freund verraten“, ſagte Itzig in einem Tone, der ſich vergebens bemühte, gefühlvoll zu ſein. „Seht die Sache ruhiger an, was iſt zuletzt für Gefahr, wenn ſie Euch arretieren? Wer kann Euch etwas beweiſen? Sie müſſen Euch wieder loslaſſen. Ihr kennt das Geſetz ja ebenſogut wie die vom Gericht.“

„So?“ ſchrie der Alte giftig, „meinſt du, daß ich ins Loch kriechen werde um deinetwillen, um eines ſolchen Hanswurſtes willen? Daß ich bei Waſſer und Brot ſitzen werde, während du hier Gänſebraten ißt und den alten Eſel von Hippus auslachſt? Ich will nicht ins Loch, ich will fort, und bis ich fort kann, ſollſt du mich verſtecken.“

„Hier könnt Ihr nicht bleiben,“ antwortete Veitel finſter, „hier iſt keine Sicherheit für Euch und für mich; der

Jakob wird Euch verraten, die Leute im Hauſe werden merken, daß Ihr hier ſeid."

„Das iſt deine Sorge, wo du mich unterbringſt," rief der Alte, „aber von dir verlange ich, daß du mir heraushilfſt oder —"

„Haltet Euer Maul," ſagte Veitel, „und hört mir zu: Wenn ich Euch auch Geld geben will und dafür ſorgen, daß Ihr mit der Eiſenbahn nach Hamburg und über das Waſſer kommt, ſo kann ich es doch nicht machen gleich und nicht machen von mir aus. Ihr müßt bei Nacht ein paar Meilen bis zu einer kleinen Station der Eiſenbahn geſchafft werden; ich darf Euch die Fuhre nicht mieten, das könnte Euch verraten, und wie Ihr hier vor mir ſteht, ſeid Ihr zu ſchwach zum Gehen. Ich muß Euch mit einer Gelegenheit fortbringen, von der ich erſt ſehen muß, ob ich ſie finde. Unterdes muß ich Euch an einen andern Ort ſchaffen, wo die Polizei nicht weiß, daß ich ſelbſt hinkomme, denn ich fürchte, ſie wird Euch bei mir ſuchen. Wenn Ihr nicht nach Hauſe kommt, ſo wird ſie Euch ſuchen bei mir vielleicht ſchon heute nacht. Ich will gehen und nachſehen, daß ich Euch eine Fuhre verſchaffe und einen Ort, wo Ihr Euch verſtecken könnt. Unterdes ſollt Ihr bleiben in der hintern Stube, bis ich zurückkomme." Er öffnete die Tür, Herr Hippus ſchlüpfte wie eine geſcheuchte Fledermaus hinein. Veitel wollte die Tür hinter ihm ſchließen, aber das alte Geſchöpf klemmte ſeinen Leib zwiſchen die Tür und ſchrie in voller Entrüſtung: „Ich will nicht im Finſtern bleiben wie eine Ratte, du wirſt mir Licht hierlaſſen. Ich will Licht haben, du Satan!" ſchrie er laut.

„Man wird unten ſehen, daß Licht in der Stube iſt; das wird uns verraten."

„Ich will nicht im Finſtern ſitzen!" ſchrie der Alte wieder.

Mit einem Fluch ergriff Veitel die Lampe und trug ſie in das zweite Zimmer. Dann ſchloß er die Tür und eilte auf die Straße.

Vorſichtig näherte er ſich dem Hauſe des Löbel Pinkus. Dort war alles ruhig; von dem Hausflur ſah er durch das kleine Schiebefenſter in den Branntweinladen, wo Pinkus

und einige Gäſte in der Sorgloſigkeit eines guten Bewußtſeins zuſammenſaßen. Er ſchlich die Treppe hinauf nach ſeiner frühern Stube, holte dort aus einem verſteckten Winkel einige verroſtete Schlüſſel, betrat vorſichtig den Schlafſaal und ſah mit Freude, daß dieſer nicht erleuchtet und leer war. Er eilte auf die Galerie. Dort blieb er einen Augenblick ſtehen und blickte auf die rollenden Nebelmaſſen und die dunkle Flut. Der Augenblick war günſtig, es war hohe Zeit, ihn zu benutzen, denn unregelmäßig ſtrich ein Luftzug über das Waſſer; ſchon war am Nachthimmel ein unruhiges Treiben ſichtbar, zerriſſen flogen die dunkeln Wogen über dem Strome dahin, in kurzer Zeit mußte der Wind auch den Strom, die Umriſſe der Häuſer und die Laternen frei machen, welche an der Straßenecke wie rote Punkte glänzten.

Itzig eilte an das Ende der Galerie und ſteckte einen Schlüſſel in die Tür, welche den Eingang zur Waſſertreppe verdeckte. Knarrend flog die Tür auf, er ſtieg bis an den Rand des Fluſſes hinab und unterſuchte die Höhe der Flut. Hohl gurgelte das Waſſer und ſtaute ſich an den letzten Stufen der Treppe. Der Fußſteig war überſchwemmt, welcher längs den Häuſern am ſeichten Rande des Strombettes faſt das ganze Jahr ſichtbar war. Aber nur wenige Schritte durfte man im Waſſer gehen, um von dieſer Treppe zu der Treppe des Nebenhauſes zu gelangen. Veitel ſah ſtarr auf das Waſſer und ſteckte ſeinen Fuß in die eiskalte Flut, um zu fühlen, wie tief man zu ſteigen habe, um auf den Grund zu kommen. So beſorgt war er für die Rettung des alten Mannes, daß er die Kälte an ſeinem Bein nicht achtete; er empfand ſie nicht einmal. Das Waſſer reichte ihm bis an die Knie. Noch einen Blick warf er auf die Häuſer in der Nähe. Alles war Finſternis, Dampf, Grabesſtille, nur das Waſſer und der Wind murmelten klagend.

Unterdes verſuchte Hippus, ſich in der verſchloſſenen Stube häuslich einzurichten. Nachdem er den abgehenden Veitel durch gottloſe Flüche und geballte Fäuſte, die er

ihm nachſchleuderte, auf ſeinem Gange geſegnet hatte, wandte er ſeinen verſtörten Geiſt auf Unterſuchung des Zimmers. Er wankte zu einem niedrigen Schrank, drehte den Schlüſſel und ſuchte nach einer Flüſſigkeit, die ihm die ſinkende Kraft und den trockenen Gaumen erfriſchen könnte. Er fand eine Flaſche mit Rum, goß ihren Inhalt in ein Bierglas und ſchlürfte ihn mit ſo großer Haſt hinunter, als das ſcharfe Gift möglich machte. Ein kalter Schweiß trat dem Unglücklichen ſogleich auf die Stirn, er zog die Reſte eines Taſchentuches hervor, wiſchte ſein Geſicht eifrig ab und ging breitſpurig mit trunkenen Schritten und mit ſchnell wachſendem Mut in der Stube auf und ab, indem er laut dazu phantaſierte:

„Er iſt ein Lump, ein ſchuftiger, feiger Haſe, ein jämmerlicher Schacherer iſt er; wenn ich ihm ein altes Taſchentuch verkaufen will, er muß es kaufen, es iſt ſeine Natur, er iſt ein verächtliches Subjekt. Und mir will er trotzen, mich will er ins Gefängnis ſtecken, und er ſelbſt will hier ſitzen auf dieſem Sofa und bei dieſer Rumflaſche, der Hundsfott!“ Dabei ergriff er die leere Flaſche und warf ſie zornig gegen das Sofa, daß ſie an dem Holz der Lehne zerſprang. „Wer war er?“ fuhr er in ſteigendem Zorne fort. „Ein ſchachernder Hanswurſt. Durch mich iſt er geworden, was er iſt; ich habe ihn pfeifen gelehrt, den Gimpel. Wenn ich pfeife, muß er tanzen, er iſt nur mein Lockvogel, ich bin der Vogelſteller. Dein Vogelſteller bin ich, du ruppiges Scheuſal.“ Hier verſuchte der Alte zu pfeifen „Freut euch des Lebens“, erhob die Beine und machte einen Verſuch, luſtig umherzuſpringen. Wieder ſtrömte ihm der kalte Schweiß von der Stirne, er zog wieder den Lappen aus der Taſche, trocknete ſich das Geſicht ab und ſteckte das Tuch halb bewußtlos wieder ein. — „Er wird nicht zurückkommen,“ rief er plötzlich; „er läßt mich hier ſitzen, ſie werden mich finden.“ Er rannte nach der Tür und rüttelte heftig daran. „Eingeſchloſſen hat mich der Schuft, ein Jude hat mich eingeſchloſſen“, ſchrie er kläglich. „Ich muß verhungern, ich muß verdurſten in dieſem Gefängnis. Oh, oh! er hat ſchlecht gehandelt an mir, niederträchtig an ſeinem

Wohltäter, er iſt ein undankbarer Böſewicht, ein Rabenſohn iſt er.“ Dabei fing er an zu ſchluchzen. „Ich habe ihn gepflegt, als er krank war, ich habe ihn Kunſtſtücke gelehrt, ich habe ihn zu einem Manne gemacht, und ſo lohnt er ſeinem alten Freunde.“ Der Advokat weinte laut und rang die Hände. Plötzlich blieb er vor dem Spiegel ſtehen, auf welchen der helle Glanz des Lichtes fiel, erſchrocken ſtarrte er die Geſtalt an, welche ihm in dem Spiegel gegenüberſtand. Immer zorniger wurde ſein Blick, immer grauſiger der Glanz ſeiner Augen, er ſah von dem Spiegelglas auf den Rahmen, ſchob ſich die verbogene Brille zurecht und bewegte ſuchend den Kopf am Rahmen entlang. Der Spiegel kam ihm bekannt vor. Hatte der Zufall ein Möbel aus ſeinem frühern glänzenden Leben in den geheimen Trödel des Pinkus und von da in Itzigs Wohnung geführt, oder täuſchte den Trunkenen nur eine Ähnlichkeit? Aber die Erinnerung an ſein Schickſal erfüllte ihn mit Wut. „Es iſt mein Spiegel,“ ſchrie er laut, „mein eigener Spiegel iſt es, den der Schurke in ſeiner Stube hat“; toll fuhr er durch das Zimmer, packte einen Stuhl in wahnwitziger Kraft und ſtieß ihn mit den Beinen gegen das Spiegelglas. Klirrend zerbrach die Platte in Scherben, aber immer und immer wieder ſtampfte der Betrunkene mit dem Stuhle gegen das Holz und ſchrie dabei wie raſend: „In meiner Stube hat er gehangen, der Schurke hat mir den Spiegel geſtohlen, er hat mein Glück geſtohlen, zur Hölle mit ihm!“

In dem Augenblick ſtürzte Veitel herein, ſchon auf dem Vorſaal hatte er wüſten Lärm gehört und fürchtete das Ärgſte. Als der Advokat den Eintretenden ſah, fuhr er mit gehobenem Stuhle auf ihn zu und ſchrie: „Du haſt mich ins Elend gebracht, du ſollſt die Zeche bezahlen!“ Dabei führte er einen Schlag nach Itzigs Haupt. Dieſer fing den Stuhl auf, warf ihn beiſeite und faßte den Alten mit überlegener Kraft. Hippus ſträubte ſich zwiſchen ſeinen Händen wie eine wilde Katze und rief alle Flüche, die er finden konnte, auf ſeinen Bändiger herab. Veitel drückte ihn mit Gewalt in eine Ecke des Sofas und flüſterte, ihn feſthaltend: „Wenn Ihr nicht ruhig ſeid, alter Mann, ſo iſt's um

Euch geſchehen.“ Der Alte ſah aus den Augen Itzigs, welche dicht vor den ſeinen ſtarrten, daß er von dem Empörten das Ärgſte zu fürchten hatte, der Paroxysmus verließ ihn, er ſank kraftlos zuſammen und wimmerte nur leiſe, am ganzen Körper ſchauernd: „Er will mich töten!“

„Das will ich nicht, Ihr betrunkener Narr, wenn Ihr ruhig ſeid; welcher Teufel treibt Euch, mir meine Stube zu verwüſten?“

„Er will mich töten,“ ächzte Hippus, „weil ich meinen Spiegel wiedergefunden habe.“

„Ihr ſeid verrückt,“ rief Veitel, ihn ſchüttelnd, „nehmt Eure Kraft zuſammen, Ihr dürft hier nicht bleiben, Ihr müßt fort, ich habe ein Verſteck für Euch.“

„Ich gehe nicht mit dir,“ ſchrie der Alte, „du willſt mich umbringen.“

Veitel tat einen gräßlichen Fluch, packte den ſchäbigen Hut des Hippus, drückte ihm dieſen auf den Kopf, faßte den Alten am Nacken und rief: „Ihr müßt mitkommen, oder Ihr ſeid verloren. Die Polizei wird Euch hier ſuchen und wird Euch finden, wenn Ihr noch zögert. Fort, oder Ihr zwingt mich, Euch ein Leids zu tun.“

Die Kraft des Trunkenen war gebrochen, er wankte, Veitel faßte ihn unter den Arm und zog den Widerſtandsloſen fort. Er zog ihn aus den Zimmern die Treppe hinunter, ängſtlich ſpähend, ob ihnen niemand begegne. Alles war ſtill. Der Advokat gewann in der kalten Luft einen Teil ſeiner Beſinnung wieder, und Veitel raunte ihm zu: „Seid nur ſtill und folgt mir, ich werde Euch fortſchaffen.“

„Er wird mich fortſchaffen“, murmelte ihm der Advokat nach und lief an ſeiner Seite vorwärts. Als ſie in die Nähe der Herberge kamen, ging Veitel vorſichtiger, zog ſeinen Gefährten in den finſtern Hausflur und flüſterte: „Faßt meine Hand und ſteigt leiſe mit mir die Treppe hinauf.“ So kamen ſie an das große Gaſtzimmer, ſie fanden das Zimmer noch leer, wie es zuvor geweſen. Erleichtert ſagte Veitel: „Nebenan im Hauſe iſt ein Verſteck, Ihr müßt hinein.“

„Ich muß hinein“, wiederholte der Alte.

„Folgt mir“, rief Veitel und zog den Advokaten auf die Galerie und von da die bedeckte Treppe hinunter.

Der Alte wankte unſicher die Stufen hinab und klammerte ſich feſt an den Rock ſeines Führers, der ihn halb hinuntertrug. So kamen ſie Stufe für Stufe bis hinunter zu der letzten, über welche die Strömung dahinrauſchte. Veitel ging voraus und trat rückſichtslos bis an die Knie ins Waſſer, bemüht, den Alten nachzuziehen.

Der alte Mann fühlte das Waſſer an ſeinem Stiefel, er ſtand ſtill und ſchrie laut: „Waſſer!“

„Still,“ flüſterte Veitel zornig, „ſprecht kein Wort!“

„Waſſer!“ ſchrie der Alte; „Hilfe! er will mich umbringen.“

Veitel packte den Schreienden und hielt ihm den Mund zu, aber der Todesſchreck hatte noch einmal das Leben des Advokaten aufgeſtört, er hob die Füße auf die nächſte Stufe zurück, klammerte ſich, ſo gut er konnte, an die Seitenbretter und ſchrie wieder: „Zu Hilfe!“

„Verrückter Schuft!“ knirſchte Veitel, durch den hartnäckigen Widerſtand in Wut geſetzt, drückte ihm mit einem Schlage den alten Hut bis tief über das Geſicht, faßte ihn mit voller Kraft am Halstuch und ſchleuderte ihn hinunter in das Waſſer. Die Flut ſpritzte auf, das Geräuſch eines fallenden Körpers und ein dumpfes Gurgeln wurde gehört; dann war alles ſtill.

Unter den bleigrauen Nebeln, welche mit langen Schleppen längs dem Waſſer hinzogen, wurde noch einmal eine dunkle Maſſe ſichtbar, welche mit dem Strome fortzog. Bald war ſie verſchwunden. Die Geſpenſter des Nebels bedeckten ſie, die Strömung zog darüber hin. Das Waſſer brach ſich klagend an den Holzpfählen und Treppenſtufen, und oben heulte der Nachtwind ſein eintöniges Lied.

Der Täter ſtand einige Augenblicke regungslos in der Finſternis, an das Holzwerk gelehnt. Dann ſtieg er langſam hinauf. Im Aufſteigen fühlte er an das Tuch ſeiner Kleider, um ſich zu überzeugen, wie weit er durchnäßt war. Er dachte daran, daß er ſie am Ofenfeuer trocknen müſſe. noch heute nacht; er ſah das Ofenfeuer in ſeinem Zimmer

brennen und ſich im Schlafrock davor ſitzen, wie er ſo gern tat, wenn er über ſeine Geſchäfte nachdachte. Wenn er jemals in ſeinem Leben das Gefühl behaglicher Ruhe genoſſen hatte, ſo war es in ſolchen Stunden geweſen, wo er müde von den Gängen und Sorgen des Tags das Holz in den Ofen ſteckte und davor ſaß, bis ihm die müden Augen zufielen. Er fühlte deutlich, wie müde er auch jetzt ſei und wie wohl es ihm tun würde, am warmen Feuer einzuſchlafen. In dieſem dämmrigen Träumen blieb er wieder einige Augenblicke ſtehen, wie einer, der einſchlafen will, und fühlte dabei einen dumpfen Druck irgendwo in ſeinem Innern, einen Schmerz, der ihm ſchwer machte, Atem zu holen, und ſeine Bruſt wie mit eiſernen Bändern zuſammenzog. Da dachte er an den Ballen, den er jetzt in das Waſſer geworfen hatte, er ſah ihn eintauchen in die Flut, er hörte das Rauſchen des Waſſers und erinnerte ſich daran, daß der Hut, den er dem Manne über das Geſicht gezogen, noch zuletzt über dem Waſſer zu ſehen geweſen war als ein rundes, wunderliches Ding. Er ſah den Hut deutlich vor ſich, abgegriffen, die Krempe halb abgeriſſen und oben auf dem Deckel zwei alte Ölflecke. Es war ein ſehr ſchäbiger Hut geweſen. Als er daran dachte, merkte er, daß er jetzt lächeln könnte, wenn er wollte. Er lachte aber nicht. Während ſeine Seele ſo in halber Erſtarrung um die Stelle herumflatterte, die ihn in ſeinem Innern ſchmerzte, war er heraufgeſtiegen. Als er die Treppentür herumlegte, ſah er noch einmal in die ſchwarze Röhre, in welche vor wenig Augenblicken zwei heruntergeſtiegen waren, während jetzt nur einer zurückkehrte. Er ſah auf den grauen Schimmer des Waſſers, und wieder fühlte er einen dumpfen Druck. Eilig huſchte er durch das große Zimmer die Treppe hinunter, im Hausflur ſtieß er auf einen der fremden Gäſte, welche in der Karawanſerei wohnten; beide eilten ſchnell, ohne ein Wort zu ſprechen, aneinander vorüber.

Dieſe Begegnung brachte die Gedanken des Heimkehrenden in andere Richtung: war er ſicher? Noch immer lag der Nebel dick auf den Straßen, niemand hatte ihn mit dem Advokaten hereingehen ſehen, niemand hatte ihn beim

Herausgehen erkannt. Und wenn man den alten Mann im Waſſer fand, dann fing die Unterſuchung an. War er dann noch ſicher?

Alles das dachte der Mörder ſo gleichgültig, als läſe er die Gedanken aus einem Buche ab. Dazwiſchen kam ihm wieder die Idee, ob er ſeine Zigarrentaſche bei ſich habe und warum er keine Zigarre rauche. Er grübelte darüber längere Zeit und kam endlich in ſeiner Wohnung an. Er ſchloß auf; als er das letztemal aufgeſchloſſen hatte, war in der zweiten Stube ein wüſter Lärm geweſen. Er blieb ſtehen und horchte, ob derſelbe Lärm nicht wieder zu hören ſei. Er wollte ihn durchaus hören. Vor wenig Augenblicken war er geweſen. Oh, was hätte er darum gegeben, wenn die letzten Augenblicke nicht geweſen wären! Wieder fühlte er den dumpfen Schmerz, aber ſtärker, immer ſtärker. Er trat in die Zimmer, die Lampe brannte noch, die Scherben der Rumflaſche lagen noch um das Sofa, das Queckſilber des Spiegels glänzte auf dem Boden wie ſilberne Taler. Veitel ſetzte ſich erſchöpft auf einen Stuhl und ſah ſtarr auf die glänzenden Trümmer ſeines Spiegels. Dabei fiel ihm ein, daß oft ſeine Mutter eine Kindergeſchichte erzählt hatte, in welcher ſilberne Taler auf die Dielen eines armen Mannes fallen. Er ſah die alte Judenfrau am Herde ſitzen und ſich als kleinen Jungen daneben. Er ſah ſich ſelbſt neugierig auf die ſchwarze Erde blicken und erwarten, ob die weißen Taler nicht auch vor ihm niederfallen würden. Jetzt wußte er, bei ihm in der Stube ſah es geradeſo aus, als hätte es ſilberne Taler geregnet. Er fühlte wieder etwas von dem unruhigen Entzücken, das er als kleiner Veitel bei dieſer Erzählung der Mutter gehabt hatte, und mitten in dieſer Erinnerung kam plötzlich wieder der dumpfe Druck, den er in ſeinem Innern merkte, er wußte nicht wo. Schwerfällig ſtand er auf, kauerte auf dem Boden und ſuchte die Glasſplitter zuſammen. Die Splitter trug er in die Ecke eines Schranks, den Rahmen des Spiegels löſte er von der Wand ab und ſtellte ihn verkehrt in eine Ecke. Dann nahm er die Lampe und das Glas, welches er mit Trinkwaſſer für die Nacht zu füllen pflegte, aber als er das Glas faßte,

überlief ihn ein Fieberſchauer, und er ſetzte es wieder hin. Der, welcher nicht mehr war, hatte aus dem Glaſe getrunken. Er trug die Lampe zu ſeinem Bett und zog ſich aus. Die Beinkleider verſteckte er in den Schrank und holte ſich ein Paar andere herzu, deren Fußenden er an ſeinen Stiefeln rieb, bis ſie ſchmutzig wurden. Darauf löſchte er die Lampe aus, und als der Docht noch einmal aufflackerte, bevor er verlöſchte, da fiel ihm ein, zufällig als etwas Gleichgültiges, daß die Leute die Flamme des Lichts mit dem Leben eines Menſchen verglichen. Er hatte eine Flamme ausgedreht. Und wieder fühlte er den Schmerz in ſeiner Bruſt, aber undeutlich, ſeine Kraft war erſchöpft, ſeine Nerven abgeſpannt, er ſchlief ein. Der Mörder ſchlief.

Aber wenn er erwacht! Dann wird die Schlauheit verloren ſein, mit der ſein verſtörter Geiſt wie im Wahnwitz umhergriff nach allen kleinen Bildern und Gedanken, die er in der Finſternis auffinden konnte, um den einen Gedanken zu vermeiden, das eine Gefühl, welches von jetzt ab immer in ihm drückt und preßt. Wenn er aufwacht! Dann wird er ſchon im Halbſchlafe fühlen, wie die Ruhe abzieht und die Angſt, der Jammer wieder einziehen in ſeine Seele, er wird noch im Traume fühlen, wie ſüß die Bewußtloſigkeit iſt und wie furchtbar das Denken, er wird ſich ſträuben gegen das Erwachen, aber in ſeinem Sträuben wird ihm der Schmerz immer ſtärker kommen, immer nagender. Bis er in Verzweiflung die Augen aufreißt und hineinſtarrt in die gräßliche Gegenwart, in eine gräßliche Zukunft.

Und wieder wird ſein Geiſt anfangen, die Spukgeſtalt mit feinen Fäden zu überziehen, und alle möglichen Gründe wird er zuſammentragen, ſich das Ungeheure unkenntlich zu machen; er wird daran denken, wie alt der Tote war, wie ſchlecht, wie elend; er wird ſich vorzuſtellen ſuchen, daß es nur ein Zufall war, der den Tod herbeiführte, ein Schwung ſeiner Arme, den plötzliche Wut verurſacht; welch unglücklicher Zufall es war, daß der Alte mit ſeinen Füßen nicht feſten Grund gefunden! Dann wird ihm plötzlich einfallen, ob er auch ſicher ſei, und eine heiße Fieberangſt

wird ſein bleiches Geſicht rot färben, der Tritt des Dieners auf der Treppe wird ihm Entſetzen einjagen, das Klirren einer Eiſenſtange im Hofe wird er für das Getöſe der Waffen halten, welche das Geſetz gegen ihn ausſchickt. Und wieder wird ſein Geiſt arbeiten, während er verſtört im Zimmer auf und ab rennt, er wird jeden Schritt, den er geſtern tat, jede Bewegung der Hand und jedes Wort, das er geſprochen, noch einmal durchleben, und wird bei jedem einzelnen, das geſchehen iſt, zu beweiſen ſuchen, daß es unmöglich entdeckt werden kann. Niemand hat ihn geſehen, niemand gehört, der traurige alte Mann, halb verrückt, wie er war, hat ſich ſelbſt den Hut über die Augen gezogen und hat ſich ſelbſt erſäuft.

So wird er auch von dieſer Seite um die Geſtalt des alten Mannes ſeine Fäden ziehen. Und immer fühlt er die furchtbare Laſt, bis er endlich erſchöpft von dem innern Kampfe ſich hinausſtürzt aus ſeiner Wohnung, in ſeine Geſchäfte, unter die Menſchen, voll Sehnſucht, etwas zu finden, was ihn vergeſſen macht. Wer ihn auf der Straße anſieht, der wird ihn quälen; wenn er einen Beamten der Polizei erblickt, muß er ſchnell in ein Haus treten, um ſeinen Schreck vor den ſpähenden Augen zu verbergen. Wo er Menſchen findet, die er kennt, wird er ſich in den dickſten Haufen drängen, er wird überall den Kopf hinhalten, an allem teilnehmen, er wird mehr ſprechen und lachen als ſonſt, aber ſeine Augen werden unruhig umherirren, und ſeine Seele wird in beſtändiger Furcht ſein, etwas zu hören von dem Getöteten, und wie die Leute über den plötzlichen Tod desſelben denken. Er täuſcht ſeine Bekannten, ſie werden ihn vielleicht für beſonders aufgeweckt halten, und zuweilen ſagt einer: „Der Itzig iſt guter Dinge, er hat große Geſchäfte gemacht.“ Er wird ſich an manchen Arm hängen, den er ſonſt nicht berührt, und wird den Leuten luſtige Geſchichten erzählen und ſie nach Hauſe begleiten, weil er weiß, daß er nicht allein ſein kann. Er wird in die Kaffeehäuſer eilen und in die Bierſtuben, um Bekannte aufzuſuchen, und er wird ſich zu ihnen ſetzen und wird trinken und aufgeregt werden wie ſie, weil er weiß, daß er nicht allein ſein darf.

Und wenn er am Abend ſpät nach Hauſe kommt, ermüdet bis zum Umſinken, erſchlafft und abgearbeitet von dem furchtbaren Kampfe, dann fühlt er ſich leichter, er hat durchgeſetzt, das, was in ihm iſt, undeutlich zu machen, und er findet ein trübes Behagen an der Mattigkeit und der Bewußtloſigkeit und erwartet den Schlaf als das einzige Glück, was er auf Erden noch hat. Und wieder wird er einſchlafen, und wenn er am nächſten Morgen erwacht, werden alle Spinnweben zerriſſen ſein, und von neuem wird die furchtbare Arbeit beginnen. So ſoll es gehen einen Tag, viele Tage, immer, ſolange er lebt. Nicht mehr lebt er wie andere Menſchen, ſein Daſein iſt fortan ein Kampf, ein gräßlicher Kampf gegen einen Leichnam, ein Kampf, den niemand ſieht und der doch allein ſeinen Geiſt beſchäftigt. Was er tut in ſeinem Geſchäft, in Geſellſchaft mit Lebenden, iſt nur ein Schein, eine Lüge. Wenn er lacht und wenn er anderen die Hand ſchüttelt, und wenn er auf Pfänder leiht und fünfzig vom Hundert nimmt, alles iſt nur eine Täuſchung für andere. Er weiß, daß er ausgeſchieden iſt aus der Geſellſchaft der Menſchen, daß alles leer und verächtlich iſt, was er angreift; nur eines iſt es, was ihn beſchäftigt, wogegen er arbeitet, weshalb er trinkt und ſchwatzt und ſich unter Menſchen umhertreibt, und das eine iſt der Leichnam des alten Mannes im Waſſer.

## 5.

Außer dem Gips auf Antons Schreibtiſch feierten noch andere lebende Weſen des Hauſes einen ſtillen Triumph. Wer dieſes Haus und die Menſchen darin ſo von Grund aus kannte, wie zum Beiſpiel die Tante, der durchſchaute die Täuſchungen, welche gewiſſe Leute ſich ſelbſt und andern vorſpiegelten. Es war möglich, daß Fremde über vieles den Kopf ſchüttelten, was jetzt in der Familie vorging: die Tante tat das ebenſowenig als die übrigen guten Hausgeiſter. Daß Anton ſtill, wortkarg, mit bleichen Wangen im Kontor ſaß und außer am Mittag niemals in der Familie erſchien, daß Sabine jetzt in Gegenwart ihres Bruders eine

Neigung zum Erröten zeigte, die ſie früher nicht gehabt hatte, daß ſie ſtundenlang, ohne ein Wort zu ſprechen, bei ihrer Arbeit ſaß und danach auf einmal durch das Haus fuhr, übermütig wie ein kleines Kätzchen, welches mit einem Zwirnknäuel ſpielt, und daß endlich der Hausherr ſelbſt immer auf Anton hinſah, mochte dieſer ſprechen oder ſchweigen, und dabei von Tag zu Tag heiterer wurde, ſo daß er gar nicht aufhörte, die Tante zu necken, das alles ſchien allerdings ſehr ſeltſam; aber wer ſeit vielen Jahren genau wußte, was dieſe Menſchen am liebſten aßen und was man ihnen alle Monate nur einmal auf den Tiſch ſetzen durfte, ja, wer ihre Strümpfe geſtrickt hatte und ihre Halskragen eigenhändig ſtärkte, wie die Tante bei mehreren von dieſen dreien tat, der ſollte doch wohl hinter ihre Schleichwege kommen. Natürlich kam die Tante dahinter.

Die gute Tante ſchrieb ſich allein das Verdienſt zu, daß Anton zurückgekehrt war. Sie hatte dem Kontor den Herrn zurückgeben wollen, der ihr ſelbſt am liebſten war, weiter hinaus hatte ſie nicht gedacht, wenigſtens hätte ſie das in den erſten Tagen nach Antons Rückkehr jedem abgeleugnet. Denn trotz dem roſafarbenen Futter der Überzüge wußte ſie auch, das das Haus, zu dem ſie gehörte, ein ſtolzes Haus war, welches ſeinen abſonderlichen Willen hatte und ſehr zart behandelt ſein wollte. Und als ſie erfuhr, daß der niedergeſchlagene Anton nur als Gaſt bei ihnen bleiben ſollte, da wurde ſelbſt ſie auf einige Wochen recht zweifelhaft. Bald aber erhielt ſie das ſtille Übergewicht über den Kaufmann und ihre Nichte zurück, denn ſie machte Entdeckungen.

Der zweite Stock des Vorderhauſes war ſeit vielen Jahren unbewohnt. Der Kaufmann hatte zur Zeit ſeiner Eltern mit ſeiner jungen Frau dort oben gelebt. Als er kurz hintereinander die Eltern, ſeine Frau und den kleinen Sohn verloren, war er heruntergezogen, und ſeit der Zeit hatte ſein Fuß den obern Stock nur ſelten betreten. Graue Jalouſien hingen das ganze Jahr vor den Fenſtern, Möbel und Bilder waren grau überhangen. Ein verzaubertes Schloß Dornröschen war der ganze Stock, und unwillkürlich

wurde der Tritt der Frauen leiſer, wenn ſie über den Flur des ſchlummernden Reiches gehen mußten.

Jetzt kam die Tante vom Boden herab. Aus dem endloſen Kriege mit Pix hatte ſie nur noch einen kleinen Raum für das Trocknen der Wäſche gerettet. Sie dachte eben daran, daß die bürgerliche Stellung den Menſchen doch ſehr verändert, denn Balbus, der Nachfolger von Pix, auf deſſen beſcheidenes Weſen ſie große Hoffnungen geſetzt hatte, erwies ſich in ſeinem neuen Amte ebenſo geneigt zu Übergriffen als ſein Vorgänger. Wieder fand ſie einen Haufen Zigarrenkiſten außerhalb der drei Kammern aufgeſtellt, welche Pix gewalttätig in ihr Gebiet hineingebaut hatte, und eben war ſie im Begriff, Herrn Balbus deshalb eine Kriegserklärung zu machen. Da ſah ſie mit Schrecken eine Zimmertür des zweiten Stocks weit geöffnet. Sie dachte einen Augenblick an Diebe und wollte gerade Hilfe ſchreien, als ihr der verſtändige Gedanke kam, die auffallende Erſcheinung vorher zu unterſuchen. Sie ſchlich ſich leiſe in die verhangenen Zimmer. Aber ſie kam in Gefahr, aus Verwunderung zu verſteinern, als ſie ihren Neffen ſelbſt ganz allein in der Wohnung ſah. Er, der ſeit dem Tode ſeiner Frau ſo ungern in dieſen Räumen geweſen war, ſtand jetzt in dem Zimmer, in welchem die Verſtorbene gewohnt hatte. Mit gefalteten Händen, in tiefen Gedanken, ſtand der Mann da und ſah auf ein Bild, welches ſeine Frau als Braut darſtellte, im weißen Atlaskleide, den Myrtenkranz in dem Haar. Die Tante konnte ſich nicht enthalten, mitfühlend zu ſeufzen. Überraſcht wandte ſich der Kaufmann um. „Ich will das Bild in meine Stube herunternehmen“, ſagte er weich.

„Aber du haſt ja das andere Bild von Marie darin, und dieſes hat dich immer verſtimmt“, rief die Tante.

„Die Jahre machen ruhiger,“ erwiderte der Kaufmann, „und hierher wird doch mit der Zeit ein anderes kommen.“

Die Augen der Tante glänzten wie Leuchtkugeln, als ſie fragte: „Ein anderes?“

„Es war nur ſo ein Gedanke“, ſagte der Kaufmann ausweichend und ſchritt mit muſterndem Blick durch die Reihe

der Zimmer. Stolz und mit innerem Achſelzucken ging die Tante hinter ihm her. Dieſe Leute mochten ſich verſtellen ſoviel ſie wollten, es half ihnen nichts mehr.

Und der vorſichtigen Sabine ging es nicht beſſer.

Anton hatte am Mittag ſchweigſam neben der Tante geſeſſen. Als er ſeinen Stuhl rückte und ſich erhob, ſah die Tante, daß Sabinens Auge mit leidenſchaftlicher Sorge auf ſeinem bleichen Geſicht ruhte und ſich mit Tränen füllte. Nachdem er das Zimmer verlaſſen, ſtand auch Sabine auf und trat an das Fenſter, welches in den Hof führte. Die Tante zog ſich in ihre Nähe und ſpähte hinter der Gardine durch. Sabine blickte mit großer Spannung in den Hof, plötzlich lächelte ſie und ſah ganz verklärt aus. Behutſam ſchlich die Tante näher und ſah ebenfalls in den Hof hinab. Dort war aber gar nichts zu ſchauen als Anton, der ihnen den Rücken zukehrte und den Pluto liebkoſte. Er gab dem Hund einige Semmelbrocken, und Pluto bellte um ihn herum und ſprang luſtig nach ſeinem Rock.

„Oho," dachte die Tante, „der Pluto iſt's nicht, über den ſie in einem Atem weint und lacht."

Und kurz darauf, als der Neffe die Tür des Damenzimmers öffnete, ſah die Tante im Vorſaal einen Mann mit einem großen Paket ſtehen. Ihr ſcharfer Blick erkannte den Ausläufer der großen Schnittwarenhandlung. Der Kaufmann rief ſeine Schweſter in die Nebenſtube, die Tante horchte. Zuerſt ſprach der Neffe, dann Sabine, aber ganz leiſe, dann hörte die Tante ein Gemurmel, welches große Ähnlichkeit mit unterdrücktem Schluchzen hatte. „Was dieſes Mädchen weinerlich wird", dachte ſie verwundert. Sie war gerade im Begriff, in das Zimmer einzudringen, als die Geſchwiſter ihr entgegentraten. Sabine hing im Arm des Bruders, ihre Wangen und ihre Augen waren ſtark gerötet, und doch ſah ſie glücklich und ſehr verſchämt aus. Als die Tante nach einer längeren Pauſe, wie ſie der Anſtand nötig machte, in das Nebenzimmer ging, um etwas zu ſuchen, fand ſie das große Paket auf einem Stuhl liegen. Sie ſtieß zufällig mit der Hand daran, und da das Papier nicht zugebunden war, ging es natürlich auseinander, und

ſie erblickte prachtvolle Möbelſtoffe, und unten noch eine andere Erfindung, die ſo heftig auf ihre Nerven wirkte, daß auch ſie ſich hinſetzte und auf der Stelle einige Tränen vergießen mußte. Es war die weiße Robe vom ſchwerſten Stoff, welche das Weib nur einmal in ſeinem Leben, an einem feierlichen Tage voll Andacht und frohen Schauers zu tragen pflegt.

Fortan behandelte die Tante ihre Umgebung mit der Sicherheit einer Hausfrau, welche andern verzeiht, wenn ſie ſich eine Weile närriſch gebärden, weil ſie recht gut weiß, daß das letzte Ende von ſolchem künſtlichen Weſen eine ſtarke Bewegung in ihrem eigenen Gebiete ſein wird, heftige Arbeit in der Küche, ein langer Speiſezettel, großartiges Schlachten von Geflügel und ein vernichtender Angriff auf alle Gefäße mit eingemachten Früchten. Auch ſie wurde geheimnisvoll. Alle Tönnchen und Töpfe mit Konfitüren wurden plötzlich einer außerordentlichen Durchſicht unterworfen, und bei der Mittagstafel erſchienen zuweilen ausgezeichnete Verſuche von neuen Speiſen. Die Tante kam an ſolchen Tagen mit geröteten Wangen aus der Küche und war ſehr empfindlich, wenn nicht jedermann das neue Gericht vortrefflich fand, obgleich ſie nie verfehlte hinzuzuſetzen: „Es iſt nur ein vorläufiger Verſuch der Köchin.“ Und dabei ſah ſie ihren Neffen und Sabine mit einem ſchlauen Ausdruck von Überlegenheit an, welcher deutlich ſagte: „Ich habe alles erraten“, ſo daß der Kaufmann die Brauen zuſammenziehen und der Tante einen ſtrengen Blick zuwerfen mußte.

Aber der Kaufmann ſelbſt ſah in der Regel nicht ſtrenge aus. Sabine und Anton wurden mit jedem Tage ſtiller und verſchloſſener, er wurde zuſehends heiterer. Er war jetzt geſprächiger als ſeit Jahren und wurde nicht müde, bei Tiſche Anton in die Unterhaltung zu ziehen. Er zwang ihn zu erzählen und hörte mit Spannung auf jedes Wort, das von Antons Lippen kam. In den erſten Wochen ſah er oft prüfend auf Antons Pult, nach kurzer Zeit tat er auch im Geſchäft, als wäre ſein Verhältnis zu Anton noch das alte. Mit munterm Schritt ging er durch die vordern Kontore.

Noch war im Geſchäft viel Flauheit, ihn kümmerte das wenig. Wenn Herr Braun, der Agent, ſein belaſtetes Herz ausſchüttete, lachte er dazu und ließ einen kurzen Scherz fallen.

Anton gewahrte dieſe Veränderung nicht. Wenn er im Kontor arbeitete, ſaß er einſilbig Herrn Baumann gegenüber und mühte ſich, an nichts zu denken als an die Briefe. Die Abende brachte er häufig allein auf ſeinem Zimmer zu, dann ſenkte er ſein Haupt in die Bücher, welche Fink ihm vermacht hatte, und verſuchte ſeinen finſtern Gedanken zu entrinnen.

Er fand die Handlung nicht ſo wieder, wie er ſie verlaſſen. Durch viele Jahre war hier alles feſt geweſen, jetzt war das Geſchäft in unruhiger, ſchwankender Bewegung. Viele von den alten Verbindungen des Hauſes waren abgeſchnitten, mehrere neue waren angeknüpft. Er fand neue Agenten, neue Kunden, mehrere neue Artikel und neue Arbeiter.

Auch im Hinterhauſe war es ſtill geworden. Außer den Würdenträgern des zweiten Kontors, Herrn Liebold und Herrn Purzel, welche niemals aufregende Elemente der bürgerlichen Geſellſchaft geweſen waren, traf er von ſeinen nähern Bekannten nur noch den treuen Baumann und Specht; und auch dieſe dachten daran, das Geſchäft zu verlaſſen. Baumann hatte gleich nach Antons Rückkehr dem Prinzipal geſtanden, daß er zum nächſten Frühjahr fort müſſe, und auch Antons ernſtliche Vorſtellungen prallten diesmal an dem feſten Entſchluſſe des Miſſionärs ab. „Ich kann den Termin nicht verlängern," ſagte er; „mein ganzes Gewiſſen ſchreit dagegen. Ich gehe von hier auf ein Jahr nach London in die Miſſionsanſtalt, und von dort, wohin man mich ſchickt. Ich geſtehe, daß ich eine Vorliebe für Afrika habe. Es ſind dort einige Könige" — er nannte ſchwer auszuſprechende Namen —, „die ich nicht für ganz ſchlecht halte. Dort muß mit der Bekehrung etwas zu machen ſein. Noch iſt bei ihnen eine elende Wirtſchaft. Den heidniſchen Sklavenhandel hoffe ich ihnen abzugewöhnen. Sie können ihre Leute zu Hauſe brauchen, um Zuckerrohr zu

pflanzen und Reis zu bauen. In ein paar Jahren ſchicke ich Ihnen über London die erſten Proben von unſerm Plantagenbau."

Und auch Herr Specht kam zu Anton. „Sie haben mir immer gute Freundſchaft gezeigt, Wohlfart. Ich möchte Ihre Meinung wiſſen. Ich ſoll heiraten, ein ausgezeichnetes Mädchen, ſie heißt Fanni und iſt eine Nichte von C. Pix."

„Ei," ſagte Anton, „und lieben Sie die junge Dame?"

„Ja, ich liebe ſie", rief Specht begeiſtert. „Aber ich ſoll auch in das Geſchäft von Pix treten, wenn ich ſie heirate, und deshalb wollte ich Sie fragen. Meine Geliebte hat etwas Vermögen, und Pix meint, das würde am beſten in ſeinem Geſchäft angelegt. Nun wiſſen Sie, Pix iſt im Grunde ein guter Kerl, aber ein anderer Kompagnon wäre mir doch lieber."

„Ich dächte nicht, mein alter Specht", ſagte Anton. „Sie ſind ein wenig zu eifrig, und es wird immer gut für Sie ſein, einen ſichern Kompagnon zu haben. Pix wird Sie zwingen, ſeinen Willen zu tun, und das wird kein Schade ſein, denn Sie werden ſich gut dabei ſtehen."

„Ja," ſagte Specht, „aber denken Sie, das Geſchäft, welches er gewählt hat. Kein Menſch hätte für möglich gehalten, daß unſer Pix ſich zu ſo etwas entſchließen könnte."

„Was hat er denn alles?" fragte Anton.

„Vieles durcheinander," rief Specht, „was er vorher niemals angeſehen hätte; außer Fellen und Häuten jede Art von Pelzwerk, vom Zobel bis zum Maulwurf, und außerdem Filz und dergleichen, ganz nach ſeiner Natur, alles, was haarig und borſtig iſt. — Es ſind gemeine Artikel darunter, Wohlfart."

„Seien Sie kein Kind," verſetzte Anton, „heiraten Sie, mein guter Junge, und begeben Sie ſich unter die Vormundſchaft des Schwagers, es wird Ihr Schade nicht ſein."

Den Tag darauf trat Pix ſelbſt in Antons Zimmer. „Ich habe Ihre Karte gefunden, Wohlfart, und komme Sie auf Sonntag zum Kaffee einzuladen. Kuba und eine Manila. Sie ſollen meine Frau kennenlernen."

„Und Sie wollen Specht zum Kompagnon nehmen?“ fragte Anton lächelnd. „Immer hatten Sie einen großen Widerwillen, ſich zu aſſoziieren.“

„Ich tät's auch mit keinem andern als mit ihm. Im Vertrauen geſagt, ich bin in einer Schuld gegen den armen Kerl, und ich kann für mein Geſchäft die Zehntauſend brauchen, die er ſich erheiratet. Ich habe ein Detailgeſchäft mit übernommen, verdammte Kürſchnerwaren, da ſtecke ich ihn hinein. Das wird ihm Spaß machen. Er kann alle Tage gegen die Weiber artig ſein, die in den Laden kommen, und alle Jahre einen neuen Pelz um ſich hängen. Er wird dort brauchbarer ſein als hier im Kontor.“

„Wie kommt's, daß Sie gerade dies Geſchäft gewählt haben?“ fragte Anton.

„Ich mußte,“ antwortete Pix, „ich fand noch ein großes Warenlager von meinem Vorgänger vor; in traurigem Zuſtande, das verſichere ich Ihnen; und ich ſah mich auf einmal in Geſellſchaft von Leuten, welche Haſenfelle und Schweinsborſten für preiswürdig hielten.“

„Das allein hat Sie doch nicht beſtimmt“, erwiderte Anton lachend.

„Vielleicht war's noch etwas anderes“, ſagte Pix. „Hier am Orte mußte ich bleiben wegen meiner Frau, und Sie werden einſehen, Anton, daß ich, der ich in dieſem Hauſe Disponent des Provinzialgeſchäfts geweſen bin, mich nicht am hieſigen Platz in derſelben Branche auftun konnte. Ich kenne das ganze Provinzialgeſchäft beſſer wie der Prinzipal, und alle kleinen Kunden kennen mich beſſer als den Prinzipal. Ich hätte dieſem Geſchäft geſchadet, obgleich meine Mittel kleiner ſind; ich hätte leicht gute Geſchäfte machen können, aber dies Haus hätte den Schaden gehabt. So mußte ich etwas anderes ergreifen. Ich ging deshalb zu Schröter, ſobald ich mich entſchloſſen hatte, und beſprach das mit ihm. Ich werde mit euch nur in einem konkurrieren, und das ſind Pferdehaare, und darin werde ich euch totmachen. Ich habe das auch dem Prinzipal geſagt.“

„Das wird die Handlung ertragen“, ſagte Anton und ſchüttelte dem Borſtenhändler Pix die Hand.

Aber nicht im Kontor allein, auch unter den Arbeitern an der großen Wage war eine Veränderung eingetreten. Vater Sturm, der treue Freund des Hauſes, drohte die Handlung und dieſe kleine Erde zu verlaſſen.

Eine der erſten Fragen Antons nach ſeiner Rückkehr war Vater Sturm geweſen. Sturm war ſeit einigen Wochen unpaß und verließ das Zimmer nicht. Voll Beſorgnis eilte Anton am zweiten Abend nach ſeiner Ankunft zu der Wohnung des großen Mannes.

Schon auf der Straße hörte er ein merkwürdig tiefes Geſumm, als wenn ein Schwarm Rieſenbienen ſich in dem roſafarbenen Hauſe häuslich niedergelaſſen hätte. Als er in den Flur trat, klang das Summen wie das ferne Gemurr einer Löwenfamilie. Verwundert klopfte er an, niemand antwortete. Als er die Tür geöffnet hatte, mußte er auf der Schwelle anhalten, denn im erſten Augenblick ſah er in dem Zimmer nichts als einen grauen undurchdringlichen Rauch, in welchem ein gelber Lichtpunkt mit bleichem Dunſtkreis ſchwebte. Allmählich unterſchied er in dem Rauch einige dunkle Globuſſe, welche um das Licht herum wie Planeten aufgeſtellt waren, zuweilen bewegte ſich, was ein Männerarm ſein konnte, aber einem Elefantenbein ſehr ähnlich war. Endlich brachte die Zugluft der offnen Tür den Dampf in Bewegung, und ihm gelang, durch die Wolken einzelne Blicke in die Tiefen der Stube zu tun. Nie war eine Menſchenwohnung einer Tabagie von Zyklopen ähnlicher. An dem Tiſch ſaßen ſechs rieſige Männer, drei auf der Bank, drei auf Eichenſtühlen, alle hatten Zigarren im Mund und auf dem Tiſch hölzerne Bierkrüge; das dröhnende Brummen war ihre Sprache, die ſo klang, weil ſie leiſe ſprachen, wie ſich für eine Krankenſtube ſchickte.

„Ich rieche etwas," rief endlich eine mächtige Stimme, „ein Menſch muß hier ſein, es kommt eine kühle Luft, die Tür ſteht offen. Wer hier iſt, der melde ſich!"

„Herr Sturm!" rief Anton von der Schwelle.

Die Globuſſe gerieten in rotierende Bewegung und verfinſterten das Licht.

„Hört ihr's," rief die Stimme wieder, „ein Menſch iſt gekommen."

„Ja," erwiderte Anton, „und ein alter Freund dazu."

„Dieſe Stimme kenne ich!" rief es haſtig hinter dem Tiſche hervor.

Anton trat näher an das Licht, die Auflader erhoben ſich und riefen laut ſeinen Namen. Vater Sturm fuhr auf ſeiner Bank bis auf die äußerſte Ecke und hielt Anton beide Hände entgegen. „Daß Sie hier ſind, wußte ich ſchon durch meine Kameraden. Daß Sie geſund zurückgekommen aus dieſem Lande, von dieſen Senſenmännern und von dieſen Schreihälſen, welche ihre Tonne mit Sauerkraut in der Stube ſtehen haben, dieſes iſt mir eine angenehme Freude." Antons Hand ging zuerſt in die Hände des alten Sturm über, der ſie kräftig drückte und dann wieder zurechtſtreichelte, und dann in die Hände der fünf andern Männer, und kam wieder heraus, gerötet, aufgelaufen, im Gelenk erſchüttert, ſo daß Anton ſie ſogleich in die Rocktaſche ſteckte. Während die Auflader einer nach dem andern ihre Begrüßungen mit Anton austauſchten, fragte Sturm plötzlich dazwiſchen: „Wann kommt mein Karl?"

„Haben Sie ihm denn geſchrieben, daß er kommen ſoll?" fragte Anton.

„Geſchrieben?" wiederholte Sturm kopfſchüttelnd, „nein, dies habe ich nicht getan, von wegen ſeiner Stellung als Amtmann darf ich es nicht tun. Denn wenn ich ihm ſchreibe: Komm, ſo würde er kommen, und wenn eine Million Senſenmänner zwiſchen ihm und uns aufmarſchiert wäre, aber er könnte dort nötig ſein bei den Herrſchaften. Und deswegen, wenn er nicht von ſelber kommt, ſoll er nicht kommen."

„Er kommt zum Frühjahr", ſagte Anton und ſah prüfend auf den Vater.

Der Alte ſchüttelte wieder den Kopf. „Zum Frühjahr wird er nicht kommen, zu mir nicht; es iſt möglich, daß mein kleiner Zwerg dann herkommt, aber zu ſeinem Vater nicht mehr." Er ſetzte den Bierkrug an und tat einen langen Zug, klappte den Deckel zu und räuſperte ſich kräftig; dann ſah

er Anton mit einem entſchloſſenen Blick an und drückte die Fauſt als Stempel auf den Tiſch. „Fünfzig," ſagte er, „noch vierzehn Tage, dann kommt's."

Anton legte ſeinen Arm um die Schultern des Alten und ſah fragend den andern ins Geſicht, welche ihre Zigarren in der Hand hielten und vor der Gruppe ſtanden wie ein griechiſcher Chor in der Tragödie. „Sehen Sie, Herr Wohlfart," begann der Chorführer, der, als Menſch betrachtet, groß, als Rieſe kleiner war denn ſein Oberſter, „das will ich Ihnen erklären. Dieſes Mannes Meinung iſt, daß er ſchwächer wird, und daß er immer ſchwächer werden wird, und daß in einigen Wochen der Tag kommt, wo wir Auflader eine Zitrone in die Hand nehmen müſſen und einen ſchwarzen Schwanz an unſere Hüte ſtecken. Solches iſt unſer Wille nicht." Alle ſchüttelten den Kopf und ſahen mißbilligend auf ihren Oberſten. „Es iſt nämlich ein alter Streit zwiſchen uns und zwiſchen ihm wegen der fünfzig Jahre. Jetzt will er recht behalten, das iſt das Ganze, und unſere Meinung iſt, daß er nicht recht hat. Er iſt ſchwächer geworden, dieſes iſt möglich. Manchmal hat einer mehr Kraft, manchmal weniger. Was braucht der Mann aber deshalb daran zu denken, dieſen Platz zu verlaſſen? Ich will Ihnen ſagen, Herr Wohlfart, was es iſt, es iſt eine Ausſchweifung von ihm."

Alle Rieſen beſtätigten durch Kopfnicken die Worte des Sprechers.

„Alſo er iſt krank?" fragte Anton beſorgt. „Wo ſitzt die Krankheit, alter Freund?"

„Es iſt hier und dort," verſetzte Sturm, „es ſchwebt in der Luft, es kommt langſam heran, es nimmt zuerſt die Kraft, dann den Atem; von den Beinen fängt's an, dann ſteigt es herauf." Er wies auf ſeine Füße.

„Wird Ihnen das Aufſtehen ſauer?" fragte Anton.

„Gerade das iſt es," erwiderte der Rieſe, „es wird mir ſauer, und mit jedem Tage mehr. Und ich ſage dir, Wilhelm," fuhr er gegen den Sprecher fort, „in vierzehn Tagen wird auch das aufhören; dann wird nichts ſauer ſein als eure Zitronen, und ich hoffe auch eure Geſichter, ein paar Stunden, bis zum Abend; dann ſollt ihr wieder hierherkommen

und euch an dieſer Stelle niederſetzen. Ich werde dafür ſorgen, daß die Kanne hier ſteht wie heute, dann könnt ihr von dem alten Sturm reden als von einem Kameraden, welcher ſich zur Ruhe gelegt hat, und der nichts mehr heben wird, was eine Laſt iſt; denn ich denke mir, da, wo wir hinkommen, wird nichts mehr ſchwer ſein."

„Da hören Sie's," ſagte Wilhelm bekümmert, „er ſchweift wieder aus."

„Was ſagt der Arzt zu Ihrer Krankheit?" fragte Anton.

„Ja, der Doktor," ſagte der alte Sturm, „wenn man den fragen wollte, er würde genug ſagen; aber man fragt ihn nicht. Es iſt, unter uns geſprochen, auf die Ärzte kein Verlaß. Sie können wiſſen, wie es in manchen Menſchen iſt, das leugne ich nicht ab; aber woher wollen ſie wiſſen, wie es in einem von uns iſt? Es kann keiner ein Faß heben."

„Wenn Sie keinen Arzt haben, lieber Herr Sturm, ſo will ich ſogleich anfangen, Ihr Arzt zu ſein", rief Anton, eilte an die Fenſter und öffnete alle Flügel. „Wenn das Atmen Ihnen ſchwer wird, ſo iſt dieſe dicke Luft Gift für Sie, und wenn Sie an den Füßen leiden, ſo ſollen Sie auch nicht mehr trinken." Er trug die Bierkanne auf den andern Tiſch.

„Ei, ei, ei," ſagte Sturm, dem geſchäftigen Anton zuſehend, „die Meinung iſt gut, aber es nützt nichts. Etwas Rauch hält warm, und das Bier ſind wir einmal gewöhnt. Wenn ich den ganzen Tag allein ſitze auf dieſer Bank, ohne Arbeit, ohne einen Menſchen, ſo iſt es mir eine Freude, wenn meine Kameraden des Abends ihre Bequemlichkeit bei mir haben. Sie reden dann zu mir, und ich höre doch ihre Stimme wie ſonſt und erfahre etwas vom Geſchäft, und wie es in der Welt zugeht."

„Aber Sie ſelbſt ſollen dann wenigſtens das Bier meiden und ſich vor Tabakrauch hüten", erwiderte Anton. „Ihr Karl wird Ihnen dasſelbe ſagen, und da er nicht hier iſt, ſo erlauben Sie mir, ſeine Stelle zu vertreten." Er wandte ſich zu den andern Aufladern. „Ich will ihm zu beweiſen ſuchen, daß er unrecht hat, laſſen Sie mich eine halbe Stunde mit ihm allein."

Die Rieſen entfernten ſich, Anton ſetzte ſich dem Kranken gegenüber und ſprach über das, was dem Vater am meiſten Freude machte, über ſeinen Sohn.

Sturm vergaß ſeine finſtern Ahnungen und geriet in die glücklichſte Stimmung. Endlich ſah er Anton mit zugedrückten Augen an und ſagte, ſich zu ihm herüberlegend, vertraulich: „Neunzehnhundert Taler. Er iſt noch einmal hier geweſen.“

„Sie haben ihm doch nichts gegeben?“ fragte Anton beſorgt.

„Es waren nur hundert Taler“, ſagte der Alte entſchuldigend. „Er iſt jetzt tot, der arme junge Herr, er ſah ſo luſtig aus mit ſeinen Schnüren am Rocke. Solange ein Menſch Sohn iſt, muß er nicht ſterben, das macht zu großes Herzeleid.“

„Wegen Ihres Geldes habe ich mit Herrn von Fink geſprochen,“ ſagte Anton, „er wird vermitteln, daß man die Schuld an Sie bezahlt.“

„An den Karl“, verbeſſerte der Alte, auf ſeine Kammer ſehend. „Und Sie, Herr Wohlfart, werden es übernehmen, meinem Karl das in die Hände zu geben, was dort in dem Kaſten iſt, wenn ich ſelber den Kleinen nicht mehr ſehen ſollte.“

„Wenn Sie dieſen Gedanken nicht aufgeben, Sturm,“ rief Anton, „ſo werde ich Ihr Feind, und ich werde von jetzt ab mit größter Härte gegen Sie verfahren. Morgen früh komme ich wieder und bringe Ihnen den Arzt des Herrn Schröter mit.“

„Er mag ein guter Mann ſein,“ ſagte Sturm, „ſeine Pferde haben ſehr gutes Futter, ſie ſind ſtark und dick, aber mir kann er doch nicht helfen.“

Am andern Morgen beſuchte der Arzt den Patienten.

„Ich kann ſeinen Zuſtand noch nicht für gefährlich halten,“ ſagte er; „ſeine Füße ſind geſchwollen, auch das mag ſich wieder geben; aber das untätige, ſitzende Leben iſt für dieſen ſtarken Körper ſo ungeſund, und ſeine Diät iſt ſo ſchlecht, daß die ſchnelle Entwicklung einer gefährlichen Krankheit leider ſehr wahrſcheinlich iſt.“

Anton ſchrieb dies ſogleich an Karl und fügte hinzu: „Unter dieſen Umſtänden macht mir der Glaube deines Vaters, daß er ſeinen fünfzigſten Geburtstag nicht überleben wird, große Sorge. Am beſten wäre, wenn du ſelbſt um dieſe Zeit herkommen könnteſt.“

Seit Anton dies an Karl geſchrieben, war längere Zeit vergangen, er hatte unterdes den Kranken täglich beſucht. In dem Befinden Sturms war keine auffallende Änderung eingetreten, aber er hielt hartnäckig an ſeinem Entſchluß feſt, den Geburtstag nicht zu überleben. An einem Morgen kam der Bediente in Antons Zimmer und meldete, der Auflader Sturm wünſche ihn dringend zu ſprechen.

„Iſt er kränker?“ fragte Anton erſchrocken; „ich gehe ſogleich zu ihm.“

„Er iſt ſelbſt mit einem Wagen vor der Tür“, ſagte der Diener. Anton eilte vor das Haus. Dort hielt ein Fuhrmannswagen, über das Weidengeflecht waren große Tonnenreifen geſpannt, und über dieſe eine weiße Decke gezogen. Ein Zipfel der Leinwand ſchlug ſich zurück, und der Kopf des Vater Sturm fuhr mit einer ungeheuren Pelzmütze heraus. Der Rieſe blickte auf Anton und die Hausknechte, welche ſich um den Wagen drängten, von der Höhe herunter, wie der große Knecht Ruprecht auf die erſchrokkenen Kinder. Aber ſein eigenes Geſicht ſah ſehr bekümmert aus, dem herantretenden Anton hielt er ein Blatt Papier entgegen: „Leſen Sie dieſes, Herr Wohlfart. Einen ſolchen Brief habe ich von meinem armen Karl bekommen. Ich muß ſogleich zu ihm. — Auf das Gut hinter Rosmin“, erklärte er dem Kutſcher, einem ſtämmigen Fuhrmann, der neben dem Wagen ſtand.

Anton ſah in den Brief, es waren die ungeſchickten Buchſtaben des Förſters; erſtaunt las er den Inhalt: „Mein lieber Vater, ich kann nicht zu dir kommen, denn ein Senſenmann hat mir jetzt abgehauen, was von der Hand noch übrig war. Deshalb bitte ich dich, ſogleich nach Empfang dieſes Briefes zu deinem armen Sohn zu reiſen. Du nimmſt einen großen Wagen und fährſt damit bis Rosmin. Dort

hältſt du vor dem roten Hirſch. Im Hirſch wartet ein Wagen und ein Knecht vom Gut auf dich. Der Knecht verſteht kein Wort Deutſch, iſt aber ſonſt ein guter Kerl, er wird dich ſchon erkennen. Zu der Reiſe kaufſt du dir einen Pelz, auch Pelzſtiefel, dieſe müſſen bis über die Knie gehen und unten mit Leder beſetzt ſein. Wenn du für deine großen Beine keine Stiefel findeſt, ſo muß der Gevatter Kürſchner dir noch in der Nacht über deine Füße einen Pelz nähen. Grüße Herrn Wohlfart. Dein treuer Karl."

Anton hielt den Brief in ſeiner Hand und wußte nicht gleich, was er daraus machen ſollte.

„Was ſagen Sie zu dieſem neuen Unglück?" fragte der Rieſe traurig.

„Jedenfalls müſſen Sie ſogleich zu Ihrem Sohn", erwiderte Anton.

„Natürlich muß ich hin", beſtätigte der Auflader. „Das Unglück trifft mich hart, gerade jetzt, übermorgen ſind's fünfzig."

Anton merkte den Zuſammenhang. „Sind Sie denn aber auch vorbereitet wie Karl will?"

„Ich bin's," ſagte der Rieſe und ſchlug die Leinwanddecke zurück, „es iſt alles in Ordnung, der Pelz und auch die Stiefel." Anton ſah in den Wagen und hatte Mühe, ernſt zu bleiben. In einen großen Wolfspelz eingewickelt, nahm Sturm die ganze Breite des Wagens ein. Auch ſeine Füße waren mit einem Wolfsfell übernäht; wenn er jemals einem Ungeheuer ähnlich geweſen, ſo war er es jetzt. Er ſtieß mit ſeiner Mütze oben an die weiße Leinwand, und die Säulen ſeiner Füße füllten den ganzen Wagenraum zwiſchen Vorder- und Rückſitz. Er ſaß auf einem Bettſack und hatte einen Futterſack zur Rücklehne. Das wenige, was noch von leerem Raum in dem Wagen übrig war, wurde in Anſpruch genommen durch allerlei Ballen und Eßkober, welche die Kameraden ihrem ſcheidenden Oberſten kunſtvoll zuſammengeſchnürt und angebunden hatten; kleine Tonnen und Kiſten waren um ihn herum eingeſtaut, und gerade vor ihm hing eine geräucherte Wurſt und eine Reiſeflaſche von dem Reifen herab. So ſaß er wie ein Bär der Urwelt in ſeinem

Winterlager. Ein großer Säbel lehnte an ſeiner Seite: „Gegen dieſe Senſenmänner“, ſagte er und ſchüttelte ihn zornig. — „Jetzt habe ich noch eine große Bitte an Sie. Den Schlüſſel zu meinem Hauſe verwahrt der Wilhelm, dieſe Kiſte bitte ich Sie zu übernehmen, hierin ſteckt, was unter meinem Bett ſtand; heben Sie's auf für den Karl.“

„Ich werde die Kiſte Herrn Schröter übergeben,“ erwiderte Anton, „er iſt nach dem Bahnhof gefahren und muß jeden Augenblick zurückkehren.“

„Grüßen Sie ihn,“ ſagte der Rieſe, „ihn und Fräulein Sabine, und ſagen Sie beiden, daß ich ihnen von Herzen danke für alle Freundlichkeit, die ſie in meinem Leben mir und dem Karl bewieſen haben.“ — Bewegt ſah er in den Hausflur hinein. „Manches liebe Jahr habe ich dort drinnen hantiert; wenn die Ringe an Ihren Zentnern glatt ſind wie poliert, meine Hände haben redlich dazu geholfen. Was dieſes Geſchäft durchgemacht hat ſeit dreißig Jahren, das habe ich mit durchgemacht, Gutes und Trauriges; aber ich kann wohl ſagen, Herr Wohlfart, wir waren immer tüchtig. Ich werde eure Fäſſer nicht mehr rollen,“ fuhr er zu den Hausknechten gewandt fort, „und ein anderer wird euch helfen, die Leiterbäume an den Wagen ſetzen. Denkt manchmal an den alten Sturm, wenn ihr ein Zuckerfaß anbindet. Es kann nichts ewig bleiben auf der Welt, auch wer ſtark iſt, geht zum Ende; aber dieſe Handlung, Herr Wohlfart, ſoll ſtehen und blühen, ſolange ſie einen Chef hat wie dieſen, und Männer wie Sie und ehrliche Hände an der Wage. Dieſes iſt meines Herzens Wunſch.“ Er faltete ſeine Hände auf dem Weidengeflecht, und Tränen rollten über ſeine Wangen. „Und jetzt leben Sie wohl, Herr Wohlfart, geben Sie mir Ihre Hand.“ Er zog einen großen Fauſthandſchuh aus und ſteckte ſeine Hand aus dem Wagen heraus. „Und ihr, Peter, Franz, Gottfried, ihr Hausknechte, alle lebt wohl und denkt freundlich an mich.“ Der Hund Sabines kam wedelnd an den Wagen und ſprang an dem Weidenkorbe herauf. „Da iſt auch der alte Pluto!“ rief Sturm und fuhr mit der Hand auf den Kopf des Hundes. „Pluto, adjes!“ Der Hund leckte ihm die Hand. „Adjes alle!“ rief der Schei-

bende. „Nach Rosmin, Kutſcher!“ So zog er ſich in den Wagen zurück. Der Frachtwagen raſſelte über das Pflaſter, nach einer Weile öffnete ſich noch einmal die weiße Leinwand, der große Kopf Sturms ſah noch einmal zurück, und ſeine Hand winkte.

Anton war durch mehrere Tage in lebhafter Beſorgnis um das Schickſal Sturms. Endlich kam ein Brief von Karls Hand.

„Lieber Herr Wohlfart,“ ſchrieb Karl, „Sie werden wohl gemerkt haben, weshalb ich die letzten Zeilen an meinen Goliath ſchrieb. Er mußte fort aus ſeiner Stube, und ich mußte ihn von ſeinem Eigenſinn wegen des Geburtstages abbringen. Deshalb erdachte ich in meiner Angſt eine Notlüge. Es kam alſo folgendermaßen.

Am Tage vor ſeinem Geburtstag erwartete ihn der Knecht zu Rosmin im Hirſch. Ich ſelber war in die Schenke gegenüber geritten, um zu ſehen, wie der Vater ankam, und wie er ausſah. Ich hielt mich verſteckt. Gegen Mittag kam der Wagen langſam angeraſſelt. Der Fuhrmann half dem Vater vom Wagen, denn das Abſteigen wurde ihm ſehr ſauer, ſo daß ich wegen der Beine große Furcht bekam, es war aber mehr der Pelz und das Schütteln des Wagens ſchuld. Der Alte nahm auf der Straße einen Brief in die Hand und las darin, dann ſtellte er ſich vor den Jaſch, der zum Wagen gelaufen war, und der tun ſollte, als verſtehe er kein Wort Deutſch, und machte vor ihm verſchiedene Zeichen und erſchreckliche Bewegungen mit den Händen. Er hielt ſeine Hand zwei Fuß vom Steinpflaſter, und als der Knecht mit dem Kopfe ſchüttelte, duckte der Alte ſich ſelbſt auf die Erde. Dies ſollte ſo viel bedeuten als „mein Zwerg“, aber der Jaſch konnte es nicht verſtehen; dann packte der Vater das Gelenk ſeiner einen Hand mit der andern und ſchüttelte die Hand heftig vor Jaſchs Naſe, ſo daß der Knecht, der ohnedies über den großen Mann erſchrocken war, beinahe weggelaufen wäre. Endlich aber wurde der Vater mit ſeinen Sachen in unſern Korbwagen geſchafft, nachdem er noch einigemal um den Wagen herumgegangen war und ihn mit Mißtrauen befühlt hatte. So fuhr er ab. Dem Knecht hatte

ich geſagt, er ſollte auf geradem Wege nach der Förſterei fahren, und hatte mit dem Förſter alles verabredet. Ich ritt auf einem Seitenwege vor, und als der Wagen gegen Abend ankam, ſprang ich in des Förſters Bett und ließ mir die Hand unter der Bettdecke feſtbinden, um ſie nicht in der Freude herauszuſtecken. Als der Alte zu meinem Bett trat, war er ſo gerührt, daß er weinte, und es tat mir in der Seele weh, daß ich ihn täuſchen mußte. Ich erzählte ihm, daß es ſchon wieder beſſer wäre, und daß mir der Arzt erlaubt hätte, am nächſten Tag aufzuſtehen. Darauf wurde er ruhiger und ſagte mir mit wichtiger Miene, das wäre ihm lieb, denn morgen wäre für ihn ein großer Tag, morgen müßte ich an ſein Bett. Somit fing er wieder von ſeinem Unſinn an. Aber nicht lange, ſo wurde er luſtig, der Förſter kam dazu, und wir aßen, was das gnädige Fräulein mir vom Schloß geſchickt hatte. Ich ſetzte dem Alten Bier vor, welches er ſehr ſchlecht fand, darauf machte der Förſter Punſch, und wir tranken alle drei recht tapfer, der Vater mit ſeinen verzweifelten Gedanken, ich mit der abgehauenen Hand und der Förſter.

Von der langen Reiſe, der warmen Stube und dem Punſch wurde der Vater bald ſchläfrig. Ich hatte für eine große Bettſtelle geſorgt, die in des Förſters Stube aufgeſtellt war. Er küßte mich beim Gutenachtgruß noch auf den Kopf, klopfte auf die Bettdecke und ſagte: ‚Alſo morgen, mein Zwerg.‘ Gleich darauf war er eingeſchlafen. Und wie feſt ſchlief er! Ich fuhr aus des Förſters Bett und wachte die Nacht bei ihm in der Stube, es war eine bangſame Nacht, und ich mußte immer wieder auf ſeinen Atemzug hören. Spät am andern Morgen wachte er auf. Sobald der Alte ſich im Bett rührte, trat der Förſter in die Stube, und ſchon an der Tür ſchlug er die Hände zuſammen und rief einmal über das andere: ‚Aber, Herr Sturm, was haben Sie gemacht!‘ ‚Was habe ich denn gemacht?‘ fragte mein Goliath noch halb im Schlaf und ſah ſich ganz erſtaunt in der Stube um. Es war ein großes Geſchrei der Vögel, und die ganze Wirtſchaft kam ihm ſo fremd vor, daß er gar nicht wußte, ob er noch auf der Erde war. ‚Wo bin ich denn?‘ rief

er, ‚dieſer Ort ſteht nicht in der Bibel.‘ Der Förſter aber rief immerzu: ‚Nein, ſo etwas iſt noch nicht erhört worden!‘ bis der Alte ganz erſchrocken wurde und ängſtlich fragte: ‚Na, was denn?‘ — ‚Was haben Sie gemacht, Herr Sturm!‘ rief der Förſter, ‚Sie haben eine Nacht und einen Tag und wieder eine Nacht geſchlafen.‘ ‚Warum nicht gar,‘ ſagte mein Alter, ‚heute iſt der dreizehnte, es iſt Mittwoch.‘ ‚Nein,‘ ſagte der Förſter, ‚heute iſt der vierzehnte, es iſt Donnerstag.‘ So zankten die beiden miteinander. Endlich holte der Förſter ſeinen Kalender, in welchem er alle vergangenen Tage ausgeſtrichen hatte und auch den gegenwärtigen Mittwoch mit einem dicken Strich, und hatte zum Dienstag unter ſeine Bemerkungen geſchrieben: ‚Heute 7 Uhr iſt der Vater des Amtmanns Sturm angekommen, ein großer Mann, kann viel Punſch vertragen‘, und Mittwoch: ‚Heute hat dieſer Vater den ganzen Tag über geſchlafen.‘ Mein Alter ſah hinein und ſagte endlich ganz verwirrt: ‚Es iſt richtig. Hier haben wir's ſchriftlich. Dienstag, um ſieben Uhr, bin ich gekommen, die Größe und der Punſch, alles ſtimmt, der Mittwoch iſt quittiert, es iſt heute Donnerstag, es iſt der vierzehnte.‘ Er legte den Kalender hin und ſaß ganz betreten in ſeinem Bett. ‚Wo iſt mein Sohn Karl?‘ rief er endlich. Jetzt trat ich in die Stube, ich hatte meine Hand unter den Rock gebunden und verſtellte mich ebenſo wie der Förſter, bis der Alte endlich rief: ‚Ich bin wie behext, ich weiß nicht, was ich denken ſoll.‘ ‚Siehſt du denn nicht,‘ ſprach ich, ‚daß ich außer Bett bin? Geſtern, als du ſchliefſt, war der Doktor hier und hat mir erlaubt aufzuſtehen. Jetzt bin ich ſo ſtark, daß ich den Stuhl hier mit ſteifem Arm heben kann.‘ ‚Nur nichts Schweres mehr‘, ſagte der Alte. ‚Und auch deinetwegen habe ich mit dem Doktor geſprochen,‘ redete ich weiter, ‚er iſt ein kluger Mann und hat uns geſagt: entweder — oder; entweder er geht drauf, oder er ſchläft ſich durch. Wenn er den ganzen Tag ſchläft, hat er's überſtanden. Es iſt gefährlich für ihn, es kommen manchmal ſolche Zufälle bei den Menſchen vor.‘ ‚Bei uns Aufladern‘, ſagte der Alte. So brachten wir ihn dazu, daß er aus dem Bett aufſtand. Und er war recht munter. Aber ich hatte doch

den ganzen Tag große Sorge und ging ihm nicht von der Taſche. Er durfte nicht aus dem Hof heraus. Und doch wäre am Nachmittag bald alles verloren geweſen, als der Vogt ankam, mich zu ſprechen. Glücklicherweiſe hielt der Förſter die Hoftür verſchloſſen, er ging hinaus und unterwies den Vogt. Als dieſer hereinkam, rief ihm mein Vater ſchon von weitem entgegen: ‚Welcher Tag iſt heute, Kamerad?‘ ‚Donnerstag,‘ ſagte der Vogt, ‚der vierzehnte.‘ Da lachte der Vater über das ganze Geſicht und rief: ‚Jetzt iſt's ſicher, jetzt glaub' ich's.‘ Noch eine Nacht ſchlief er beim Förſter, bis der Geburtstag überſtanden war.

Am nächſten Morgen ließ ich den Wagen kommen, fuhr den Vater nach dem Hof und führte ihn in die Stube gegenüber der meinen, wo der Techniker gewohnt hat. Ich hatte ihm die Stube ſchnell eingerichtet, Herr von Fink, welcher von allem wußte, hatte handfeſte Möbel aus dem Schloß herüberſchaffen laſſen, ich hatte dem Vater den alten Blücher an die Wand gehängt, hatte die Rotkehlchen hereingelaſſen, die Hobelbank aufgeſtellt und einiges Werkzeug dazu, damit die Stube für ihn bequem war. Und jetzt ſagte ich ihm: ‚Dies iſt deine Wohnung, Alter. Du mußt jetzt bei mir bleiben.‘ ‚Oho,‘ ſagte er, ‚dieſes geht nicht, mein Zwerg.‘ ‚Es wird nicht anders ſein,‘ ſagte ich wieder, ‚ich will es, Herr von Fink will es, Herr Wohlfart will es, Herr Schröter will es. Du mußt dich ergeben. Wir werden uns jetzt nicht mehr trennen, ſolange wir beide noch zuſammen auf dieſer Erde ſind.‘ Und darauf zog ich meine Hand aus dem Rock und hielt ihm eine tüchtige Strafrede, wie ungeſund ſein Leben geweſen ſei, und daß er ſeiner Einbildung wegen mich verlaſſen wolle, ſolange bis er ganz weichherzig wurde und mir alles mögliche Gute verſprach. Darauf kam Herr von Fink herüber und begrüßte den Vater in ſeiner luſtigen Weiſe, und am Nachmittag kam das Fräulein und brachte den Herrn Baron geführt. Der blinde Herr freute ſich außerordentlich über den Vater, ſeine Stimme gefiel ihm ſehr, und er fühlte oft nach der Größe, und beim Abſchied nannte er ihn einen Mann nach ſeinem Herzen. Und das muß wohl ſein, denn der Herr kommt ſeitdem alle Nachmittage zum

Vater in die kleine Stube und hört zu, wie der Vater ſchnitzt und pocht.

Noch iſt der Vater verwundert über alles, was er hier ſieht; auch mit dem Tage, den er verſchlafen hat, iſt er noch nicht ganz im reinen, obgleich er's merkt; denn er faßt mich manchmal mitten in der Unterredung beim Kopf und nennt mich einen Spitzbuben. Dieſes Wort wird er jetzt wohl an Stelle des alten „Zwerg“ in ſeiner Rede einführen, obgleich es für einen Amtmann noch ſchlimmer iſt. Er will ſich auf die Stellmacherei legen, er hat heute bereits über Radſpeichen geſchnitzt. Ich fürchte nur, er wird ſehr ins Schwere arbeiten. Ich bin froh, daß ich ihn hier habe, und daß alles ſo abgelaufen iſt; wenn er nur erſt den Winter überſtanden hat, wird er die Schwäche in ſeinen Füßen ſchon auslaufen. Das kleine Haus will er verkaufen, aber nur an einen Auflader. Er läßt Sie bitten, dasſelbe dem Wilhelm anzutragen, welcher zur Miete wohnt, dieſer ſoll's billiger haben als ein Fremder.“

## 6.

Einige Tage nach dem Untergang des Advokaten ſaß Anton in ſeinem Zimmer und ſchrieb an Fink. Er teilte dieſem mit, daß man den Leichnam des Advokaten am Ende der Stadt beim Wehr aus dem Waſſer gezogen habe, die Urſache ſeines Todes ſei nicht klar. Ein Kind aus dem Hauſe, in welchem der Tote gewohnt, hatte erzählt, daß es ihm am Abend der Hausſuchung nahe bei ſeiner Wohnung auf der Straße begegnet war; ſeitdem war er nicht wieder erblickt worden. Unter dieſen Umſtänden ſei ein Selbſtmord nicht unmöglich. Der Polizeibeamte jedoch halte die Anſicht feſt, daß der herabgeſchlagene Hut eine fremde Hand verrate. Beim Durchſuchen der Wohnung habe man die Papiere nicht gefunden. Die weiteren Nachforſchungen der Polizei ſeien bis jetzt ohne Erfolg geweſen. Seine eigene Meinung über den furchtbaren Zwiſchenfall gehe dahin, daß Itzig auch hierbei eine Schuld habe.

Da wurde die Tür geöffnet, der Galizier trat haſtig in das Zimmer und legte, ohne zu ſprechen, eine alte Brille mit roſtiger Stahleinfaſſung vor Anton auf den Tiſch. Anton ſah in das verſtörte Geſicht des Mannes und ſprang auf.

„Seine Brille," flüſterte Tinkeles in heiſerem Tone, „ich habe ſie gefunden beim Waſſer. Gerechter Gott, daß man muß erleben ſolchen Schreck!"

„Weſſen iſt die Brille, und wo habt Ihr ſie gefunden?" fragte Anton; ihm ahnte, was der Galizier zu ſagen nicht die Kraft hatte, und ſein Auge ſah ſcheu nach den trüben Gläſern. „Faßt Euch, Tinkeles, und ſprecht."

„Es kann nicht bleiben verborgen, es ſchreit zum Himmel", rief der Galizier in heftiger Bewegung. „Sie ſollen hören alles, wie es verlaufen iſt. Zwei Tage, nachdem ich habe geſprochen mit Ihnen wegen der hundert Taler, bin ich gegangen des Abends zu Löbel Pinkus in die Schlafſtelle. Wie ich bin in das Haus getreten, iſt ein Mann im Finſtern an mich gerannt. Ich habe gedacht, iſt das der Itzig, oder iſt er's nicht? Ich habe mir geſagt, es iſt der Itzig; es iſt ſein Laufen, wie er läuft, wenn er in Eile iſt. Als ich bin gekommen hinauf in die große Stube, iſt alles geweſen leer, und ich habe mich geſetzt zum Tiſch und habe nachgeſehen in meiner Brieftaſche. Und wie ich ſitze, geht draußen der Wind, und es klopft an das Geländer, und es klopft immerfort, als wenn einer draußen ſteht, der herein will und kann nicht öffnen die Tür. Ich habe mich erſchreckt, und habe meine Briefe eingepackt und habe gerufen: iſt jemand hier, ſo ſoll er ſagen, daß er hier iſt. Es hat keiner geantwortet, aber es hat an der Tür geklappert ohne Aufhören. Da habe ich mir gefaßt ein Herz, ich habe genommen die Lampe und bin gegangen an das Geländer und habe geleuchtet in alle Winkel. Ich habe niemand geſehen. Und wieder hat's geklopft dicht vor mir und hat gegeben einen großen Krach; da iſt aufgeflogen eine Tür, welche niemals offen geweſen iſt, und von der Tür hat eine Treppe hinuntergeführt ins Waſſer. Als ich nun habe geleuchtet auf die Treppe, habe ich geſehen, daß ein naſſer Fuß hat getreten auf die Stufen und

iſt heraufgekommen; die Spuren von dem Fuße ſind geweſen zu ſehen bis in die Stube, naſſe Flecke auf dem Boden. Und ich habe mich gewundert und habe zu mir geſagt: Schmeie, habe ich geſagt, wer iſt gegangen bei der Nacht aus dem Waſſer herauf in die Stube, und hat offen gelaſſen die Tür wie ein Geiſt? Es kümmert dich nicht, habe ich mir geſagt, es iſt nicht dein Geſchäft. Und ich habe mich gefürchtet.

Und eh' ich zuſchließe die Tür, habe ich mit der Lampe noch einmal auf die Treppe geleuchtet, und da hab ich unten am Waſſer auf der letzten Stufe etwas geſehen, das gefunkelt hat im Licht. Und ich habe mich hinuntergewagt eine Stufe nach der andern, weh, ich kann Ihnen ſagen, Herr Wohlfart, es iſt geweſen eine ſchwere Arbeit. Der Wind hat geheult und hat geblaſen um meine Lampe, und der Weg die Treppe hinunter iſt geweſen ſo finſter wie ein Brunnen. Und was ich aufgehoben habe, iſt geweſen dieſes da" — er wies auf die Brille —, „das Glas, das er vor ſeinen Augen getragen hat."

„Und woher wißt Ihr, daß es die Brille des Toten iſt?" fragte Anton geſpannt.

„Sie iſt zu erkennen an dem Gelenk, das verbunden iſt mit ſchwarzem Zwirn. Ich habe ihn mit dieſer Brille beim Pinkus in der Stube geſehen mehr als einmal. Darauf habe ich die Brille zu mir geſteckt, und ich habe gedacht, ich will dem Pinkus nichts ſagen von der Geſchichte und will das Glas geben dem Hippus ſelbſt und ſehen, ob es mir kann nützen für unſer Geſchäft. Und ich habe die Brille bei mir getragen bis heute und habe auf den Hippus gewartet, und als er nicht gekommen iſt, habe ich den Pinkus gefragt, und dieſer hat mir geantwortet: ‚Weiß ich doch auch nicht, wo er ſteckt.' Und heute zum Mittag, als ich gekommen bin in die Herberge, iſt mir der Pinkus entgegengelaufen und hat mir geſagt: ‚Schmeie,' hat er geſagt, ‚wenn Ihr den Hippus noch ſprechen wollt, ſo müßt Ihr gehen ins Waſſer; er iſt gefunden worden im Waſſer.' Das iſt mir geweſen wie ein Schuß in mein Herz, als er mir geſagt hat: geh ins Waſſer und ſuche dir ihn. Und ich habe mich halten müſſen an die Wand."

Anton eilte an den Schreibtiſch, ſchrieb einige Zeilen an den Beamten, der erſt vor kurzem das Zimmer verlaſſen hatte, klingelte und gab dem Diener den Auftrag, das Billett eiligſt abzugeben.

Unterdes war Tinkeles wie gebrochen auf einen Stuhl geſunken, er ſtarrte auf die Tiſchplatte und murmelte vor ſich in unverſtändlichen Tönen.

Anton ging nicht weniger ergriffen im Zimmer auf und ab. Es war ein trauriges Schweigen. Nur einmal wurde es unterbrochen, als der Galizier von ſeinem Gemurmel zu lauten Tönen überging und fragte: „Glauben Sie, daß die Brille wert ſein wird die hundert Taler, die Sie für mich haben in Ihrem Schreibtiſch?“

„Ich weiß es noch nicht“, antwortete Anton kurz und ſetzte ſeinen Weg durch die Stube fort.

Schmeie verfiel wieder in Abſpannung und Seufzen, ſchlug manchmal ſeine zitternde Hände ineinander und gurgelte vor ſich hin. Endlich blickte er wieder auf und ſagte: „oder zum wenigſten doch fünfzig?“

„Schweigt jetzt mit Eurem Schacher“, erwiderte Anton ſtreng.

„Was ſoll ich ſchweigen?“ rief Tinkeles entrüſtet, „ich ſtehe aus eine große Angſt, ſoll das ſein um gar nichts?“ Und wieder verſank er in ſeinen Schmerz.

Die Unterhaltung wurde durch die Ankunft des Beamten unterbrochen. Der gewandte Mann ließ den Händler noch einmal ſeinen Bericht wiederholen, nahm die Brille, beſtellte einen Wagen für ſich und den widerſtrebenden Tinkeles, und ſagte beim Abſchiede zu Anton: „Machen Sie ſich gefaßt auf eine ſchnelle Entwicklung; ob ich meinen Willen durchſetze, iſt noch zweifelhaft; für Sie aber iſt jetzt einige Ausſicht da, die Dokumente, welche Sie ſuchen, aufzufinden.“

„Um welchen Preis!“ rief Anton ſchaudernd.

Die Zimmer im Hauſe Ehrenthals waren hell erleuchtet, durch die herabgelaſſenen Vorhänge fiel ein trüber Schimmer in den Sprühregen, der aus der dicken Nebelluft auf

die Straße ſank. Mehrere Räume waren geöffnet, ſchwere ſilberne Leuchter ſtanden umher, glänzende Teekannen, bunte Porzellanſchalen, alles Schaugerät war gebürſtet, gewaſchen und aufgeſtellt, der dunkle Fußboden war neu gebohnt, ſogar die Küchenfrau trug eine neu geplättete Haube; das ganze Haus hatte ſich gereinigt. Die ſchöne Roſalie ſtand mitten unter dieſer Herrlichkeit in einem Kleide von gelber Seide mit purpurroten Blüten geſchmückt, ſchön wie eine Houri des Paradieſes, und bereit wie dieſe, den Auserwählten zu empfangen. Die Mutter ſtrich ihr die Falten des ſchweren Stoffes zurecht, ſah freudeſtrahlend auf ihr Werk und ſagte in einer Anwandlung von mütterlichem Gefühl: „Was du heute ſchön biſt, Roſalie, mein einziges Kind!“ Aber Roſalie war zu ſehr gewöhnt an dieſe Huldigungen der Mutter, ſie achtete wenig auf das Lob und neſtelte unwirſch an einem Armbande, welches auf ihrem vollen Arm durchaus nicht feſthalten wollte.“ „Daß der Itzig mir Türkiſe gekauft hat, war wieder recht unpaſſend von ihm, er hätte auch wiſſen können, daß ſie nicht in der Mode ſind.“

„Sie ſind gut gefaßt,“ ſagte die Mutter beruhigend, „es iſt ein ſchweres Gold, und die Form iſt nach dem neueſten Geſchmack.“

„Und wo bleibt Itzig? Heute ſollt' er doch kommen zur rechten Zeit; die Familie wird daſein, und der Bräutigam wird fehlen“, fuhr Roſalie ſchmollend fort.

„Er wird zur Stunde kommen,“ antwortete Itzigs Patronin, „du weißt, wie er ſich müht und arbeitet, damit du ein glänzendes Haus machen kannſt. Du biſt glücklich“, ſchloß ſie ſeufzend. „Du trittſt jetzt in das Leben und wirſt eine angeſehene Frau. Ihr werdet nach der Trauung zuerſt auf einige Wochen nach der Reſidenz reiſen, wo der Itzig dich vorſtellen wird meiner Familie, und wo ihr miteinander in aller Ruhe die Flitterwochen verleben könnt. Unterdes werde ich euch dieſes Quartier einrichten, und ich werde hinaufziehen in den obern Stock. Ich werde den Reſt meines Lebens den Ehrenthal pflegen und mit ihm ſitzen in der leeren Stube.“

„Soll der Vater heute in die Gesellschaft kommen?“ fragte Rosalie.

„Es muß sein wegen der Familie, daß er hereinkommt; er muß als Vater den Segen über euch sprechen.“

„Er wird uns eine Störung machen und wieder törichtes Zeug reden“, sagte die kindliche Tochter.

„Ich habe ihm gesagt, was er sprechen soll,“ antwortete die Mutter, „und er hat mir zugenickt zum Zeichen, daß er es hat verstanden.“

Es klingelte, die Tür öffnete sich, die Verwandtschaft erschien. Bald füllten sich die Zimmer. Damen in schweren seidenen Kleidern mit Goldschmuck, blitzenden Ohrringen und Ketten besetzten das große Sofa und die Stühle der Runde. Es waren meist volle Gestalten, hier und da ein brennendes dunkles Auge, eine regelmäßige Schönheit. Sie saßen in getrennter Versammlung wie ein buntes Tulpenbeet, in welches der Gärtner vermieden hat eine dunkle Blüte zu setzen. Und wieder in Gruppen standen die Männer, schlaue Gesichter, die Hände in den Hosentaschen, weniger feierlich und weniger behaglich. So harrte die Verwandtschaft des Bräutigams, der noch immer zu kommen säumte.

Endlich erschien er, der gezeichnet war. Argwöhnisch fuhr sein Auge umher, unsicher klang sein Gruß an die Braut. Er strengte sich an bis aufs äußerste, nur einige Redensarten zu finden, die er dem schönen Mädchen hinwerfen konnte, und er selbst hätte grimmig lachen mögen über die Leere, die er in sich fühlte. Er sah nicht ihr glänzendes Auge, nicht den schönen Hals und die Pracht des Leibes; als er zu ihr trat, mußte er auf einmal an etwas anderes denken, woran er jetzt immer dachte. Er wandte sich schnell von Rosalie ab und trat in den Haufen der Herren, der nach seiner Ankunft gesprächiger wurde. Einige gleichgültige Redensarten der jüngern wurden gehört, als: „Fräulein Rosalie sieht bezaubernd aus“ und: „ob der Ehrenthal kommen wird?“ und: „dieser lange Nebel ist ungewöhnlich, er ist ungesund, man muß Jacken und Flanell tragen“, bis aus einem Munde die Worte kamen: „Viereinhalbprozen-

ige.“ Da hörten die Fragen auf, es war ein Geſpräch gefunden. Itzig war einer der Lauteſten, er focht mit den Händen nach allen Seiten. Man redete von den Kurſen, von der Wolle und von dem Unglück eines Geſchäftsmannes, der in Papieren ſo viel gemacht hatte, daß er gefallen war. Die Frauen waren vergeſſen, und an ſolche Behandlung gewöhnt, hielten ſie feierlich die Teetaſſen in der Hand, ſtrichen die Falten an ihren Gewändern zurecht und bewegten anmutig Hals und Arm, daß ihre Ketten und Armbänder im Kerzenlicht blitzten.

Da ward die Unterhaltung durch ein Geräuſch unterbrochen, eine Tür ging auf, allgemeine Stille entſtand, ein ſchwerer Armſtuhl wurde in das Zimmer gerollt.

Auf dieſem Armſtuhl ſaß ein alter Mann mit weißem Haar, ein dickes aufgedunſenes Geſicht, zwei glotzende Augen, welche vor ſich hinſtarrten, der Leib gekrümmt, die Arme ſchlaff über die Lehne herabhängend. Das war Hirſch Ehrenthal, ein blödſinniger Greis. Als der Stuhl in der Mitte der Verſammlung ſtand, ſah der Alte ſich langſam um, nickte mit dem Kopf und wiederholte die eingelernten Worte: „Guten Abend, guten Abend.“ Seine Frau beugte ſich zu ihm herab und rief mit lauter Stimme in ſein Ohr: „Kennſt du die Herrſchaften, welche hier ſind? Es iſt die Verwandtſchaft.“

„Ich weiß,“ nickte die Geſtalt, „es iſt eine Soiree. — Sie ſind alle gegangen zu einer großen Soiree, und ich bin alleingeblieben in meiner Stube. — Und ich habe geſeſſen an ſeinem Bett. Wo iſt der Bernhard, daß er nicht kommt zu ſeinem alten Vater?“ Die Anweſenden, welche den Lehnſtuhl umringt hatten, traten verlegen zurück, und die Hausfrau ſchrie dem Alten wieder ins Ohr: „Bernhard iſt verreiſt, aber deine Tochter Roſalie iſt hier.“

„Verreiſt iſt er?“ fragte der Alte traurig; „wohin kann er doch ſein verreiſt? Ich habe ihm wollen kaufen ein Pferd, daß er kann darauf reiten, ich habe ihm wollen kaufen ein Gut, damit er ſoll leben als ein anſtändiger Menſch, was er immer iſt geweſen. Ich weiß,“ rief er, „als ich ihn habe geſehen das letztemal, iſt er geweſen auf einem Bett. Auf

dem Bett hat er gelegen, und er hat ſeine Hand gehoben und hat ſie geſchüttelt gegen ſeinen Vater.“ Er ſank in den Stuhl zurück und wimmerte leiſe.

„Komm her, Roſalie“, rief die Mutter, geängſtigt durch dieſe Phantaſie des Schwachſinnigen. „Wenn dich der Vater ſieht, mein Kind, kommt er auf andere Gedanken.“ Die Tochter trat heran und kniete, ihr Taſchentuch unterbreitend, vor dem Stuhl des Vaters. „Kennſt du mich, Vater?“ rief ſie.

„Ich kenne dich,“ ſprach der Alte, „du biſt ein Weib. Was braucht ein Weib zu liegen auf der Erde? Gebt mir meinen Gebetmantel und ſprecht die Gebete. Ich will knien an deiner Stelle und beten, denn es iſt gekommen eine lange Nacht. Aber wenn ſie wird vorüber ſein, dann werden wir anzünden die Lichter und werden eſſen. Dann wird es Zeit ſein, daß wir die bunten Kleider anziehen. — Was trägſt du einen bunten Rock, jetzt, wo der Herr zürnt auf die Gemeinde?“ — Er begann ein Gebet zu murmeln und ſank wieder in ſich zuſammen.

Roſalie erhob ſich unwillig; die Mutter ſagte in großer Verlegenheit: „Es iſt heute ärger mit ihm, als es jemals geweſen iſt. Ich habe gewollt, daß der Vater gegenwärtig ſein ſollte beim Ehrentage der Tochter, aber ich ſehe, daß er die Pflichten des Hausherrn nicht erfüllen kann. So werde ich der Geſellſchaft als Mutter eine frohe Mitteilung machen.“ Sie faßte feierlich die Hand ihrer Tochter: „Treten Sie näher, Itzig.“

Itzig hatte bis dahin abſeits unter den andern geſtanden und auf den Alten geſtarrt. Er hatte zuweilen mit den Achſeln gezuckt und mit dem Kopfe geſchüttelt über den Unſinn des Kranken, weil er fühlte, daß das bei ſeiner Stellung in der Familie ſchicklich war. Aber vor ſeinem Auge ſchwebte eine andere Geſtalt, er wußte beſſer als die andern, wer jammerte und ſtöhnte, er wußte auch, wer geſtorben war und nicht verziehen hatte. So trat er langſam neben die Frau vom Hauſe, den Blick ſtier auf den Alten gerichtet. Die Gäſte umringten im Kreiſe ihn und Roſalie, die Mutter ergriff ſeine Hand.

Da fing der Alte in ſeinem Lehnſtuhl wieder an zu ſchwatzen. „Seid ſtill,“ ſagte er vernehmlich, „dort ſteht er, der Unſichtbare. Wir gehen heim vom Begräbnis, und er tanzt unter den Weibern. Wen er anſieht, dem ſchlägt er die Glieder. Dort ſteht er!“ ſchrie er laut und erhob ſich aus ſeinem Stuhl. „Dort — dort. — Stürzt eure Waſſerbecken um und flieht in die Häuſer. — Denn der da ſteht, er iſt verflucht vor dem Herrn. Verflucht!“ ſchrie er und ballte die Hände und wankte wie raſend auf Itzig zu.

Itzigs Geſicht wurde fahl, er verſuchte zu lachen, aber ſeine Züge verzogen ſich in grimmiger Angſt. Da wurde ſchnell die Tür aufgeriſſen, ſein Laufburſche ſah ängſtlich herein. Itzig warf nur einen Blick auf den Knaben, und er wußte alles, was der andere ihm ſagen wollte. Er war entdeckt, er war in Gefahr. Er ſprang zur Tür und war verſchwunden.

Lege deinen Brautſchmuck ab, ſchöne Roſalie, wirf das goldene Armband mit Türkiſen in die finſtere Ecke des Hauſes, wo der Moder an den Wänden ſitzt und nie ein Lichtſtrahl auf Gold und Edelſteine fällt. Die Steine ſollen verbleichen und das Gold unſcheinbar werden im Laufe der Jahre, die Kelleraſſeln ſollen in den Gliedern des Armrings ihr Lager aufſchlagen und durch das goldene Kettengelenk ſchlüpfen. Langbeinige Spinnen werden darüber kriechen und werden ihre Röhre daran ſpinnen, um einfältige Fliegen in der Finſternis zu überraſchen. Wirf das Armband weit weg von dir, denn jeder Gran Gold daran iſt durch eine Schurkerei bezahlt. Zieh dein hochzeitlich Gewand aus und hülle deinen ſchönen Leib in Trauerkleider, und von den Blumen in deinem Haar pflücke die Blätter ab und wirf ſie hinaus in die Nacht, dem kalten Nachtwind zum Spiele. Sieh ihnen nach, wie ſie im Lichtſcheine des Fenſters flattern und in dem Dunkel verſchwinden; ſie fallen hinab in den Schmutz der Straßen, und der Fuß der Vorübergehenden bedeckt ſie mit Schlamm. Du wirſt keine Verlobung, kein Hochzeitsfeſt feiern mit deinem vielverſprechenden Bräutigam; du wirſt in den nächſten Tagen mit geſenktem Haupt über die Straßen eilen, und wo du

vorübergehſt, werden die Leute einander anſtoßen und flüſtern: „Das iſt ſeine Braut.“ Und wenn die Zeit kommt, wo die Hoffnung der Mutter dich in der Reſidenz ſah, in luſtigen Flitterwochen, da wirſt du in einer fremden Stadt ſitzen, wohin du fliehſt, um dem Spott der Boshaften zu entrinnen. Du gehſt nicht im Schmerz unter, und deine Wange erbleicht nicht; du haſt ein glänzendes Ausſehen, und dein Vater hat viel Geld zuſammengeſcharrt; du findeſt mehr als einen, der bereit iſt, der Nachfolger von Itzig zu werden. Dein Los iſt, einem heimzufallen, der dein Kapital heiratet und deine Glieder mit vergnügtem Lachen in Kauf nimmt, und du wirſt ihn vom erſten Tage deiner Ehe an verachten, und wirſt ihn ertragen, wie man einen Schaden trägt, den der Arzt nicht wegſchaffen kann. Neue Gewänder von rauſchender Seide wirſt du tragen, und ein anderer Goldſchmuck wird an deinem Arm klirren, und der Inhalt deines Lebens wird ſein, als geſchmückte Puppe umherzuwandeln und deinen Mann höhniſch mit andern Männern zu vergleichen. Das Geld aber, welches der alte Ehrenthal durch Wucher und Schlauheit mit tauſend Sorgen für ſeine Kinder zuſammengebracht hat, das wird wieder rollen aus einer Hand in die andere, es wird dienen den Guten und Böſen und wird dahinfließen in den mächtigen Strom der Kapitalien, deſſen Bewegung das Menſchenleben erhält und verſchönert, das Volk und den Staat groß macht und den einzelnen ſtark oder elend, je nach ſeinem Tun.

Draußen war finſtere Nacht, durch die dicke Luft rieſelte ein kalter Sprühregen, und die Haut der Fußgänger ſchauerte unter den dichten Herbſtkleidern. Itzig ſprang die Treppe hinab. Er hörte noch auf den Stufen eine bebende Stimme: „Die Polizei iſt in der Wohnung, ſie ſtehen im Hofe, ſie lauern auf der Treppe, ſie brechen die Stubentür auf.“ Dann hörte er nichts mehr, eine furchtbare Angſt überſchüttete ſeine Seele. Mit raſender Schnelligkeit fuhren die Gedanken durch ſein Haupt. Flucht, Flucht! ſchrie alles in ihm. Er fühlte nach ſeiner Taſche, worin er ſeit der letz-

ten Woche einen Teil ſeines Vermögens herumtrug. Er dachte an die Züge der Eiſenbahn, es war nicht die Stunde, wo ein Zug abging, der ihn zum Meere führen konnte. Und auf allen Bahnhöfen fand er Verfolger, die auf ihn lauerten. So rannte er hinein in die Nacht, durch enge Gaſſen in entlegene Stadtteile. Wo eine Laterne brannte, fuhr er zurück. Immer flüchtiger wurde ſein Gang, immer verworrener der Zug ſeiner Gedanken. Endlich verließ ihn die Kraft, er kauerte in eine Ecke und preßte die Hände an ſeinen Kopf, um die Gedanken zuſammenzuhalten. Da hörte er das dumpfe Horn des Wächters in ſeiner Nähe, wenige Schritte vor ihm ſtand der Mann, und ſeine Hellebarde klapperte an den Schlüſſeln, die er am Gürtel trug. Tief zur Erde beugte ſich der Flüchtige, die Angſt ſchnürte ihm die Bruſt zuſammen, daß er ſtöhnte, obgleich es ſein Leben galt. Auch hier war die Gefahr. Wieder ſtürzte er zwiſchen den Häuſerreihen vorwärts auf den einzigen Ort zu, der noch deutlich vor ſeiner Seele ſtand, vor dem er ſich graute wie vor dem Tode, und zu dem es ihn doch hinzog als zu dem letzten Verſteck, das er auf Erden noch hatte. Als er in die Nähe der Herberge kam, ſah er einen dunklen Schatten vor der Tür. Dort hatte der kleine Mann oft in der Dunkelheit geſtanden und auf den heimkehrenden Veitel gewartet. Auch heute ſtand er dort und wartete auf ihn. Der Unſelige fuhr zurück und wieder näher heran, die Tür war frei. Er fuhr mit der Hand nach einem verborgenen Drücker und ſchlüpfte hinein. Aber hinter ihm hob ſich wieder drohend der Schatten aus dem Dunkel eines vorſpringenden Kellers, er glitt hinter ihm an die Tür und blieb dort regungslos ſtehen. Der Flüchtling zog ſeine Stiefel aus und huſchte die Treppe hinauf. Er fühlte ſich im Finſtern an eine Stubentür, öffnete ſie mit zitternder Hand und griff nach einem Schlüſſelbund an der Wand. Mit den Schlüſſeln eilte er durch den Saal auf die Galerie, wie in weiter Ferne hörte er die Atemzüge ſchlafender Menſchen. Er ſtand vor der Treppentür. Ein heftiger Schauer ſchüttelte ſeine Glieder, wankend ſtieg er hinunter, Stufe auf Stufe. Als er den Fuß in das Waſſer ſetzte,

hörte er ein klägliches Stöhnen. Er hielt ſich an die Holzwand, wie der andere getan, und ſtarrte hinunter. Wieder ſtöhnte es aus tiefſter Bruſt, er merkte, daß er es ſelbſt war, der ſo Atem holte. Mit dem Fuß ſuchte er den Gang im Waſſer. Das Waſſer war geſtiegen ſeit jener Zeit, es ging ihm hoch über das Knie, er hatte Grund gefunden und ſtand im Waſſer.

Finſter war die Nacht, immer noch rieſelte der Regen durch die ſchwere Luft, der Nebel überzog Häuſer und Galerien längs dem Fluſſe, nur undeutlich trat eine Waſſertreppe, ein ſtützender Pfeiler oder das Giebeldach eines Hauſes aus der dunkelgrauen Maſſe hervor. Das Waſſer ſtaute ſich an den alten Pfählen, den Treppen und den Vorſprüngen der Häuſer und murmelte eintönig. Es war der einzige Laut in der finſtern Nacht, und er drang wie Donnergetös in das Ohr des Mannes. Alle Qual der Verdammten fühlte er jetzt, wo er watend, mit den Händen fühlend, durch Waſſer und Regen den Weg der Rettung ſuchte. Er klammerte ſich an das ſchlüpfrige Holz der Pfähle, um nicht zu ſinken. Er ſtand an der Treppe des Nachbarhauſes, er fühlte nach den Schlüſſeln in ſeiner Taſche, noch ein Schwung um die Ecke, und ſein Fuß berührte die Stufen der Treppe. Da, als er ſich wenden wollte, fuhr er kraftlos zurück, der gehobene Fuß ſank in das Waſſer, vor ſich auf dem Pfahlwerk über der Flut ſah er eine dunkle, gebückte Geſtalt. Er konnte die Umriſſe des alten Hutes erkennen, er ſah trotz der Finſternis die häßlichen Züge eines wohlbekannten Geſichts. Unbeweglich ſaß die Erſcheinung vor ihm. Er fuhr mit der Hand an ſeine Augen und in die Luft, als wollte er ſie wegwiſchen. Es war keine Täuſchung, das Geſpenſt ſaß wenige Schritte vor ihm. Endlich ſtreckte das Schreckliche eine Hand aus nach Itzigs Bruſt. Mit einem Schrei fuhr der Verbrecher zurück, ſein Fuß glitt von dem Wege herunter, er fiel bis an den Hals ins Waſſer. So ſtand er im Strom, über ihm heulte der Wind, an ſeinem Ohr rauſchte das Waſſer immer wilder, immer drohender. Er hielt die Hände in die Höhe, ſein Auge ſtarrte noch immer auf die Erſchei-

nung vor ihm. Langſam löſte ſich die fremde Geſtalt von dem Balken, es rauſchte auf dem Wege, den er ſelbſt gegangen war, das Geſpenſt trat ihm näher, wieder ſtreckte ſich die Hand nach ihm aus. Er ſprang entſetzt weiter ab in den Strom. Noch ein Taumeln, ein lauter Schrei, der kurze Kampf eines Ertrinkenden, und alles war vorüber. Der Strom rollte dahin und führte den Körper des Lebloſen mit ſich.

An dem Rande des Fluſſes wurde es lebendig, Pechfakkeln glänzten am Ufer, Waffen und verhüllte Uniformen blinkten im Schein der Lichter. Der Zuruf ſuchender Menſchen wurde gehört, und vom Fuß der Treppe watete ein Mann längs dem Ufer und rief hinauf: „Er iſt fortgetrieben, bevor ich ihn erreichen konnte, morgen wird er am Wehr zu finden ſein.“

## 7.

Die Herberge des Löbel Pinkus wurde durchſucht, das geheime Magazin im Nebenhauſe mit Beſchlag belegt; und da man die Beute zahlreicher alter und neuer Diebſtähle darin angeſammelt fand, wurde der Herbergsvater ſelbſt ins Gefängnis geſetzt. Unter den gefundenen Gegenſtänden war auch die leere Kaſſette des Freiherrn; in einem verſchloſſene Schrank der geheimen Höhle lagen zuſammengepackt die Ehrenſcheine des Freiherrn und die beiden Hypothekeninſtrumente über die erſten und die letzten zwanzigtauſend Taler Gutsſchulden. In der Wohnung des Agenten Itzig fand ſich ein Dokument, in welchem Pinkus verſicherte, daß Veitel Itzig Eigentümer der erſten Hypothek ſei. Der harte Sinn des Pinkus wurde durch die Unterſuchungshaft erweicht; er geſtand, was zu leugnen für ihn nicht mehr von Nutzen war, daß er nur im Auftrage des Ertrunkenen dem Freiherrn das Geld gezahlt, und daß dieſer in der Tat von Itzig nicht mehr als zuſammen ungefähr zehntauſend Taler erhalten habe. So gewann der Freiherr auch ſein Anrecht auf die Hälfte der erſten Hypothek zurück.

Pinkus wurde zu langer Gefängnisſtrafe verurteilt. Die ſtille Herberge ging ein, und Tinkeles, der das zweite Hundert gleich nach Itzigs Tode von Anton gefordert hatte, trug fortan ſein Bündel und ſeinen Kaftan in einen andern Schlupfwinkel. Sein Gefühl für die Handlung erhielt durch die letzten Ereigniſſe eine Wärme, welche die Handlung veranlaßte, ihm gegenüber ungewöhnliche Vorſicht zu beobachten und einige große Geſchäfte zurückzuweiſen, die er jetzt durchaus mit ihr unternehmen wollte. Die natürliche Folge dieſer Kälte war, daß Tinkeles um ſo höhere Achtung vor der Klugheit des Geſchäfts erhielt und fortfuhr, dem Kontor ſeine Beſuche zu gönnen, ohne daß eine neue kühne Spekulation das gute Verhältnis unterbrach. Das Haus des Pinkus wurde verkauft, ein ehrlicher Färber zog hinein, und von der Galerie, an welcher einſt die hagere Geſtalt des jungen Veitel gelehnt hatte, hing jetzt blau und ſchwarz gefärbtes Garn hinunter bis in die trübe Flut.

Nach langen Verhandlungen mit dem Anwalt und der gedrückten Familie Ehrenthals empfing Anton im Wege des Vergleichs die Ehrenſcheine und die letzte Hypothek gegen Zahlung der zwanzigtauſend Taler zurück.

Unterdes kam der Verſteigerungstermin des Familiengutes heran. Noch vor dem Tage ſuchte ein Kaufluſtiger Anton auf, und Anton traf mit ihm unter Zuziehung ſeines Rechtsſtandes und mit Einwilligung des Freiherrn das Abkommen, daß der Käufer wenigſtens eine Kaufſumme zu bieten habe, welche dem Freiherrn auch die letzte für Ehrenthal ausgeſtellte Hypothek rettete. Bei dem noch immer niedrigen Güterpreiſe war eine höhere Verkaufſumme für das Gut nicht zu hoffen, und im Termin, deſſen Ende Anton in großer Spannung abwartete, erſtand der neue Käufer in der Tat das Gut zu dem vorher beſprochenen Preiſe.

Am Tage nach dem Verkauf ſchrieb Anton der Baronin, er überſandte ihr die Schuldſcheine des Freiherrn und ſeine Vollmacht. Er ſiegelte den Brief mit dem frohen Gefühl, daß er aus all der Verwirrung für Lenore doch ein Erbteil von ungefähr dreißigtauſend Talern gerettet hatte.

Auf dem Dache des Staroſtenhauſes lag wieder der weiße Schnee, und die Krähen drückten die Spuren ihrer Füße hinein. Das glänzende Feſtkleid des Winters war über Flur und Wald ausgebreitet, in tiefem Schlaf lag die Erde, kein Schäferhund bellte auf den Feldern, das Ackergerät ſtand untätig in einem Schuppen des Hofes. Und doch war auf dem Gut ein heimliches Leben ſichtbar, und über den weiten Hofraum eilten geſchäftige Arbeiter mit Zollſtab und Säge. Der Boden in dem Wirtſchaftshof war uneben, denn der Grund für neue Gebäude wurde ausgegraben, und in den Stuben und ſogar draußen im Sonnenſchein arbeitete eine Schar Handwerker aus der Stadt, Zimmerleute, Tiſchler und Stellmacher. Luſtig pfiff der Geſell ſein Lied bei der Arbeit, und die gelben Späne flogen weit in den Hof hinein. Es war eine neue Kraft auf dem Gute ſichtbar und ein neues Leben, und wenn das Frühjahr kommt, wird eine Schar Arbeiter ſich über den polniſchen Grund verbreiten und den ausgeruhten Boden zwingen, emſiger Arbeit Früchte zu tragen.

In ſeiner warmen Stube ſaß Vater Sturm auf der Schnitzbank unter Tonnenreifen und Faßdauben, und ſein Eiſen arbeitete mächtig in das Eichenholz hinein. Und ihm gegenüber auf dem einzigen Polſterſtuhle der Stube lehnte der blinde Freiherr, den Krückſtock in der Hand, ſein Ohr auf den alten Sturm gerichtet.

„Sie müſſen müde ſein, Sturm“, ſagte der Freiherr.

„Ei,“ rief der Rieſe, „mit den Händen geht es noch wie ſonſt. Das hier wird eine kleine Tonne für das Regenwaſſer, es iſt bloße Kinderarbeit.“

„Auch er hat einmal in einer kleinen Tonne geſteckt“, ſagte der Freiherr vor ſich hin. „Es war ein ſchwaches Kind, die Amme hatte ihn zum Baden hineingeſetzt, und er hatte ſeinen Rücken darin gebogen und vorn die Knie angeſtemmt, ſo konnte er nicht mehr heraus. Ich mußte die Reifen der Tonne abſchlagen laſſen, um den Knaben aus ſeinem Gefängnis zu erlöſen.“

Der Rieſe räuſperte ſich. „Waren es eiſerne Reifen?“ fragte er teilnehmend.

„Es war mein Sohn", ſagte der Freiherr mit zuckendem Antlitz.

„Ja," ſagte Sturm leiſe, „er war ſtattlich, er war ein hübſcher Mann, es war eine Freude zu hören, wenn ſein Säbel raſſelte, und zu ſehen, wie er ſeinen kleinen Bart drehte." — Ach, er hatte dasſelbe dem blinden Vater ſchon oft geſagt, alle Tage mußte er es wiederholen, wenn der Freiherr ihm gegenüber ſaß!

„Es war des Himmels Wille", ſagte der Freiherr und faltete die Hände.

„So war es," wiederholte der alte Sturm, „unſer Herrgott wollte ihn zu ſich nehmen, gerade als er bei ſeiner beſten Arbeit war. Das war ehrenvoll für ihn, und kein Menſch kann ſchöner die Erde verlaſſen. Für ſein Vaterland und für ſeine Eltern zog er in ſeinem Schnürrock aus, und er war ſiegreich und jagte die Polacken in die Felder, als der Herr ſeinen Namen rief und ihn unter ſeine eigene Garde verſetzte."

„Ich aber mußte zurückbleiben", klagte der Freiherr.

„Und mich freut's, daß ich unſern jungen Herrn noch geſehen habe," fuhr Sturm mit großer Beredſamkeit fort, „denn wie Sie wiſſen, war er damals unſer junger Herr. Sie vertrauten meinem Karl die ganze Wirtſchaft an, und ſo war es für mich eine Ehre, auch Ihrem Herrn Sohn ein Vertrauen zu zeigen."

„Es war unrecht, daß er zu Ihnen kam, Geld zu borgen", ſagte der Freiherr kopfſchüttelnd. Und er ſagte ſo, weil er die troſtvolle Antwort Sturms ſchon oft gehört hatte und ſie wieder hören wollte.

Der Rieſe legte ſein Schnitzeiſen weg, fuhr ſich in die Haare und bemühte ſich, recht unternehmend auszuſehen, als er in leichtſinnigem Tone begann: „Wiſſen Sie was, man muß mit einem jungen Herrn auch Nachſicht haben. Jugend will austoben. Es borgt ſich mancher Geld in jungen Jahren, und vollends, wenn einer einen ſo luſtigen Rock hat, mit Quaſten und Silber. Wir waren auch keine Geizhälſe, Herr Baron", fuhr er bittend fort und klopfte mit ſeinem Eiſen leiſe an die Knie des Blinden. — „Und

der Herr Offizier war ſehr artig, und ich glaube, er war etwas verlegen. Und als ich ihm das Geld gab, ſah ich ihm an, wie leid es ihm tat, daß er es brauchte. Ich gab's ihm um ſo lieber. Und als ich ihm in die Droſchke half und er ſich aus dem Wagen beugte, ich verſichere Ihnen, da war er ganz bewegt, er griff mit beiden kleinen Händen heraus und ſuchte meine Fauſt, um ſie noch einmal zu ſchütteln. Und wie er ſo daſaß, fiel das Licht der Straßenlaterne in ſein Geſicht. Es war in dieſem Augenblick ein freundliches liebes Geſicht, etwa wie das Ihrige und noch mehr wie das der Frau Baronin, ſoweit ich dies geſehen habe."

Auch der Blinde ſtreckte die Hände aus und ſuchte die Fauſt des Aufladers. Sturm ſchob die Schnitzbank vor, faßte mit ſeiner Rechten die Hände des Freiherrn und ſtreichelte ſie mit der Linken. So ſaßen beide ſtumm nebeneinander.

Endlich begann der Freiherr mit gebrochener Stimme: „Sie ſind der letzte Menſch geweſen, der meinem Eugen Freundſchaft bewieſen hat — ich danke Ihnen, ich danke Ihnen von Herzen. Es iſt ein unglücklicher zerſchmetterter Mann, der Ihnen das ſagt. Aber ſolange ich noch auf dieſer Erde lebe, werde ich den Segen des Höchſten für Sie erflehen. Es ſollte nicht ſein, daß mein Sohn mir in meinen alten Tagen den wankenden Schritt ſtützte, Ihnen aber hat der Himmel einen guten Sohn erhalten. Was ich von Friede und Glück für meinen armen Eugen wünſchen würde, das, flehe ich zu Gott, ſoll Ihrem Sohne werden."

Sturm fuhr ſich über die Augen und umſchloß gleich darauf wieder die Hände des Freiherrn. So ſaßen die Väter wieder ſtumm nebeneinander, bis der Freiherr ſich mit einem Seufzer erhob. Behutſam faßte Sturm den Arm des Blinden und führte ihn über Hof und Anger bis auf die Rampe des Schloſſes. Jetzt iſt ein Weg zu der Turmtür aufgeſchüttet, er hat eine Vormauer von großen Quaderſteinen, und man kann zu Fuß und zu Wagen die Turmtür erreichen. Und Sturm zieht den Draht einer Glocke, der Diener des Freiherrn eilt herzu und führt ſeinen Herrn die Schloßtreppe hinauf, denn das Treppenſteigen wird dem Vater Sturm noch ſauer. —

In den Wirtſchaftshof fuhr unterdes ein Wagen, Karl eilte reſpektvoll aus ſeiner Stube, der neue Gutsherr ſprang herab.

„Guten Tag, Sergeant!“ rief Fink, „wie ſteht's im Schloſſe und in der Wirtſchaft? Was macht das Fräulein und die Frau Baronin?“

„Alles in Ordnung,“ meldete Karl, „nur mit der Frau Baronin geht's ſchwach. Wir erwarten Sie ſchon ſeit vierzehn Tagen. Die Herrſchaften im Schloß haben alle Tage gefragt, ob keine Nachricht von Ihnen gekommen ſei.“

„Ich wurde aufgehalten,“ ſagte Fink, „und ich wäre vielleicht noch nicht zurück, aber ſeit dem Schneefall iſt nicht mehr viel von den Gütern zu ſehen. Ich habe Dobrowice gekauft.“

„Alle Wetter!“ rief Karl erfreut.

„Mächtiger Boden,“ fuhr Fink fort, „fünfhundert Morgen Laubwald, in dem die Baumaſche faſt einen Fuß hoch liegt. In dem polniſchen Loch daneben, das ſie dort Kreisſtadt nennen, fuhr das Schachervolk wie Ameiſen durcheinander, als es erfuhr, daß von jetzt unſer Sporn täglich über ihren Markt klirren ſoll. Sie aber, Amtmann, werden ſich freuen, wenn Sie das neue Gut ſehen. Ich habe Luſt, Sie im erſten Frühjahr hinzuſchicken. — Was halten Sie in der Hand? Ein Schreiben von Anton? Geben Sie her.“

Er brach den Brief haſtig auf. „Iſt das Fräulein im Schloß?“ — „Ja, Herr von Fink.“ — „Gut. Heute abend geht ein Bote zum Paſtor nach Neudorf.“ Mit ſchnellen Schritten ging er nach dem Schloß.

Lenore ſaß in ihrem Zimmer, um ſie herum lag zerſchnittene Leinwand, ſie nähte. Emſig ſtach ſie mit der Nadel in den harten Stoff, legte zuweilen die Naht auf das Knie, glättete mit dem Fingerhut und betrachtete dann mißtrauiſch die einzelnen Stiche, ob ſie auch klein und regelmäßig waren. Da klang auf dem Korridor der ſchnelle Schritt, ſie ſprang auf, und krampfhaft preßte ihre Hand die Leinwand zuſammen. Aber ſie faßte ſich mit kräftigem Entſchluß und ſetzte ſich wieder zu ihrer Arbeit. Es klopfte an ihre Tür. Ein tiefes Rot ſtieg ihr langſam über Hals und Wange, und

ihr Herein! gelangte kaum bis an das Ohr des Gaſtes. Der eintretende Fink ſah ſich neugierig in dem ſchmuckloſen Raume um, an der Wand einige Kreidezeichnungen Lenores, ſonſt nur der unentbehrlichſte Hausrat. Das kleine Sofa aus Pantherfellen ſtand nicht mehr darin.

Als Fink ſich vor Lenore verneigte, fragte ſie in gleichgültigem Ton: „Hat etwas Unangenehmes Sie aufgehalten? Wir alle machten uns Sorge.“

„Ein Gut, das ich gekauft habe, verzögerte die Rückkehr. Jetzt komme ich in Eile, mich bei meiner Herrin zu melden: zugleich bringe ich Ihnen ein Paket, welches Anton für die Frau Baronin geſandt hat. Wenn das Befinden der gnädigen Frau mir erlaubt, ſie zu begrüßen, wünſche ich ihr meine Aufwartung zu machen.“

Lenore nahm den Brief: „Ich gehe ſogleich zur Mutter, verzeihen Sie!“ Mit einer Verbeugung ſuchte ſie bei ihm vorbeizukommen.

Fink hielt ſie durch eine Handbewegung zurück und ſagte ſcherzend: „Ich ſehe Sie hausmütterlich mit Schere und Nadel beſchäftigt. Wer iſt der Glückliche, für den Sie dieſe keilförmigen Stücke zuſammennähen?“

Lenore errötete wieder: „Das iſt Frauenarbeit, und ein Herr darf danach nicht fragen.“

„Ich weiß doch, der Fingerhut ſteht ſonſt nicht in Ihrer Gunſt“, ſagte Fink gutmütig. „Iſt es denn nötig, liebes Fräulein, daß Sie ſich die Augen verderben?“

„Ja, Herr von Fink,“ erwiderte Lenore in feſtem Tone, „es iſt nötig, und es wird nötig ſein.“

„Ei, ei!“ rief Fink kopfſchüttelnd und ſtützte ſich gemächlich auf eine Stuhllehne. „Glauben Sie denn, daß ich Ihre geheimen Feldzüge mit Nadel und Schere nicht ſchon längſt gemerkt habe? Und dazu Ihr ernſtes Geſicht und die wahrhaft glorreiche Haltung, mit der Sie mich dreiſten Knaben behandeln. Wo iſt das Katzenſofa? Wo iſt die brüderliche Offenheit, die ich nach unſerm Vertrage erwarten durfte? Sie haben unſer Abkommen ſchlecht gehalten. Ich ſehe deutlich, mein guter Freund iſt geneigt, mich aufzugeben und zieht ſich mit beſtem Anſtande zurück. Aber geſtatten Sie

auch mir die Bemerkung, daß Ihnen das ſchwerlich etwas nützen wird. Sie werden mich nicht los."

„Seien Sie edelmütig, Herr von Fink," unterbrach ihn Lenore in heftiger Bewegung; „machen Sie mir nicht noch ſchwerer, was ich tun muß. Ja, ich bereite mich vor, von hier zu ſcheiden, zu ſcheiden auch von Ihnen."

„Sie weigern ſich alſo, hier bei mir auszuhalten?" ſagte Fink mit gefurchter Stirn. — „Wohlan, ich werde wiederkommen und ſo lange bitten, bis Sie mich erhören. Wenn Sie mir entlaufen, reiſe ich Ihnen nach, und wenn Sie Ihr ſchönes Haar abſchneiden und in ein Kloſter fliehen, ich ſprenge die Mauern und hole Sie heraus. Habe ich nicht um Sie geworben, wie der Taugenichts im Märchen um die Königstochter? Um Sie zu gewinnen, ſtolze Lenore, habe ich Sand in Gras verwandelt und mich ſelber in einen ehrbaren Hauswirt. Dieſe Wundertaten haben Sie verſchuldet. Darum, geliebte Herrin, ſeien Sie geſcheit und quälen Sie uns nicht durch mädchenhafte Launen."

„Oh, ehren Sie dieſe Launen!" rief Lenore, in Tränen ausbrechend. „In der Einſamkeit dieſer Wochen habe ich jede Stunde mit meinem Schmerz gerungen. Ich bin ein armes Mädchen, das jetzt die Pflicht hat, für ihre leidenden Eltern zu leben. Die Mitgift, welche ich in Ihre Zukunft bringen würde, heißt Krankheit, Trübſinn und Hilfloſigkeit."

„Sie irren", unterbrach ſie Fink ernſt. „Unſer Freund hat für Sie geſorgt. Er hat zwei Schurken ins Waſſer gejagt und die Schulden Ihres Vaters bezahlt; dem Freiherrn bleibt ein hübſches kleines Vermögen, alle Not iſt zu Ende, und Sie ſelbſt, Trotzkopf, ſind gar keine ſchlechte Partie, wenn Ihnen daran etwas liegt. Der Brief, den Sie in der Hand halten, vernichtet Ihre Philoſophie."

Lenore ſtarrte auf den Umſchlag und warf den Brief von ſich weg. „Nein!" rief ſie außer ſich. „Als ich von Jammer zerriſſen an Ihrem Herzen lag, damals riefen Sie mir zu, ich ſollte Kraft gewinnen auch Ihnen gegenüber. Und jeden Tag fühle ich, daß ich Ihnen gegenüber keine Kraft habe, keine Überzeugung und keinen Willen. Was Sie ſagen, erſcheint mir wahr, und ich vergeſſe, was ich ſelbſt anders

gedacht; was Sie von mir fordern, das muß ich tun, widerſtandslos wie eine Sklavin. Die Frau, welche neben Ihnen durch das Leben geht, ſoll Ihnen ebenbürtig ſein an Geiſt und Kraft, und ſicher ſoll ſie ſich fühlen in dem eigenen Kreiſe. Ich bin ein ungebildetes, hilfloſes Mädchen. In törichter Leidenſchaft habe ich Ihnen verraten, daß ich um Ihretwillen wagen kann, was ein Weib nie wagen ſollte. Sie finden in mir nichts, was Sie ehren können. Sie werden mich küſſen und — werden mich ertragen." — Lenores Hand ballte ſich, und ihre Augen flammten. So ſtand ſie vor ihm, und ihre Geſtalt erbebte in dem Kampfe von Stolz und Liebe.

„Reut Sie ſo ſehr, daß Sie für mich eine Kugel in die Schulter des Mordgeſellen ſandten?" fragte Fink finſter. „Was ich ſehe, ſieht nicht aus wie Liebe, eher wie Haß."

„Ich Sie haſſen!" rief das Mädchen und ſchlug die Hände vor das Geſicht.

Er nahm ihr die Hände vom Antlitz, zog ſie an ſich und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. „Vertraue mir, Lenore."

„Laß mich, laß mich!" rief Lenore ſich ſträubend, aber ihr Mund hing wieder heiß an dem ſeinen, ſie umſchlang ihn feſt, und zu ihm aufſehend mit einem leidenſchaftlichen Ausdruck von Liebe und Furcht, glitt ſie zu ſeinen Füßen nieder.

Erſchüttert beugte ſich Fink herab und hob ſie auf. „Mein biſt du, und ich halte dich feſt!" rief er. „Mit Büchſe und Blei habe ich dich erbeutet, du ſtürmiſches Herz! — In einem Atem ſagſt du mir Liebevolles und Hartes. — Alle Wetter, bin ich denn ein ſolcher Sklavenvogt, daß ein braves Weib fürchten muß, unter mein Joch zu kommen? So wie du biſt, Lenore, entſchloſſen, kühn, ein kleiner Teufel von Leidenſchaft, geradeſo will ich dich haben und nicht anders. Wir ſind Waffenbrüder geweſen, und wir werden es in dieſem Lande bleiben. Der Tag kann wiederkommen, wo wir beide in unſerem Hauſe den Kolben an die Wange legen, und das Volk um uns verlangt einen Sinn, der eher einen Schlag gibt als einen erträgt. Und wäreſt du niemals die Sehnſucht meines Herzens geweſen, und wäreſt du ein Mann, ich würde dich für mein Leben zu gewinnen ſuchen

als meinen Genoſſen. Denn, Lenore, du wirſt mir nicht nur ein liebes Weib ſein, auch ein mutiger Freund, der Vertraute meiner Taten, mein treueſter Kamerad."

Lenore ſchüttelte den Kopf, aber ſie hielt den Geliebten feſt umklammert. „Ich ſoll deine Hausfrau werden", klagte ſie. Fink ſtrich ihr liebkoſend über das Haar und küßte die glühende Stirn. „Gib dich zufrieden, mein Herz", ſagte er zärtlich, „und finde dich drein. Wir haben miteinander in einem Feuer geſeſſen, das ſtark genug war, um ein großes Gefühl zur Reife zu bringen. Und wir kennen eines das andere. Unter uns geſagt, wir werden manchmal einen Wirbelwind in unſerm Hauſe haben. Ich bin kein bequemer Geſell, am wenigſten für ein Weib, und du wirſt deinen eigenen Willen, deſſen Verluſt du jetzt beklagſt, recht gemütlich wiederfinden. Sei ruhig, Liebchen, du wirſt wieder ein Trotzkopf werden, wie du geweſen biſt, du brauchſt dich deshalb gar nicht zu grämen. Alſo auf einige Stürme mache dich gefaßt, aber auch auf herzliche Liebe und auf ein fröhliches Leben. Du ſollſt mir wieder lachen, Lenore. Meine Hemden brauchſt du nicht zu nähen; wenn du das Wirtſchaftsbuch nicht führen willſt, ſo läßt du es bleiben. Und wenn du deinen Söhnen zuweilen im Eifer einen Backenſtreich gibſt, er wird unſerer Brut nicht ſchaden. Alſo ich denke, du gibſt dich."

Lenore ſchwieg, aber ſie drückte ſich feſt an ſeine Bruſt.

Fink zog ſie fort. — „Komm zur Mutter!" rief er.

Über das Bett der Kranken beugten ſich Fink und Lenore. Um das bleiche Geſicht der Mutter flog ein heller Schein, als ſie die Hände auf das Haupt des Mannes legte und ihm ihren Segen gab.

„Sie iſt weich und noch immer ein Kind", ſagte ſie zu dem Manne. „In Ihren Händen, mein Sohn, liegt es, eine gute Frau aus ihr zu machen."

Sie trieb die Kinder aus dem Zimmer. „Geht zum Vater," bat ſie, „führt ihn dann zu mir und laßt uns allein."

Als der Freiherr neben ſeiner Gemahlin ſaß, zog die Baronin ſeine Hand an ihre Lippen und ſprach leiſe: „Heute

will ich dir danken, Oskar, für viele Jahre des Glücks, für all deine Liebe."

„Armes Weib!" murmelte der Blinde.

„Was du erfahren und gelitten haſt," fuhr die Baronin fort, „das haſt du erfahren und gelitten für mich und meinen Sohn, und beide laſſen wir dich allein zurück in einer freudeloſen Welt. — Dir ſollte das Glück nicht werden, deinen Namen in der Familie zu vererben. In deinem Hauſe biſt du der letzte, welcher den Namen Rothſattel trägt."

Der Freiherr ſtöhnte.

„Aber der Ruf, den wir hinterlaſſen, ſoll ohne Flecken ſein, wie dein ganzes Leben war — bis auf zwei Stunden der Verzweiflung." Sie hielt die Hand des Blinden an das Bündel Schuldſcheine und riß jeden einzelnen durch, ſie klingelte dem Diener und ließ die Papiere Stück für Stück in den Ofen werfen. Die Flamme flackerte hell auf und warf ein rotes Licht über das Zimmer, es rauſchte und kniſterte, bis der Brand verglommen. Die Dämmerung des Abends füllte die Stube, und an dem Bett der kranken Frau lag der Freiherr und drückte das Haupt in die Decken, und ſie hielt ihre Hände über ihm gefaltet, und ihre Lippen bewegten ſich im leiſen Gebet.

Im Morgengrauen flattern die Krähen und Dohlen über dem Schnee des Schloßdaches. Die ſchwarzen Vögel ſchweben um die Zinne des Turms, und ſie brechen mit lautem Geſchrei nach dem Walde auf und erzählen ihrem Volke, daß im Hauſe eine Braut ſei und eine Tote. Die bleiche Frau aus der Fremde iſt in der Nacht geſtorben, und der Blinde, welcher jetzt zuſammengeſunken in den Armen ſeiner Tochter liegt, hat in ſeinem Schmerz nur ein tröſtendes Gefühl, daß er ihr, die endlich Ruhe gefunden, in kurzem nachfolgen wird. Und die Unglücksvögel rufen in alle Lüfte, daß auch die fremden Einwanderer dem alten Slawenfluch verfallen ſind, der auf dem Schloſſe und auf dem Grunde liegt.

Aber den Mann, welcher jetzt im Schloß gebietet, kümmert es wenig, ob eine Dohle ſchreit oder die Lerche; und wenn ein Fluch auf ſeinem Boden liegt, er bläſt lachend in die

Luft und bläſt ihn hinweg. Sein Leben wird ein unaufhörlicher ſiegreicher Kampf ſein gegen die finſtern Geiſter der Landſchaft; und aus dem Slavenſchloſſe wird eine Schar kraftvoller Knaben herausſpringen, und ein neues deutſches Geſchlecht, dauerhaft an Leib und Seele, wird ſich über das Land verbreiten, ein Geſchlecht von Koloniſten und Eroberern.

Mit wenigen herzlichen Worten zeigte Fink dem Freunde ſeine Verlobung und den Tod der Baronin an. Ein verſiegelter Brief an Sabine lag dem Schreiben bei.

Es war Abend, als der Poſtbote den Brief in Antons Zimmer brachte. Lange ſaß Anton, den Kopf auf die Hand geſtützt, vor der Botſchaft, endlich ergriff er den Brief an Sabine und eilte nach dem Vorderhauſe.

Er traf den Kaufmann im Arbeitszimmer und übergab dieſem den Brief. Der Kaufmann rief ſogleich Sabine herein. „Fink iſt verlobt, hier die Anzeige an dich.“

Sabine ſchlug erfreut die Hände zuſammen und eilte auf Anton zu, aber ſie hielt errötend auf dem Wege an, trug den Brief zur Lampe und öffnete. Es mußte nicht vieles darin ſtehen, denn ſie war im Augenblick zu Ende; ſie mühte ſich, ernſthaft auszuſehen, aber der Mund gehorchte ihr nicht, ſie vermochte ein Lächeln nicht zu unterdrücken. Anton hätte zu anderer Zeit dieſe Stimmung mit leidenſchaftlichem Anteil beobachtet, heute achtete er kaum darauf.

„Sie bleiben doch heute abend bei uns, lieber Wohlfart?“ fragte der Kaufmann.

Anton erwiderte: „Ich ſelbſt wollte Sie bitten, mir einige Minuten zu ſchenken. Ich habe Ihnen etwas mitzuteilen.“ Er ſah unruhig auf Sabine.

„Laſſen Sie hören! — Bleib, Sabine!“ rief der Kaufmann der Schweſter zu, welche nach Antons Worten entſchlüpfen wollte. „Ihr ſeid gute Freunde, Herr Wohlfart wird an deiner Gegenwart keinen Anſtoß nehmen. Sprechen Sie, Freund, womit kann ich Ihnen dienen?“

Anton preßte die Lippen zuſammen und blickte wieder auf die Geliebte, welche an den Türpfoſten gelehnt vor ſich

niederſah. „Darf ich fragen, Herr Schröter,“ begann er endlich mit Überwindung, „ob Sie die Stelle gefunden haben, welche Ihre Güte mir vermitteln wollte?“

Sabine bewegte ſich unruhig, auch der Kaufmann ſah verwundert auf. „Ich glaube, Ihnen etwas anbieten zu können, aber eilt das ſo ſehr, lieber Wohlfart?“

„Ja“, entgegnete Anton feierlich. „Ich habe keinen Tag zu verlieren. Meine Beziehungen zu der Familie Rothſattel ſind jetzt völlig gelöſt, die furchtbaren Ereigniſſe, welche noch in den letzten Wochen durch meine Tätigkeit herbeigeführt wurden, haben auch meinen Körper angegriffen. Ich ſehne mich nach Ruhe. Regelmäßige Arbeit in einer fremden Stadt, wo mich nichts mehr an die Vergangenheit erinnert, iſt mir jetzt Bedürfnis.“

Wieder bewegte ſich Sabine, ein ernſter Blick des Bruders hielt ſie zurück.

„Und dieſe Ruhe, die auch ich für Sie wünſche, können Sie bei uns nicht finden?“ fragte der Kaufmann.

„Nein,“ erwiderte Anton mit klangloſer Stimme, „ich bitte Sie, mir nicht zu zürnen, wenn ich heute von Ihnen Abſchied nehme.“

„Abſchied!“ rief der Hausherr. „Ich verſtehe nicht, weshalb das ſo eilig iſt. In unſerm Hauſe ſollen Sie ſich erholen, die Frauen ſollen beſſer für Sie ſorgen, als ſie bisher getan. Wohlfart beklagt ſich über dich, Sabine. Er ſieht blaß und angegriffen aus. Du und die Tante, ihr dürft ſo etwas nicht leiden.“

Sabine antwortete nichts.

„Ich muß fort, Herr Schröter,“ ſprach Anton feſt, „morgen reiſe ich ab.“

„Und wollen Sie Ihren Freunden nicht ſagen, weshalb dies ſo plötzlich ſein muß?“ fragte der Kaufmann ernſthaft.

„Sie wiſſen weshalb. — Ich habe mit meiner Vergangenheit abgeſchloſſen. Ich habe bis jetzt ſchlecht für meine Zukunft geſorgt, denn ich bin in der Lage, mir in der Fremde als Dienender erſt Zutrauen und gute Geſinnung erwerben zu müſſen. — Ich bin auch an Freunden ſehr arm geworden. Von allen Menſchen, welche mir lieb ſind, muß

ich mich entfernt halten auf Jahre, auf lange Zeit. Ich habe einige Urſache, mich allein zu fühlen, und da ich mein Leben von neuem geſtalten muß, ſo ſoll das ſo bald als möglich geſchehen, denn jeder Tag, den ich hier verlebe, iſt fruchtlos, er macht meine Kraft geringer und die notwendige Trennung ſchwerer." So ſprach er mit tiefer Bewegung; die Stimme bebte ihm, aber er verlor nicht ſeine ruhige Haltung. Er trat auf Sabine zu und faßte ihre Hand. „In dieſer letzten Stunde bekenne ich Ihnen, in Gegenwart Ihres Bruders, was zu hören Sie nicht beleidigen kann, weil Sie auch das ſchon längſt wiſſen. — Die Trennung von Ihnen ſchmerzt mich mehr, als ich ſagen kann. Leben Sie wohl!" Jetzt übermannte ihn die Rührung, er wandte ſich ſchnell ab und trat an das Fenſter.

Der Kaufmann begann nach einer Pauſe: „Daß Sie ſo eilig von uns gehen, lieber Wohlfart, kommt auch meiner Schweſter ungelegen. Sabine hatte gerade jetzt den Wunſch, Sie um einen Ritterdienſt zu erſuchen, wie ihn die Schweſter eines Kaufmanns verlangen kann. Auch ich wünſche ſehr, daß Sie dieſe Bitte nicht abſchlagen. Sabine bittet, daß Sie ihr einige Blätter durchſehen und dabei ihren Vorteil mir gegenüber wahrnehmen. Es iſt keine große Arbeit."

Anton wandte ſich mit Überwindung um und machte ein Zeichen der Einwilligung.

„Zuvor aber erfahren Sie einen Umſtand, der Ihnen vielleicht noch nicht bekannt iſt", fuhr der Kaufmann fort, „Sabine iſt ſeit dem Tode meines Vaters mein ſtiller Teilhaber; ihr Rat und ihre Willensmeinung haben in unſerm Geſchäft öfter den Ausſchlag gegeben, als Sie wohl meinen. Sie iſt auch Ihr Chef geweſen, lieber Wohlfart." Er winkte der Schweſter und verließ das Zimmer.

Erſtaunt ſah Anton auf den Chef im hellen Frauengewande. Manches Jahr hatte er, ohne es zu wiſſen, auch ihr gehorcht und ihr zu Dienſten gehandelt. Und wie in alter Zeit ſich der reiſige Vaſall ſeiner jungen Lehnsherrin neigte, ſo verneigte auch er ſich unwillkürlich vor der jungfräulichen Geſtalt, welche jetzt mit geröteten Wangen auf ihn zutrat.

„Ja, Wohlfart“, ſprach Sabine ſchüchtern. „Auch ich habe ein kleines Anrecht auf Ihr Leben gehabt. Ich war's, die Ihrem Vater verſprach, hier im Hauſe für Sie zu ſorgen. Ich war ſelbſt noch ein unerfahrenes Kind, und das Vertrauen des fremden Gaſtes machte mich glücklich. Ihr Vater, der würdige alte Herr, wollte bei uns ſein Samtkäppchen nicht aufſetzen, das ihm aus der Taſche guckte, bis ich es ihm herauszog und auf die weißen Locken drückte; damals dachte ich, wird mein Lehrling auch ſo hübſche Locken haben? — Und als Sie zu uns kamen und allen gefielen und der Bruder Sie den beſten unter den jüngeren Herren nannte, da war ich ſo ſtolz auf Sie, wie nur Ihr guter Vater hätte ſein können.“

Anton ſtützte ſich auf das Pult und verbarg ſeine Augen mit der Hand.

„Und weil ich immer empfand, daß Sie ein wenig mir gehörten, bat ich den Bruder, Sie auf der gefährlichen Reiſe mitzunehmen, ich wußte Sie bei ihm und fühlte mich nicht ganz von ihm getrennt. Auch für mich haben Sie in der Fremde gearbeitet, Wohlfart, und als Sie in der Schreckensnacht unter Feuer und Waffenlärm auf den Frachtwagen ſtanden, da waren mein die Waren, die Sie retteten. Und deshalb, mein Freund, komme ich auch jetzt als Kaufmann zu Ihnen, und noch einmal bitte ich Sie, eine Arbeit für mich abzumachen. Sie ſollen mir ein Konto durchſehen.“

„Ich will, Fräulein,“ erwiderte Anton abgewandt, „aber nicht in dieſer Stunde.“

Sabine griff in den Schrank, ſie legte zwei Bücher mit goldenem Schnitt, in grünes Leder gebunden, auf das Pult. Und Anton bei der Hand faſſend, bat ſie mit zitternder Stimme: „Kommen Sie doch, ſehen Sie mein Soll und Haben an.“ Sie öffnete das erſte Buch. Unter kunſtvollen Schnörkeln ſtanden die Worte: „Mit Gott“. „Geheimbuch von T. O. Schröter.“

Anton trat erſchrocken zurück: „Es iſt das Geheimbuch der Handlung!“ rief er, „das iſt ein Irrtum.“

„Es iſt kein Irrtum,“ ſagte Sabine, „ich wünſche, daß Sie es durchſehen.“

„Das iſt unmöglich, Fräulein!“ rief Anton. „Nicht Ihr Herr Bruder und nicht Sie können das im Ernſt wollen. Verhüte Gott, daß ſich ein anderer an dieſes Buch wage als die Herren des Geſchäfts. Solange eine Handlung ſteht, ſind dieſe Blätter für keines Menſchen Auge als für die Augen der Herren, und nach ihrem Tode für die nächſten Erben. Wer in dies Buch geſehen hat, der weiß, was nie ein Fremder erfahren darf. Und dieſem Buche gegenüber iſt auch der treueſte Freund ein Fremder. Als Kaufmann und redlicher Menſch darf ich Ihren Wunſch nicht erfüllen.“

Sabine hielt ſeine Hand feſt. „Sehen Sie doch hinein, Wohlfart,“ bat ſie, „ſehen Sie wenigſtens die Aufſchrift an.“ Sie ſchlug den Deckel zurück. „In dieſem Buche ſteht: T. O. Schröter“, ſie fuhr mit der Hand über die Blätter. „Es ſind nur noch wenige leere Seiten darin, das Buch geht mit dem Jahre zu Ende.“ Sie ſchlug den Deckel des zweiten Bandes auf und ſprach: „Dies Buch iſt leer; hier aber ſteht eine andere Firma. Was ſteht hier?“

Anton las: „Mit Gott.“ „Geheimbuch von T. O. Schröter und Kompanie.“

Sabine drückte ſeine Hand und ſprach leiſe und bittend: „Und der neue Kompagnon ſollen Sie ſein, mein Freund.“

Anton ſtand regungslos, aber ſein Herz pochte laut, und hell ſtieg die Röte auf ſeine Wangen. Noch immer hielt Sabine ihn bei der Hand, er ſah ihr Antlitz nahe an dem ſeinen, und wie einen Hauch fühlte er ihren leiſen Kuß auf ſeinen Lippen. Da ſchlang er den Arm um die Geliebte und lautlos hielten die Glücklichen einander umfaßt.

Die Tür öffnete ſich, der Kaufmann ſtand auf der Schwelle. „Halt ihn feſt, den Flüchtling!“ rief er. „Ja, Anton, ſeit Jahren habe ich dieſe Stunde erſehnt. Seit du in der Fremde an meinem Lager knieteſt und meine Wunde verbandeſt, trug ich im Herzen den Wunſch, dich für immer mit unſerm Leben zu vereinigen. Als du von uns gingſt, ſah ich mit Zorn meine liebſte Hoffnung zerſtört. Jetzt halten wir dich, du Schwärmender, in den Blättern des Geheimbuches und in unſern Armen.“ Er zog die Liebenden an ſich.

„Du haſt dir einen armen Kompagnon gewählt!“ rief Anton am Herzen des neuen Bruders.

„Nein, mein Bruder, Sabine hat als kluger Kaufmann gehandelt. Beſitz und Wohlſtand haben keinen Wert, nicht für den einzelnen und nicht für den Staat, ohne die geſunde Kraft, welche das tote Metall in lebenſchaffender Bewegung erhält. Du bringſt in das Haus die rüſtige Jugendkraft und einen geprüften Sinn. Sei willkommen in dieſem Hauſe und in unſern Herzen!“

Und ſtrahlend vor Freude hielt Sabine beide Hände des Verlobten feſt. „Kaum konnte ich länger ertragen, dich ſo ſtill und traurig zu ſehen. Jeden Mittag, wenn du den Stuhl rückteſt, war mir, als müßte ich dir nachfliegen und dir ſagen, daß du zu uns gehörſt für immer. — Du haſt nicht geſehen, du Blinder, was in mir vorging, und Lenores Bräutigam hat doch alles gewußt.“

„Er?“ fragte Anton. „Ich habe zu ihm niemals von dir geſprochen.“

„Sieh her!“ rief Sabine und zog den Zettel Finks aus der Taſche. Es ſtand nichts darin als die Worte: „Gute Freundſchaft, Frau Schwägerin.“

Und wieder ſchloß der glückliche Anton die Geliebte in ſeine Arme. —

Schmücke dich, du altes Patrizierhaus, freue dich, ſorgliche Tante, tanzet, ihr fleißigen Hausgeiſter im dämmerigen Flur, ſchlage Purzelbäume auf deinem Schreibtiſch, du luſtiger Gips! Die poetiſchen Träume, welche der Knabe Anton in ſeinem Vaterhauſe unter den Segenswünſchen guter Eltern gehegt hat, ſind ehrliche Träume geweſen. Ihnen wurde Erfüllung. Was ihn verlockte und ſtörte und im Leben umherwarf, das hat er mit männlichem Gemüt überwunden. Das alte Buch ſeines Lebens iſt zu Ende, und in eurem Geheimbuch, ihr guten Geiſter des Hauſes, wird fortan „mit Gott“ verzeichnet: ſein neues Soll und Haben.



# INHALTSVERZEICHNIS


Seite

Vorwort . . . . . 5

Erſtes Buch

1. Kapitel . . . . . 7
2. „ . . . . . 14
3. „ . . . . . 24
4. „ . . . . . 38
5. „ . . . . . 56
6. „ . . . . . 68
7. „ . . . . . 80
8. „ . . . . . 110
9. „ . . . . . 129
10. „ . . . . . 145

Zweites Buch

1. Kapitel . . . . . 153
2. „ . . . . . 181
3. „ . . . . . 202
4. „ . . . . . 219
5. „ . . . . . 243
6. „ . . . . . 252
7. „ . . . . . 277
8. „ . . . . . 296
9. „ . . . . . 317
10. „ . . . . . 331

Drittes Buch

1. Kapitel . . . . . 346
2. „ . . . . . 369
3. „ . . . . . 397

Seite

4. Kapitel . . . . . 430
5. „ . . . . . 453
6. „ . . . . . 473
7. „ . . . . . 490
8. „ . . . . . 509

Viertes Buch

1. Kapitel . . . . . 536
2. „ . . . . . 553
3. „ . . . . . 576
4. „ . . . . . 599
5. „ . . . . . 621
6. „ . . . . . 636

Fünftes Buch

1. Kapitel . . . . . 664
2. „ . . . . . 690
3. „ . . . . . 708
4. „ . . . . . 731
5. „ . . . . . 771

Sechstes Buch

1. Kapitel . . . . . 790
2. „ . . . . . 820
3. „ . . . . . 833
4. „ . . . . . 849
5. „ . . . . . 862
6. „ . . . . . 882
7. „ . . . . . 894

Druck von A. Seydel & Cie. Aktiengesellschaft, Berlin SW 61.

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu
4090 S
001-004090-00-0